Ein Dorf vor dem Inquisitor

Montaillou

Eine bäuerliche Sozialgeschichte des späten Mittelalters
nach den Untersuchungsakten des Inquisitors Fournier
aufgezeichnet von Emmanuel LeRoy Ladurie

Jacques Fournier, Bischof von Pamiers, später Papst in Avignon (Benedikt XII.), führte in den Jahren 1318 bis 1324 in einem kleinen Dorf in den Pyrenäen als Inquisitor eine Untersuchung durch. Die ketzerischen Albigenser waren zu dieser Zeit längst vernichtend geschlagen. Dennoch fand sich die kirchliche Obrigkeit genötigt, gegen Anhänger der ›Irrlehre‹ vorzugehen, die sich in entlegene Gebirgstäler der Pyrenäen geflüchtet hatten. Der Verdacht der Ketzerei lastete auch auf dem rund zweihundert Seelen zählenden Dorf Montaillou. In seinen umfangreichen Protokollen hat der Inquisitor Fournier alle Geheimnisse dieser Menschen peinlich genau aufgezeichnet.

Nichts entgeht der bischöflichen Spürnase, weder die Denkweise der Schäfer und Bergbauern noch ihr Tagesablauf. Geburt und Tod, Jugend und Alter; die Kämpfe bäuerlicher Geheimbünde, Zauberei und Erlösungssehnsucht, Hochzeit und Sexualität, Irreligiosität und Ketzerei, Moral und Verbrechen, Mythen und überirdische Erscheinungen werden in diesen Verhören anschaulich. Emmanuel LeRoy Ladurie hat aus den voluminösen Akten des Vatikans eine Dokumentation zusammengestellt, die sich wie ein Kriminalroman liest und als eine kostbare Sozialreportage über das bäuerliche Leben in einer kleinen Gemeinde um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert erweist.

V. 020205
unverkäuflich

Emmanuel LeRoy Ladurie

Montaillou

Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324

Büchergilde Gutenberg Frankfurt am Main

Titel der französischen Originalausgabe:
Montaillou, village occitan de 1294 à 1324
© 1975 by Editions Gallimard, Paris
Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von
Peter Hahlbrock, Berlin
Deutsche Rechte © 1980 by Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt am Main – Berlin – Wien,
Propyläen Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Mit freundlicher Genehmigung des Ullstein Verlages
für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Schutzumschlag: Juergen Seuss, Niddatal

Am Anhang haben mitgewirkt:
Prof. Dr. Michael Erbe, Berlin:
Landkarten, Zeittafel, Bischofsliste.
Erhard Bechtluft, Berlin: Zeichnung der Landkarten.
Peter Hahlbrock, Berlin:
Verzeichnis der Familien in Montaillou,
Literaturverzeichnis zusammen mit Dr. Geert Demarest, Berlin.

Redaktion: Ferdinand Schwenkner

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt
Druck und Buchbinder: May & Co. Nachf., Darmstadt
Printed in Germany 1982
ISBN 3 76322655 9

Inhalt

Einleitung. 7

Ökologie von Montaillou:
Das Haus und der Hirte 57

Umwelt und Mächte 58

Die Domus 103

Ein beherrschendes Haus: Die Familie Clergue 162

Die Schäfer 196

Die großen Wanderungen 235

Das Leben der Schäfer in den Pyrenäen 261

Die Mentalität der Schäfer 295

Archäologie von Montaillou:
Von der Gebärde zum Mythos 327

Gebärde und Geschlechtlichkeit 328

Die Libido der Clergues 354

Kurzfristige Bindungen 385

Liebe und Ehe 402

Ehe und die Lage der Frau 427

Kindheit, Jugend, Alter 449

Tod in Montaillou 476

Geselligkeit und Überlieferung:
Buch und Gespräch am Herdfeuer 503

Gesellschaftliche Beziehungen 543
Begriffe von Zeit und Raum 596
Natur und Schicksal – Magie und Erlösung 622
Religion im täglichen Leben 660
Moral, Reichtum und Arbeit 705
Wege ins Jenseits 736
Das Haus und der Himmel 761

Anhang 768
Verzeichnis der Familien in Montaillou 769
Landkarten 798
Zeittafel zur europäischen Geschichte 802
Die Inhaber der Bischofssitze um Montaillou 806
Literaturverzeichnis 808

Einleitung

1. Obwohl es an umfangreichen Studien über bäuerliche Gemeinwesen nicht fehlt, begegnet doch der Historiker in der Literatur, die er befragt, kaum jemals einem Bauern, der für sich selbst spricht.

Aus diesem Grunde hat das Zeugnis der Protokolle der von Jacques Fournier, dem Bischof der Diözese von Pamiers, in den Jahren zwischen 1318 und 1325 angestellten Inquisition Seltenheitswert: Denn hier hört man allerdings die Bauern, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts im gebirgigen Süden der Grafschaft Foix wohnten – auf das Gebiet dieser Grafschaft erstreckte sich die Diözese von Pamiers –, in eigener Sache reden.

Bischof Fournier, ein überall pflichteifriger Mann – er wurde als Benedikt XII. später Papst in Avignon –, war auch als Inquisitor gründlich; nicht nur geduldig bemüht, alles herauszufinden, was seine Zeugen wußten, sondern auch gewissenhaft besorgt, das zur Sprache Gekommene Wort für Wort schriftlich festgestellt zu sehen.

Auf diese Weise ist uns in den Protokollen der Untersuchung der zweifelhaften Rechtgläubigkeit der Bauern des Sabarthès (wie die Landschaft im gebirgigen Süden der Grafschaft Foix am Oberlauf der

Ariège genannt wird) ein lebhaftes Bild der gesamten Existenz dieser Bauern überliefert.[1] Dieses Bild ist um so deutlicher, als die von den Schreibern des Inquisitors protokollierten Aussagen auf weite Strecken von den Meinungen, Äußerungen, Taten und Missetaten der Bewohner eines einzigen Dorfes handeln.

Der Name dieses Dorfes war Montaillou. Es lag am östlichen Ufer des Hers, nicht sehr weit nördlich von der kleinen Stadt Ax-les-Thermes, wo dieses Flüßchen in die Ariège mündet. In der Nähe des Orts, wo Montaillou lag – wenn auch nicht ganz an derselben Stelle –, liegt (wie man aus der Ferne anhand der Michelin-Karte im Maßstab 1 : 200 000 ›Luchon-Perpignan‹, Nr. 86, feststellen kann) noch heute ein Dorf dieses Namens. Das Departement Ariège, der Verwaltungsbezirk, zu dem der heutige Ort gehört, umfaßt das Gebiet der Grafschaft Foix. Zu der Zeit, da Bischof Fournier in Pamiers residierte, war die Grafschaft Foix noch ein unabhängiges Fürstentum, wenigstens dem Namen nach. Denn tatsächlich waren die Grafen von Foix im Laufe des 13. Jahrhunderts von dem mächtigen König

1 Das Manuskript dieser Protokolle befindet sich unter der Signatur Ms. Vat. lat. 4030 in der Bibliothek des Vatikans. Den Text hat vor einigen Jahren Jean Duvernoy vollständig veröffentlicht: ›Le Registre d'Inquisition de Jacques Fournier, Évêque de Pamiers (1318–1325)‹, Toulouse 1965, 3 Bde. Unsere Zitate aus den Protokollen sind mit Band- und Seitenangabe in dieser Ausgabe nachgewiesen.

von Frankreich so abhängig geworden, daß schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts die zukünftige Einverleibung der Grafschaft in das nördliche Königreich nicht mehr fern zu sein schien. Die westlich angrenzende Provinz Languedoc hatte der König von Frankreich schon am Ende des siegreichen Kreuzzugs rechtgläubiger und französischer Heere gegen die ketzerischen Albigenser an sich gebracht.

Damals waren die ketzerischen Albigenser, man kann schon sagen vernichtend, geschlagen worden. Nichtsdestoweniger fand sich, wie das hier zu erörternde Dokument beweist, noch fast ein Jahrhundert später die kirchliche Obrigkeit genötigt, gegen ketzerische Albigenser oder Anhänger der katharischen Häresie einzuschreiten: freilich fern von Albi, in entlegenen Gebirgstälern, im Sabarthès, im Pays d'Aillon, in Montaillou.

Als dann, so um 1324, die auf Ausrottung der Ketzerei zielenden Bemühungen Bischof Fourniers auch dort durchgedrungen waren, war es aus mit der Ketzerei in Okzitanien, einstweilen.

2. Genau genommen, war es damals sogar endgültig aus mit der Ketzerei in der Gegend, aus der inzwischen Südfrankreich wurde. Denn Bischof Fourniers Maßnahmen trafen die letzten Bekenner der katharischen Häresie; und die deutsche Bezeichnung ›Ketzer‹ war ursprünglich nur die deutsche Form des Namens, den

man den Bekennern dieser Häresie gab, vielleicht weil sie selbst ihn in Anspruch nahmen.

Als ›Catharos, id est mundos‹, ›Katharer, das heißt Reine‹, hörte man, scheint es, zuerst gewisse Häretiker sich ausgeben, die am 5. August 1163 im Dom zu Köln verhört und dann draußen vor dem Judenfriedhof verbrannt wurden: Da sie zwar behauptet hatten, gut und gerecht zu sein und alles zu tun, was wahre Christen tun sollen – aber hartnäckig darauf bestanden, daß die wahre Kirche Gottes nicht in der römischen, sondern in ihren Gemeinden verkörpert sei. Noch sei ihre Zeit nicht gekommen, so hatten sie gesagt, aber schon seien sie überall auf der Welt verbreitet.[1]

Tatsächlich gab es Gemeinden, die sich zu den von diesen Häretikern gepredigten Glaubenssätzen bekannten, schon damals nicht nur im Rheinland und in Nordfrankreich, sondern bereits auch in Südfrankreich und in der Lombardei; und schon waren in England Missionare aufgetaucht, die auch dort das ›wahre‹ Christentum verkündigen wollten. Tatsächlich auch hatten solche Missionare – zwar nicht in England, wo die ersten dreißig jedenfalls eines jämmerlichen Todes von Henkerhand gestorben sein sollen, nachdem sie nur eine Frau für ihre Lehre gewonnen hätten – in Deutschland, Italien und Frankreich so viel Zulauf,

1 Arno Borst, Die Katharer, Schriften der Monumenta Germaniae historica 12, Stuttgar† 1953, S. 94, 240 ff.

daß rückblickend die Zuversicht der 1163 in Köln Verbrannten nicht ungerechtfertigt erscheint. ›Catharos, id est mundos‹ – ›die Reinen‹ hätten diese Leute sich genannt: mit einem griechischen Wort.

Wirklich hatte das Streben nach Reinheit, die Bewegung, der sie sich verschrieben hatten, im byzantinischen Morgenland angefangen. Im zweiten Viertel des zehnten Jahrhunderts hatte ein Dorfpriester namens Bogomil diese Reinheit zuerst in Bulgarien gepredigt. Nach der vollständigen Unterwerfung dieses Landes durch den griechischen Kaiser im Jahre 1018 hatte die von Bogomil, dem ›Gottesfreund‹, in Gang gesetzte Bewegung in Konstantinopel Anhang gewonnen; und scheint dort auch abendländische Kaufleute und Kreuzfahrer erfaßt zu haben, die sie dann in den Westen brachten, wo sie bald auf den Widerstand der Kirche stieß. Weshalb? Nur weil sie sich über die Institutionen der Kirche hinwegsetzte, um jenseits Platz zu machen für ein reineres Christentum?

Wenn die Anhänger dieser Bewegung sich wirklich selbst zuerst als ›Catharos, id est mundos‹, als Katharer im Sinne des griechischen Wortes, das ›die Reinen‹ bedeutet, bezeichnet haben – was nicht sicher erweisbar zu sein scheint, da ihnen die Bezeichnung ursprünglich

1 Dieser Meinung ist – im Gegensatz zu Borst, 1953, S. 240, S. 253 Anm. 8 – wieder Jean Duvernoy, Le Catharisme, La religion des cathares, Toulouse 1976, S. 302 ff. Und

in ganz anderer Bedeutung auch von ihren katholischen Gegnern hätte angehängt worden sein können[1] –, so erhoben sie damit sicherlich zunächst vor allem den Anspruch, sich eines reiner christlichen Wandels, als die Priester der Kirche erkennen ließen, zu befleißigen. Denn daß sie sich mit Vorliebe ›veri christiani‹ oder ›boni christiani‹ nannten, leidet keinen Zweifel.

Nichtsdestoweniger konnten ihre theologischen Gegner diesen ›guten Christen‹ bald Überzeugungen nachweisen, die mit dem Evangelium, auf das sie sich beriefen, ebensowenig in Einklang standen wie mit den Lehren der Kirche, die sie ablehnten. Denn diese Überzeugungen waren dualistisch. Die Katharer nahmen nicht einen allmächtigen, allgütigen Gott, sondern zwei einander entgegengesetzte, fast gleichstarke Prinzipien an, ein gutes, dem ein böses entsprach – worin denn

jedenfalls kann er in den vier Büchern De fide catholica contra haereticos sui temporis des Alanus von Lille († 1202) eine Ableitung der Bezeichnung ›catharos‹ aus dem Wort ›catus‹ mit der Begründung: »denn, wie man sagt, ist's bei ihnen gebräuchlich, einer Katze den Arsch zu küssen«, nachweisen. Aus der Tatsache, daß die Deutschen schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts von ›Kettern‹ – Ketzern – gesprochen zu haben scheinen (wie S. 253 Anm. 8 auch Borst erwähnt), schließt Duvernoy auf die Herkunft der gelehrten Form aus dem deutschen Schimpfnamen, der den ›Ketzern‹ derartig abscheuliche Huldigungen an die (im Mittelalter allgemein als Inbild des Teuflischen angesehene) kätzische Natur unterstellt hätte.

die Anschauungen dieser soi-disant guten Christen mit denen der Nachfolger des im Abendland schon seit den Tagen des heiligen Augustinus diskreditierten Mani übereinzukommen schienen. Diese wenigstens partielle Übereinkunft blieb der Aufmerksamkeit der von den Katharern angefochtenen Theologen natürlich nicht verborgen, und bald galten deshalb jene als Manichäer; zu Unrecht mindestens insofern, als sie sich auf Mani (dessen Religion zu dieser Zeit nur am anderen Ende der Welt, in Kathay, noch blühte) niemals beriefen und ihn wohl auch überhaupt nicht weiter zur Kenntnis nahmen. Immerhin hielten schon die ersten Bogomilen, wie die Manichäer, für den Schöpfer der Körperwelt nicht den allgütigen Gott, sondern Satan, dessen Widersacher. Und die späteren radikaldualistischen Bogomilen gingen sogar so weit, diesen satanischen Schöpfer nicht mehr als Rebellen gegen Gott, sondern als einen anderen, dem guten zuwiderhandelnden Gott zu begreifen. Viele abendländische Katharer, und namentlich die okzitanischen, mit deren letzten ›credentes‹ der Inquisitor Jacques Fournier befaßt war, machten sich diese Auffassung zu eigen. So mußten sie natürlich die Heilige Schrift anders lesen, als sie in den Kirchen ausgelegt wurde. Namentlich konnten sie das Alte Testament nicht als echtes Vermächtnis des guten Gottes, nicht als Heilige Schrift akzeptieren. Der Schöpfer Himmels und der Erden war ihnen ja der Teufel. Für Diener des Teufels

hielten denn auch schon die ersten Bogomilen alle Patriarchen von Moses bis David. Selbst die Propheten hätten, so meinten manche, nur ihre eigenen Einbildungen, wenn nicht gar Einflüsterungen des Teufels zum Besten gegeben. Andere wollten einräumen, daß der eine oder andere von ihnen – etwa, wenn er etwas weissagte, das später von Christus erfüllt wurde – gelegentlich vom guten Gott inspiriert gewesen sein mochte. In den Einzelheiten herrschte da keine Einigkeit und verwickelten sich die katharischen Exegeten in Widersprüche. Gemeinsam war ihnen aber allen die Abscheu vor der Schöpfung und also vor dem Schöpfer. »Die Katharer sagen und glauben in ihren geheimen Versammlungen«, schrieb um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert der Verfasser eines ›Opusculum contra haereticos‹, der, er hieß Ermengaud, einst selbst zu ihnen gehört hatte, »daß diese Welt und was man darin sieht, wie der Himmel, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Erde, alle Lebewesen und die Menschen und alles, was man auf der Erde sieht, das Meer, die Fische und was sonst im Meer zu sehen ist, nicht vom allmächtigen Gott, sondern vom Fürsten der bösen Geister geschaffen wurde.«[1] Hatte nicht Christus im

1 Als Verfasser dieses Traktats wurde früher (nach Borst, 1953, S. 9, Anm. 15) meist Ermengaud, Abt von S. Gilles (1179–1195), angenommen. Neuerdings scheint aber die Schrift jenem Ermengaud von Béziers zugeschrieben

Gebet auf dem Ölberg von seinen Jüngern gesagt: »Ich habe ihnen gegeben dein Wort, und die Welt haßt sie; denn sie sind nicht von der Welt, wie denn auch ich nicht von der Welt bin« (Joh. 17, 14)? Hatte nicht der Apostel Johannes die Christen ermahnt: »Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist: des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt« (1. Joh. 2, 15–16)? Und ihnen weiter (1. Joh. 5, 19) versichert: »Wir wissen, daß wir von Gott sind und die ganze Welt im Argen liegt«? Hatte nicht Jakobus die Menschen gefragt: »… wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist?« und festgestellt: »Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein«?

Aus solchen Stellen ergab sich für die Katharer zwingend der Schluß, daß der Gott des Alten Testaments nicht mit dem identisch sein konnte, auf den sich im Neuen Testament Christus berief, sondern vielmehr dessen Gegenteil sein mußte. Freilich gab es auch in dem von ihnen also einzig als heilige Schrift anerkannten Neuen Testament Stellen, die sich gegen diese

werden zu müssen, der gemeinsam mit dem ehemaligen Waldenser Durand von Huesca 1208 gegen die um sich greifende Ketzerei die Bewegung der ›Katholischen Armen‹ gründete (Borst, 1953 und Duvernoy, 1976, S. 18; das Zitat bei Duvernoy S. 51).

Auslegung sträubten. Doch war der Scharfsinn der katharischen Exegeten den Schwierigkeiten, welche die richtige Einordnung solcher Stellen verursachte, offenbar gewachsen. So ist ja wohl der Gott, der in den ersten Versen des Johannes-Evangeliums als Schöpfer aller Dinge bezeichnet wird, unbestreitbar der Gott des Neuen Testaments; die Aussage des Apostels scheint also der katharischen Überzeugung zu widersprechen. Man mußte jedoch diese dieser Überzeugung scheinbar widersprechende Aussage: »In principio erat verbum et verbum erat apud Deum. Omnia per ipsum facta sunt, et sine ipse factum est nihil« (Joh. 1,1–3), nur richtig lesen, um dadurch die fragliche Überzeugung im Gegenteil unabweisbar bestätigt zu finden. Dann erkannte man nämlich in den »omnia«, von denen gesagt ist, daß Gottes Wort sie schuf, alle jene Dinge, die, ewig, geistig und unsichtbar, allein wahrheitsgetreu als seiend bezeichnet werden konnten. Während in dem »nihil«, das dem zweiten Teil der Aussage zufolge ohne Mitwirkung Gottes zustandegekommen war, die Gesamtheit der vergänglichen, körperlichen und sichtbaren Dinge, mit einem Wort: die Welt in ihrer ganzen Nichtigkeit, dastand; und für ihre Existenz einen anderen als den Schöpfer der Ewigkeit und des Ewigen verantwortlich machte.

Dieses Argument war schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts dem ›doctor universalis‹ Alanus von Lille zu Ohren gekommen, denn »fortasse dicent heretici

quod hoc nomine nihil designatur res corporalis que corrumpitur«, sagt er in seinem Werk ›De fide catholica contra haereticos‹: »Vielleicht sagen die Ketzer, daß mit diesem Namen Nichts die körperlichen Dinge, die verderben, gemeint sind.«[1] Und noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatte der ›parfait‹ Pierre Authié, der damals zum Leidwesen des zuständigen Inquisitors bei den Bauern des Oberlands der Grafschaft Foix, zumal in Montaillou, so großes Ansehen genoß, darauf zurückgegriffen, wenn er einen seiner Gesprächspartner zu Disputationen über die Glaubwürdigkeit ketzerischer Bibelkritik geneigt fand. Von Arnaud Tesseyre, einem Schwiegersohn dieses Pierre Authié, hörte Bischof Jacques Fournier – wie im Protokoll der Sitzung des Inquisitionsgerichts von Pamiers am 8. Dezember 1320 aktenkundig ist – das Resümee einer solchen Disputation (ii. 213–214): »Plötzlich sagte besagter Peter dem Zeugen: ›Arnold, so heißt es im Johannes-Evangelium: Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemachte Und der Zeuge antwortete, daß besagte Worte der Anfang des Johannes-Evangeliums wären. Und darauf fragte besagter Peter den Zeugen: ›Wißt Ihr, was das sagen will: Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht?‹ Und der Zeuge antwortete, besagte

1 Duvernoy, 1976, S. 53, Anm. 78.

Worte wollten sagen, daß alle Dinge, die gemacht seien, von Gott seien, und daß nichts ohne ihn gemacht sei, und besagter Peter sagte, daß besagte Worte nicht bedeuteten, was der Zeuge gesagt hätte, sondern bedeuteten, daß alle Dinge durch daselbe gemacht seien und daß auch alle Dinge ohne dasselbe gemacht seien; worauf der Zeuge antwortete: ›Und wie könnt Ihr so was sagen? Versteht Ihr kein Latein, daß der Sinn, den Ihr gebt, den Worten des Evangeliums so zuwider läuft und auch dem, was anderswo in der Schrift zu lesen ist, daß Gott Himmel, Erde und Meer schuf und alles, was in ihnen ist?‹ Und besagter Peter antwortete, der Sinn der Schrift sei: ohne dasselbe ist nichts gemacht, das hieße, alles Geschaffene sei ohne dasselbe; der Sinn, den er, Peter, eben gegeben habe.«[1]

Dem weiteren Protokoll seiner Aussage zufolge hatte Arnaud Tesseyre seinem Schwiegervater daraufhin bedeutet, daß er sich mit solchen Erklärungen der Heiligen Schrift in anderer Gesellschaft – auf seine, Arnolds, Diskretion könne er sich freilich verlassen – leicht um Kopf und Kragen reden möchte. (»Et in tali loco possetis dicere quod caperemini per gulam.«) Übrigens war das inzwischen geschehen, Pierre Authié,

1 Die letzte Antwort Pierre Authiés lautet in dem von Duvernoy veröffentlichten Text des Protokolls ii. 214: »Et dictus Petrus respondit quod ille intellectus erat Scripture ›sine Ipso factum est nihils id est omnia facta sunt sine Ipso, quem intellectum ipse Petrus dederat.«

verurteilt und verbrannt, bedurfte also der Diskretion seines einstigen Disputationspartners nicht mehr.

Doch lasen die Katharer derart aus den Worten des Evangelisten nur heraus, was sie wußten. Zu exegetischen Spitzfindigkeiten wie dieser nahmen sie Zuflucht nur, wo es galt, die ketzerische Lehre ›de duobus principiis‹, von den beiden Prinzipien, dem guten und dem bösen, gegen die Einwände katholischer Gegner zu behaupten. Es war ihnen nämlich um ihr Seelenheil zu tun, nicht um Erkenntnis der Welt. Die Welt kannten sie schon. Wie ihnen aber in der Welt das böse, teuflische Prinzip, die Hölle, unmittelbar gegenwärtig war, sagte ihnen die eigene Seele, daß sie nicht von dieser Welt, anderswo, in deren Gegenteil, zu Hause war, und wies sie mit diesem Zeugnis zwingend auf das in der Welt durch Abwesenheit glänzende gute und göttliche Prinzip, den Himmel, hin. Die Frage, wie denn die eigentlich in den Himmel gehörigen Seelen in die Hölle gestürzt seien und – was schließlich allein wirklich interessierte – wie sie in den Himmel zurückkehren könnten, beantworteten die katharischen Missionare durch teils biblisch verbürgte, teils unmittelbar einleuchtende Geschichten und Ermahnungen.

Der Böse, der den Seelen das Glück, das sie bei Gott genossen, neidete, sagten sie etwa, hatte es verstanden, sich Zugang zum Himmel zu verschaffen und durch ein mitgebrachtes Weib die mit weiblichen Reizen durchaus unvertrauten Seelen – die man sich demnach

also als ursprünglich rein männlich zu denken hatte – zur Lüsternheit zu reizen; massenhaft waren die Verblendeten aus dem Himmel gestürzt. Unten in seinem Reich hatte der Böse die Verführten dann, um sie an der Rückkehr in den Himmel zu hindern, in Gewänder aus Fleisch gesteckt, Zwangsjacken gewissermaßen, die ihnen die Bewegungsfreiheit raubten und sie in der Hölle festhielten. Um sicherzustellen, daß alle ewig in seiner Gesellschaft blieben, obwohl ihnen die Zwangsjacken, in die er sie zunächst gesteckt, eines Tages abgetragen und zerlumpt vom Leibe fallen würden, wie ja alles, was zu schaffen er imstande war, endlich in Fetzen gehen mußte, reizte er die unselige Lüsternheit, bei der er die armen Seelen schon anfänglich zu fassen gekriegt hatte, derart, daß sie bei der Fortpflanzung ihrer von Zeit zu Zeit erneuerungsbedürftigen Zwangsjacken selbst mitwirkten. Da die Katharer den Geschlechtstrieb als Aufforderung des Teufels an die armen Seelen, ihre Knechtschaft in der Hölle immer von neuem und so ad infinitum zu verlängern, verabscheuten, interpretierten sie auch die biblische Geschichte vom Sündenfall im Lichte dieser Abscheu. Schon Eckbert von Schonau, der rheinische Abt, in dessen ›Sermones XIII contra Catharos‹ aus dem Jahre 1163 man die Mitteilung findet, daß die Häretiker, gegen die er sich damit wandte, den Namen »Katharer, das heißt die Reinen« für sich in Anspruch nähmen, beschuldigte sie zu behaupten, »daß die Frucht, deren Genuß Gott dem ersten

Menschen verbot, nichts anderes war als die von ihm geschaffene Frau. Gott befahl Adam, keinen Verkehr mit ihr zu haben, der aber gehorchte nicht, und eben das war der Genuß der verbotenen Frucht. So ist denn auch das ganze Menschengeschlecht, das sich auf diese Weise fortpflanzt, aus Unzucht geboren.«

Dies blieb in der Folge die katharische Interpretation der Geschichte vom Sündenfall: »Die den ersten Ahnen verbotene Frucht war nichts anderes als das Vergnügen der fleischlichen Vermischung«, erklärte 1247 in Toulouse ein gewisser Pierre Garcias. Lehrreich für den heutigen Leser, der sich hier möglicherweise in seinen feministischen Sensibilitäten verletzt sieht, ist die dem interpretierten biblischen Bericht direkt widersprechende Darstellung dieses Vorgangs, die der Zeuge in einer Nachbemerkung bietet: »Und das war die Frucht, die Adam der Frau anbot.«

Offensichtlich kam es den Katharern bei ihrer Verteufelung weiblicher Reize nicht hauptsächlich darauf an, die Frauen herabzusetzen. Das Weib spielt wohl vor allem deshalb in den meisten katharischen Moralpredigten, von denen wir lesen, die böse Rolle, weil auch katharische Prediger gewöhnlich Männer waren und also empfänglich für weibliche Reize; und weil allerdings die Frauen von jeher die Folgen fleischlicher Vermischungen zu tragen haben. Eine Zeugin des Ketzergerichts von Toulouse erklärte, sie habe sich einmal (um 1223) mit mehreren Damen, die sich zu den

›Vollkommenen‹ rechneten, im Hause eines Edelmanns in Auriac befunden: »Diese sagten ihr, da sie jung und schwanger war, vor allen Leuten, sie trüge den Teufel im Bauch, und die anderen lachten darüber«, heißt es im Protokoll ihrer Aussage: »Danach hörte sie auf, die Häretiker zu lieben, und ihr Mann verprügelte sie deshalb.«[1] Dennoch verabscheuten Katharer prinzipiell nicht die Frauen, sondern die eigene Sexualität. Frauen waren es ja der zitierten Aussage zufolge gewesen, die der Zeugin das ungeborene Kind madig gemacht hatten. Frauen, die sich zu den ›Vollkommenen‹ rechnen durften. Wer in Anbetracht der Geschichten, in denen die Frau ausdrücklich als der Köder bloßgestellt wird, mit dem der Teufel die Seelen aus dem Himmel lockte, jeden Anspruch der Frauen auf ›Vollkommenheit‹ widersinnig findet, muß sich nur vergegenwärtigen, daß nach katharischer Lehre ja alle Leiblichkeit, gleichviel ob männlich oder weiblich, tierisch oder menschlich, unterschiedslos des Teufels und den Seelen jedenfalls nur als Zwangsjacke angemessen war. Mit jedem Neugeborenen, gleichviel ob Knäblein oder Mädchen, Füllen oder Zicklein, stand dem Teufel eine neue Zwangsjacke zur Verlängerung der Gefangenschaft der ihrer himmlischen Heimat entfremdeten Seelen zur Verfügung, und wurde eine arme Seele die alte los, mußte sie mit der ersten besten neuen vorlieb nehmen, ohne sich

1 Zitat bei Duvernoy 1976, S. 65. 14

Schnitt und Dessin aussuchen zu können. Denn natürlich konnten die Katharer nicht glauben, daß mit jedem Neugeborenen eine neue Seele zur Welt käme. Vielmehr wanderten ihrer Meinung nach, seitdem der Teufel sie in seine Hölle herabgelockt hatte, die Seelen ohne Unterlaß von einer Inkarnation in die andere. So daß eine und dieselbe bald im Leibe eines Mannes, bald im Leibe eines Zickleins, bald im Leibe einer Frau stekken mochte. Da aber die Seele, auch in Weiberfleisch gebettet, so weit ansprechbar zu sein schien, daß sie zur ›Erkenntnis des Guten‹ und also zur Wahrnehmung ihrer Interessen gebracht werden könnte, konnten auch Frauen hoffen, sich der ›Vollkommenheit‹ zu versichern, die den in ihren Leichnamen befangenen Seelen die baldige Erlösung in Aussicht stellte. Anders wäre übrigens kaum begreiflich, daß sich, wie es der Fall war, so viele Frauen zur katharischen Religion bekehrten.

Was aber forderte diese Religion von denen, die in ihr Vollkommenheit erlangen wollten? Selbstverständlich mußte sich, wer in den Himmel zurückkehren wollte, den Reizen der bösen Welt durchaus versagen. Er mußte sich nicht nur des Liebesgenusses, sondern überhaupt des Fleisches ganz und gar enthalten: Wer gebratene Hühner verzehrte, polsterte nur das Futteral, in dem seine Seele sich nach dem Himmel verzehrte. Im übrigen war ihm, wie schon die 1163 in Köln verbrannten Ketzer erklärt hatten, alles aufgegeben, »was gute Christen tun sollen«.

Christus war in katharischer Sicht nicht für die sündige Menschheit gestorben. Schon deshalb nicht, weil seine körperliche Existenz, sein Fleisch und Blut, nur vorgespiegelt waren. »Er war ein Engel, der niemals wirklich aß, trank, litt, starb, begraben ward; seine Auferstehung geschah nicht wirklich. All das war nur vorgestellt«, heißt es um 1250 in der »Summa de Catharis et Pauperibus de Lugduno‹ des dominikanischen Inquisitors Rainier Sacconi. [1] Christus, so glaubten die Katharer, war ein den Menschen als Führer zur »Erkenntnis des Guten‹ aus dem Himmel gesandter Engel. An Christus konnte sich jeder ein Beispiel nehmen. Wer sündlos lebte wie er, dem war die Erlösung sicher. Wer aber sündigte, dem hatte Christi gutes Beispiel offensichtlich nichts genützt, dem war eben nicht zu helfen.

Als ›Vollkommener‹, das heißt, als ein für die sichere Rückkehr in den Himmel gerüsteter Engel, mußte sich jeder selbst, durch die Tat, beweisen. Deshalb verachteten die Katharer die Sakramente als Lug und Trug. Kein frommer Spruch konnte ihrer Meinung nach die Fleischeslust legitimieren; mit dem Sakra-

1 Zitat bei Duvernoy 1976, S. 85; am 23. Juli 1320 sagte Béatrice de Planissoles vor Bischof Fourniers Inquisitionsgericht aus: Pierre Clergue, der Pfarrer von Montaillou, habe ihr erklärt, »quod Christus, licet cenasset cum discipulis suis, tamen ipse nunquam comedit vel bibit, licet comedere et bebere videretur« (i.230).

ment der Ehe ging vielmehr die Kirche dienstwillig dem Teufel zur Hand. Mit Hokuspokus war weder die Sünde abwaschbar noch das Heil übertragbar zu machen. Im Taufbecken sahen die Katharer nur Wasser, die Hostie schmeckte ihnen nicht besser als irgendein Stück Brot.

Doch obgleich so die Katharer den Anspruch der Papst- und Priesterkirche, über Gnadenmittel zu verfügen, entrüstet zurückwiesen und eigentlich meinten, wer Erlösung wolle, müsse sozusagen sein eigener Heiland werden, glaubten auch sie, als Nachfolger der Apostel und ›boni christiani‹, an die Heiligkeit der Kirche als Gemeinschaft der Heiligen. So behaupteten sie denn von Anfang an, daß die wahre Kirche nirgends anders als bei den katharischen ›Vollkommenen‹ zu finden sei. [1]

Die Zugehörigkeit zu dieser Kirche wurde dem katharischen ›Vollkommenen‹ durch eine Zeremonie bestätigt, die der christlichen Taufe hinreichend ähnlich sah, um im Unterschied zum katholischen, den katharischen Begriff der Gemeinschaft der Heiligen sichtbar

1 Béatrice de Planissoles hatte den insgeheim mit den Ketzern sympathisierenden Pfarrer von Montaillou sagen hören, »quod solum ecclesia Dei est ubi est bonus christianus, quia ipse estecclesia Dei, sed alibi non est ecclesia Dei, nee alii non est ecclesia Dei, nee alii homines suntDei ecclesia« (i. 230).

2 Borst 1953, S. 193–197. Duvernoy 1976, S. 143–170.

zu machen. Dies war das sogenannte ›consolamentum‹.[2] Schon Eckbert von Schonau hat die Zeremonie beschrieben: »Man versammelt sich in einem dunklen Versteck; zunächst versichert man sich, daß von draußen niemand durch eine Tür oder ein Fenster sehen oder hören kann, was drinnen vorgeht … Dann stellen sich alle sehr ehrerbietig im Kreise auf. Der Unglückliche, der getauft oder katharisiert werden soll, wird in die Mitte gestellt. In seiner Nähe hält der Erzkatharer das kleine Buch, das zu dieser Zeremonie dient, in der Hand. Dies legt er ihm auf den Scheitel und spricht Segensworte, indessen rings in der Runde alle beten.« Das erwähnte kleine Buch war das Johannes-Evangelium. Einer, dem die Gemeinschaft der ›Vollendeten‹ diese ›Tröstung‹ erteilt hatte, war, wie am Ende der Zeremonie seine Brüder ihm verkündeten, durch die ›Geisttaufe‹ ein Glied der Kirche geworden und »in der Welt wie das Schaf inmitten von Wölfen«. Eigentlich jedoch bestätigten ihm die Brüder mit dieser Erklärung nur, was er zuvor während eines langen Noviziats bewiesen hatte. Diese Probezeit, in der er sich durch Enthaltsamkeit von der bösen Welt als Mitglied der Gemeinschaft der Heiligen hatte bewähren müssen – meist ein Jahr lang –, findet man in den Quellen lateinisch ›abstinentia‹, okzitanisch ›endura‹ genannt. Auch insofern war das ›consolamentum‹ ursprünglich nur eine Bestätigung dessen, was der ›Getröstete‹ selbst unter Beweis stellen mußte, als diesem, nach der Meinung derer, die sie spendeten, die

erhaltene ›Tröstung‹ überhaupt nichts nützte, wenn er später von der früher bewiesenen ›Vollkommenheit‹ wieder abkam, also beispielsweise Fleisch aß oder bei einer Frau schlief.

Es liegt auf der Hand, daß eine Kirche, die so hohe Ansprüche stellte, zwar eine Minderheit anziehen, den großen Haufen aber hätte abstoßen müssen. Tatsächlich aber hatten die Katharer im Rheinland, in Flandern, Italien und Okzitanien so viel Zulauf, daß endlich Papst Innozenz III. am Ende des 12. Jahrhunderts sie gefährlicher fand als die Sarazenen. Dies war möglich, weil sich bei aller Strenge die katharische Religion durch einige ihrer dogmatischen Versicherungen und durch manches praktische Entgegenkommen gerade auch Weltleuten empfahl. Trotz des unüberbietbaren Pessimismus, mit dem sie die in der Welt gegebenen Verhältnisse beurteilten – die gegenwärtige Welt war ihnen ja die Hölle –, waren nämlich hinsichtlich des endlichen Schicksals der in dieser Hölle gestürzten Seelen die Katharer optimistisch: Alles Seiende – und wahres Sein hatten hinnieden ihrer Lehre zufolge nur die hier gefangenen Seelen – mußte am Ende in den Himmel, zu Gott, zurückkehren, versicherten sie. Früher oder später, in der oder jener Inkarnation, würde unvermeidlich jede Seele zur Erkenntnis des Guten erwachen und von der bösen Welt Abschied nehmen. In dieser Perspektive hatte also auf lange Sicht niemand etwas zu fürchten. Und gerade wer diese Welt so schlimm nicht fand, mag beruhigt

gewesen sein zu erfahren, daß er auch im schlimmsten Fall nichts Schlimmeres zu erwarten hatte. Andererseits gehörten zwar, genau genommen und vollkommen, nur diejenigen der katharischen Kirche an, die sich durch die ›endura‹ in der Sündlosigkeit bewährt, das ›consolamentum‹ empfangen hatten und seitdem das reine Leben führten, zu dem der ›Vollkommene‹ verpflichtet war – doch durfte sich zu den Gläubigen dieser Kirche schon rechnen, wer die Absicht erklärt hatte, ihr eines Tages vollkommen anzugehören. Schon 1194 beobachtete Alanus von Lille, daß die Katharer zwischen ›credentes‹, einfachen Gläubigen, und ›perfecti‹, ›Vollkommenen‹ unterschieden. Und schließlich sah diese Unterscheidung der von den Katharern stets verdammten Spezialisierung der katholischen Christenheit in Priester und Laien sehr ähnlich.[1] Die ›Vollkommenen‹ wählten aus ihrer Mitte die Bischöfe der Diözesen der katharischen Kirche. Beim katharischen Gottesdienst, an dem auch die ›credentes‹ oder ›Gläubigen‹ teilnahmen, segnete der ›parfait‹ ein Stück Brot, ursprünglich anscheinend nur zur Erinnerung an Christi Abendmahl. Doch das

1 Einer der letzten katharischen ›credentes‹, der fromme Schäfer Pierre Maury, rühmte sich einmal im Gespräch mit Arnaud Sicre, dem Spitzel, der dann vor dem Inquisitor gegen ihn aussagte, er habe vor einigen Jahren auf seine Kosten »dreizehn Kirchen eingekleidet«: Ihm war ein ›Vollkommener‹ so viel wie eine »Kirche«: »dictus Petrus vocabat ecclesias hereticos vestitos« (ii.38).

hinderte später die Gläubigen nicht, diesem gesegneten Brot besondere Heiligkeit zuzuschreiben; und daran hinderten, scheint es, die ›Vollkommenen‹ die Gläubigen nicht. Die Gläubigen nahten den ›Vollkommenen‹ mit dem ›melioramentum‹, einer Ehrenbezeugung, die den Trägern des Heiligen Geistes galt und den Wunsch der Gläubigen ausdrückte, bald selbst zu den ›Vollkommenen‹ zu gehören; wenigstens angeblich: denn tatsächlich scheinen nicht wenige Gläubige nur darauf, früher oder später zu den ›Vollkommenen‹ zu gehören, Wert gelegt zu haben – und zwar lieber später als früher. Denn bei der großen Mehrzahl der ›credentes‹ kam es in Übung, um das ›consolamentum‹ erst auf dem Sterbebett zu bitten. Vom Sterbesakrament der katholischen Kirche unterschied sich dieses ›consolamentum‹ im ursprünglichen Sinne nur noch insofern, als die ›endura‹, also Fastenzeit, durch die der zu Tröstende seine Heiligkeit eigentlich vor der diese bestätigenden Zeremonie hätte beweisen sollen, nunmehr in der ihm nach Empfang der Tröstung noch verbleibenden Lebenszeit nachzuholen war; einmal getröstet, konnte sich der Sterbende der erlösenden Wirkung des ›consolamentum‹ nur versichern, indem er bis zu seinem letzten Atemzug keinen Bissen mehr aß. Mancher ist auf diese Weise sehr allmählich verhungert. Aber wenn einer einmal mit dem Leben abgeschlossen hatte, lohnte sich diese Ausdauer. Denn auf diese Weise war ihm das Seelenheil in der anderen Welt gewiß, ganz gleich was er sich in dieser vielleicht

hatte zuschulden kommen lassen. Da nach katharischer Auffassung jeder entweder des Teufels oder vollkommen und also Gottes war, Vollkommenheit aber durch gänzliche ›Weltenthaltung‹ bewiesen werden mußte, war es beispielsweise völlig gleichgültig, ob einer eine nach christlichen Begriffen vorbildliche Ehe geführt oder lebenslänglich den schwärzesten Lastern gefrönt hatte: Er mochte gelebt haben, wie er wollte, er war jedenfalls des Teufels, solange er nicht durch das ›consolamentum‹ die Bestätigung seiner Heiligkeit erhalten und sich durch sein Leben oder Sterben in dieser Heiligkeit bewährt hatte; dann aber war er Gottes, er mochte vorher gelebt haben, wie er wollte.

Diejenigen, die den Katharern vorwarfen, mit solchen Argumenten ihre Anhänger zur Mißachtung von Recht und Gesetz, Sitte und Anstand, ja zu ganz zügellosem Lebenswandel zu ermuntern, sind theoretisch nicht leicht zu widerlegen. Praktisch freilich scheint sich die Zügellosigkeit der katharischen ›credentes‹ in Grenzen gehalten zu haben. Der Schluß, daß eine Religion, die alles verbietet, auch alles erlaubt, liegt zwar nahe, und wir werden in dem ketzerischen Pfarrer von Montaillou einem Anhänger dieser Religion begegnen, der ihn zog; alles in allem aber werden wir sehen, daß in Montaillou und Umgebung die katharischen ›credentes‹ keine schlechteren Bürger waren als ihre katholischen Nachbarn. Als der Katharismus ausgerottet wurde, war er auf dem besten Wege, zu einer (wie Arno Borst sagt)

»quietistischen Mittelstandsreligion«[1] zu werden. Kurz vorher, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, hatte ein alter Edelmann dem katholischen Bischof von Toulouse erklärt: »Die Katharer sind mit uns verwandt und leben anständig. Warum sollten wir sie verfolgen?« Damals war fast der ganze Adel Okzitaniens auf der Seite der Katharer. Die mächtigsten Fürsten des Landes, allen voran Graf Raimund VI. von Toulouse (1194–1222) und Raimund Roger von Foix (1188–1223), ergriffen mehr oder weniger offen ihre Partei gegen die römische Kirche – und den König von Frankreich. Das heißt, eigentlich hatten wohl die Katharer umgekehrt gegen den König von Frankreich die Partei der Fürsten ergriffen, die sie gegen den Papst und die katholischen Bischöfe in Schutz zu nehmen willens waren. Eigene politische Ziele hatten Leute, denen sich die Welt als unverbesserliche Hölle darstellte, natürlich nicht, aber verständlicherweise waren sie geneigt, sich die politischen Ziele derjenigen zu eigen zu machen, die ihnen das Recht einräumten, auf ihre Fasson selig zu werden. Dazu aber war anscheinend der okzitanische Adel um so lieber bereit, als er nach der von den Katharern betriebenen Entmachtung der römischen Kirche in seinen Ländern hoffen durfte, sich an deren Gütern zu bereichern und desto besser die eigene Macht zu behaupten – vor allem gegen den König von Frankreich.

1 Borst 1953, S. 134.

Daß unter diesen Umständen der König von Frankreich auch politische Gründe hatte, sich dem Kreuzzug gegen die Katharer anzuschließen, zu dem Innozenz III. aufgerufen hatte, nachdem am 14. Januar 1208 der päpstliche Legat Peter von Castelnau von Leuten, die dem Grafen von Toulouse und den Katharern nahestanden, ermordet worden war, versteht sich von selbst.

Der Kreuzzug gegen die Albigenser – wie die okzitanischen Ketzer nach der Stadt in der Grafschaft Toulouse, wo der erste katharische Bischof Okzitaniens residierte, von den Kreuzfahrern genannt wurden – verheerte zwanzig Jahre lang die Länder der den Katharern geneigten Herren. Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Man liest von furchtbaren Grausamkeiten namentlich des von Simon de Montfort angeführten Kreuzheers. Vor dem Sturmangriff auf Béziers am 22. Juli 1209 sollen, wie Caesarius von Heisterbach erzählt, einige gewissenhafte Soldaten den Abt Arnaud Amaury von Citeaux gefragt haben, woran sie denn bei den Belagerten die Katholiken von den Ketzern unterscheiden könnten; worauf der Abt ihnen geraten hätte: »Schlagt sie tot, Gott kennt die seinen!« Freilich ist diese Geschichte nicht für die kritischen Ansprüche aller Gelehrten, die sich mit ihr befaßt haben, hinreichend verbürgt. Unbestritten scheinen aber die Berichte, denen man entnimmt, daß die Eroberer von Béziers jede lebende Seele, die sie in der Stadt antrafen, niedermachten; an die zwanzigtausend

insgesamt. Weder Katholik noch Katharer – nur der König von Frankreich kam bei diesem Krieg auf seine Rechnung. Als 1229 zu Meaux Frieden geschlossen wurde, war es mit der Unabhängigkeit der Grafen von Toulouse vorbei, das Languedoc de facto von Frankreich annektiert. Die politische Rolle der Albigenser, die bei der ganzen Haupt- und Staatsaktion, aus der schließlich der französische Nationalstaat hervorging, eine tragende nie gespielt hatten, war ausgespielt. Die letzten bewaffneten Verteidiger des Glaubens an die schlechteste aller Welten und die okzitanische Freiheit wurden im März 1244 nach der Kapitulation der Burg Montsegur verbrannt.

Den ketzerischen Glauben aber hatte das Kreuzheer den Okzitaniern nicht ausgetrieben. Dies gelang der Obrigkeit im Languedoc wie anderswo in der Christenheit erst im Laufe der Zeit mit Hilfe des vom Papst zu diesem Zweck geschaffenen Instituts der Inquisition, für das seit 1233 vornehmlich die noch unlängst selbst der Ketzerei verdächtigten Dominikaner zuständig waren.[1] Noch 1225 wurden Konzilien

1 Der Wandel des Zeitgeists tat ein übriges (wenn nicht das Verhältnis, wie wenigstens Borst, 1953, S. 133, meint, sogar umgekehrt war: »Die Inquisition hat das Christentum in Europa so wenig gerettet wie der Albigenserkrieg; sie hat nur ausgeführt und beschleunigt, was schon entschieden war …«). Daß »die Sache der Orthodoxie in diesem Falle mit der Sache der Civilisation und des Fortschritts über

einstimmte«, konzedierte 1888 einigermaßen widerwillig der liberale fortschrittsgläubige amerikanische – und somit zur Parteinahme für Ketzer aller Schattierungen geradezu moralisch verpflichtete – Humanist Charles Lea. In dessen ›History of the Inquisition of the Middle Ages‹ findet man diese Meinung wie folgt begründet (zitiert nach der deutschen Übersetzung Bd. 1, Bonn 1905, S. 117): »Wie sehr wir auch die Mittel verwünschen mögen, die zu seiner Unterdrückung angewandt wurden, und wie sehr wir auch diejenigen bemitleiden, die um des Gewissens willen also litten, so können wir doch nicht umhin zuzugeben, daß die Sache der Orthodoxie in diesem Fall mit der Sache der Civihsation und des Fortschritts übereinstimmte. Wäre der Katharismus herrschend geworden, oder hätte man ihm auch nur Gleichberechtigung zugestanden, so würde sich sein Einfluß unfehlbar als verhängnisvoll erwiesen haben. Seine Askese in bezug auf den Geschlechtsverkehr mußte, streng durchgeführt, notwendigerweise den Untergang des Menschengeschlechtes zur Folge haben. Da es sich aber um einen Widerspruch gegen die Natur handelte, so würde sie wahrscheinlich viel eher einen zügellosen Konkubinat und die Vernichtung der legitimen Ehe veranlaßt, als das Menschengeschlecht vertilgt und die verbannten Seelen zu ihrem Schöpfer zurückgeführt haben, wie es dem wahren Katharer als das höchste Glück erschien. Indem sie ferner das sichtbare Universum, wie überhaupt alles Materielle, als ein Werk Satans betrachteten und verwarfen, machten die Katharer alles Streben nach materieller Vervollkommnung zu einer Sünde, und das gewissenhafte Festhalten an einem solchen Glauben hätte die Menschen mit der Zeit zu dem Zustand der ursprünglichen Wildheit zurückführen müssen. So war also der Katharismus nicht nur eine Auflehnung gegen die Kirche, sondern auch eine Verzichtleistung des Menschen auf die Herrschaft über die Natur.«

der albigensischen Gemeinden abgehalten und zwei neue Diözesen, Rasèz und Agen, begründet. Um 1275 hatten die letzten katharischen Bischöfe Okzitanien verlassen. Um 1300 gab es im ganzen Lande, scheint es, nur noch ein knappes Dutzend ›Vollkommene‹, die einem einzigen ›major‹, Ältesten, unterstanden, das heißt demjenigen aus ihrer Zahl, der schon am längsten zur Kirche gehörte.

Doch erhielt gerade um diese Zeit die katharische Häresie neuen Zulauf auf dem Lande, an abgelegenen Orten, in den Bergen: von einfachen Leuten. Zu Weihnachten 1299 kehrte Pierre Authié, ein gebildeter Mann, Notar, einstiger Vertrauter des Grafen Roger Bernard III. von Foix, aus der Lombardei, wo er 1296, wie schon viele okzitanische Ketzer vor ihm, Zuflucht gesucht hatte, in die Heimat zurück, um die Seelen dieses Landes dem Glauben wiederzugewinnen. Aus Tarascon am Oberlauf der Ariège gebürtig, kannte er die Mentalität der Bergbauern, und so gewann er, unterstützt von seinem Bruder Guillaume und seinem Sohn Jacques, wirklich in hundertfünfundzwanzig Ortschaften dem verfolgten Glauben noch einmal über tausend neue Gläubige und weihte viele ›VoIlkommene‹. Ganze Dörfer, unter ihnen Montaillou, wurden ›gläubig‹. Den Inquisitoren blieb das nicht verborgen. Im Jahre 1308 ließ Geoffroy d'Ablis, der Inquisitor von Carcassonne, die gesamte Bevölkerung von Montaillou – nur die Kinder ausgenommen

– verhaften. Am 9. April 1310[1] wurde Pierre Authié verbrannt. Sein Bruder Guillaume, sein Sohn Jacques und mehrere der ›Vollkommenen‹, die er geweiht hatte, erlitten das nämliche Schicksal. Sechshundertfünfzig ›Gläubige‹ wurden vor Gericht gezogen und verloren fast alle mindestens ihren ganzen Besitz. Im Oberland der Grafschaft Foix ging damals die Rede, es sei schlimmer, die Häresie in der Familie zu haben als den Aussatz. Aber so redeten natürlich nur ›credentes‹, Leute, die trotz ihres Glaubens irgendwie an der schlechten Welt hingen und nicht einmal ihre Neigung, sich darin fortzupflanzen, wirklich bedauerten. ›Vollkommene‹ gingen gefaßt, ja glücklich auf den Scheiterhaufen. Schon der erste Bekenner ihres Glaubens, der um dieses Glaubens willen den Feuertod erlitt, der Bogomile Basilios, den Kaiser Alexios auf dem Hippodrom zu Konstantinopel verbrennen ließ, hatte, wie die Prinzessin Anna Komnena im 10. Kapitel des 15. Buchs der ›Alexiade‹ erzählt, noch angesichts des brennenden Scheiterhaufens »der Flammen gelacht und zuversichtlich geprahlt, daß

1 Guillaume Bélibaste, »der letzte, nicht der würdigste Vollendete« (Borst 1953, S. 136) – der Leser dieses Buches wird sich davon überzeugen können, daß ihm vieles zur Vollkommenheit fehlte – wurde 1321 in Ville Rouge bei Carcassonne verbrannt. Sein Urteil sprach nicht Jacques Fournier, sondern der Erzbischof von Narbonne, Bernard de Fargues.

Engel ihn aus dem Feuer holen würden«. Dabei hatte er, wie die Prinzessin weiter berichtet, »leise singend den Psalm Davids zitiert: ›Es soll dir nicht nahe kommen; nur mit deinen Augen sollst du sehen …‹« Zweihundert Jahre später erzählte man sich in Montaillou, »quod boni christiani«, das heißt die Ketzer, »non senciebant ignem, quia ille ignis quo comburuntur, qui corpus affligere non potest« (i. 221). Indem sie die Ketzer auf den Scheiterhaufen schickten, bestätigten die Inquisitoren nur deren Vorurteil: daß die Welt die Hölle sei und die römische Kirche – wie Pierre Authié den Inquisitoren von Carcassonne und Toulouse, die ihn zur Strecke gebracht hatten, erklärt haben soll – »die Synagoge Satans«.

Dennoch scheint Pierre Authié der letzte vollkommene ›Vollkommene‹ gewesen zu sein, der die ›Synagoge Satans‹ herausforderte.[1] Die Ketzer, mit denen es Jacques Fournier zehn Jahre später noch zu tun hatte, waren fast alle von dem Notar aus Tarasconsur-Ariège oder einem seiner Verwandten bekehrt worden: die letzten Katharer, Nachzügler … Die große Bewegung, von der noch vor kaum mehr als hundert Jahren Papst Innozenz III. für die Christenheit Schlimmeres befürchtet hatte als von den Sarazenen, war vorbei, der Triumph der Inquisition gewiß.

1 Henry Charles Lea, Geschichte der Inquisition im Mittelalter, 2. Bd., Bonn 1909, S. 118.

Der letzte Katharer Okzitaniens wurde, als Jacques Fournier schon nicht mehr Bischof von Pamiers und Inquisitor daselbst war, 1330 in Carcassonne verbrannt. Es handelte sich dabei um einen gewissen Limosus Niger, oder Limoux Noir, einen Grübler, der das katharische Dogma auf eigene Faust weiterentwickelt hatte: Gott habe die Erzengel geschaffen, diese die Engel und die letzteren Sonne und Mond. Diese himmlischen Wesen seien weiblichen Geschlechts, denn sie seien unbeständig und verführbar. Aus ihrem Urin sei die Welt geworden, und darum sei sie mit allem, was darin geboren werde, verderbt. Moses, Muhammed und Jesus seien alle von der Sonne ausgeschickt und verdienten als Lehrer das gleiche Ansehen … und so weiter. Da er sich diese Überzeugungen nicht ausreden ließ, mußte man ihn wohl oder übel verbrennen. Er war, wie gesagt, wenn schon kein ganz echter mehr, der letzte Katharer, der auf dem Scheiterhaufen für seinen Glauben Zeugnis ablegte.

Der letzte Ketzer freilich war er nicht. Daß die Einmütigkeit der Christenheit auf die Dauer auch mit Feuer und Schwert nicht herzustellen war, hat uns die fernere Geschichte gelehrt. Wenigstens in diesem Punkte ist den Versen, die Nikolaus Lenau 1842 an das Ende seines epischen Gedichts ›Die Albigenser‹ setzte, nicht zu widersprechen:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter.

3. Jacques Fournier wurde in Saverdun, einem Ort im Norden der Grafschaft Foix, geboren, wahrscheinlich in den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts. Sein Familienname bedeutet ›Bäcker‹, und so geben einige seiner Biographen an, Bäcker sei sein Vater wirklich gewesen; da man aber anderswo den späteren Papst einen Müllerssohn oder Bauernsohn genannt findet, kann man aus solchen Angaben mit einiger Sicherheit nur schließen, daß er einfacher Leute Kind war. Als er schon Papst war, soll er einmal einem großen Edelmann, der eine Nichte von ihm zu heiraten begehrte, die Einwilligung dazu verweigert haben mit der Begründung, »dieser Sattel sei dieses Pferd nicht wert«, womit er anscheinend sagen wollte, daß er ein Mädchen aus seiner Familie nicht als standesgemäße Partie für einen vornehmen Herrn ansah. Indessen war er selbst nicht der erste Sohn dieser Familie, der zu hohen Ehren gelangte: Einer seiner Onkel war Abt der Zisterzienserabtei Fontfroide. In den Zisterzienserorden trat schließlich auch er ein, um, nachdem

er an der Universität Paris studiert und den Doktorgrad erlangt hatte, im Jahre 1311 als Abt von Fontfroide die Nachfolge dieses Onkels anzutreten. 1317 wurde er zum Bischof von Pamiers geweiht. Schon damals stand er im Rufe eines zugleich sehr gelehrten und tatkräftigen, strengen Mannes. Er bewies alle diese Eigenschaften in höchstem Maße, wie wir noch des näheren festzustellen Gelegenheit haben werden, bei der Wahrnehmung der Pflicht, als Inquisitor die in seiner Diözese etwa vorkommenden Abweichungen von der Rechtgläubigkeit festzustellen und zu ahnden. 1326 beglückwünschte ihn Papst Johannes XXII. zu schönen Erfolgen im Kampf gegen die Häresie und spendete in Anbetracht der dabei erworbenen Verdienste eine Menge Indulgenzen. Doch, obwohl auch uns im Folgenden diese Seite der Amtsführung des Bischofs vornehmlich beschäftigen wird, sei immerhin erwähnt, daß er nicht nur um die Wiederherstellung ungetrübter Rechtgläubigkeit in allen Gemeinden seiner Diözese bemüht, sondern auch bestrebt war, die Finanzen derselben zu sanieren, unter anderem durch die Erhebung neuer Steuern. So ließ er auch von Käse und Rüben, Produkten, die früher nicht besteuert worden waren, die Bauern nun den Zehnten abliefern.

Natürlich waren solche Maßnahmen nicht besser als diejenigen, zu denen sich der Bischof als Inquisitor genötigt sah, geeignet, ihn bei den Bauern beliebt zu machen. Spannungen mit der weltlichen Obrigkeit

gab es anscheinend nicht; weder dem Grafen von Foix, dem Landesfürsten, noch dem an den Angelegenheiten der Grafschaft zu dieser Zeit schon sehr interessierten König von Frankreich scheint seine Amtsführung ärgerlich gewesen zu sein. Dabei soll er damals zu denen gehört haben, die den französischen Einfluß in Okzitanien begrüßten.

So wurde er 1326 als Bischof der östlich von Pamiers gelegenen Diözese von Mirepoix eingesetzt, wohl nicht, weil er sich etwa in Pamiers mißliebig gemacht hatte. Dafür, daß diese Versetzung als Erhöhung gedacht war, spricht nicht nur die Tatsache, daß zu seiner neuen Diözese mehr Kirchspiele gehörten als zu der, die er verlassen mußte, sondern, deutlicher noch, der Umstand, daß ihn schon 1327, im folgenden Jahr, Papst Johannes XXII. zum Kardinal ernannte. Sieben Jahre später, 1334, nach dem Tod Johannes' XXII. , wurde er selbst in Avignon zum Papst gewählt. Er nahm den Namen Benedikt XII. an und soll dem Kollegium, das ihn gewählt hatte, in aller Bescheidenheit versichert haben: »Ihr habt einen Esel gewählt.«

Seiner Tüchtigkeit tat diese bescheidene Selbsteinschätzung keinen Abbruch. Er bewies sie, wie schon als Abt, Bischof und Inquisitor, auch als Papst.[1] Auch

1 Y. Renouard, Les Papes d'Avignon, Paris 1969, S. 30–34. G. Mollat, Les Papes d'Avignon (1305–1378), Paris 1949, S. 68–83. B. Guillemin, La courpontificale d'Avignon, Paris 1962, S. 134–136.

dieses Amtes waltete er mit Strenge, schritt ein gegen Günstlingswirtschaft in der Kirchenverwaltung und versuchte eine Reform des Mönchwesens. Andererseits befahl er in Avignon, wo er als dritter Papst residierte, den Bau des Papstpalasts und gab Simone Martini den Auftrag, den neuen Bau mit Fresken zu schmücken.

In der Außenpolitik hatte er keine glückliche Hand. Die Aussöhnung mit dem von seinem Vorgänger, Johannes XXII. , gebannten Kaiser Ludwig dem Bayern verhinderte der König von Frankreich; seine Versuche, zwischen England und Frankreich zu vermitteln, blieben vergeblich.

Doch exzellierte er bei dogmatischen Entscheidungen. Den theologischen Phantasien seines Vorgängers in betreff der Seligen Schau nach dem Tode mochte er nicht folgen.[1] Hinsichtlich der Natur der Gottesmutter war er ›Makulist‹, also, wie Thomas von Aquin und der Orden des heiligen Dominikus überhaupt, gegen die seinerzeit vor allem von den Franziskanern vertretene,

1 Unter Berufung auf diese »häretische Meinung über den Zustand nach dem Tode« hatte Ludwig der Bayer 1334 erwogen, den ihm so unbequemen Papst absetzen zu lassen; und schon die Franziskaner, die Universität von Paris und einen Kardinal aus dem Hause Orsini als Verbündete für das Projekt gewonnen, als Johannes XXII. am 4. Dezember des gleichen Jahres Gelegenheit erhielt, seine Meinung über den Zustand nach dem Tod an der Erfahrung zu prüfen.

aber ers† 1854 zum Dogma erhobene Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens.

Er hat zeitlebens energisch Einspruch gegen Denker erhoben, deren Gedankengänge ihm in dieser oder jener Richtung gefährlich vom rechten Wege abzuweichen schienen: gegen den Abt Joachim von Fiore, den Dante zwar neben dem heiligen Dominikus, dem Gründer des besonders mit der Inquisition gegen die Ketzerei beauftragten Ordens, im Himmel gesehen (»… e lucemi da lato / Il calavrese abate Giovacchino, / Di spirito profetico dotato«, hatte ihm [Paradiso XII, 139–141] sein Führer bei der Vorstellung erklärt, »… zur Seite leuchtet mir der kalabresische Abt Joachim, begabt mit prophetischem Geist«) – dessen prophetischer Geist auf Erden aber schon viel Unruhe gestiftet hatte, seitdem er, in den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts, bei einer ›Expositio in Apocalypsim‹ entdeckte, daß schon für die nächste Zukunft ein ›novus dux‹, ein neuer Führer, zu erwarten sei und, nach Ende des von der Menschwerdung des Gottessohnes datierenden zweiten, ein vom heiligen Geist regiertes Drittes Reich; gegen Meister Eckart, dessen mystische Spekulationen 1326, da er als Lesemeister am Studienhaus der Dominikaner in Köln wirkte, bei seinem Erzbischof den Verdacht erregt hatten, pantheistisch angehaucht zu sein – zu Recht mindestens insofern, als dann 1329 achtundzwanzig Sätze des inzwischen allerdings Verstorbenen durch Johannes XXII. als

häretisch verurteilt worden waren; gegen Wilhelm von Ockham, den ›princeps nominalium‹, der sich als Widersacher des Begriffsrealismus und, wie man rückblickend finden kann, Vorkämpfer der Erfahrungswissenschaft zwar den Ehrentitel eines ›doctor invincibilis‹ erstritten hatte, aber nichtsdestoweniger 1328, wegen seiner Parteinahme für den König von Frankreich und Kaiser Ludwig dem Bayern von Johannes XXII. in Bann getan, nach Deutschland zum Kaiser hatte fliehen müssen[1]: kurzum, Jacques Fournier verteidigte die von jenen vermeintlich oder wirklich in ihrem Bestand bedrohte Papstkirche gegen einige der besten Geister seines Jahrhunderts.

1 Die berühmten Doktoren, der englische Franziskaner Wilhelm von Ockham und der deutsche Dominikaner Meister Eckart, befanden sich gegenüber Jacques Fournier, ihrem Kollegen (wie sie hatte ja auch dieser in Paris am Collegium Sorbonicum studiert), als Disputanten in einer nicht viel günstigeren Lage als die Bauern von Montaillou. Fournier gehörte nämlich 1327–1328 als Kardinal in Avignon zu dem Gericht, das über die Zulässigkeit gewisser (voneinander ganz verschiedener und verschiedene Gegenstände betreffender) Behauptungen der beiden zu urteilen hatte. Daß die beiden Angeschuldigten sich damals in Avignon begegnet sind, weiß man, da Ockham in einer 1338 verfaßten Streitschrift dieser Begegnung gedenkt: Zum Beweis, daß die päpstliche Konstitution, die den Theologen des Franziskanerordens untersagte, über irgendeinen dem Papst zur Beurteilung übergebenen Glaubenssatz zu befinden, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, völlig unzumutbar sei (da es schließlich offenkundig absurde

4. Hier freilich werden uns von nun an die beschränkteren, wenn auch keineswegs bornierten Geister beschäftigen, die Jacques Fournier auf den rechten Weg zurückzubringen suchte, als er noch Bischof von Pamiers und Inquisitor war: die der Bauern von

Sätze gäbe), zitiert er einige ›absurditates‹ jenes ›quidam magister in theologia de ordine fratrum praedicatorum nomine Aycardus Theutonicus‹, die seiner Meinung nach auch ohne Gutachten von Kardinälen hätten verworfen werden können. Übrigens kennt man das von Ockham erwähnte Gutachten: »Der beachtlich hohe Stand der theologischen Auseinandersetzung in dem Gutachten läßt sehr im Gegensatz zu der völligen Verständnislosigkeit Ockhams auch seinen [Meister Eckarts] Gedanken und auch seinen eigenen Erklärungen volle Gerechtigkeit widerfahren«, sagt Alois Dempf, Meister Eckart, Leipzig 1934, S. 85: »Freilich bleiben die begutachtenden Theologen dabei, daß die achtundzwanzig Sätze, so wie sie dastehen, häretisch oder wenigstens verdächtig klingen, und begründen dies ausführlich.« Den Gerechtigkeitssinn, den Jacques Fournier als Papst bewies, rühmt die 1493 in Nürnberg von Anton Koberger gedruckte Schedel'sche ›Weltchronik‹. Dort wird (Blatt CCXXIIII verso) von Benedikt XII. gesagt: »Dieser bapst machet sechs cardinel die treffenlich man warn, unnd was ein solcher bestendiger man das er weder mit gewalt. pyte myet noch gäbe vö der gerechtigkeit nymmer abgewedt mocht. er liebet die frume und verfolget die boßhaftigen offenlich. Er keret (wiewohl vergebenlich) allen fleiß an die könig franckreich un engelland zuuertragen. Zu letst starb er im achten iar seins babstthumbs und ließ einen großen schätz golds, aber nit seinen freuenden oder gesyppten sunder der kirchen.«

Montaillou und Umgebung. Deshalb sei vorab kurz Einblick in die Umstände genommen, unter denen seine Auseinandersetzung mit diesen stattfand, und der Verlauf der Untersuchungen skizziert, durch welche er die ketzerischen Gebirgler nicht nur ihrer Vergehen zu überführen, sondern, auf dem Weg dahin, auch zu so detaillierten Erörterungen ihrer Lebensläufe zu drängen wußte, daß uns aus den Protokollen dieser Untersuchungen die Bauern von Montaillou und Umgebung noch heute lebendig entgegentreten.

Schon um 1250, gleich nach dem Fall von Montsegur (1244), als der bewaffnete Widerstand der Katharer endgültig gebrochen war, hatte die Inquisition begonnen, die insgeheim dennoch in ihrer Religion verbliebenen Ketzer aufzuspüren, zu richten und zu strafen. Etwa fünfzehn Jahre später griffen die Hüter der Rechtgläubigkeit von neuem zu und, nachdem sie die auch diesem Zugriff entgangenen Ketzer etwa sieben Jahre lang in Ruhe gelassen hatten, faßten sie 1272–1273 noch einmal nach: nur um wenig später zu merken, daß sie die Häresie auch diesmal nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatten. 1295 dann hatte Papst Bonifatius VIII. das Bistum Pamiers geschaffen, nicht zuletzt in der Hoffnung, daß die Bewohner der Grafschaft Foix, derart besser, weil aus größerer Nähe, beaufsichtigt, eher ein Einsehen haben und von der Ketzerei ablassen würden. Doch obwohl überdies das Inquisitiongericht von Carcassonne in den Jahren

1298–1300 von neuem in der Grafschaft tätig wurde, nahm schon gleich nach der Jahrhundertwende durch die Predigt des aus der Lombardei zurückgekehrten ›Vollkommenen‹ Pierre Authié im gebirgigen Süden der Grafschaft der Ketzerei einen neuen Aufschwung. Diesen hatte nun zwar das sanctum officium von Carcassonne in den Jahren 1308–1309 einigermaßen gründlich zu unterdrücken vermocht, ohne indessen verhindern zu können, daß die unterdrückte Häresie gewissermaßen untergründig weiterwucherte.

Bis zu der Zeit, da Jacques Fournier Bischof von Pamiers wurde, war allein das dominikanische Ketzergericht in Carcassonne mit der Strafverfolgung der Ketzerei in der Grafschaft Foix befaßt gewesen; die eigens zum Zweck einer besseren Überwachung der von jeher der Ketzerei besonders geneigten Bevölkerung dieser Grafschaft in Pamiers installierten Bischöfe ihrerseits hatten bisher die heimlichen Ketzer einigermaßen ungehindert gewähren lassen. Jacques Fourniers Vorgänger, Pelfort de Rabastens (1312–1317) hatte viel zu große Schwierigkeiten mit seinen Canonici, um sich in die möglicherweise mit der Orthodoxie unverträglichen Überzeugungen und Praktiken der Bewohner von Dörfern fern seines Bischofssitzes vertiefen zu können.

Das nun sollte sich ändern, als Jacques Fournier seine Nachfolge antrat. Gestützt auf einen 1312 gefaßten Konzilsbeschluß, der den für die Strafverfolgung der

Häresie zuvor allein zuständigen dominikanischen Inquisitoren empfahl, zukünftig mit den Bischöfen der Diözesen, in welchen es jeweils einzuschreiten galt, eng zusammenzuarbeiten, gründete der neue Bischof 1318 ein eigenes Ketzergericht in Pamiers, dessen Untersuchungen er bis zu seiner Versetzung auf den Bischofssitz von Mirepoix im Jahre 1326 in enger Zusammenarbeit mit Gaillard de Pomiès, O. P., einem Delegierten des dominikanischen Inquisitors von Carcassonne, Jean de Beaunes, O. P., selbst leitete. Das Gericht bestand zwar auch nach seinem Weggang aus Pamiers weiter, doch fehlten Jacques Fourniers Nachfolgern allem Anschein nach sowohl der Eifer als die Fähigkeiten, die dessen ersten Vorsitzenden ausgezeichnet hatten, und so ist vom Walten dieses Gerichts aus den Jahren nach 1326 weiter nichts Nennenswertes überliefert – was den Bewohnern der Grafschaft Foix schließlich ganz recht gewesen sein wird.

Die in der Bibliothek des Vatikans erhaltene Reinschrift der Protokolle der Verhandlungen, die vom 15. Juli 1318 bis zum 9. Oktober 1325 vor diesem Gericht stattfanden, lehren uns den Bischof als einen unbestechlichen, hartnäckigen, scharfsinnigen und, wenn das Wort zur Charakterisierung dieses Amts erlaubt ist, einfühlsamen Inquisitor kennen, der sich, wie seine Opfer zugeben mußten, darauf verstand, »den Lämmern zur Welt zu helfen«, das heißt, die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Er leitete fast alle Verhandlungen des Gerichts persönlich, überließ nicht, wie andere Inquisitoren, die eine oder andere Untersuchung seinen Notaren und Schreibern, sondern kümmerte sich, so weit wie irgend möglich, um jede Kleinigkeit selbst. Bruder Gaillard de Pomiès, der Delegierte des Inquisitors von Carcassonne Jean de Beaune, mußte mit dem Platz des Beisitzers vorlieb nehmen. Wenn Fälle von besonderer Bedeutung zu beurteilen waren, wohnten gelegentlich auch Jean de Beaune selbst oder ein anderer auswärtiger Inquisitor, etwa Bernard Gui oder Jean Duprat, der Verhandlung bei. Ebenfalls anwesend waren gewöhnlich als Assessoren des Gerichts verschiedene in Pamiers einheimische Geistliche – auch Mönche der dort vertretenen Orden – Juristen und Magistratspersonen. Die Protokollführung lag in den Händen der Schreiber, von denen dem Gericht an die fünfzehn zu Gebote standen, allen voran die Notare Guillaume Pierre Barthe (ein geweihter Priester), Jean Strabaud und Bataille de la Penne. Als Fußvolk des Gerichts, sozusagen, traten die ›familiares‹, dienstbaren Geister der Inquisition, auf, Kerkermeister und deren Weiber, Büttel und Spitzel.

Vom 15. Juli 1318 bis zum 9. Oktober 1325 saß das Gericht an 370 Tagen. An diesen 370 Tagen fanden 578 Vernehmungen statt. Bei 418 von diesen handelte es sich um Vernehmungen von Angeklagten; nur 160 Zeugenaussagen wurden gehört. Dabei kamen ins-

gesamt 98 Fälle zur Verhandlung. 1320 war mit 106 Verhandlungstagen das arbeitsreichste Jahr des Gerichts. 1321 fanden an 93 Tagen Sitzungen statt, 1325, im letzten Jahr, in dem Jacques Fournier ihm vorsaß, nur noch an 22 Tagen. Gewöhnlich tagte das Gericht in Pamiers; wenn indessen besondere Gründe dafür vorlagen (namentlich wenn irgend etwas die Anwesenheit des Bischofs dort erforderlich machte), auch an anderen Orten der Diözese.[1]

In die 98 Fälle, in denen Jacques Fourniers Gericht Recht sprach, waren 114 Angeklagte verwickelt, die verschiedener Delikte, in der großen Mehrzahl aber der albigensischen Ketzerei beschuldigt wurden. Von diesen konnten 94 tatsächlich vor Gericht gestellt werden. Von einigen wenigen Edelleuten und Priestern abgesehen, waren die Angeklagten einfache Leute, Handwerker, Krämer und – vor allem – Bauern und Bauernfrauen. Denn von den insgesamt 114 Angeklagten waren 48 Frauen. Die Mehrzahl dieser dem Gericht verdächtigen Männer und Frauen war im gebirgigen Süden der Grafschaft Foix zu Hause, in den Dörfern, wo die Brüder Authié die katharische Ketzerei ein letztes Mal hatten aufleben lassen: 92 von 114; und 25 von den 92 in Montaillou. Drei weitere Angeklagte stammten aus dem nahe bei Montaillou gelegenen

1 J. M. Vidal, Le Tribunal d'Inquisition de Pamiers, Toulouse 1906.

Dorf Prades. So haben wir in den Protokollen also 28 – darunter einige sehr umfangreiche – Aussagen von Leuten, die in der Gegend zu Hause waren – dem nur aus den beiden kleinen Dörfern Montaillou und Prades bestehenden Pays d'Aillon nämlich –, deren damalige Bewohner der vornehmste Gegenstand dieser Untersuchung sein sollen.

Anklage wurde gewöhnlich auf eine (oder mehrere) Anzeigen hin erhoben. Der Beschuldigte wurde nach Pamiers vorgeladen. Die Vorladung wurde ihm durch den Pfarrer der Gemeinde, in der er wohnte, entweder sonntags in der Kirche oder zu Hause zugestellt. Leistete er dieser Vorladung nicht freiwillig Folge, war der ›bayle‹ des Orts (der Beamte des Grundherrn der Gemeinde) bevollmächtigt, ihn dingfest zu machen und dem Gericht vorzuführen. Vorgeführt, wurde der Angeklagte auf das Evangelium vereidigt. (Ein ›Vollkommener‹ hätte diesen Eid verweigern müssen – schwören galt den Katharern als Sünde – und damit schon vor Eröffnung der Verhandlung seine Schuld gestehen: Aber ›Vollkommene‹ kamen in Pamiers ja nicht mehr vor Gericht.) Nach der Vereidigung begann das Verhör. Jacques Fournier stellte Fragen, ließ den Angeklagten reden, hörte aufmerksam zu, stellte, dunkle Punkte der Aussage betreffend, weitere Fragen, ließ den Angeklagten reden; manche Aussagen füllen zehn, zwanzig und mehr der großen zweispaltig beschriebenen Folioseiten des Registers der Verhöre. Manche

Angeklagten blieben zwischen den Verhandlungen in Haft; anderen wurde nur Hausarrest auferlegt oder verboten, das Kirchspiel, in dem sie ansässig waren, zu verlassen. Manche durften sich innerhalb der Diözese frei bewegen.

Besonders Verdächtige wurden im Gefängnis auf verschiedene Weise zu Geständnissen gedrängt. Die Maßnahmen, die zu diesem Zweck ergriffen wurden, richteten sich unmittelbar entweder, wie die Exkommunikation, gegen die seelische Widerstandskraft des Gefangenen, oder gegen die körperliche. Diese letzteren bestanden vor allem in verschärften Haftbedingungen: in Haft bei Wasser und Brot, in engem Kerker, angekettet. Im übrigen ließ Jacques Fournier seine Gefangenen nicht foltern, um Geständnisse zu erpressen.[1] Er verstand es, im Gespräch vor Gericht hinter die Geheimnisse der Vorgeladenen zu kommen: mit viel Spürsinn und großer Geduld. Wo er Widersprüche in der Aussage eines Zeugen entdeckte, oder zwischen den Aussagen verschiedener Zeugen Widersprüche fand, ruhte er nicht, bis er sich diese Widersprüche zu seiner Zufriedenheit erklärt hatte; und er war anspruchsvoll, denn er wollte nur die Wahrheit wissen. War ein Angeklagter der Verbrechen überführt, die ihm zur Last gelegt wurden, begnügte sich der Bischof

1 Jean Duvernoy, Le Registre d'Inquisition de Jacques Fournier, Toulouse 1965, S. 20.

nicht damit, ihn bestrafen zu lassen, sondern scheute keine Mühe, den Betreffenden zur Reue zu bewegen, um sein Seelenheil zu retten. Zu diesem Ende führte er lange Gespräche mit den Delinquenten und versuchte, sie mit philosophischen und theologischen Argumenten von der Irrtümlichkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen. Vierzehn Tage seiner kostbaren Zeit wandte er daran, den vom katholischen Glauben (zu dem er freilich unter Zwang bekehrt worden war) wieder abgefallenen Juden Baruch mit dem Geheimnis der Dreifaltigkeit zu versöhnen, eine Woche, ihn von der doppelten Natur Christi zu überzeugen, und nicht weniger als drei Wochen verstrichen bei einer Erörterung der Identität Christi mit dem verheißenden Messias. Zuletzt freilich wurden das Urteil gesprochen und Strafe verhängt. Manche Verurteilten kamen mit einem Schandmal: der Pflicht, ein einfaches oder doppeltes gelbes Ketzer-Kreuz auf dem Mantel zu tragen, davon oder mit der Auflage, eine Wallfahrt zu vollbringen. Anderen wurde die Habe beschlagnahmt, und natürlich gab es Gefängnisstrafen von verschiedener Dauer und Strenge. Nur fünf Todesurteile hatte Bischof Fournier zu fällen, davon vier gegen Waldenser aus Pamiers. (Die Waldenser, deren Glaubensbekenntnis nicht annähernd so wesentlich wie das katharische vom katholischen abwich, hatten im Gebirge, bei den Bauern überhaupt, weniger Anhang als in den Städten.) Das fünfte Todesurteil allerdings traf einen rückfälli-

gen katharischen ›Gläubigen‹ aus Montaillou, einen gewissen Guillaume Fort.

Bischof Fournier ließ das Register der Verhandlungen vor dem Inquisitionsgericht von Pamiers, das unserer Untersuchung zugrundeliegt, anfertigen, nicht zuletzt wohl, weil er Wert darauf legte, seine Tätigkeit als Inquisitor lückenlos dokumentieren und, wenn erforderlich, rechtfertigen zu können. Zwei Bände dieser Protokolle sind verlorengegangen. Einer der verlorenen Bände enthielt Bischof Fourniers Urteile. Doch sind wir über diese unterrichtet durch den ›Liber sententiarum Inquisitionis Tholosanae, ab anno Christi 1307 ad annum 1323‹, den der Holländer Philipp Limborch, ein protestantischer Geistlicher der Dissidentensekte der Remonstranten, 1692 in Amsterdam als Anhang zu seiner ›Historia Inquisitionis‹ veröffentlichte (glücklicherweise, da auch diese Handschrift inzwischen verlorengegangen ist). Erhalten blieb in der Bibliothek des Vatikans, wie schon erwähnt, der große Folioband, dessen Text Jean Duvernoy 1965 veröffentlicht hat. Wir wissen, wie bei der Kompilation des Registers verfahren wurde. Zunächst schrieb ein Schreiber während der Verhandlung ein Protokoll in Stichworten: Der Schreiber war gewöhnlich der bischöfliche Notar Guillaume Barthe. Nach der Verhandlung wurde das Protokoll ins Reine geschrieben. Die Übersetzung der in okzitanischer Sprache gemachten Aussagen ins Lateinische wurde entweder schon bei der Nieder-

schrift des ersten flüchtigen Protokolls während der Verhandlung oder spätestens bei der Abfassung der Reinschrift dieses Protokolls vorgenommen. Dann wurde dem Angeklagten der Text dieser Reinschrift vorgelesen, beziehungsweise, da ja die Angeklagten gewöhnlich kein Latein verstanden, mündlich in seine Muttersprache zurückübersetzt; hatte er etwas daran auszusetzen, wurde das Protokoll dementsprechend verändert oder erweitert. Damit stand für alle Beteiligten fest, was während der Verhandlung gesagt worden war. Und die Schreiber konnten den Text in die großen Pergamentbände übertragen, in denen Bischof Fournier die Wahrheit aufbewahrt wissen wollte.

Seit etwa hundert Jahren hat diese Wahrheit schon eine ganze Reihe von ausgezeichneten Gelehrten beschäftigt, angefangen mit Ignaz von Döllinger, der im zweiten Band seiner 1890 postum erschienenen ›Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters‹ bereits Texte aus dem Register veröffentlichte. Die gründlichsten und umfassendsten Arbeiten über den Gegenstand hat im ersten Drittel dieses Jahrhunderts J. M. Vidal veröffentlicht.

Naturgemäß galt das Interesse der genannten, wie der meisten anderen Gelehrten, die Bischof Fourniers Protokolle bisher untersucht haben, hauptsächlich den historischen und religionsgeschichtlichen Aufschlüssen, die sie vermitteln: zur Geschichte des Sektenwesens im Mittelalter, zur Geschichte der Inquisition.

Dieses Buch wird von den Bauern handeln, die in Pamiers vor Gericht standen; und von dem Dorf, wo die meisten von ihnen zu Hause waren: Montaillou.

ÖKOLOGIE VON MONTAILLOU: DAS HAUS UND DER HIRTE

Montaillou ist kein großes Kirchspiel. Zur Zeit der Ereignisse, die Jacques Fourniers Untersuchung veranlaßten, gab es dort zwischen zweihundert und zweihundertfünfzig Einwohner. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts, nach dem Schwarzen Tod und nachdem sich, direkt oder indirekt, die ersten Auswirkungen der englischen Kriege zeigten, nennen die Herdlisten und Zinsbücher der Grafschaft Foix für diese Gemeinde eine Einwohnerzahl von nur mehr etwa hundert Seelen in dreiundzwanzig Haushalten. Dieser Bevölkerungsschwund um mehr als die Hälfte ist nach den Katastrophen der letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts fast überall in Südfrankreich zu beobachten. Zur Zeit der Unterdrückung der katharischen Ketzer stand es so schlecht noch nicht.

»Das Pays d'Aillon an der Quelle des Hers ist eine schöne, von Weideland und Wald umgebene Hochebene«, urteilte 1898 der Historiker Dufau de Maluquer. Montaillou, das diese Hochebene beherrschte, war terrassenförmig angelegt: Auf der Höhe des Hügels stand 1320 das Schloß, dessen eindrucksvolle Ruine dort noch heute zu sehen ist. Am Abhang stiegen die Häuser empor, eins über dem anderen, oft aneinandergebaut, manchmal jedoch voneinander getrennt durch kleine Gärten, in denen Schweine bei unerlaubten

Ausflügen anzutreffen waren, oder durch Höfe und Tennen. Der Ort war nicht befestigt, da die Einwohner, im Fall ihnen Gefahr drohte, ja oben hinter den Mauern der Burg Zuflucht suchen konnten. Dennoch stand die unterste Häuserreihe so dicht beisammen, daß ihre äußeren Wände notfalls als Stadtmauer dienen konnten. Die einzige Lücke in dieser Reihe, durch die man das Dorf betrat, wurde denn auch das »Tor« genannt. In neuerer Zeit ist das Dorf von der Burg abgerückt und steht heute weiter unten am Hang als in der Epoche, von der hier die Rede sein soll.

Wie noch heute führte schon im 14. Jahrhundert die gewundene Dorfstraße hinab zu der unterhalb des Ortes erbauten Pfarrkirche. Noch weiter unten am Hang, inmitten des Totenackers der Gemeinde, liegt eine der Heiligen Jungfrau geweihte Kapelle, die zugleich der Ort eines volkstümlichen lokalen Kults eher heidnischer Färbung ist. Kirche und Kapelle sind, teilweise jedenfalls, in romanischem Stil vor 1300 erbaut.

Die unmittelbare Umgebung von Montaillou stellte sich zu der Zeit, an die hier gedacht ist, als ein Schachbrett von mehr oder weniger rechteckigen, kleinen Feldern dar. Diese Parzellen erstreckten sich über den sekundären Kalkstein des Plateaus und reichten, wo irgend möglich, bis auf den primären Boden des nahen Gebirges. Keines dieser Stücke Land umfaßte mehr als zwanzig oder höchstens dreißig Ar. Die Bauern von Montaillou besaßen jeder eine Anzahl dieser Parzellen,

meist durch die ganze Umgebung des Dorfes verstreut und teils als Weidegrund teils als Ackerland brauchbar. Ackerland wurde mit von Ochsen, Kühen, Maultieren oder Eseln gezogenen Schwingpflügen bearbeitet. Die einzelnen Parzellen sind noch heute durch Feldraine, die namentlich im Winter nach Schneefällen sich deutlich abzeichnen, voneinander geschieden. An den Hängen staffeln sich die Parzellen zu den für den ganzen Mittelmeerraum charakteristischen Terrassenstufen. Man unterschied ›versaines‹, Felder die man nur von Zeit zu Zeit für eine bestimmte Zeit brach liegen ließ, von ›bouzigues‹, Feldern, die nur gelegentlich abgebrannt und bestellt wurden.

Im Gebiet von Montaillou wurde zur Zeit Jacques Fourniers und wird noch heute, da es zu hoch liegt und mithin ein zu rauhes Klima hat, Wein nicht angebaut. An Getreide wuchsen dort Hafer und Weizen besser als Gerste und Roggen, und zwar – des rauhen Klimas wegen – in eben zur Ernährung der Dorfbewohner hinreichender Menge; dabei gab es schlechte Jahre mit geringerem Ertrag. Außerdem bauten die Bauern von Montaillou schon um 1300 in aller Unschuld – und ohne zu ahnen, daß diese erst im 18. Jahrhundert von englischen Agronomen auf dem Kontinent eingeführt werden sollte – die Runkelrübe an. Vielleicht wurde auch Futtergetreide, das grün geschnitten und verfüttert wird, angebaut. Hanf wuchs mit Sicherheit auf den rings um das Dorf gelegenen Äckern. Dieser wurde

während der Wintermonate von den Frauen gepocht und gekämmt. Der zeitgenössischen Toponymie ist zu entnehmen, daß trotz der ungünstigen Höhenlage um 1300 in Montaillou auch Flachs gedieh. An Haustieren gab es außer den schon erwähnten Zug- und Packtieren – den Ochsen, Kühen, Eseln, Maultieren – Schweine, Geflügel – Hühner und Enten – sowie natürlich hunderte von Schafen: Die nach tausenden Köpfen zählenden Schafherden ungerechnet, welche die Leute von Montaillou zu dieser Zeit jedes Jahr auf die Winterweiden des Lauragais und Kataloniens trieben. Der Acker wurde mit dem Schwingpflug bestellt, Räderpflüge waren nicht gebräuchlich, auch Karren nicht, wie man deren im Unterland oder im Tal der Ariège benutzte.

Die Verteilung der zum Dorf gehörigen Wiesen und Weiden oblag dem ›messier‹, einem zu diesem Zweck mittels eines in seinen Modalitäten nicht überlieferten Verfahrens von den Dorfbewohnern oder der Schloßherrschaft eingesetzten Beamten. Ackerland lag teilweise jedes dritte Jahr brach, da in dieser Höhe Frühjahrsgetreide zugleich mit dem Wintergetreide wächst, das den Boden während des ganzen Jahres, von September bis September, besetzt. Häufiger aber wechselten Brache und Bestellung jährlich. War der Boden besonders schlecht, ließ man ihn wohl sogar nach jeder Ernte mehrere Jahre lang brach liegen. Das bestellte Land zu zwei oder drei großen Feldern zusammenzufassen kam offensichtlich nicht in Frage.

Alter und Geschlecht bestimmten die Arbeitsteilung unter den Dorfbewohnern. Die Männer pflügten, schnitten das Korn, zogen die Rüben. Auch Jagd und Fischfang waren ihre Sache: In den Gebirgsbächen wimmelte es von Forellen, die Wälder waren voller Eichhörnchen und Auerhähne. Größere Kinder hüteten die elterliche Herde. Sie schnitten den Kohl, jäteten die Getreidefelder, banden die Garben, besserten die Getreideschwinge aus, wuschen die Töpfe am Brunnen und gingen, ein Brot auf dem Kopf tragend, mit den Wanderarbeitern zur Ernte. Namentlich in jungen Jahren mußten Frauen schwer arbeiten.

Die Mitte jeder Landwirtschaft war das Haus, in dem, hinter einer Trennwand, neben den Menschen auch die Tiere untergebracht waren: Schafe, die nicht mit den Herden wanderten, Rinder, Schweine und Maultiere lebten während des Winters dort unter dem gleichen Dach mit ihren Herren. Reichere Bauern allerdings hatten gelegentlich neben ihren Wohnhäusern – von diesen oft durch einen Hof getrennt – besondere Viehställe. Andererseits scheint es außerhalb der geschlossenen Ortschaft in der Gemarkung von Montaillou landwirtschaftliche Gebäude nicht gegeben zu haben – außer ein paar Schäferhütten, von denen noch zu reden sein wird.

Montaillou lag um 1300 in einer Lichtung, die in allen vier Himmelsrichtungen von Wald umschlossen war. Hier fanden die ›parfaits‹ (die ›Vollkommenen‹,

auch ›bonshommes‹, ›gute Menschen‹, genannt, waren jene Mitglieder der katharischen Gemeinden, die der höchsten Weihen teilhaftig geworden, mithin: Erzketzer) Zuflucht vor den Nachstellungen der Behörden. Gewöhnliche Sterbliche schlugen dort Holz, spalteten die Schindeln, mit denen man in Montaillou die Häuser deckte, auch das Vieh ließ man im Walde weiden. Im Gebirge, vor allem im Süden, lagen die Hochweiden, die Welt der Schäfer, eine Welt, die eigenen Gesetzen gehorchte: Ideen, Menschen, Herden, Geld legten dort, von Hütte zu Hütte wandernd, beträchtliche Entfernungen zurück, kamen weit herum. Dies in vollkommenem Gegensatz zu der Kleinkrämerei, die für die dörfliche Wirtschaft bezeichnend war. Im Dorf gab es kaum zirkulierendes Geld, man tauschte, lieh oder schenkte einander, was man brauchte: Getreide, Grünfutter, Heu, Holz, Feuer, das Maultier, die Axt, Kochtöpfe, Kohlköpfe, Rüben. Wer ›reich‹ war oder sich dafür hielt, lieh dem Armen und gab ihm zu Allerheiligen wohl auch ein Almosen. Die Mutter lieh der verheirateten oder verwitweten Tochter Haushaltsgegenstände oder ein Arbeitstier, wenn deren eigene Wirtschaft ärmer war als die mütterliche Domus. Überdies kannten die Bauern von Montaillou verschiedene Formen des Kreditverkehrs, so die Pfandleihe, Schuldüberschreibung und so fort.

An Geld mangelte es immer. »Mein Mann Arnaud Vital war der Schuhmacher von Montaillou«, erzählt

Raymonde Vital. »Er mußte immer warten, bis seine Kundinnen zu Pfingsten ihr Geflügel verkauft hatten, ehe er den Lohn erhielt für die Schuhe, die er ihren Männern geflickt hatte« (i. 346).

Außer diesem Schumacher (oder Flickschuster) lebten in unserem Dorf – anders als in den Dörfern des Unterlands – kaum Handwerker. Natürlich spannen die Frauen abends, daheim oder bei einer Nachbarin, ja sogar im Gefängnis, wenn der Inquisitor sie dort festsetzte. Die am Ort betriebene Weberei arbeitete offensichtlich nur für den örtlichen Bedarf; es gab nur einen einzigen Weber in Montaillou, Raymond Maury. Sein Webstuhl stand in dem zu diesem Zweck in der Mitte seines Hauses angelegten, halb unterirdischen runden Keller. Er besaß gleichzeitig eine Schafherde: Seine Kinder wurden Schäfer. Ein wohlhabender Weber war dagegen in dem Montaillou benachbarten Dorf Prades d'Aillon zu finden. Dieses volkreichere Kirchspiel bot größere Absatzmöglichkeiten für Textilien und damit dem Weber größeren Gewinn. Der mit einem vom Namen seines Heimatortes abgeleiteten Vornamen ausgestattete Weber Prades Tavernier hatte dort gute Einnahmen; der Verkauf seiner Erzeugnisse gestattete ihm sogar, sich einen frommen Ausflug nach Katalonien zu leisten – bei dem ihn übrigens eine häretische adlige Dame begleitete (i. 335, 336).

Das Schneiderhandwerk wurde in Montaillou ausschließlich von durchreisenden ›parfaits‹ ausgeübt. Als

gute Katharer verdienten diese sich irdischen Lebensunterhalt und ewiges Leben, indem sie Kittel flickten und Handschuhe machten. Wenn solche ketzerischen Schneider im Dorf weilten, leisteten ihnen die Frauen gern Gesellschaft: angeblich um ihnen bei der Arbeit zur Hand zu gehen, tatsächlich mehr, um in ihrer Gesellschaft zu schwatzen (i. 373). Was weiblichen Gewerbefleiß angeht, so war er in Montaillou durch eine Schankwirtin, Fabrisse Rives, vertreten. Diese unterhielt allerdings keinen Ausschank, wo man sich zu einem Glase oder zu einem Schwatz treffen konnte, sondern verkaufte ihren Wein, den Maultiere aus dem Unterland heraufbrachten, nur über die Straße. Auch scheint sie nicht sehr tüchtig gewesen zu sein, ihr Weinmaß soll gerade dann, wenn es gebraucht wurde, nicht zur Hand gewesen sein. Im übrigen waren die Handwerker ein weder von Bauern, noch Bürgern, ja nicht einmal von Edelleuten genau unterschiedener Stand. Jeder verstand sich irgendwie auf handwerkliche Arbeiten in dieser Gegend, mitunter ganz ausgezeichnet. Und so konnte ein Notar Schneider werden; der Sohn eines Notars Schuster; der Sohn eines Bauern erst Schäfer, dann Hersteller von Wollkämmen. Der Versuch eines ehemaligen Würdenträgers, auf das Geschäft eines Austrägers umzusatteln, scheiterte allerdings daran, daß ihm die Bürden seines Amtes für die bei diesem Geschäft zu bewältigenden Lasten den Rücken nicht genügend gestärkt hatten.

Daß es in Montaillou keine Karren gab, haben wir schon bemerkt. Es gab sie anderswo, im Unterland und in der Nähe der Städte, reale und gespenstische Karren: Denn durch viele Geistergeschichten fuhr der Totenkarren. Die Schafherden legten jede Entfernung auf den eigenen Beinen zurück, und außer Schafen hatten die Leute von Montaillou kaum Güter oder Handelswaren, die zu bewegen gewesen wären. Die Frauen trugen die Wasserkrüge, mit denen sie zum Brunnen gingen, auf dem Kopf. Reisende trugen ihr Kleiderbündel auf dem Rücken oder an einem über die Schulter gelegten Stock (i. 312). Holzfäller luden sich zu ihrer Axt große Reisigbündel auf den Rücken. Körbe und Schnappsäcke nahmen weniger umfangreiche Ladungen auf (i. 318). Austräger brachten Kümmel und Nähnadeln ins Dorf und besorgten den ›Export‹ von Schaffellen und Eichhörnchenfellen.

Esel und Maultiere beförderten den Wein und das Küchensalz, das man aus Tarascon und Pamiers bezog, brachten auch Olivenöl aus dem Rousillon, das in Montaillou als Delikatesse galt und nur bei der Zubereitung von Festmählern verwendet wurde. Eiserne Werkzeuge kamen aus dem nahen Tal von Vicdessos. Sie waren in Montaillou, wo es keinen Schmied gab, sorgsam gehegte Kostbarkeiten, die man sich im Dorfe gegenseitig lieh. Eine Mühle gibt es dort erst seit jüngster Zeit. Um 1300 wurde das Getreide, wie die Hühner und die Eier, mit deren Verkauf die Frauen

ihr Taschengeld verdienten, nach Ax-les-Thermes geschafft: Dort befand sich die Mühle der Grafschaft Foix. In schlechten Jahren brachten Maultiertreiber das in Montaillou benötigte Getreide bis aus Pamiers. Andererseits wurde aus Montaillou, vom Oberlauf des Hers und der Ariège, auf Maultierrücken oder auf dem Wasser Holz ins Unterland geschafft, meist Brennholz übrigens, kaum Bauholz. Der nächste Markt befand sich in Ax-les-Thermes (der mit den Huren des Bassin des Ladres eine zusätzliche Attraktion hatte). Getreide- und Hammelmärkte gab es überdies in Tarascon-sur-Ariège, in Pamiers und in Laroque d'Olmes.

Manche Lebensmittel wurden in kleinen Mengen eingeführt. Im wesentlichen jedoch versorgte das Dorf sich selbst. Tatsächlich sind wir über die Ernährung der Bauern von Montaillou, des Pays d'Aillon und des Sabarthès während der uns hier interessierenden Epoche besser unterrichtet als über manche anderen Bedingungen ihrer biologischen Existenz. Hungersnöte kamen dort während des 13. Jahrhunderts selten vor. Erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden sie zu einer Gefahr, mit der zu rechnen war, ja zu einer ständigen Bedrohung. Denn die Bevölkerung Okzitaniens hatte sich so geschwind vermehrt, daß sie bereits so dicht war wie später erst wieder im 19. Jahrhundert – als jedoch bereits Existenzmöglichkeiten gegeben waren, an die um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert noch nicht zu denken war. zwar hielt sich

die Bevölkerung von Montaillou in vergleichsweise vernünftigen Grenzen; doch fiel es im Falle einer Mißernte den Bewohnern dieses Bergdorfes nun schwerer, das Lebensnotwendige aus dem übervölkerten Unterland zu erhalten. Auswanderung konnte diesen Bevölkerungsüberdruck auf die Dauer nicht genügend mildern. So ereigneten sich in der Gegend von Montaillou während der Jahre 1310 und 1322 zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder Hungersnöte größeren Ausmaßes. (Die große Hungersnot in Nordfrankreich fiel in das Jahr 1316; die Wachstumsbedingungen für das Getreide sind ja im Norden anders als im Süden: In der Pariser Gegend ist es vor allem der Regen, der die Ernte bedroht, es regnet dort oft so viel, daß das Getreide auf dem Halm verfault; während im Süden eher Hitze und Trockenheit zu fürchten sind. Und ein im Norden extrem nasses Jahr ist selten im Süden extrem trocken.)

Dennoch, jede Hungersnot nahm einmal ein Ende. Zu normalen Zeiten hatte man einigermaßen anständig zu essen. Grundnahrungsmittel war das Brot, aus Weizen – mitunter auch aus Hirsemehl – gebacken. Wie schon berichtet, ließ man das Getreide in der Grafschaftsmühle in Ax-les-Thermes mahlen. Das Mehl wurde dann auf Packtieren wieder ins Dorf zurückgebracht und dort gesiebt. Gebacken wurde von den Frauen im eigenen Hause: Denn die Herrschaft unterhielt hier nicht, wie in der Ile-de-France,

Gemeindebacköfen. Andererseits besaß keineswegs jedes Haus in Montaillou einen Backofen. Ein eigener Backofen wies eine Domus als wohlhabend aus. Wer also zu Hause keinen hatte, brachte den daheim gekneteten Teig zum Backen ins Haus einer besser gestellten Verwandten oder Freundin. So hören wir, daß die arme Brune Pourcel, eine einstige Magd, unehelich geboren, verwitwet, ihr Brot im Ofen der Alazaïs Rives backen ließ. Im übrigen dienten die häuslichen Backöfen der Bauern von Montaillou nebenher noch anderen Zwekken: Wenn sie gerade nicht geheizt waren, benützte man sie wohl auch als Vorratskammern zur Aufbewahrung von Fisch oder Weinbergschnecken.

Zum Brot aß man gelegentlich Hammelfleisch, häufiger gesalzenes oder geräuchertes Schweinefleisch. Die in katalanischen Kleinstädten lebenden Handwerker aus dem Süden Okzitaniens pflegten zweimal wöchentlich Fleisch zu kaufen. In Montaillou scheint Schweinefleisch häufig auf den Tisch gekommen zu sein; detailliertere Angaben kann der Historiker nicht machen. Beim Räuchern der Speckseiten nach dem winterlichen Schlachtefest war man einander unter Nachbarn behilflich. Wer über einen geräumigeren Kamin, einen größeren Herd, mehr Brennholz verfügte, hing neben dem für den eigenen Bedarf geschlachteten wohl auch das beim weniger wohlhabenden Nachbarn geschlachtete Schwein in den Rauch. »Vor etwa fünfzehn Jahren«, erzählt 1323 Raymonde Belot, die sich

im Jahre 1308 in nicht eben glücklichen Verhältnissen befunden hatte, »brachte ich während der Fastenzeit eines Tages zur Vesperstunde zwei gesalzene Speckseiten zum Räuchern in Guillaume Benets Haus in Montaillou. Ich traf dort Guillemette Benet [Guillaumes Frau], die sich mit einer anderen Frau am Feuer wärmte; ich legte das Salzfleisch in die Küche und ging wieder weg« (iii. 67. Die Tatsache, daß ihr Mann, Belot, den Namen des verhältnismäßig reichen Hauses Belot führte, darf uns nicht darüber täuschen, daß Raymondes Belot ein armer Mann war).

Neben dem Fleisch gab es Milch, auch als Geschenk unter Freunden und Verwandten; vor allem aber Käse, den die Hirten des Hochlandes herstellten. Besonders abwechslungsreich war das Essen nicht, aber wenigstens fehlte es in dieser Gebirgsgegend selten an stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln. Die periodisch auftretenden Getreideknappheiten konnten sich also in Montaillou nie so verheerend auswirken wie etwa in der Gegend von Paris, wo man im 14. wie noch im 17. Jahrhundert fast ausschließlich auf Getreide angewiesen war.

Zur einheimischen Suppe gehörten Speck und Brot, an Gemüse fanden dabei hauptsächlich Kohl und Porree Verwendung. Dagegen waren in den Gärten des alten Montaillou verschiedene Delikatessen, mit denen Araber oder Kreuzfahrer die Leute in Katalonien und im Comtat Venaissin zu Beginn des 14.

Jahrhunderts bekannt gemacht hatten, wohl wegen der Abgelegenheit des Orts und wegen des dortigen rauhen Klimas nicht anzutreffen: Die Artischocke, die Melone und den Pfirsich kannte man dort bestenfalls vom Hörensagen. Bohnen freilich und Rüben – letztere wurden auf Feldern angebaut – bereicherten, wenn auch um bescheidenere Genüsse, schon damals den Speisezettel. Verschiedene Leckereien stellte darüber hinaus die Natur unaufgefordert zur Verfügung: So konnte man Nüsse und Haselnüsse sammeln, Pilze und Weinbergschnecken. Manchmal gab es auch Wild, häufiger frische Forellen aus den Bächen, gelegentlich vielleicht auch gesalzenen Meerfisch, den die Maultiertreiber aus dem Tal mitbrachten. Wein war, da er in Montaillou nicht wuchs, eine Seltenheit dort. Man trank ihn nur bei besonderen Gelegenheiten. Im übrigen waren die Südfranzosen zur Trunksucht damals ebensowenig geneigt wie zu späteren Zeiten. Zucker war eine außerordentliche Rarität: Wer es sich leisten konnte, schenkte wohl einmal einer angebeteten Dame ein Stück von dieser maurischen Delikatesse.

Gab es Speiseverbote? Die katharische Ethik, die theoretisch auch in Montaillou galt, enthielt eine ganze Reihe von Bestimmungen, die reine und unreine Nahrungsmittel betrafen. So gestattete sie den Genuß von Fisch, verbot aber Speck wie Fleisch überhaupt. Nach katharischer Auffassung verletzte der Verzehr eines warmblütigen Tiers den Zusammenhang jener unge-

heuren Seelenwanderung, die Vögel, Säugetiere und Menschen in einen allumfassenden Läuterungsprozeß verwickelte. Indessen wurden diese Vorstellungen von den einfachen ›croyants‹ oder Gläubigen der diesbezüglichen heterodoxen Lehre nicht so ernstgenommen, daß sie sich praktisch danach gerichtet hätten. Die ›croyants‹ verzichteten gern zugunsten einer winzigen Elite von ›parfaits‹ auf das Privileg, in Übereinstimmung mit ihren Überzeugungen zu leben.

Im übrigen sind wir über die biologischen Existenzbedingungen der einfachen Leute von Montaillou nicht sonderlich gut unterrichtet. Des öfteren hören wir von Krankheiten, so von der Tuberkulose (mit Bluthusten), von der Fallsucht, von Augenkrankheiten. Die diesbezüglichen Nachrichten sind aber nicht ausführlich genug, um Schlüsse auf den allgemeinen Gesundheitszustand der Bevölkerung zuzulassen oder die Sterblichkeit zu ermitteln, die jedenfalls hoch gewesen sein wird; vor allem werden viele im Kindesalter und an Seuchen gestorben sein. Flöhe und Läuse hatte jeder. Jeder kratzte sich, und auf jeder Stufe der gesellschaftlichen, freundschaftlichen und familiären Rangordnung war es üblich, einander die Flöhe abzulesen. So ist es kein Wunder, daß man in Okzitanien den kleinen Finger den ›tue-poux‹, den ›Flohtöter‹, zu nennen pflegte. Die Geliebte flöhte den Geliebten; die Magd die Hausfrau; die Tochter die Mutter. Bei diesen Gelegenheiten wurde endlos geschwatzt, von Gott und

der Welt, von Frauen, von Theologie, von der Figur, die ein ›parfait‹ auf dem Scheiterhaufen gemacht hatte. Es gab Flohjahre, Fliegenjahre, Lausejahre, Mückenjahre, in denen solche Gelegenheiten sich mit unbequemer Häufigkeit ergaben. Darauf folgten dann wieder Zeiten, in denen sich das Ungeziefer vergleichsweise zurückhaltend benahm. Während dieser Zeiten dachten die Leute von Montaillou weniger als an solche hautnahen Verdrießlichkeiten an die Gefahren, die ihnen drohten, wenn ihnen die Inquisition auf den Leib rückte. Wir werden auf diese wahrhaft ›vitalen Belange‹ noch zurückkommen.

Zum Verständnis der gesellschaftlichen und politischen Strukturen des Lebens in Montaillou muß man zunächst die über dem Dorfe waltenden Mächte und Machthaber kennen lernen. Prinzipiell findet man da die Einwirkung äußerer Mächte ausschlaggebend, welche, von der umgebenden Gesellschaft ausgehend, das Leben im Dorfe entsprechend den in den richtunggebenden Zentren anerkannten Normen zu gestalten trachteten. Die ›richtunggebenden Zentren‹, die politisch-feudalen wie geistlichen, beanspruchten – zu Recht oder zu Unrecht – Verfügung über die Entscheidungsgewalt in allen wichtigen Fragen des Lebens in den ihnen zugeordneten Gebieten. Sie lagen in den Städten, im allgemeinen nördlich von Montaillou. Im Vordergrund standen da natürlich die politischen

und feudalen Mächte. Diese übten die wirksamste Kontrolle aus – jedenfalls im Prinzip. Den Bauern von Montaillou begegneten diese beiden Formen der Macht in einer einzigen Gestalt, in der noblen und etwas fernen Erscheinung des Grafen von Foix. Der Graf war der Souverän der Gesamtheit jenes pyrenäischen Territoriums, der Grafschaft Foix, darin das Dorf Montaillou gelegen war. Er war jedoch zugleich der ›seigneur‹, Grundherr, von Montaillou selbst, während in mehreren benachbarten Dörfern andere Grundherren saßen. Diese doppelte Herrschaft des Grafen von Foix wurde am Ort durch zwei gräfliche Beamte repräsentiert: durch den ›châtelain‹ und den ›bayle‹. Der ›châtelain‹ oder Kastellan war des Grafen Polizeibevollmächtigter, der, entweder auf Lebenszeit oder für eine festgesetzte Frist berufen, der Autorität des ›bayle‹ Nachdruck verlieh und beispielsweise die Verfolgung und Verhaftung flüchtiger Gesetzesbrecher (oder des Gesetzbruchs Bezichtigter) übernahm. Er fungierte desgleichen als Kerkermeister und war verantwortlich für die in den Kerkern der Burg Inhaftierten (i. 406). Gegen Ende der neunziger Jahre des 13. Jahrhunderts hatte ein gewisser Berenger de Roquefort das Amt des Kastellan inne. Wir wissen nicht viel von ihm, außer, daß er eine junge und hübsche Frau hatte und daß er einen Verwalter namens Raymond Roussel beschäftigte. Dieser Raymond bewirtschaftete wahrscheinlich die zu dem Schloß gehörigen Ländereien. Diese, Wiesen

und Äcker, waren allem Anschein nach nicht sehr bedeutend und umfaßten alles in allem höchstens an die dreißig Hektar. Nach dem Tode Berengers wurde sein Amt von einem ›vice-châtelain‹ übernommen, einem anscheinend nicht sehr bemerkenswerten Mann, der mit seinem Vorgänger nicht verwandt war, das Amt wurde ja auch bestenfalls für ein Leben verliehen. Dieser ›vice-châtelain‹ scheintnichts Eiligeres zu tun gehabt zu haben, als sich den Wünschen der ortsansässigen reichen Bauern zu beugen, wenn es, von Zeit zu Zeit, so aussah, als hätten diese das Ohr des Bischofs von Pamiers (i. 406).

Der ›bayle‹ war der Gerichtsbeamte des Grundherrn. Er zog die Pacht ein und wachte über die pünktliche Erledigung der übrigen dem Grundherrn von den Bauern geschuldeten Pflichten und Abgaben. Überdies sprach er Recht im Namen des Seigneur, sogar wenn Kapitalverbrechen zur Verhandlung standen. Diese Gewaltenteilung zwischen einem Kastellan mit polizeilichen und militärischen Vollmachten und einem Bayle als Justizbeamten hätte zwar Montesquieu entzückt, war aber in der Praxis nicht so säuberlich, wie sie dieser gesetzesbegeisterte Mann sich gewünscht hätte. Aus den uns vorliegenden Quellen ergibt sich vielmehr, daß der Bayle gewöhnlich Recht nicht nur sprach, sondern auch anwandte und durchsetzte. So waren die Bayles der Dörfer, die uns durch die Vernehmungsprotokolle Fourniers bekannt sind, verantwortlich für die Ver-

haftung der in ihrem Gerichtsbezirk vorkommenden Ketzer. Gemeinsam mit den Leuten vom Schloß verfolgten sie Delinquenten aller Art durch das Gebirge, bemühten sie sich, gestohlenes Gut wiederzubeschaffen und zogen sie Pacht, sogar den Zehnten ein. Ein verleumdeter Schäfer führte Klage beim Bayle. Wie auch bei anderen Gelegenheiten zeigte sich in diesem Fall, daß als Friedensstifter Außenseiter manchmal eine glücklichere Hand haben als die zur Verwaltung des Rechts eingesetzten Beamten: »Als ich bei Jean Baragnon aus Merens Schäfer war«, erzählt Guillaume Baille aus Montaillou, »rief mich dessen Weib, Brune Baragnon, des öfteren einen Ketzer. Eines Tages auf der Weide schimpfte mich auch Jean, der Sohn meines Herrn Jean Baragnon, ›Ketzer‹. Ich beklagte mich deswegen beim Bayle des Orts. Später hat dann Pons Malet aus Ax-les-Thermes Frieden zwischen mir und dem jungen Baragnon gemacht« (ii. 380. Siehe auch ii. 276, wo vom Zehnten die Rede ist, und iii. 160; hier wird erwähnt, daß das Gericht des Bayle auf dem Dorfplatz tagte).

Die zweite Gewalt war theoretisch vollkommen unabhängig vom Herrenhaus und den dort amtierenden Beamten. Sie ging von der dominikanischen Inquisition in Carcassonne aus. Die Inquisition hatte ihre eigenen Spione, Geheimagenten und Büttel. Diese letzteren, die sich bescheiden ›Diener‹ nannten, mußten auf tätliche Auseinandersetzungen mit den Dörflern

gefaßt sein, wenn sie einem Bauern des Pays d'Aillon eine Vorladung zuzustellen hatten (ii. 172). Die Inquisition hatte desgleichen Beamte, die zur Durchführung von Untersuchungen bevollmächtigt waren, wie sie im Spätsommer 1308 über das katharische Montaillou hereinbrachen. Des weiteren hatte die von den Dominikanern gelenkte Inquisition Agenten unter der Weltgeistlichkeit: Jean Strabaud war zugleich Dorfpfarrer, Notar der Inquisition und öffentlicher Notar. Ebenso war Pierre Clergue, von dem hier noch des öfteren die Rede sein wird, zugleich Pfarrer von Montaillou, Bruder des Bayle und so etwas wie ein Doppelagent. Im übrigen hatte die Inquisition von Carcassonne einen mächtigen und fürchterlichen Beauftragten beim Bischof von Pamiers, den Bruder Gaillard de Pomiès, Ordinis Praedicatorum, der alle von Jacques Fournier angeordneten Untersuchungen und Bestrafungen mit größter Aufmerksamkeit verfolgte.

Die dritte Macht lag in den Händen des Bischofs von Pamiers, zu dessen Diözese Montaillou gehörte. Selbst dem Papst zu Gehorsam verpflichtet, theoretisch jedenfalls, gebot der Bischof der örtlichen ›Hierarchie‹ von Montaillou: dem Pfarrer, dem manchmal ein Vikar zur Seite stand, die beide in der Synode organisiert waren. Bischof Fournier ließ sich nicht allein die nimmermüde Verteidigung der römischen Orthodoxie angelegen sein. Er kümmerte sich auch um die Güter dieser Welt und bemühte sich etwa auch von

den Lämmern der Bauern des Hochlands der Ariège einen Zehnten einzutreiben, was wiederholt Konflikte veranlaßte. Der alte Graf von Foix, Roger-Bernard, dem das Wohl seiner Untertanen am Herzen lag, hatte sich dieser Forderung lange widersetzt. Doch nach dessen Tod, im Jahre 1302, kam man verstärkt auf sie zurück, zuerst zu Anfang des zweiten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts, mit Macht endlich, seitdem 1317 Fournier Bischof von Pamiers geworden war. In den Jahren von 1320 bis 1324 lastete allerdings vor allem das von Bruder Gaillard de Pomiès, dem Abgesandten der Dominikaner von Carcassonne, nach Kräften unterstützte Inquisitionsgericht des Bischofs ständig wie eine düstere Wolke über Montaillou. Zwischen den Autoritäten, die sich derart die Sorge um die Rechtgläubigkeit der Bauern geineinsam angelegen sein ließen, kam es allerdings nicht selten zu Rivalitäten.

Die vierte Macht wirkte aus größerer Ferne, aber mit um so zwingenderer Gewalt: Sie lag beim König von Frankreich. Von der Macht dieses Königs war der Graf von Foix praktisch abhängig. Im Zweifelsfall konnte jederzeit ein von dem Lehnsherrn in Paris aufgestelltes Heer zur Verteidigung des wahren Glaubens nach Süden in Marsch gesetzt werden. So war der große Herr im Norden vielen Gebirgsbauern Okzitaniens verhaßt, die ihn nur vom Hörensagen kannten und nie einem Franzosen begegnet waren. »Glaubst du, daß du gegen die vereinte Macht der Kirche und des Herrn Königs

von Frankreich zu Felde ziehen kannst?« rief der Vater des Dorfpfarrers dem proskribierten Guillaume Maurs nach, einem ehemaligen Bauern, der Schäfer geworden war (ii. 171). Der ›parfait‹ Bélibaste kam gern auf diese Frage zurück und skizzierte bei Gelegenheit die Konstellation der mehr oder weniger ›väterlich‹ über Montaillou waltenden Mächte (ii. 78–79). »Es gibt vier große Teufel, die die Welt regieren«, sagte er: »Der Herr Papst ist der Oberteufel; ihn nenne ich Satan. Der Herr König von Frankreich ist der zweite Teufel; der Bischof von Pamiers der dritte; und der vierte Teufel ist der Herr Inquisitor in Carcassonne.« (Die Behauptung ist im Protokoll der Aussage des Arnaud Sicre überliefert, wo es heißt: »Dixit etiam quod quatuor magni dyaboli erant in mundo qui regebant et gubernabant mundum, scilicet dominus Papa, qui erat maior dyabolus, et ipsum vocabat Sathanam, et dominus rex Francie erat seeundus dyabolus, et episcopus Appamiarum tercius, et dominus inquisitor Carcassonne erat quartus.« Weiter ist gesagt: »Et multas alias blasphemias dicebat.«)

Zu gewöhnlichen Zeiten war Montaillou ein fern in den Bergen entlegener Mikrokosmos, in dem wenig Geld, Ansehen und Macht zu gewinnen waren. Das hatte für die Bewohner dieser kleinen Welt den Vorteil, daß sie meistens Lücken zwischen den verschiedenen Systemen, denen sie gefügig zu sein hatten, ausfindig machen konnten, um sich mehr oder weniger unbeob-

achtet darin einzurichten. Unglücklicherweise boten aber zur Zeit der Untersuchung Fourniers die genannten vier Mächte eine zwar hier und da etwas rissige, gegen die Bauern von Montaillou jedoch ziemlich lückenlos vereinte Front. Zwar kamen am Südabhang der Pyrenäen, in den Gebieten, wohin die Wanderhirten von Montaillou ihre Herden im Winter führten, noch häufig Privatfehden zwischen verfeindeten Feudalherren vor (iii. 195); am Nordrand des Gebirges aber konstituierte sich eine politisch-klerikale Koalition, die dem kleinen Mann nichts Gutes verhieß. Der junge Graf von Foix und die großen Damen, die an seinem Hof den Ton angaben, beugten sich den Agenten des Königs von Frankreich und denen der Inquisition: Der alte Graf hatte die Bauern ermutigt, den Zehnten zu verweigern, und überhaupt den Ansprüchen der Kirche und des Reichs allen erdenklichen Widerstand geleistet.

Damit war es nun vorbei. Während der Jahre, die uns hier beschäftigen, brachte der König von Frankreich die Grafschaft Foix de facto, wenn auch nicht rechtlich, vollkommen unter seine Abhängigkeit. (Erst während des folgenden Jahrhunderts gewannen die Grafen von Foix einen eigenen Handlungsspielraum zurück.) Andererseits arbeiteten die Inquisition in Carcassonne und der Bischof von Pamiers Hand in Hand mit der Großmacht im Norden. Der König von Frankreich wußte, was er dem okzitanischen Klerus für diese Hilfe schuldig war. Jacques Fournier gelangte

mit Unterstützung aus Paris 1334 als Benedikt XII. in Avignon auf den Papstthron und konnte dann seinerseits zahllose Pfründen und Sinekuren an Priester aus dem Languedoc vergeben.

Die Handlungseinheit der Mächte gestattete diesen eine höchst wirksame Unterdrückung der Bauern von Montaillou. Diese kam augenblicklich zur Geltung, wenn sie etwa, als Ketzer, die Orthodoxie oder, bei der Verweigerung des Zehnten, die kirchliche Obrigkeit herausforderten. So ging man, um Spitzel abzuschütteln, in diesen Jahren häufig nur nachts aus; hütete sich vor unvorsichtigen Reden, machte sich in Stadt und Land Sorgen, ›bei der Zunge gefangen‹ zu werden, ›capi gula‹. Man ließ die Hand nicht vom Schwert und verständigte sich durch verabredete Pfiffe mit Vertrauten; warf einen Kiesel aufs Dach oder an den Fensterladen, um einem Freund seinen Besuch anzuzeigen. Freilich gab es damals noch keinen polizeilichen Überwachungsapparat in modernem Stil. Nichtsdestoweniger bewegte sich jeder, der den Behörden nicht in allen Stücken gehorsam war, in einer Welt allseitigen Mißtrauens. Selbst im Gebirge, jenem letzten Hort der Freiheit, konnte einem ein unvorsichtiges Wort das Genick brechen: Der Pfarrer, der Bayle, der Vikar, der Nachbar oder die Nachbarin sorgten dafür. Kaum hatte sich einer verplappert, schon saß er im Gefängnis oder trug das doppelte gelbe Kreuz, das Ketzerschandmal, am Gewand.

Dennoch sei eingeräumt, daß die Beziehungen der verschiedenen Obrigkeiten zu den Bauern von Montaillou nicht ausschließlich auf die Unterdrückung der letzteren zielten und hinausliefen. Zwischen den herrschenden Mächten und den Beherrschten gab es eine vermittelnde Schicht von einflußreichen Grundherren und Edelleuten, deren Hilfe die Beherrschten anrufen konnten. Als Bernard Clergue, der Bayle von Montaillou, seinen Bruder, den Pfarrer, aus dem bischöflichen Gefängnis zu befreien sich bemühte, wandte er sich an verschiedene Persönlichkeiten, denen er einigen Einfluß auf die Entscheidungen des Bischofs, Jacques Fournier, zutrauen durfte. So ließ er zunächst dem weltlichen Herrn von Mirepoix ein Angebinde von dreihundert Livres zukommen und schenkte Madame Contance, der Herrin von Mirepoix, ein Maultier. Auch Loup de Foix, ein illegitimer Sohn der Louve und Raymond-Rogers, erhielt ein ansehnliches Geldgeschenk. Dabei wurden der Probst des Dorfes Rabat, der örtliche Vertreter der Abtei von Lagrasse und der Erzdiakon von Pamiers, Germain de Castelnau, ein ›Vertrauter des Bischofs‹, keineswegs vergessen; ihnen erwies der Bittsteller gleichfalls Aufmerksamkeiten in klingender Münze. Insgesamt, sagt Bernard Clergue, »habe ich in einem Jahr vierzehntausend Sous für die Befreiung meines Bruders ausgegeben« (ii. 282). Das war eine ungeheure Summe, selbst für die reichste Familie von Montaillou und dazu weggeworfenes Geld, in diesem

Fall. Pierre Clergue blieb im Kerker und starb dort. Jacques Fournier erwies sich als unbestechlich und dem guten Rat der so kostspielig gewonnenen Mittler nicht geneigt. Doch an der Existenz und der Funktion dieser Mittlerschicht überhaupt ist deshalb nicht zu zweifeln. Diejenigen, die ihr angehörten, vertraten das Sicherheitsbedürfnis der Beherrschten gegen die von den Herrschenden ausgeübte Unterdrückung.

Die wichtigsten sozialen Grenzen scheinen in Montaillou nicht zwischen blaublütigem Adel und gemeinem Mann verlaufen zu sein. Zunächst einmal lag das an der zahlenmäßig sehr geringen Bevölkerung des Orts. Denn, nimmt man das Hochland des Ariège – oder Sabarthès, wie es auch genannt wird – insgesamt, lassen sich die bekannten ›drei Stände‹, nämlich der Adel, der geistliche Stand und die Gemeinen der Städte und Dörfer, durchaus nachweisen. Aber in Montaillou war der Pfarrer, der zu der uns interessierenden Zeit überdies ein Eingeborener und von bäuerlicher Abstammung war, der einzige Vertreter des geistlichen Standes. Und die wohlhabenden Bauern hatten am Ort praktisch niemals Gelegenheit, an den Privilegien des Adelsstandes Anstoß zu nehmen. Eine einzige adlige Familie hat während der hier untersuchten Zeit vorübergehend in Montaillou gewohnt: Der Kastellan Berenger de Roquefort und dessen Gemahlin Béatrice de Planissoles gehörten dem Adelsstand an. Von Berenger, der jung starb, wissen wir so gut wie

nichts. Besser kennen wir seine Frau: Béatrice gehörte sowohl von Geburt wie auch durch ihre beiden Ehen zum Adel. Ihr Beispiel zeigt, wie manches andere, daß Standesprivilegien vor allem – wenn auch nicht ausnahmslos – bei Eheschließungen berücksichtigt wurden. In anderen Hinsichten jedoch – und deren gab es viele – fügte sich Béatrice durchaus der Dorfgemeinschaft ein, wenn auch nur zeitweilig. (Sie begab sich später nach Prades d'Aillon und, einige Jahre nach dem Tode ihres ersten Mannes, ins Unterland.) Dem Dorf verbunden war sie durch ihre Liebschaften, durch geselligen Verkehr mit Freunden und Bekannten, durch den Gottesdienst. In allgemeinerer Weise läßt sich, auch abgesehen von dem besonderen Fall, der uns hier beschäftigt, feststellen, daß die strengen Standesunterschiede, die in verschiedenen Gebieten des Königreichs Frankreich zu dieser Zeit den Umgang des Edelmanns mit dem gemeinen Manne regelten, in den armen Gebirgsdörfern der Grafschaft Foix kaum, oder noch nicht besonders sorgfältig, geltend gemacht wurden. Der ungeheure, fast rassische Gegensatz zwischen Adel und Gemeinen, der in der Pariser Gegend etwa während der Jacquerie von 1358 zutage trat, bestand im Oberland der Ariège jedenfalls nicht in gleichem Maße. Dort spielten sich die schärfsten Auseinandersetzungen vielmehr zwischen der Kirche einerseits und den Bauern und dem der Bauernschaft mehr oder weniger verbündeten Adel andererseits ab.

Viele Adlige dieser kleinen Ecke der Pyrenäen waren arm und nicht besonders stolz auf diese Armut, wie es gegen Ende des Ancien Régimes dann so viele verarmte bretonische und burgundische Adlige waren. In der Grafschaft Foix stand der Adel ohne Geld in geringem Ansehen: »Ich werde im allgemeinen wegen meiner Armut verachtet«, erklärt, ohne sich deshalb besonders aufzuregen, der adlige Arnaud de Bedeillac aus dem Dorf Bedeillac. Edelleute wie die de Luzenacs aus Luzenac begnügten sich mit der Kost, die auch die Schäfer aßen, Brot, saurer Wein, Milch, Käse. Pierre, der Sohn der Familie, studierte in Toulouse die Rechte, um sich später seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu können. Am Ende wurde er eine Art Winkeladvokat im Dienste der Inquisition. Abgesehen davon, daß dort manche Angehörige des Adelsstandes ihrer Armut wegen ein äußerst unstandesgemäßes Leben zu führen gezwungen waren, war in Foix auch der Abstand zwischen dem Adel und den ›robins‹, den Juristen, Advokaten und Magistraturbeamten, nicht sehr groß. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die Grenze zwischen Adel und Gemeinen fließend war. Ein Text des Jahres 1377 spricht im Zusammenhang mit den Zehnten des Hochlandes der Ariège von »Edlen, Unedlen« und von »jenen, die als Edelleute gelten wollen und gelten«: Von dieser dritten Gruppe ist ausdrücklich die Rede, um sicherzustellen, daß das in dem genannten Jahr getroffene Zinsabkommen Anwendung auch auf sie hat (iii.

338). Gab es also eine Gruppe falscher Edelleute, die, weil sie Geld, schöne Häuser und große Ländereien hatten, zum Adel gerechnet wurden und vielleicht sogar die Privilegien dieses Standes genossen? Im täglichen Leben, im Umgang der Männer, insbesondere der Frauen, untereinander, doch auch im Verkehr von Männern mit Frauen waren derart die Beziehungen zwischen Adel und Volk ziemlich ungezwungen und oft freundlich. Standesbewußtsein bewies der Adel höchstens, wenn es ans Heiraten ging. Stephanie de Châteauverdun hatte einen Ritter von Adel geheiratet; später jedoch ging sie nach Katalonien mit einem katharischen Weber, dem Bruder einer Gänsemagd: Und die beiden scheinen in vollkommener Ketzerei und nicht weniger vollkommener spiritueller Freundschaft miteinander gelebt zu haben (i. 223). Die Kastellanin von Montaillou, Béatrice de Planissoles, heiratete nur Männer von Adel, wie wir noch sehen werden; aber um ein Haar hätte sie ihre Gunst ihrem Verwalter geschenkt und wurde dann tatsächlich die Geliebte eines Bastards und zweier nichtadliger Priester. Zwar machte sie im Falle des ersten dieser priesterlichen Liebhaber zunächst tausend Gründe geltend, die gegen die Liaison zu sprechen schienen – des prospektiven Liebhabers unedle Geburt aber rechnete sie offensichtlich nicht zu diesen. Freilich harmonierte sie mit dessen katharischen Ideen: Und die Ketzerei hat ja noch stets Verbindungen über alle möglichen gesellschaftlichen

Schranken hinweg gestiftet. Doch war der zweite Priester, der ihr Geliebter wurde, nicht einmal Ketzer. Dennoch war auch für diesen seine geringe Geburt kein Hindernis, Béatrice zu besitzen, ja sie sich zur linken Hand zu vermählen. Im alltäglichen öffentlichen Umgang herrschte ähnliche Freiheit. Eine Schloßfrau oder Kastellanin vergab sich nichts, wenn sie lange und freundschaftlich mit einer Bäuerin schwatzte. Wenn es sich so ergab, fand die Frau aus dem Schloß auch nichts dabei, die Frau aus dem Dorf zu umarmen und Küsse mit ihr zu tauschen. Dabei handelte es sich keineswegs – wie man aus heutiger Sicht anzunehmen geneigt sein mag – um bloß heuchlerische Täuschungsmanöver zur Verschleierung der realen, unüberbrückbaren Klassengegensätze zwischen Schloß und Dorf: Die Wahrheit scheint vielmehr zu sein, daß es solche Gegensätze in Montaillou um 1300 nicht gab – wenigstens auf dem Niveau des gesellschaftlichen Verkehrs nicht.

Für diese Tatsache spricht auch, daß in Jacques Fourniers sehr detailliertem Untersuchungsbericht die Auseinandersetzungen zwischen Adel und Volk keine wesentliche Rolle spielen. Natürlich gab es dergleichen, und gelegentlich ging es bei solchen Streitigkeiten sogar auf Leben und Tod. Von zwei Edelleuten wissen wir, daß sie Bauern aus ihrer Nachbarschaft ermordeten: Der Schloßherr von Junac–der fürchtete, als Katharer denunziert zu werden – und der Junker Raymond der Planissoles machten sich dieses Verbrechens schuldig

(iii. 276–277: In Tignac ließ Simon Barra, der Kastellan von Ax-les-Thermes, den Bayle des Orts ertränken, i. 281). Im Jahre 1322 berief sich im Kirchspiel Caussou Guillaume de Planissoles auf seinen Adel, um einen Steuervorteil zu beanspruchen, und verursachte damit, wie man hört, lebhaften Ärger beim gemeinen Mann (iii. 351).

Aus Montaillou selbst hört man von derartigen Konflikten nichts. Die unzweifelhaft bestehenden Gegensätze zwischen der Familie Clergue – die bäuerlicher Abstammung war, zu der jedoch der Bayle des Herrenhauses gehörte – und einem Teil der übrigen Bewohner des Dorfes waren auf keinen Standesunterschied zwischen den streitenden Parteien zurückzuführen. Standesunterschiede waren überhaupt – zu der Zeit und in dem Raum, die uns hier beschäftigen – nur gelegentlich die Ursache oder der Anlaß gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Der Edelmann war nur einer von vielen möglichen realen oder imaginären Gegnern, gegen die sich bei Gelegenheit ein Teil der Bevölkerung empören konnte – als Volksfeinde kamen neben dem Adel auch die Aussätzigen, die Juden, die Katharer in Frage … oder die Wucherer, die Priester, die Prälaten, die Minderbrüder, die Franzosen, die Inquisitoren, die Frauen, die Reichen … und wer weiß, wer sonst noch. Der Gegensatz zwischen Edelmann und gemeinem Mann war also keine sehr bedeutende Ursache sozialer Spannungen. Dafür könnte man eine Reihe von Grün-

den nennen, die alle, wie mir scheint, in der besonderen Natur der okzitanischen Kultur liegen und in den in deren Rahmen gegebenen ökonomischen, sozialen und ideologischen Bedingungen. Da wäre etwa die relative Kleinheit des adligen Grundbesitzes zu nennen; und daran zu erinnern, daß der Adel im Süden gewisse reale gesellschaftliche Funktionen wahrnahm, die dem Gemeinwohl zugute kamen. Verhältnismäßig gute Beziehungen zwischen Adel und Gemeinen gehören also zu den Voraussetzungen, von denen hier ausgegangen werden kann. Es wird sich allerdings zeigen, daß dieser Voraussetzung große Bedeutung nicht zukommt, da die genannten Beziehungen im täglichen Leben der Leute von Montaillou kaum zur Geltung kamen.

Das Fehlen deutlich markierter Grenzen zwischen den Ständen erklärt sich, wie schon angedeutet, zum besten Teil wahrscheinlich aus der relativen Armut des Adels in den Bergen des Hochlands der Ariège: Hier erinnerte wenig an die Herrensitze in den Landschaften um Paris und Bordeaux mit ihren reichen Weingütern. Der Grundbesitz des Kastellans von Montaillou war, soweit sich das noch feststellen läßt, kaum größer als die Besitzungen der reichen Bauern des Orts; und der Kastellan selbst gab sich eher als bescheidener Gutsverwalter – zu kühnen und weitreichenden Dispositionen, wie sie von seinesgleichen auf den Gütern in der Gegend von Béziers oder bei Beauvais getroffen wurden, hatte er keine Gelegenheit. Zweifellos trug auch die

Abgelegenheit des uns hier interessierenden Gebiets zu der dort herrschenden verhältnismäßig entspannten Atmosphäre bei. Es gab in der Nähe keine großen Städte, deren Märkte Großgrundbesitzern große Absatzmöglichkeiten eröffnet hätten. So war im Pays d'Aillon der Adel zu arm und der Bauernstand zu wohlhabend, als daß es zu jenen krassen Besitzunterschieden hätte kommen können, an denen eine Feindschaft zwischen den Ständen sich hätte entzünden können. Der Konflikt zwischen den Ständen brach aus in Gegenden, wo – wie in Flandern, wie südlich von Beauvais oder in der Pariser Gegend – der Adel auf den Märkten der Städte, die von seinen Gütern versorgt wurden, große Gewinne machte – bis die Bauern empfanden, daß auch sie mehr und Besseres verdienten als die Brosamen, die von des Edelmanns Tisch fielen.

Andererseits ist die vergleichsweise friedliche Situation im Pays d'Aillon nicht restlos aus der verhältnismäßig wenig beneidenswerten Lage des dortigen Adels zu erklären. Arm war er zweifellos, aber nicht in jeder Hinsicht, weder materiell noch geistig. Tatsächlich spielte seit den Kreuzzügen, seit der Einführung des Katharismus, die zum guten Teil sein Werk war, seit der Blüte der Troubadour-Dichtung, die er gefördert hatte, der okzitanische kleine Adel eine kulturell und – besonders in weiblicher Sicht – auch erotisch höchst anregende Rolle in der Gesellschaft. Um die Erfindung der Liebe, wie wir sie kennen, hatte er sich zweifellos

verdient gemacht, und schon zu der Zeit, von der hier die Rede ist, wußten Frauen, Dichter und Liebende aller Stände diese Erfindung nach Wert zu schätzen.

So läßt sich sagen, daß die Adelsherrschaft an den Quellen der Ariège – wo es Leibeigenschaft so gut wie nicht gab – als sonderlich drückend nicht empfunden wurde. Adlige ließen sich in Montaillou überhaupt nur gelegentlich sehen, und meist bei eher erfreulichen Gelegenheiten. Sie exemplifizierten überdies eine Kultur, die vielen zugänglich war. Mit einem Wort: sie wußten sich angenehm zu machen, ohne den gemeinen Mann viel zu kosten.

Das Feudalsystem und die rechtliche Stellung der verschiedenen Gruppen zu dieser Form der Grundherrschaft darf bei einer Würdigung der in Montaillou um 1300 gegebenen Gesellschaftsstruktur natürlich nicht unberücksichtigt bleiben. Die Aufzeichnungen Jacques Fourniers sprechen in diesem Zusammenhang, wie schon erwähnt, vor allem vom Landesfürsten und vom Gutsherrn, die, da dort der Graf von Foix sowohl Landesfürst als auch Gutsherr war, in Montaillou nur theoretisch zu unterscheiden waren; sowie von den lokalen Vertretern des Grafen, dem mit der Exekutivgewalt betrauten Kastellan und dem, jedenfalls theoretisch, vor allem für die Justiz verantwortlichen Bayle. Über die gutsherrlichen Rechte in Montaillou aber erfährt man aus den Vernehmungsakten des gründlichen und

detailverliebten Bischofs kaum etwas. Wir werden versuchen, diese Lücke mit Angaben aus einem zu späterer Zeit aufgesetzten Dokument zu schließen. So gibt es eine Aufnahme aus dem Jahre 1672 (Archives départementales de l'Ariège, J 79), aus der hervorgeht: Der König von Frankreich, als Rechtserbe der ehemaligen Grafen von Foix, war Herr von Montaillou. Dieser Herr übte persönlich oder durch einen Vertreter (in dem man einen fernen Nachfahren unseres Bayle erkennt) die hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit aus; er erhob ›lods‹ und ›ventes‹ (Erbschafts- und Verkaufssteuern) in Höhe von achteinhalb Prozent der jeweils den Besitzer wechselnden Werte; er erhob ebenfalls eine Steuer für Weide- und Waldrecht, ›pâturage‹ und ›forestage‹ (die im Jahre 1672 zwischen sechzehn und zwanzig Livres Tournois erbrachte); damit erwarben die Dorfbewohner das Nutzungsrecht für etwa zweihundertfünfzig Hektar Wald und rund vierhundertfünfzig Hektar Ödland und Heide, die nominell dem Seigneur gehörten.[1] Der Seigneur erhob des weiteren

1 Diese Wälder, Brachen und Heiden, die später in königlichen und öffentlichen Besitz gelangten, entsprechen, nach dem Kataster von 1827, der auf dem Bürgermeisteramt des heutigen Montaillou einzusehen ist, den 255 Hektar Wald, die das Ministere des Eaux et Forêts erfaßt hat, und den 430 Hektar des ›communal‹ oder Gemeindelandes. Der Grundbesitz des Herrenhauses entsprach in Feldern und Wiesen (von dem Wald abgesehen, den ich bereits erwähn-

jährlich von jedem in Montaillou ansässigen Familienoberhaupt eine Steuer ›de quête‹, aus der dem König 1672 die Summe von vierzig Livres zufloß. Außerdem hatte der Herr Anspruch auf die Hinterlassenschaft aller ohne direkte oder indirekte Erben Verstorbenen: ließ sich diesen aber 1672 für die bescheidene Summe von fünf Livres jährlich abkaufen. Schließlich gab es noch eine ›albergue‹ oder Wohnungssteuer und eine Steuer auf die Haferernte. Diese beiden Steuern waren ursprünglich zum Unterhalt einer Wohnung für den Grafen oder seinen Châtelain und zum Futter für dessen Pferde bestimmt. Alle diese Steuern waren sehr alt und entsprechen genau denen, die in den nahen katalanischen Pyrenäen bereits während der zwei oder drei dem Jahrtausend vorangehenden und folgenden Jahrhunderte erhoben wurden. Zu irgendeiner nicht

te) einem Besitz von 37 Hektar, der sich seit dem Jahre 1827 in der Familie eines M. Gely befindet. Der Grundbesitz der Bewohner von Montaillou, die man 1827 als ›propriétaires‹ bezeichnet findet (und die diesen Besitz nicht nur selbst bewohnten, sondern in der Regel auch selbst bearbeiteten), variierten zwischen 8 und 12 Hektar: Die Clergue und die Baille werden in dieser Gruppe genannt. Die als ›cultivateurs‹, Landwirte, klassifizierten Familien dagegen besaßen ungefähr 2 Hektar Land; während die ›brassiers‹, Arbeiter, nur einen Hektar oder weniger ihr eigen nannten. Diese letzteren stellten 1821 zwar eine wichtige Minderheit, doch war die Mehrzahl der Bevölkerung unter die ›cultivateurs‹ zu rechnen.

genau festzusetzenden, jedenfalls aber wohl nach der uns hier beschäftigenden Epoche datierbaren Zeit wurde es üblich, diese Abgaben in Geld zu erheben. Die Bauern hatten den Gewinn davon, denn während der einmal festgesetzte Steuerbetrag im Laufe der Zeit nicht erhöht wurde, sank doch mit den Jahren der Geldwert beträchtlich, so daß es ihnen um 1672 aus dem Ertrag der zweihundert bis dreihundert Hektar Land, die sie bewirtschafteten, recht leicht gefallen sein wird, den Forderungen des Königs zu genügen. Während der uns hier interessierenden Epoche freilich wird man die genannten Steuerlasten mitunter wohl noch als drückend empfunden haben. Dennoch brachten auch um 1300 die Rechte des Seigneurs in Montaillou keineswegs die Knechtschaft oder gar Leibeigenschaft der Bauern mit sich. Grund zu klagen lieferten diesen skandalöse Rechtsbrüche, wie sie, häufig genug von der Inquisition ermutigt, von der Familie des Bayle oder Gerichtsgewaltigen des Grundherrn begangen wurden. Nichtsdestoweniger waren die Bauern der weltlichen Herrschaft nicht einfach ausgeliefert, ja nicht einmal gänzlich abhängig von dieser. Es könnte sich womöglich herausstellen, daß dies in den vorangegangenen Jahrhunderten der Fall war – wir wissen es noch nicht –, doch läßt sich schon jetzt zuversichtlich behaupten, daß die Bauern von Montaillou um 1300 keine Leibeigenen mehr waren. Sie besaßen eigenes Land, das sie vererben und verkaufen konnten, wie es ihnen richtig

schien, obwohl natürlich in dieser abgelegenen Gegend Landverkäufe nicht häufig vorkamen, weil selten Gelegenheit dazu war. Sie konnten sich frei bewegen. Auch diese unbeschränkte Bewegungsfreiheit beweist, daß sie in keinerlei persönlichem Abhängigkeitsverhältnis zum Grundherrn oder dessen Statthaltern mehr standen, obwohl die Art einiger der von ihnen erhobenen Steuern auf ein früheres Bestehen eines solchen Verhältnisses schließen läßt.

Die wirkliche Unterdrückung ging zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Montaillou nicht von der Grundherrlichkeit aus (ja man entdeckt gelegentlich eine rührende Anhänglichkeit der Bauern an ihren Grafen), sondern von anderen Mächten, namentlich von der Inquisition: die sich allerdings nicht scheute, auch den Vertreter des Grundherrn, das heißt den Bayle, bei Bedarf gegen die Bauern zu verwenden.

Der Widerstand des Volkes richtete sich deshalb in Montaillou wie überhaupt im Sabarthès weniger gegen den Adel als vielmehr gegen den ersten Stand: die Geistlichkeit. Die Landleute im Hochland der Ariège waren gegen den reichen Kirchenmann sehr viel feindseliger als gegen den adligen Laien. Bekanntlich gebärdete sich während des 13. und 14. Jahrhunderts die Geistlichkeit in Okzitanien ganz als weltliche Macht. Immer wieder gab es Streit zwischen dieser und dem Volk, vor allem wegen des Zehnten. Gegen

Ende des Sommers 1308 ließ die Inquisition von Carcassonne alle Einwohner von Montaillou verhaften, jeden, ob Mann oder Weib, der älter war als zwölf oder dreizehn Jahre. Bei dieser Gelegenheit gingen ihr auch die Wanderhirten ins Netz, die sich wegen des stets am Ende der Sommerwanderung gefeierten Fests von ihren Bergweiden hinab ins Dorf begeben hatten. Die Bischöfe von Pamiers nahmen die Gelegenheit wahr, um den von ihnen beanspruchten Zins auf die Herden des Berglandes neu festzusetzen, erhoben Forderungen, mit denen sie zwischen 1311 und 1323 zunehmend ernst machten. Jacques Fournier endlich, dessen Vorgänger die widerspenstigen Bauern mit dem Interdikt belegt hatten, trieb dann diese Forderungen, die sehr beträchtlich waren, mit der gleichen sanften, doch unerbittlichen Hartnäckigkeit ein, mit welcher er andererseits die Ketzer verfolgte. Eine Übereinkunft des Jahres 1311, die 1323 erneuert und erweitert wurde, setzte fest, daß alle Gemeinden der ›Erzpriesterschaft des Sabarthès‹ einschließlich von Montaillou, Ax, Tarascon und Foix von allen Produkten ihrer Herden einen Zehnten zu entrichten hätten; und zusätzlich ein Achtel ihrer Getreideernten abzugeben hätten. Diese exorbitante Besteuerung erbitterte die Bevölkerung in höchstem Maße, zumal die Priester die geforderten Abgaben auch restlos einzutreiben Anstalten machten. Schließlich gewöhnten sich die Bauern daran, wenn sie auch weiterhin darüber klagten: Noch während des

18. Jahrhunderts äußerten Reisende Befremden über die Höhe der in den Pyrenäen erhobenen Steuern. Die Getreidesteuer in Höhe eines Achtels der Ernte war fast so drückend wie die ›champart‹, die andernorts von Feudalherren beansprucht wurde. Kein Wunder, daß sie Widerstand herausforderte.

Es gab Widerstand dagegen, auch im Pays d'Aillon. So entwickelte der Weber Prades Tavernier aus Prades d'Aillon während einer langen Gebirgswanderung in Gesellschaft eines gewissen Guillaume Escaunier aus Arques Überzeugungen, in denen sich unter anderen häretischen Sätzen die Verdammung des Zehnten wie ein Glaubensartikel ausnimmt: »Weil die Priester und die Kleriker schlecht sind«, schrie er, »erpressen und erhalten sie vom Volke die Erstlinge und die Zehnten von Produkten, für die sie selbst nicht die geringste Mühe oder Arbeit aufgewendet haben« (ii. 16: »quod capellani et clerici qui erant mali extorquebant et accipiebant decimas et primicias a populo de rebus in quibus ipsi non laboraverant«). Prades Tavernier sah den Zehnten als Teufelswerk von der gleichen Art wie die Kindstaufe, die Eucharistie, die Messe, das Ehesakrament und das Verbot des Fleischgenusses am Freitag. In Montaillou machten sich die Brüder Clergue, der Bayle und der Pfarrer des Ortes anheischig, den Zehnten für sich selbst und für die Obrigkeit einzutreiben.

Wie auch später wieder während der Reformation,

um 1560, war im Sabarthès um 1320 die ketzerische Einstellung zum Zehnten von der ketzerischen Abweichung von der Orthodoxie kaum zu unterscheiden. Mit unerbittlicher Logik drang die Kirche auf Gehorsam sowohl ihren finanziellen wie auch ihren geistlichen Ansprüchen gegenüber. Immerhin versuchte zwischen 1313 und 1314 der ferne König von Frankreich wenigstens den finanziellen Appetit der Priester der Grafschaft Foix etwas zu zügeln. Es war zu befürchten, daß die aufgebrachte Bevölkerung die öffentliche Ordnung störte und damit die französischen Interessen im Lande gefährdete. Aber die Ermahnungen aus Paris wurden kaum gehört und hatten wenig mäßigende Wirkung auf die Habgier der örtlichen Kirche, die sich eine gute Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte. Es lag auf der Hand, daß die den Gebirglern bisher gewährte praktische Steuerfreiheit nicht andauern konnte. Wie anderswo war auch im Oberland der Ariège die Bevölkerung während der letzten Generationen rapide angewachsen, und mit den Menschen hatten sich ihre Herden vermehrt, war die Geldzirkulation lebhafter geworden. Und die während der Unterdrückung der katharischen Häresie erstarkte okzitanische Geistlichkeit, nicht blind gegen diese Entwicklung, sah darin die Möglichkeit, höhere Steuern zu erheben. Wenn sie nicht zögerte, diese Möglichkeit alsbald auch wahrzunehmen, so verfuhr sie entsprechend dem Grundsatz, der die Steuerpolitik

der Kirche während des ganzen späten Mittelalters und weiter bestimmt hat: wonach man nämlich der Wertschätzung geleisteter Dienste um so sicherer sein kann, je teurer man sie sich bezahlen läßt.

Das Kirchenvolk verhielt sich allerdings nicht immer und überall diesem Grundsatz entsprechend, auch im Pays d'Aillon nicht. Späße über die von den Klerikern angehäuften Reichtümer verfehlten selten ihre Wirkung auf die Leute von Montaillou, Varilhes oder Dalou. Jacques Fourniers Untersuchungen bestätigen, daß unter den materiellen Ursachen der Unzufriedenheit der Gebirgler mit dem Klerus dessen Zehnten-Forderung an erster Stelle stand. Von den neunundachtzig Anklageschriften, die dieser Bischof aufsetzte – Anklageschriften, die jede erdenkliche Abweichung, jeden erdenklichen Verstoß gegen die Macht der katholischen Kirche und die Orthodoxie zum Gegenstand hatten –, betreffen nicht weniger als sechs hauptsächlich oder zusätzlich die Verweigerung des Zehnten. Die wegen dieses Vergehens Angeklagten pflegten sich zu ihrer Rechtfertigung einer sehr energischen Sprache zu bedienen; namentlich das Recht der Kirche auf die ›carnelages‹ – den von den Schafherden erhobenen Zehnten – wurde von Schäfern und Bauern gleichermaßen lebhaft bestritten.

Mit besonderer Erbitterung bedachten dabei die Gebirgler die in den Städten ansässigen Bettelorden: Obwohl die Ordensregel sie zur Armut verpflichtete,

machten doch die Brüder dieser Orden gemeinsame Sache mit dem Erzbischof, wenn es darum ging, die Bauern zu schröpfen. So verweigerten sie den wegen der Verweigerung des Zehnten Exkommunizierten den Zutritt zu ihren Kirchen (ii. 317, 321).

Bezeichnend für diese Einstellung ist die Haltung des Bayle von Ornolac im Sabarthès. Dieser, Guillaume Austatz mit Namen, war ein charakteristischer Vertreter der von katharischen Ideen infizierten bäuerlichen Oberschicht – seine merkwürdigen Vorstellungen in Betreff der Demographie der Toten sind aktenkundig (i. 191) – und mithin von dezidiert antiklerikaler Gesinnung. »Meine einzigen Feinde in Ornolac«, sagt er, »sind der Pfarrer und der Vikar; andere sind mir nicht bekannt« (i. 200). Als ein Waldenser den Scheiterhaufen besteigen sollte, hörten die Dörfler ihren Bayle sagen: »Anstelle dieses Waldensers hätte man den Erzbischof von Pamiers verbrennen sollen. Denn«, so soll er weiter gesagt haben, »dieser Erzbischof nimmt den Zehnten von unseren Herden und verlangt uns ab, was unser ist … Der Zehnte, den er erhebt, mag ihm nach gemeinem Recht wohl zustehen, aber die Bewohner des Sabarthès sind nichtsdestoweniger im Recht, diesen Zehnten zu verweigern, denn er entspricht ihren eigenen Gebräuchen nicht.« (i. 209: »Interrogatus, ex quo credit quod ipse iuste exhigit decimas, utrum credit quod ille de Savartesio iuste faciebant contra-

dicendo solvere decimas, dixit quid licet dominus episcopus exigat decimas secundum iura, tamen illi de Savartesio iuste propter consuetudinem eorum etiam contradicunt decimas solvere.«)

Hier hat man den Konflikt der Gebirgler mit dem Klerus in nuce. Die Gebirgler waren sich bewußt, eigene Gebräuche zu haben, und wollten diese von der äußeren Welt geachtet sehen. Der Widerstand der Bauern und Schäfer von Montaillou gegen die aus dieser äußeren Welt an sie gerichteten Zumutungen steht im Zusammenhang einer im ganzen Languedoc, in den Pyrenäen, am Mittelmeer und bis in die Cevennen verbreiteten bäuerlichen Opposition gegen den Klerus und dessen materielle Ansprüche, die Jahrhundertelang an der Basis der verschiedensten häretischen Bewegungen wirkte. Durch die endlos verwickelte Geschichte dieser Bewegung läuft vom Katharismus des 13. bis zum Kalvinismus des 17. Jahrhunderts wie ein roter Faden die Unzufriedenheit der Bauern mit dem Anspruch der Kirche auf den Zehnten; ja der Widerstand gegen den Zehnten stiftet eine historische Kontinuität dieser Bewegungen, die durchgängiger und jedenfalls offensichtlicher ist als die nur hinsichtlich bestimmter einzelner Glaubenssätze nachweisbaren dogmatischen Zusammenhänge etwa zwischen katharischen und kalvinistischen Abweichungen von der Orthodoxie.

Jedenfalls begegnete den Bauern von Montaillou,

wie den Bewohnern des Pays d'Aillon und des Sabarthès überhaupt, als die sie bedrückende äußere Macht keine weltliche Herrschaft, auch des Adels nicht, sondern die der Kirche; die ihnen vorschrieb nicht nur, was sie zu glauben und zu meinen, sondern auch was sie für ihre diesbezügliche Unterrichtung zu zahlen hatten. Der doppelte – sowohl geistliche als pekuniäre – Anspruch entfremdete die Bauern der sie umgebenden Gesellschaft und den in dieser herrschenden Mächten mehr, als es ein ungerechter weltlicher Herr vermocht hätte.

Gerecht oder ungerecht, weltlich oder geistlich – die Herrschaften, mit denen die Bauern von Montaillou zu rechnen hatten, waren fast durchweg Ortsfremde, ließen sich im Dorf nur von Zeit zu Zeit sehen. Abgesehen von Béatrice de Planissoles und dem uns nicht näher bekannten Vize-Kastellan, der nach dem Tod von deren Gemahl die Verwaltung der Burg übernahm, waren alle Bewohner des Dorfs einschließlich des Pfarrers auch dort geboren, Bauernkinder. Selbst die wenigen Handwerker des Kirchspiels standen dieser bäuerlichen Herkunft noch sehr nahe; bestellten selbst noch Land und hatten rein bäuerliche Verwandtschaft.

Der Unterschied zwischen selbständigen Bauern und Tagelöhnern, der in Nordfrankreich zu der für diese Gegend charakteristischen Segmentierung der dörflichen Gesellschaft führte, trat in Montaillou in einer ganz eigentümlichen Form auf. Zwar unterschieden sich nämlich auch dort verhältnismäßig reiche oder weniger arme Familien, wie die Clergues, die Belots und Benets, deutlich von ihren Nachbarn, aber es gab Faktoren, die auf diesen Unterschied ausgleichend einwirkten. Denn, während in der Pariser Gegend die Söhne armer Bauern ein ortsansässig bleibendes und ständig anwachsendes Proletariat oder doch Semi-

Proletariat von Tagelöhnern vermehrten, wurden sie in Montaillou gewissermaßen aus der Sozialstruktur des Dorfes ausgestoßen: Sie wurden Schäfer und weideten ihre Herden in der Fremde – ob es sich dabei nun um das nahe Gebirge oder das ferne Katalonien handelte.

Aus diesem Grunde können wir vorerst von der Frage nach der sozialen Schichtung im Inneren des Dorfes absehen und uns unmittelbar dem Element zuwenden, aus dem wir die Gesellschaft des Dorfes aufgebaut finden, nämlich der bäuerlichen Familie, wie sie in dem generationenlang und gemeinsam von der ganzen Familie bewohnten Haus anschaulich wird. In der Landessprache wurde diese Einheit das ›ostal‹ genannt; das ›hospicium‹, die ›domus‹ vor allem, hieß es im Lateinischen der Inquisitionsakten. Bemerkenswert ist, daß alle diese Ausdrücke, ›ostal‹ sowohl wie ›domus‹ und ›hospicium‹, zugleich und undifferenzierbar das Haus und seine Bewohner bezeichnen, während der Begriff ›familia‹ so gut wie niemals auftaucht in unseren Quellen. Die Leute von Montaillou, für welche die Familie aus Fleisch und Blut, das Haus aus Holz, Stein oder Kleiberlehm so untrennbar zusammengehörten, daß sie wie von ein und derselben Sache davon redeten, hatten offensichtlich keine Verwendung dafür.

Viele Aussagen in den Protokollen der von Jacques Fournier durchgeführten Untersuchungen lassen die führende Rolle erkennen, die das Haus in den emo-

tionalen, wirtschaftlichen und genealogischen Angelegenheiten der Leute von Montaillou spielte. Sehr vielsagend ist in dieser Hinsicht eine Unterhaltung zwischen Gauzia Clergue und Pierre Azéma: Gauzia, die Frau des zweiten Bernard Clergue, wollte dem vernehmenden Bischof gewisse häretische Umtriebe beichten, deren Zeugin sie gewesen, an denen sie selbst beteiligt gewesen war. Pierre Azéma beeilte sich, dem Geständnis zuvorzukommen mit der Warnung: »Du dummes, eitles Weib. Wenn du all das zugibst, wirst du all deinen Besitz verlieren und das Feuer deines Hauses löschen. Deine Kinder werden, die Herzen voller Zorn, Almosen für ihren Lebensunterhalt betteln müssen … Weck den schlafenden Hasen nicht, er wird dir mit den Füßen die Hände zerkratzen. Geh vielmehr geradeaus und laß ihn schlafen.« Und er schloß seine Ermahnung mit dem Hinweis, der um so bemerkenswerter ist, als die Domus der Gauzia keineswegs zu den bedeutendsten von Montaillou gehörte: »Ich weiß sogar noch einen besseren Weg, euer Haus zu erhalten. Denn ich werde, so lange er lebt, zum Hause unseres Herrn Bischofs (Jacques Fournier) gehören; könnte also viel Gutes tun; und ich könnte meine Tochter mit einem deiner Söhne verheiraten; derart wäre dann unser Haus aufs Beste gerichtet und hätte nichts zu besorgen. Wenn du aber gestehst, in Ketzerei verwickelt gewesen zu sein, wirst du selbst, werden dein Haus und deine Söhne zerstört werden.«

Gauzia beherzigte die Warnung nicht – nur deshalb wissen wir von ihr: »Diese Worte«, gestand sie dem Inquisitor, »sagte mir Pierre Azéma insgeheim, ohne Zeugen. Und deshalb entschloß ich mich, nicht auszusagen und nichts zuzugeben.«

Die Wohlfahrt ihrer Häuser war, wie dieser Text sehr deutlich zu erkennen gibt, den Leuten von Montaillou das wichtigste Anliegen – nicht nur der jeweils eigenen oder verwandten, sondern aller Häuser des Dorfes. Der Begriff des Hauses, der Domus, umfaßte, obwohl als unauflösliche Einheit aufgefaßt, eine Reihe von sachlichen und ideologischen Gegebenheiten: vom Küchenfeuer über das Mobiliar und den Landbesitz bis zu den Verästelungen der jeweils angeheirateten Verwandtschaft. Tatsächlich war das Haus eine zerbrechliche Einheit, in jeder Generation bedroht und manchmal zerstört durch Krankheit, Tod, Mesalliancen – und durch die Inquisition. Nichtsdestoweniger war es die Einheit, auf welche die Leute von Montaillou sich am zuversichtlichsten verließen und am festesten bauten.

Bei seiner Ermahnung der geständnisbereiten Gauzia bediente sich Pierre Azéma des Begriffs ›domus‹ in einem abgeleiteten und leicht verfälschten Sinn, als er davon sprach, selbst zum Hause des Bischofs Fournier zu gehören: Er, der ein einfacher Bauer aus Montaillou war, wollte damit nicht etwa sagen, daß er im Bischofspalast von Pamiers unter dem gleichen Dach mit dem

Bischof wohnte – sondern nur, daß er auf irgendeine Weise zur Verwandtschaft des hohen Herrn gehörte. Nichts zeigt die Schlüsselrolle, die im Familienleben, in der Gesellschaft und Kultur von Montaillou der Begriff der ›domus‹ spielte so deutlich wie die Wirksamkeit, die er bei der Ausbreitung und beim Wiederaufbau des Katharismus im Oberland der Ariège und so auch in Montaillou entfaltete.

»Eines Tages«, sagte Mengarde Buscailh aus Prades d'Aillon, dem Montaillou benachbarten Dorf (i. 499), »eines Tages auf dem Weg zur Pfarrkirche traf ich meinen Schwager Guillaume Buscailh. ›Wohin gehst du?‹ fragte Guillaume. ›Ich gehe in die Kirche.‹ ›Ah gut‹, erwiderte Guillaume, ›du bist eben gut kirchlich gesinnt, was? Du solltest lieber in deinem eigenen Haus zu Gott beten, anstatt deswegen in die Kirche zu rennen.‹ Ich antwortete ihm, die Kirche wäre doch ein besserer Ort für Gebete als das Haus. Darauf murmelte er nur: ›Du hast eben nicht den richtigen Glauben.‹«

So war für Guillaume Buscailh, der ein so eifriger Anhänger katharischer Lehren war, daß er einmal versuchte, seine Schwägerin davon abzubringen, ihr Kind zu stillen, auf daß es in ›endura‹ stürbe (i. 499), der albigensische Glauben etwas, das man daheim sein eigen nannte und praktizierte – im Gegensatz zum römischen Dogma, dessen Ort die Pfarrkirche war. Dies war eine allgemein verbreitete Überzeugung: »Wenn die Häresie eine Domus erst einmal erfaßt hat«, erklärte ein

Bauer dem Bischof Fournier, »ist sie wie der Aussatz: Sie setzt sich fest für mindestens vier Generationen, wenn nicht für immer« (ii. 100). Aude Fauré aus Merviel, ein neurotisches Frauenzimmer, verlor den Glauben an die Eucharistie und vertraute ihre Zweifel einer verwandten Nachbarin namens Ermengarde Garaudy an. Diese warnte sie entsetzt vor den fürchterlichen Konsequenzen, die aus solchen Zweifeln für ihr Haus und Dorf folgen könnten: »Verräterin!« rief sie, »dieses Dorf und dieses Haus sind bisher von jeder Verunreinigung und Ketzerei verschont geblieben. Paßt ja auf, daß Ihr uns das Übel nicht von anderswoher zuzieht und Verdammnis über unseren Ort verhängt« (ii. 87). Nach Auffassung der Garaudy ging die Verbreitung der Ketzerei also auf vollkommen deutlich erkennbare Weise vonstatten: Wenn nur ein Haus angesteckt wurde, war mit der Verseuchung des ganzen Dorfes zu rechnen. Umgekehrt verstanden die Opfer der inquisitorischen Unterdrückungsmaßnahmen diese nicht vornehmlich als Verletzungen von Freiheit oder Leben dieses oder jenes Individuums, sondern in erster Linie als Angriffe gegen eine häretische Domus: »Diese beiden Verräter haben Unglück über unser Haus und über meinen Bruder, den Pfarrer, gebracht«, erklärte Bernard Clergue nach der Verhaftung des von zwei Spitzeln angezeigten Pfarrers von Montaillou (ii. 281).

Auch die Bekehrung zu den ketzerischen Lehren der Katharer ging häufig so vonstatten, daß nicht ein-

zelne, sondern eins nach dem anderen ganze Häuser, Kollektive für den neuen Glauben gewonnen wurden. Pierre Authié, ein katharischer Missionar, erklärte der versammelten Familie Raymond Pierres: »Gott hat gewollt, daß ich euer Haus besuche, um die Seelen der Leute dieses Hauses zu retten.« Offensichtlich faßte er das Haus als ein Seelenkollektiv auf, das nur vereint für seine Lehre zu gewinnen sei – oder vereint der Verdammnis anheimfallen würde. Pierre Maury aus Montaillou sprach dann auch bei einer Gelegenheit von einer Domus in Arques, die »wie ein Mann« den neuen Glauben angenommen hätte. »Ich glaube«, heißt es in seiner Aussage (iii. 143), »daß Gaillarde, die Schwester Guillaume Escauniers und Frau Michel Leths, auch Esclarmonde, Guillaumes andere Schwester, die damals etwa zwölf Jahre alt gewesen sein mag, dem häretischen Glauben anhingen; dasselbe gilt, soweit ich weiß, für Guillaumes Bruder Arnaud. Alle diese Leute wurden auf einmal bekehrt, das ganze Haus zugleich, zusammen mit Gaillarde, der Mutter Guillaume Escauniers und deren Schwester Marquise.« In Montaillou selbst galten ebenfalls bestimmte Häuser als zuverlässige Stützpunkte ketzerischer Missionare: »In der Zeit, da ich in Montaillou und in Prades d'Aillon wohnte«, sagte Béatrice de Planissoles, »hieß es dort, daß die Ketzer (und namentlich die Authiés) vorzüglich die Häuser der Brüder Raymond und Bernard Belot zu besuchen pflegten, die zu jener Zeit

beieinander wohnten; außerdem das Haus der Alazaïs Rives, der Schwester Prades Taverniers, des Ketzers; und das Haus des Guillaume Benet, des Bruders des Arnaud Benet aus Ax (der seinerzeit Guillaume Authiés Schwiegervater war): Die Leute all dieser Häuser waren alle aus Montaillou.«[1] Die kluge Béatrice hatte eines der Geheimnisse des Erfolgs der häretischen Missionare in ihrem Dorf sehr richtig durchschaut: Das enge Zusammenhalten der Familien begünstigte die Ausbreitung der gefährlichen Ideen. Sie sprangen sozusagen wie die Flöhe von Domus zu Domus, von Wohngemeinschaft zu Wohngemeinschaft über. Hatte die Häresie erst einmal irgendwo Wurzeln geschlagen, wirkte die Domus, in der das geschehen war, wie ein Treibhaus: die Wände schützten das Pflänzchen vor allen Gefahren, die ihm von benachbarten, rechtgläubigen Häusern drohten. Alazaïs Azéma etwa redete nur in ihren eigenen vier Wänden, mit ihrem Sohn Ray-

1 i. 233 und iii. 161. Die Häresie nahm in Montaillou, von den Authiés gepredigt, um das Jahr 1300 im Hause des Guillaume Benet ihren Anfang (allerdings nicht zum ersten Mal – denn der Aussage der Béatrice de Planissoles zufolge (i.219) hatte es bereits im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts ein paar Ketzer im Dorf gegeben). Die Tatsache, daß Guillaume Benet ein Bruder des Arnaud Benet aus Ax war, des Schwiegervaters von Guillaume Authié, hat den Kontakt zwischen Stadt und Land offensichtlich gefördert: Es gab ja einen Kontakt zwischen verwandten Häusern.

mond, von ihren häretischen Anschauungen (i. 319); außerdem mit den Angehörigen des Hauses Belot, den drei Brüdern Raymond, Bernard und Guillaume sowie deren Mutter Guillemette; sodann mit den Angehörigen der diesem Hause verwandten Domus der Benet: mit Guillaume Benet, mit dessen Sohn Raymond oder mit Guillemette, der Frau des Hauses. (Bemerkenswert ist der unbedingte Vorrang, den man in dieser Liste der Alazaïs den Männern eingeräumt sieht – auch ältere Frauen sind stets erst nach den Männern des Hauses, einschließlich der eigenen Söhne, genannt.) Ähnlich hatte Raymonde Lizier, die sich später mit einem Belot wiederverheiratete und wegen Ketzerei im Gefängnis endete, »vertrauten Umgang mit Guillemette Belot und Raymond, Bernard und Arnaud Belot; sie besuchte deren Haus und redete heimlich mit ihnen«. (ii. 223. Arnaud war Raymonde Liziers späterer Mann.) So könnte man – in Montaillou und in den umliegenden Dörfern – noch viele Beispiele nennen, an denen die besonderen sozialen Bedingungen abzulesen sind, die zwischen den der katharischen Lehre zugetanen Häusern bestanden.

In diesen untereinander kommunizierenden, aber gegen die feindliche Umwelt fest abgeschlossenen Häusern stand der katharischen Häresie eine zuverlässige Untergrundorganisation zur Verfügung. Doch hattten dieses Netzwerk die katharischen Missionare nicht aufgebaut – sie hatten einfach auf das von

Domus zu Domus bereits bestehende Netz sozialer Beziehungen gebaut. Andererseits gab es Häuser, die, weil sie nicht katharisch infiziert waren, der mehr oder weniger rechtgläubigen Minderheit der Dorfbewohner offenstanden. Jean Pellissier, ein Schäfer aus dem Dorf, erklärte, er sei, wenigstens in seiner Jugend, nicht häretisch gewesen: »Ich verkehrte in Montaillou in vier Häusern«, sagte er, »und von denen war nicht eines häretisch« (iii. 75).

Die gewöhnliche Organisation von Dorfgemeinschaften – die Versammlung der Familienoberhäupter – ist zwar mit einiger Anstrengung auch in Montaillou nachzuweisen, doch scheint diese Körperschaft, insofern sie überhaupt in Erscheinung trat, eine ziemlich schattenhafte Rolle gespielt zu haben: Sie wurde ja auch jedenfalls gehemmt durch die Zersplitterung der Dorfgemeinschaft in einander befehdende oder wenigstens mißtrauende religiöse Parteien und verfeindete Sippen. Brüderschaften, Büßergemeinschaften und andere für das gesellige Leben Okzitaniens charakteristische Vereinigungen haben, obwohl sie anderswo auch zu der uns interessierenden Zeit ihre Wirksamkeit entfalteten, in Montaillou keine Rolle gespielt. So stellt sich uns das Dorf um 1300 als ein Archipel von Domus dar, welche durch die gemeinsame Neigung zu häretischen Ideen oder das gemeinsame Mißtrauen gegen ketzerische Lehren in zwei Gruppen versammelt und geschieden waren.

Den Bauern und Schäfern von Montaillou war diese Lage bewußt. Nach Meinung des Bauern Guillaume Belot und der Schäfer Pierre und Guillaume Maury, zweier Brüder, zerfiel das Dorf, so stellten sie fest, als sie einmal während eines Spazierganges die dortige Lage besprachen, in gläubige Häuser – wobei unter ›gläubigen‹ häretische Häuser zu verstehen sind – und andere, ungläubige. Unter den von Guillaume Belot und Guillaume Maury ausdrücklich als ›gläubig‹ bezeichneten Häusern waren die von Maurs, von Guilhabert, von Benet, von Raymond Rives sowie die Häusern Maury, Ferrier, Bayle, Marty, Fauré, Belot. (iii. 161: Merkwürdigerweise haben die Kompilatoren dieser Liste das wichtige Haus der Clergue nicht genannt, das zweifellos ›gläubig‹ war.) Die genannten elf ›gläubigen‹ Häuser beherbergten fast sämtlich je eine (wie man heute sagen würde) Kern-Familie: ein Ehepaar und dessen Kinder. Eine Ausnahme war nur das Haus, zu dem die alte Guillemette Belote mit ihren vier erwachsenen und zu der uns interessierenden Zeit noch unverheirateten Söhnen gehörte. Insgesamt waren nach dieser Aufzählung die elf gläubigen Häuser von sechsunddreißig häretischen Männern, Frauen und Kindern bewohnt. Wahrscheinlich ist die Aufzählung aber unvollständig. Denn von mehreren der darin genannten Ehepaare wissen wir nicht, ob – und wenn ja, wieviele – sie Kinder hatten, da die Zeugen nur die Namen des Mannes und der Frau nennen; obwohl uns

aus einem anderen Zusammenhang bekannt ist, daß wenigstens ein Teil dieser Ehepaare Kinder hatte.

Die von Maury und den beiden Belots zusammengestellte Liste zeigt des weiteren, daß es in Montaillou neben ›gläubigen Häusern‹ auch vereinzelt Ketzer gab, die nicht einem insgesamt als ›gläubig‹ zu qualifizierenden Haus zuzurechnen waren. Die ›unbehausten‹ Ketzer stellten allerdings eine Minderheit dar: Neun insgesamt findet man genannt. Unter diesen befanden sich zwei Ehepaare, die Forts und die Vitals, die wahrscheinlich in anderer Leute Häusern wohnten; zwei verheiratete Frauen, deren religiöse Überzeugungen wahrscheinlich von denen ihrer Männer abwichen; schließlich noch eine unehelich Geborene; und zwei einzeln aufgeführte Söhne aus guter Familie.

Es gab in Montaillou aber auch Häuser, die nicht als ›gläubig‹ galten, doch dem Katharismus gegenüber so etwas wie wohlwollende Neutralität beobachteten. Unter diesen wäre die Domus der Liziers zu nennen (iii. 162, 490), von der man, wie uns Maury und die Belots verraten, nichts mehr zu befürchten hatte seit Arnaud Liziers Ermordung. Arnaud war ein Gegner des Katharismus gewesen. Doch seit seinem Tode war die Domus Lizier unter den Einfluß der Clergues geraten, in mehr als einer Hinsicht: Grazide Lizier war die ›bonne amie‹ des Pfarrers, Pierre Clergues, geworden.

Wie die Häresie besaß auch die katholische Orthodoxie in Montaillou eine Reihe von ganzen Häusern.

Jean Pellissier, ein Ackerknecht und Schäfer, hat, wie schon erwähnt, von fünf nichthäretischen Häusern gesprochen. Da war zunächst das Haus, dem er selbst angehörte und das man sich umfangreicher vorstellen darf als viele der nur von einer Kernfamilie getragenen häretischen Häuser: Denn mehrere der fünf Brüder Pellissier, die als Angehörige von Jeans Haus genannt werden, dürften auch ihrerseits schon Familien gehabt haben. Weiter gab es das häretischer Sympathien gleichfalls nicht verdächtige Haus der Na Carminagua oder ›Frau‹ Carminagua, da Mutter der Brüder Azéma, die gelegentlich mehr als nur Abneigung gegen die Häresie verrieten. Schließlich gehörten zu dieser Gruppe noch die Häuser des Julien Pellissier, des Pierre Ferrier (der dem Zeugnis von Maury und Belot zufolge später allerdings ketzerische Neigungen zu erkennen gab) und einer Dame, die Na Longua genannt wurde. Diese letztere war die Mutter der Gauzia Clergue, die allerdings trotz ihrer Einheirat in die ketzerische Sippe der Häresie nicht wie ihre angeheirateten Verwandten ergeben war.

So wissen wir von elf häretischen, fünf katholischen Häusern in Montaillou. Von einigen, die vom einen ins andere Lager überwechselten – wie das der Clergues. Schließlich auch von gemischten, neutralen oder gespaltenen Häusern; von Häusern, deren Bewohnern ein ›gespaltenes‹ Herz nachgesagt wurde, die als unzuverlässig und verräterisch galten (ii. 223). Die

uns zur Verfügung stehenden Angaben sind freilich unvollständig, denn da Montaillou zwischen 1300 und 1310 wahrscheinlich über zweihundert Einwohner hatte, ist anzunehmen, daß es mindestens um die vierzig Häuser dort gab. Wir wissen aber, daß der größte Teil der Häuser von Montaillou wenigstens zeitweilig zur Häresie neigte. Alles in allem gab es dort, wie zwei wohlunterrichtete Zeugen, Guillaume Mathei und Pons Rives, angaben, nur zwei »nicht von der Ketzerei berührte« Häuser (i. 292). Die Versicherung ist um so glaubwürdiger, als der katharische Missionar Guillaume Authié sie auf seine Weise bestätigte. Authié gefiel es in Montaillou: »Nein«, sagte er, »vom Pfarrer Clergue und vom Hause Clergue habe ich nichts zu fürchten. Ach, wenn doch alle Pfarrer der Welt so wären wie der von Montaillou.« Von Authié ist aber auch der Ausruf aktenkundig: »Nur zwei Männer gibt es in Montaillou, vor denen müssen wir uns hüten!« (i. 279) Der eine von diesen Männern war Pierre Azéma. Der andere, nicht genannte, wird wohl zu dem zweiten der beiden »nicht von der Ketzerei berührten« Häusern gehört haben, von denen Mathei und Rives wußten.

Aus allen unseren Quellen spricht die mystische, religiöse, die zentrale Bedeutung, die im Denken der Leute von Montaillou der Domus zukam. Andererseits zeigen sie, daß, wie »ein finniges Schwein den ganzen Stall verseucht«, ein von ketzerischen Lehren infiziertes Individuum dies alsbald auf alle Angehöri-

gen seines Hauses zu übertragen pflegte. Obwohl es Ausnahmen gab, war doch gewöhnlich der Glaube eines jeden der seines Hauses. Es bedurfte nach 1308 großer Anstrengungen der Inquisitoren, die Solidarität der vielfältig miteinander versippten katharischen Domus von Montaillou zu sprengen und das Dorf in jenen Hexenkessel zu verwandeln, in dem jeder den Untergang seines Nachbarn plante – in der irrigen Hoffnung, derart dem eigenen zu entgehen.

Das Haus (das ›ostal‹) stand überdies unter den Gütern dieser Welt in den Augen der Leute von Montaillou an strategisch beherrschender Stelle. Wenn Jacques Authié den Schäfern von Arques und von Montaillou den katharischen Mythus vom Südenfall plausibel machen wollte, sagte er: »Satan kam in das Reich des Vaters und gab den Geistern dieses Reiches zu verstehen, daß er, der Teufel, ein noch viel schöneres Paradies besäße … ›Geister, ich werde euch in meine Welt führen‹, sagte Satan weiter, ›und euch Ochsen, Kühe, Reichtümer, eine Gattin als Gefährtin geben, und ihr werdet eure eigenen Häuser [›ostals‹] haben, und Kinder werdet ihr haben … und über eines von diesen Kindern werdet ihr euch mehr freuen als über die ganze Ruhe, die ihr hier im Paradies genießt‹.« (iii. 130: »Vidite«, hätte nach der Niederschrift des Protokollführers der ketzerische Prediger gesagt, »quid dixit Pater sanctus: ›Quando Sathanas intravit regnum meum, dedit ad intelligendum quod ipse Sathanas ha-

bebat meliorem paradisum quam Ego, dicens spiritibus qui erant in regno Meo: ›Iste dominus non dat nisi unum bonum, scilicet requiem, et ego [dixit Sathanas] in meo mundo ducam vos, et dabo vobis boves, vacas et divicias habundanter, et dabo etiam uxorem sociam, et tenebites hospicia vestra, et habebitis vestros infantes, et plus gaudebitis de uno infante, quando habebitis ipsum, quam de tota ista requie quam hie habetis …‹.«) Dieser Propagandaansprache entnimmt man, daß, wenn der Teufel gut unterrichtet war, in der Vorstellung der Zuhörer das Ostal zwar nach Vieh und Gattin, aber vor dem Kindersegen rangierte.

In einem magisch-juridischen Sinn war das Ostal des Ariège-Gebiets, wie die andorranische ›casa‹, mehr als die Summe der sterblichen Individuen, aus denen der dazugehörige Haushalt bestand. In den Pyrenäen war das Haus eine juristische Person, die dazugehörigen Güter waren unteilbar. Es besaß eine Reihe von Rechten und Besitzansprüchen auf Land, Wald, Bergweiden, die ›solanes‹ oder ›soulanes‹ des Kirchspiels. Das ›ostal‹, die ›casa‹, setzten, wie es heißt, ›die persönliche Existenz ihres verstorbenen Eigentümers‹ fort. Die ›casa‹ galt als ›die wirkliche Herrin aller Güter, die eine Erbschaft ausmachen‹. Dies um so mehr, als alle Bauern in Montaillou, ob arm oder reich, irgendwelche Besitzungen ihr eigen nannten. De facto wenigstens besaßen sie sogar die Felder und Wiesen, die, sieht man ab von Wald und

Weideland, den größten Teil des kulturfähigen Bodens ausmachten.

Jedes Haus in Montaillou hatte seinen ›Stern‹, sein ›Glück‹, an dem, wie man hört, »die Toten noch immer Teil hatten« (i. 313–314). Man schützte Stern und Glück, indem man Fingernagelabschnitte und Haar des verstorbenen Familienoberhauptes im Hause aufbewahrte. Haar und Fingernägel galten, weil sie auch nach dem Tode an der Leiche noch wachsen, als mit besonders lebhafter Energie begabt. Gewisse magische Fähigkeiten eines Toten konnten sich, wie man glaubte, aus diesen Substanzen anderen Angehörigen seines Geschlechts mitteilen. So berichtete Alazaïs Azéma: »Als Pons Clergue, der Vater des Pfarers von Montaillou, gestorben war, bat seine Frau Mengarde Clergue mich und Brune Pourcel, ihr ein paar Haarlocken von der Stirn des Toten abzuschneiden, auch ein paar Schnipsel von seinen Fingerund Zehennägeln; und dies, damit dem Hause des toten Mannes das Glück treu bliebe; so wurde die Tür des Hauses der Clergues, in dem die Leiche lag, geschlossen; wir schnitten dieser Haar und Nägel und gaben dieselben der Magd des Hauses, Guillemette, welche sie dann an Mengarde Clergue weitergab. Dieses Haar- und Nägelschneiden nahmen wir vor, nachdem wir dem Toten Wasser ins Gesicht gesprengt hatten; denn in Montaillou waschen wir nicht die ganze Leiche.« (i. 313–314: Das Protokoll sagt hier wörtlich: »Item dixit

quod quando Poncius Clerici pater rectoris de Monte Alionis qui nunc est mortuus fuit, Mengardis uxor eius dixit ipsi que loquitur et Brune uxori Guillelmi Porcelli quondam quod ambe abscinderent de pilis capitis circa frontem et de omnibus unguibus manuum et pedum dicti mortui, ad hoc ut domus filiorum dicti Poncii fortunata remaneret, quod ipsa, ut dixit, et dicta Bruna, clauso hostio domus in qua iacebat corpus mortuum fecerunt, et pilos et ungues sie abscisos ipse dederunt Guillelme ancille dicte domus, et credit ipsa que loquitur quod dicta Guillelma dedit predieta dicte Mengardi.«)

Hinter diesen Praktiken steckte eine Bauernfrau aus Montaillou mit Namen Brune Vital. Zu Pons' Witwe Mengarde kam sie und sagte: »Madame, ich habe gehört, daß, wenn man einer Leiche Haarlocken und Stücke von den Fingernägeln und Zehennägeln abschneidet, das Glück des Hauses nicht mit ihr in die Grube fährt.« Fabrisse Rives, ebenfalls in Montaillou ansässig, gab weitere Einzelheiten (i. 328): »Als Pons Clergue, der Vater des Pfarrers, starb, kamen viele Leute aus dem Pays d'Aillon in das Haus des Pfarrers, seines Sohnes. Die Leiche wurde in dem ›Haus im Hause‹ aufgebahrt, das man die ›foganha‹ (Küche) nennt; sie war noch nicht in das Bahrtuch gehüllt; der Priester schickte dann alle fort außer Alazaïs Azéma und Brune Pourcel, die uneheliche Tochter des Prades Tavernier; diese Frauen blieben mit dem Priester und

der Leiche allein. Die Frauen und der Priester schnitten dann der Leiche Haarlocken und Schnipsel von den Finger- und Zehennägeln ab … Später ging dann das Gerücht, der Priester hätte mit der Leiche seiner Mutter das gleiche gemacht.« Diese Berichte lassen die Vorsichtsmaßregeln erkennen, die von den Erben getroffen wurden, um zu verhindern, daß die Toten das Glück mit aus dem Hause nähmen. Man wies den Nachbarn die Tür, versteckte sich in der Küche, die als ›Haus im Hause‹ galt; man hütete sich, die Leiche zu waschen, um nicht damit irgendwelche an der Haut und dem Schmutz des Toten haftenden kostbaren Substanzen zu tilgen. Von ähnlichen Sitten hat in seiner ›Esquisse d'une théorie de la pratique‹ (Genf, 1972) Pierre Bourdieu aus der Kabylei berichtet: Auch die Kabylen treffen mißtrauisch Vorsorge, daß nicht die Leiche das ›baraka‹ (den Segen) des Hauses, aus dem sie kommt, mit ins Grab nähme.

Eines Tages begegnete an der Südseite des Burghügels von Montaillou Alazaïs Fauré, die bei dieser Gelegenheit einen leeren Sack auf dem Kopf trug, Bernard Benet, der wie sie im Dorf zu Hause war. Bernard schlug ihr vor, dem Inquisitor in Carcassonne die Tatsache zur Anzeige zu bringen, daß Alazaïs' verstorbener Bruder Guillaume Guilhabert sich gewissermaßen noch auf dem Totenbett zur Häresie bekehrt habe. Alazaïs war entsetzt. Sie sei zu allem bereit, sagte sie, um das Andenken ihres toten Bruders vor solchen

Anschuldigungen zu schützen. Denn diese Anschuldigungen würden von dem Toten unweigerlich auf sein Haus zurückfallen. »Ich sagte Bernard Benet, daß ich ihm ein halbes Dutzend Schafe oder ein Dutzend Schafe geben wollte – oder was ihm sonst lieb wäre –, um diesen Fluch abzuwenden, der am Ende Schaden und Verdammnis über meinen toten Bruder und über seine Domus bringen mußte« (i. 404).

Die magische Verwendung von Stücken der Leiche eines Verstorbenen zur Sicherstellung der Kontinuität von Familie und Haus steht in Beziehung zu anderen ähnlichen magischen Praktiken, die in Okzitanien gebräuchlich waren. Béatrice de Planissole bewahrte das erste Menstruationsblut ihrer Tochter auf, um es einmal einem zukünftigen Schwiegersohn in einen Liebestrank mischen zu können. Die Nabelschnüre ihrer Enkelkinder sollten ihr helfen, einen Prozeß zu gewinnen. Auch in diesen beiden Fällen ist die Kontinuität der Familie und des Familienvermögens leicht kenntlicher Zweck der magischen Übung. Im Languedoc pflegten die Mädchen noch in jüngster Vergangenheit ein Stück Fingernagel oder einen Tropfen Blut in einen Kuchen zu backen oder in ein Getränk zu mischen – in der Hoffnung, die Liebe des jungen Mannes, dem sie Kuchen oder Getränk bestimmten, dadurch zu gewinnen.

Die Reliquien – Haarlocken oder Fingernagelschnipsel – eines verstorbenen Familienoberhaupts standen

im übrigen zu der Domus, die sie beherbergte, in einem ähnlichen Verhältnis wie die Reliquien eines Heiligen zu der Kirche, die sie bewahrte. Auch die Theorien über die Unverweslichkeit der Leichen von Königen – die schließlich auch die Kontinuität regierender Häuser befördern soll – gründen auf Voraussetzungen, wie man sie bei den Bauern von Montaillou findet: Ein paar Reliquien galten als hinreichend zur Begründung der physischen Fortdauer der Familie, des Geschlechts und des heiligen Feuers der Domus.

Das ›Haus‹, dem sich die Leute von Montaillou verbunden fühlten, war nicht eindeutig patrilokal oder matrilokal bestimmt. Gewiß redete man in Montaillou und anderswo in rührenden Tönen vom väterlichen ›ostal‹, von der väterlichen ›domus‹: »Es wäre besser«, erklärte da etwa der Pfarrer Clergue – ausdrücklich in Hinsicht auf das Haus seines eigenen Vaters –, »daß der Bruder die Schwester heiratete, als daß er eine fremde Frau nähme; besser wäre es desgleichen, die Schwester heiratete den Bruder, als daß sie um eines Fremden willen, unter Mitnahme einer großen Mitgift, das Vaterhaus verließe: Denn wo dergleichen üblich wird, geht das Vaterhaus zu Grunde« (i. 255). Wir wissen auch, daß eine todkranke verheiratete Tochter zum Sterben ins Vaterhaus zurückkehrte: »Esclarmonde, die Tochter Bernard Clergues (des Sohns von Arnaud und Gauzia Clergue), war mit einem Mann aus Comus [einem Ort

in der Nähe von Montaillou] verheiratet. Sie wurde sterbenskrank, man brachte sie ins Haus ihres Vaters zurück, wo sie noch drei Jahre siech lag, ehe sie starb. Als sie dem Tode nahe war, brachte der andere Bernard Clergue – der Bruder des Priesters – den Ketzer ins Haus, der Esclarmonde zur Ketzerei verführte« (i. 416). Schließlich wurde eine anderswohin verheiratete Tochter auch verdächtigt, ihre Ketzerei aus dem Vaterhaus mitgebracht zu haben. So fragte Jacques Fournier einen Zeugen (ii. 92): »Ist dem Zeugen bekannt, ob das väterliche Ostal der Frau Fauré, in Lafage, jemals in der Vergangenheit durch Ketzerei entehrt war?« Das im Baskenland so wichtige mütterliche Ostal gewann auch im Oberland der Ariège gelegentlich große Bedeutung. Arnaud Sicre stellte sich den Behörden als Spitzel zur Verfügung, weil er das von den Behörden in Foix konfiszierte mütterliche Ostal wiedererlangen wollte: Seine Mutter war als Ketzerin verbrannt worden (ii. 21). Wenn es als solches existierte, bildete das mütterliche Ostal matriarchalische Strukturen aus: Der Sohn, der es erbte und dort wohnte, nahm gewöhnlich anstatt des Vaternamens den mit dem Hause verbundenen Namen der Mutter an. Und der Schwiegersohn, der bei seiner Frau Wohnung nahm, führte gewöhnlich deren Namen, anstatt ihr den seinen mitzuteilen.

Ob es nun aber von der Mutter oder, was häufiger der Fall war, vom Vater ererbt war, hatte jedenfalls das Haus in Montaillou wie jedes rechte Haus in den

Pyrenäen ein Haupt: ›cap de casa‹ hieß das in der Gegend von Andorra, ›dominus domus‹ schrieben die Protokollanten der von Bischof Fournier durchgeführten Vernehmungen. Der ›dominus domus‹, Hausherr, hatte Gewalt über seine Frau und seine Kinder; unter Umständen auch über seine Mutter. Alazaïs Azéma gab das unzweideutig zu verstehen: »Mein Sohn Raymond pflegte den ›parfaits‹ in einem Sack oder Korb zu Essen zu bringen und fragte mich deshalb nicht um Erlaubnis, denn er war ja der Herr im Hause« (i. 308).

Alazaïs Azéma fühlte sich durch die Handlungsweise ihres Sohnes nicht gekränkt; sie war selbst den ›parfaits‹ wohlgesonnen. Es kam aber nicht selten vor, daß ein Hausherr, ein Bauer oder einer von Adel, seine Mutter tyrannisierte. Stephanie de Châteauverdun warf sich ihrem alten Freund, dem Ketzer Raymond Pierre, einem Viehzüchter, zu Füßen und sagte: »Ich bin ruiniert, ich habe meinen Besitz verkauft und meine Bauern versetzt und lebe demütig und elend im Hause meines Sohnes; und wage mich nicht zu rühren« (ii. 417–418).

Die eiserne Faust des Hausherrn lastete anderswo zugleich auf einer Gattin und auf einem alten Vater: Pons Rives, von Montaillou, war ein wahrer Haustyrann (i. 339–341). Seine Frau Fabrisse verstieß er, weil, sagte er, der Teufel sie ihm geschickt hätte: Seitdem sie ins Haus gekommen sei, habe er dort keine Parfaits mehr bewirten können! Bernard Rives, der Vater des Hausherrn,

wohnte zwar noch im Hause seines Sohnes, hatte aber nichts zu sagen dort. Eines Tages bat ihn seine Tochter Guillemette, die mit dem anderen Pierre Clergue (nicht dem Priester, natürlich) verheiratet war, er möge ihr ein Maultier leihen; sie wollte damit aus Tarascon Getreide holen. Doch der Vater konnte ihr nur sagen: »Das wage ich nicht ohne Erlaubnis meines Sohnes. Komm morgen wieder, und er wird dir selbst das Maultier leihen.« Alazaïs Rives, die Frau des Alten und Mutter des Hausherrn, hatte das Regiment ihres Sohnes nicht ertragen: Sie hatte anderswo Unterkunft gesucht.

Wenn der Hausherr über eine hinreichend machtvolle, anziehende oder diabolische Persönlichkeit verfügte, nahm der ihm von den Hausgenossen geschuldete Gehorsam mitunter Züge eines ›Persönlichkeitskults‹ an. Als Bernard Clergue im Gefängnis die Nachricht vom Tode seines Bruders Pierre, des Priesters, erhielt, der schon vor dem Tode des alten Pons Clergue der wirkliche Herr des brüderlichen Hauses gewesen war, brach er vor vier Zeugen zusammen und klagte: »Tot ist mein Gott. Tot ist mein Gebieter. Die Verräter Pierre Azéma und Pierre de Gaillac haben meinen Gott getötet.« (ii. 285: »dictus Bernardus plorando clamavit: ›Mortuus est modo Deus meus et guvernatur meus, interfecerunt Deum meum proditores Petrus Ademarii et Petrus de Galhaco!‹«) Bernard hatte offensichtlich den Bruder schon zu Lebzeiten unter die Götter erhoben.

Trotz der unleugbaren Vorherrschaft des männlichen Geschlechts hatte doch eine Frau, die ein eigenes Ostal besaß, einigen Einfluß in Montaillou und Anspruch auf den Titel ›Madame‹, den die Schreiber des Bischofs mit ›domina‹ übersetzten. Alazaïs Azéma, die nur eine einfache Bauersfrau war, wurde von einer Frau, die Käse im Dorf verkaufte, mit diesem Titel angeredet. Allerdings hoffte die Frau wahrscheinlich durch solche Höflichkeit, ihrem Geschäft aufzuhelfen. Mengarde Clergue andererseits war die Frau eines reichen Bauern und führenden Mannes im Dorf, und sie wurde gewöhnlich von ihren weniger gut gestellten Nachbarinnen ›Madame‹ genannt (i. 312–314).

Als sterblicher Gebieter über eine womöglich unsterbliche Entität hatte der Hausherr das Recht, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen, ohne Rücksicht auf die vielleicht von anderen seiner Nachkommen auf diese Position erhobenen Ansprüche. Hier scheinen okzitanische und schließlich römische, das ›preciput‹ oder ›praecipuum‹ betreffende, Rechtsbegriffe eine Rolle gespielt zu haben: Der Erblasser hatte das Recht, einen seiner Erben zu bevorzugen. In dieser Hinsicht unterschied sich das in Montaillou geltende Erbrecht aufs schärfste von dem etwa in der Normandie und in Anjou geltenden egalitären, das auf einer gleichen Beteiligung aller Brüder – im Anjou sogar aller Brüder und Schwestern – am Erbe besteht. In Montaillou, wie im Oberland der Ariège überhaupt, war gewöhn-

lich der Wille des Vaters Gesetz. »In Tarascon lebten zwei Brüder mit Namen d'Aniaux oder de Niaux, von denen einer ein Freund der Ketzer war. Dieser hatte zwei Söhne, und einer dieser Söhne war der Häresie geneigt. Sein Vater hinterließ ihm den größten Teil seines Besitzes und verheiratete ihn mit der Tochter des Bertrand Mervier, weil deren Mutter eine Ketzerin war« (ii. 427).

Die dem Hausherrn von dem im Ariège-Gebiet und in Andorra geltenden Erbrecht zugestandene Verfügungsgewalt über seinen Nachlaß verhinderte die Zersplitterung der Domus, brachte aber dessen im Testament nicht berücksichtigte Kinder in eine schwierige Lage. Wenn sie das Haus der Familie verließen, konnten sie nur eine Mitgift oder den ihnen zugefallenen Pflichtanteil aus dem Erbe mitnehmen. Die Mitgift wurde als persönlicher Besitz der Frau betrachtet. Wenn sie heiratete, nahm sie zwar die Mitgift aus dem Elternhaus mit, brachte sie aber nicht in eine undifferenzierte eheliche Gütergemeinschaft ein: Wenn ihr Mann vor ihr starb, blieb die Mitgift Besitz der Witwe und fiel nicht den Erben des Mannes (oder ihren eigenen) zu. Nach dem Tode ihres ersten Mannes habe der Pfarrer Pierre Clergue, erzählte Béatrice de Planissoles, ihr durch einen Boten eine Anweisung auf ihre Mitgift zustellen lassen: »Ich hatte diese Anweisung beim Pfarrer hinterlegt. Jetzt aber brauchte ich sie gar nicht mehr, denn ich hatte die Erben meines ersten

Mannes schon verlassen«: Was wohl so zu verstehen ist, daß sie ihre Mitgift schon wieder an sich gebracht hatte und keiner Anweisungen darauf mehr bedurfte (i. 233).

Die Erforderlichkeit einer Mitgift machte in dieser eher armen Gesellschaft die Eheschließung jeder Tochter zu einer Krise für die Domus. Die durch die Mitgift verursachten Substanzverluste stellten sich dem auf die Wahrung des Familiengutes bedachten Pierre Clergue als so bedrohlich dar, daß er, wie man gesehen hat, den Inzest, durch welchen derartigen Verlusten vorzubeugen wäre, als vergleichsweise läßliche Sünde ansehen wollte. »Sieh her«, sagte er in einem Augenblick zärtlichen Überschwangs und ideologischer Wallung zu seiner schönen Geliebten, »wir sind vier Brüder. Ich bin Priester und will kein Eheweib. Wenn meine Brüder Guillaume und Bernard unsere Schwestern Eclarmonde und Guillemette geheiratet hätten, unser Haus wäre nicht durch das Kapital [›averium‹], das ihm diese durch ihre Mitgift entzogen, ruiniert worden. Vielmehr wäre unser Ostal noch unversehrt, und mit einer Frau, die man noch für unseren Bruder Bernard ins Haus gebracht hätte, hätten wir Frauen genug [!] gehabt, und unser Ostal wäre reicher, als es jetzt ist« (i. 225).

Diese seltsame Apologie des Inzests rechtfertigt implicite übrigens auch das – nicht als Keuschheit praktizierte – Zölibat der Kleriker und das in Mon-

taillou recht häufig vorkommende Konkubinat. Beide Einrichtungen sind geeignet, die Gefahr zu bannen, die der Existenz der Domus drohen, wenn ihr die Mitgift der Töchter oder auch die ›fratrisia% der Pflichtanteil der nicht als Nachfolger des Hausherrn und also Haupterben eingesetzten Brüder, entzogen wird. »Ich habe mein brüderliches Teil [›fratrisia‹] in Montaillou nicht erhalten, hatte aber [wegen der Inquisition] Angst, deshalb heimzukehren und Anspruch darauf zu erheben«, sagte fern in Katalonien Pierre Maury zu Arnaud Sicre (ii. 30).

Alles weist darauf hin, daß ein Primat der Domus charakteristische Bedingung der okzitanischen, der Freiheit des Gebirges war. Und es ist bezeichnend, daß im dreizehnten Jahrhundert, währenddessen noch Spuren der Leibeigenschaft im Languedoc vorhanden waren, die Siedler im Mas d'Azil – und sicherlich auf vielen anderen Gütern – ihre Freiheit erhielten, sobald sie sich ein Haus gebaut hatten.

Dabei war die Domus, die in den Gedanken der Gebirgler des Oberlandes der Ariège eine so beherrschende Rolle spielte, meist von eher geringem Geldwert. Ein Haus im Dorf kostete vierzig Livres Tournois, das heißt nur doppelt so viel wie ein vollständiger Text der Bibel, nur doppelt so viel wie eine Bande gedungener Mörder und fast zwanzigmal weniger, als Bernard Clergue ausgab, um seinen Bruder Pierre aus den Fängen der Inquisition zu befreien. So drohten die davon ab-

zulösenden Mitgiften und brüderlichen Pflichterbteile stets die Domus zu ruinieren, obwohl dieser natürlich die Mitgift einheiratender Frauen in gewissem Maße auch zugute kam. Eine viel unmittelbarere Gefahr drohte den Häusern der Ketzer von Seiten der Inquisition: Wohl wissend, daß die Häresie, wo sie einmal Eingang gefunden hatte, gewöhnlich bald das ganze Haus ergriff, ließen die Inquisitoren die Häuser von Ketzern niederbrennen oder abreißen. Es bedurfte nur der losen Zunge einer Frau, die durch einen Türspalt beobachtet hatte, wie Pierre Authié eine Kranke zur Ketzerei verführte – und schon war die väterliche oder mütterliche Domus in Prades d'Aillon von der Inquisition abgerissen (i. 278). Anständige Leute redeten deshalb so wenig wie möglich. Raymond Roques und die alte Guillemette ›Belote‹ warnten einmütig allzu gesprächige Frauen: »Wenn ihr nicht wollt, daß man euch die Wände eurer Häuser einreißt, haltet den Mund!« (i. 310) Wenn das Haus eines verurteilten Ketzers den Flammen entging, wurde es jedenfalls konfisziert von den Behörden in Foix – die inzwischen der Inquisition jeden Wunsch von den Augen ablasen.

Ungeachtet seiner ideellen Unteilbarkeit und Dauerhaftigkeit war das Haus, das handgreiflich im Dorfe stand, ein ziemlich hinfälliges und zerbrechliches Gebäude. Der mittlere und wesentliche Teil der Domus war die Küche (›foganha‹), von deren Dachbalken, au-

ßer Reichweite der Katze, die geräucherten Schinken hingen. Hier fanden sich Nachbarinnen ein, die, wie die gute Alazaïs Azéma, die sich zwar ›Madame‹ nennen ließ, aber selbst keine großen Ansprüche machte, Feuer ausleihen wollten von dem Herd, dessen Kohlen man nachts sorgfältig zudeckte, damit nicht ein Brand das Ostal in Schutt und Asche legte (i. 307, 317). Die Aufsicht über das Herdfeuer war Sache der Hausfrau, der ›focaria‹ oder ›Herdfrau‹, wie in der Diözese von Palhars die Konkubinen der Priester genannt wurden (i. 253). Anscheinend brannte dieses Feuer nicht in einem Kamin, sondern auf einem Herd mitten im Raum; der Rauch zog vielleicht durch ein Loch im Dach ab. Die Sorge dafür war nicht ausschließlich Sache der Frau: Der Mann hatte für Kleinholz zu sorgen (›frangere teza‹). Rings um den Herd stand das Küchengeschirr – irdene Töpfe, Pfannen, Kessel, Krüge und Näpfe, die manchmal verziert waren. Das Geschirr erwies sich oft als nicht hinreichend, namentlich Metallgeschirr war gewöhnlich sehr spärlich vorhanden, aber meist hatte die Hausfrau eine Nachbarin, bei der sie das Gebrauchte ausleihen konnte. Neben dem Herd standen Bänke und ein Eßtisch. Es herrschte dort gewöhnlich, wenn auch nicht überall, eine mit Rücksicht auf Geschlecht und Alter bestimmte, strenge Sitzordnung, wie sie im unteren Languedoc und in Korsika noch bis in die jüngste Vergangenheit Sitte war. So berichtete der Schäfer Jean Maury, Sohn eines

Bauern aus Montaillou, von einer Abendmahlzeit in der ›foganha‹ seines Vaters – einer freilich nicht ganz alltäglichen Mahlzeit, denn man hatte einen ›parfait‹, Philippe d'Alayrac, zu Gast: »Es war im Winter. Es lag viel Schnee in Montaillou. Mein Vater Raymond Maury, mein Bruder Guillaume, der Häretiker Philippe d'Alayrac und Guillaume Belot (der ein Nachbar war) aßen am Tisch. Ich selbst, meine anderen Brüder, meine Mutter und meine Schwestern, wir saßen mit unserem Essen am Feuer (ii. 471). Die Küche war in der Tat, wie es unsere Quellen ausdrücklich sagen, das ›Haus im Hause‹, die ›domus‹ im Innern des ›ostal‹, der Ort, wo die Leute aßen, starben, einander zur Häresie bekehrten oder verführten, wo man einander die Geheimnisse des katharischen Glaubens oder den Dorfklatsch zuflüsterte (i. 268–269): »Zu jener Zeit«, erzählte Raymonde Arsen, Magd im Hause Belot, »kam Bernard Clergue (der Bayle und Bruder des Pfarrers) ins Haus des Raymond Belot und redete mit seiner Schwiegermutter Guillemette Belot in dem Haus, das man Küche nennt [›in domo vocata la foganha‹], und sie schickten mich sofort hinaus, damit ich nicht hören könnte, was sie sagten« (i. 372).

So ruhte denn das heimlichste Haus, die Küche, im Hause wie eine russische Puppe in einer anderen.

Manchmal diente die Küche auch als Schlafzimmer. Gewöhnlich aber schlief man in mehreren Betten, die in den rings um die Küche gelegenen Kammern oder

im ›solier‹, im Oberstock des Hauses, standen. Soll man sich das Haus also einigermaßen weitläufig vorstellen? Jedenfalls scheint es etwas geräumiger gewesen zu sein, als die zeitgenössischen Bauernhäuser in Burgund, die, wie Ausgrabungsbefunde erkennen lassen, sehr klein und eng waren.

Auch in Montaillou würde der Ausgräber den Grundriß der mittelalterlichen Wohnhäuser leicht feststellen können: Unterhalb der Burgruine sind noch heute Mauerreste zu sehen. Da Grabungen bisher aber noch nicht durchgeführt wurden, sind wir einstweilen auf das angewiesen, was in Betreff der bei den Bauern von Montaillou üblichen Inneneinrichtung den vor Bischof Fournier gemachten Aussagen zu entnehmen ist. So beschrieb gelegentlich Raymonde Michel das Haus ihres Vaters Pierre, das zwar in Prades d'Aillou, einem Nachbardorf, stand, sich von den in Montaillou gewöhnlichen aber kaum sehr unterschieden haben wird: »Im Keller unseres Hauses standen zwei Betten. In dem einen schliefen meine Eltern, das andere war für durchreisende Häretiker. Der Keller war neben der Küche und mit dieser durch eine Tür verbunden. In dem Geschoß über dem Keller schlief niemand. Ich und meine Brüder schliefen in einer Kammer, die auf der anderen Seite der Küche war, so daß die Küche zwischen unserer Kammer und dem Keller lag, wo die Eltern schliefen. Der Keller hatte eine Tür nach außen, die auf die Tenne führte« (i. 401).

In einem ›Keller‹ dieser Art (›sotulum‹), wo Betten

neben Fässern standen, schlief Béatrice de Planissoles, die damals bei Othon de Lagleize, ihrem zweiten Mann, wohnte, zum letzten Mal mit ihrem Geliebten Pierre Clergue, dem Pfarrer von Montaillou, der sich incognito zu ihr begeben hatte. Sybille Teisseire, ebenfalls aus Montaillou gebürtig, Landsmännin und Komplizin ihrer Herrin, hielt an der Kellertür Wache, während drinnen, zwischen zwei Fässern, Béatrice »mit dem Priester fleischlich sich vermischte«.

Viele Aussagen bestätigen derart, daß neben der Küche gewöhnlich ein Keller lag sowie auch verschließbare Kammern, in denen Betten und Bänke standen. Jede von diesen war für eine oder mehrere Personen, die im gleichen Bett oder getrennt schliefen, eingerichtet. Im Hause der Maurys, die Bauern, Schäfer und Weber, jedenfalls einfache Leute, waren, hatte Guillaume Maury, der älteste Sohn, ein eigenes Zimmer. Bei den Brüdern Belot hatte ähnlich deren alte Mutter, Guillemette ›Belote‹ eine Kammer für sich. Pierre Clergue, der Pfarrer, bewohnte ein Zimmer im Hause der Clergue, das übrigens geräumig genug war, daß im Obergeschoß sogar ein Vorzimmer Platz hatte. Diese Zimmer oder Kammern hatten Fenster ohne Scheiben natürlich, doch mit hölzernen Läden verschließbar. Wollte man jemanden des Nachts besuchen, warf man einen Kiesel gegen den Fensterladen seiner Schlafkammer. Bedeutende und gelehrte Herren, Ärzte etwa oder Advokaten, hatten überdies

irgendwo im Hause ein Studierzimmer, ›scriptorium‹, in dem sie gewöhnlich auch schliefen. Doch gab es in Montaillou solche bedeutenden und gelehrten Herren nicht.

Im allgemeinen zeigte der Besitz eines ›solier‹, eines Obergeschosses, das über eine Leiter zugänglich zu sein pflegte, den Reichtum eines Hauses an. Ließ jemand, wie es der Schuhmacher Arnaud Vital tat, sein Haus um ein solches Obergeschoß aufstocken, gab er einen Beweis sozialen Aufstiegs: oder doch seines ernsten Strebens in dieser Richtung. In Montaillou waren unseres Wissens die Clergues, die Belots und, wie man sieht, schließlich auch die gar nicht sonderlich wohlhabenden Vitals die einzigen Besitzer eines Obergeschosses auf ihren Häusern. Aus Mauerwerk war übrigens gewöhnlich nur die ›foganha‹, die Herzkammer des Hauses, gebaut. Die um dieses Haus im Hause gescharten Kammern und das in den genannten Fällen darübergesetzte Obergeschoß waren nur mit Wänden aus Rutengeflecht und Kleiberlehm versehen.

Die Leute von Montaillou hatten ihre Häuser nicht allein für sich selbst. Sie wohnten unter einem Dach mit ihren Tieren. »Vor achtzehn Jahren hatte ich einmal gerade die Schweine aus dem Hause gelassen, da traf ich auf dem Schloßplatz Raymond Belot, der sich auf seinen Stock stützte. Er sagte zu mir: ›Tretet ein.‹ Ich antwortete ihm: ›Nein, denn ich habe meine Haustür offen gelassene« Diesem Text zufolge wohn-

ten Menschen und Schweine nicht nur unter einem Dach, sondern scheinen dort auch durch ein und dieselbe Haustür ein- und ausgegangen zu sein (i. 311). Anderswo in den Protokollen der vom Bischof Fournier durchgeführten Vernehmungen erfährt man beiläufig, daß Pons Rives, der Sohn des Bernard Rives, sein Maultier oder seinen Esel in sein Haus einschloß; daß Guillemette Benet abends, wenn sie vom Pflügen heimkam, ihre Ochsen ins Haus ließ, daß Guillaume Bélibaste beabsichtigte, ein Lamm im Hause, ›in domo sua‹, zu halten; daß Jean Pellissier, ein kleiner Schäfer, jeden Morgen seine Schafe aus dem Hause ließ; daß Mensch und Tier wenigstens gelegentlich im gleichen Raum schliefen: »Guillaume Belot«, sagte Bernard Benet, »brachte Guillaume Authié, den Ketzer, an den Ort, wo mein kranker Vater lag, Guillaume Benet; der war in dem Teil unseres Hauses, wo das Vieh schlief« (i. 401).

Zum Haus gehörten überdies verschiedene Dependancen, so ein Geflügelhof, wo man bei den Hühnern in der Sonne sitzen konnte, wenn man Zeit hatte. Auf dem Hof lag gewöhnlich ein Misthaufen, den in mindestens einem uns bekannt gewordenen Fall eine neugierige Magd erstieg, um zu belauschen, was im ›solier‹ zwischen den ›parfaits‹ und ihren Herrschaften verhandelt wurde. An den Hof anschließend war die Tenne gelegen. Die größten Bauernhöfe – die der Martys in Junac und einige andere – hatten sowohl Hof

als auch Garten, einen ›boal‹ – Ochsenstall – überdies, einen Taubenschlag, einen Schweinestall neben dem Garten, Scheunen für das Stroh auf der anderen Seite des Hofes oder neben einem Brunnen. Schließlich noch einen Schafpferch, entweder neben dem Haus oder in einiger Entfernung davon. Doch waren so große Höfe in Montaillou sehr selten. Auf der Straßenseite stand oft, wie man das noch heute findet, eine Bank oder ein Tisch vor den Häusern, wo man in der Sonne sitzen und mit den Nachbarn plaudern konnte. Die Unverletzlichkeit des Domizils war nicht immer befriedigend gewährleistet: Bei ebenerdigen Gebäuden – und ein Obergeschoß hatten ja die wenigsten – konnte man den Rand des Schindeldaches mit dem Kopf anheben und dann beobachten, was in der Küche vor sich ging (ii. 366). Das Dach war meistens flach und diente als Trockenplatz für Getreidegarben und als Tribüne, von der herab die Frauen sich gegenseitig Reden halten konnten; erst im 16. Jahrhundert wurden die schrägen Dächer, die man dort heute noch sieht, in den Pyrenäen gebräuchlich. Um ins Haus zu kommen, genügte es manchmal, ein Brett oder eine Latte zu entfernen. Die Trennwände zwischen den verschiedenen Räumen im Hause waren so dünn, daß man von einer Kammer zur anderen jede Unterhaltung belauschen konnte; so wurden bei einer Gelegenheit die häretischen Gespräche einer Dame mit ihrem Liebhaber mit angehört (i. 227). Manche Häuser in Montaillou waren überdies durch

Löcher in den Wänden miteinander in Verbindung. »Guillemette Benet muß sich mit Ketzern auskennen«, behauptete Raymond Testaniere, »denn als die Inquisition von Carcassonne die Leute von Montaillou in Gewahrsam nahm, gab es ein Loch zwischen dem Haus des Bernard Rives (wo die Ketzer ihr Bethaus hatten) und dem Haus des Guillaume Benet. Und durch dieses Loch gingen die Ketzer aus einem Haus ins andere« (i. 463). In dieser Hinsicht glich Montaillou einem Ameisenhaufen. Durch ein ähnliches Loch konnten die Ketzer aus dem Haus des Bernard Rives ungesehen in dasjenige des Raymond Belot entweichen (i. 311).

Doch mehr als seine meist sehr bescheidene materielle Konstitution und Ausstattung interessiert uns hier das Leben des ›ostal‹; die Seelen, welche die Domus bevölkerten, allein rechtfertigen ja unser Interesse an deren Dach und Wänden. Diese Seelen betreffend, ist zunächst festzustellen, daß gewöhnlich nicht alle, die man in einer Domus antraf, auch im engeren Sinn zur Familie gehörten. Da waren ja Knechte und Mägde: Jean Pellissier, ein aus Montaillou gebürtiger Schäfer, hatte verschiedenen Herren in anderen Dörfern gedient, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen. Dann war er nach Montaillou zurückgekehrt, wo er aber nicht in seinem Geburtshaus Wohnung genommen hatte. Zur Zeit der Untersuchung Fourniers lebte er vielmehr seit drei Jahren im Hause des Ehepaars Bernard und Guillemette Maurs

als deren Schäfer. Die Höhe des Lohns, den er dafür empfing, ist nicht überliefert. Neben Jean Pellissier wohnte auch dessen Bruder Bernard in der Domus der Maurs; dieser diente den Hausherren nicht wie sein Bruder als Schäfer, sondern als ›labarator vel arator‹ oder Ackerknecht. Zum Haushalt des Bernard Maurs gehörten außer den Erwähnten die beiden Kinder der Maurs und die alte verwitwete Mutter des Hausherrn, Guillemette Maurs (iii. 161). Der Haushalt umfaßte also mehr als eine bloße ›Kernfamilie‹. Dabei stand er in noch weiterreichenden Verbindungen. Neben Bernard Maurs' Haus war das seines Bruders Pierre Maurs, wo man gleichfalls mit den Katharern sympathisierte und Pierre Clergue, den Priester, verabscheute (Mengarde Maurs, Pierres Frau, wurde, weil sie schlecht vom Priester geredet, schließlich die Zunge abgeschnitten). Die beiden Häuser, einander brüderlich und gutnachbarlich verbunden, bildeten eine Einheit: »Als ich bei Bernard Maurs lebte«, sagte der Knecht und Schäfer Jean Pellissier, »pflegte ich im Hause des Pierre Maurs aus und ein zu gehen« (iii. 76).

Neben den Knechten wohnten außer den Familienangehörigen des Hausherrn oft auch Mägde im Hause. Diese waren manchmal, wie gewöhnlich in der Domus Clergue, uneheliche Töchter. So war Brune Pourcel eine natürliche Tochter des ketzerischen Webers Prades Tavernier, der es bis zum ›parfait‹ gebracht hatte (und sich bei Gelegenheit nicht scheu-

te, sich nach katharischem Ritus von seiner Tochter anbeten zu lassen). Nach ihrer Dienstzeit im Hause der Clergues, während der sie allerlei erfuhr, das später die Inquisitoren höchlichst interessieren sollte, verheiratete sich Brune Pourcel, verwitwete aber bald wieder, und lebte als verwitwete einstige Dienstmagd fortan sehr ärmlich in ihrem eigenen Ostal, bettelte, stahl und borgte sich Heu, Holz, Rüben, ein Mehlsieb … wie wir hören. Brune Pourcel war sehr abergläubisch: Während ihrer Dienstzeit bei den Clergues schnitt sie den Leichen der Herrschaften Haar und Nägel ab; sie fürchtete sich vor Eulen und anderen Nachtvögeln, in denen sie die Teufel erkannte, die die Seele der jüngst verstorbenen Na Roqua – oder Madame Roques – holten (i. 382ff.). Gerechterweise sei aber bemerkt, daß sie diese Überzeugungen mit der Mehrzahl ihrer Nachbarn teilte.

Auch die Magd Mengarde war von illegitimer Geburt: Sie war eine natürliche Tochter Bernard Clergues. Sie wohnte im Hause des Vaters und besorgte dort den Backofen, buk Brot und wusch die Hemden der Parfaits, die aus feinerem Leinen waren als die der Bauern von Montaillou (i. 416–417). Mengarde heiratete später einen Bauern.

Mehr als von den Mägden des Hauses Clergue wissen wir von denen der Domus Belot. Diese waren nicht unehelich geborene Mädchen. Ein gutes Beispiel ist jene Raymonde Arsen, die 1324 wegen ihrer ketze-

rischen Verbindungen zum Tragen eines doppelten gelben Kreuzes verurteilt wurde. Die Junge Raymonde stammte aus einem armen, wenn auch nicht bettelarmen Ostal in Prades d'Aillon und war die Schwester Arnaud Vitals, der Schuhmacher war in Montaillou und überdies, während der Erntezeit, ›messier‹ oder Feldhüter. Als ganz junges Mädchen, um das Jahr 1306, nahm sie Dienst im Hause des Bonet de la Coste in Pamiers (i. 379 ff.). Dort traf sie eines Tages ihren Vetter Raymond Belot aus Montaillou (i. 458). Raymond war in die Stadt gekommen, eine Ladung Korn zu kaufen. Er schlug Raymonde vor, zukünftig in seinem Hause zu dienen. Zu dem Hause Belot (das als sehr wohlhabend galt – i. 389) gehörten außer Raymond selbst dessen Bruder Guillaume; Raymonde, eine Schwester, und Bernard, ein weiterer Bruder, der in Kürze Guillemette Benet zur Frau nehmen sollte, die Tochter des Guillaume Benet, dessen Haus nur ein paar Schritte von dem der Belots entfernt stand. Auch hier stifteten Nachbarschaft, angeheiratete und ererbte Verwandtschaft und Hausgenossenschaft ein dichtes Netz von Verbindungen und Beziehungen. Da Raymond auch seine Mutter, Guillemette, die verwitwet war, bei sich wohnen hatte, umfaßte der Haushalt der Belots alles in allem ein Ehepaar, dessen Kinder, die unverheirateten Geschwister des Hausherrn, seine verwitwete Mutter und ein Dienstmädchen. Überdies noch verschiedene andere, von denen noch zu reden sein wird.[1]

Raymonde Arsen erklärte dem das Verhör leitenden Bischof, aus welchem Grunde die Belots sie in Dienst genommen hätten: »Raymond und seine Brüder wollten ihre Schwester Raymonde mit Bernard Clergue, dem Bruder des Priesters, verheiraten« (i. 370). Wenn es gelang, durch diese Schwester die Brüder Belot mit den Brüdern Clergue zu verbünden, hatte man zwischen den mächtigen Gebrüdern Montaillous ein Bündnis gestiftet. Auf diese Weise würde überdies die bereits bestehende Verbindung der Belots mit den Benets in einen auch die Clergues einschließenden Dreibund erweitert. Eine alte Freundschaft wurde durch das engere Band der Verschwägerung befestigt. Mengarde Clergue, Bernards Mutter, und Guillemette Belot, Raymondes Mutter, waren Freundinnen, lange ehe ihre Kinder heirateten (i. 393). Auch hier handelte es sich, wie bei den Belots und Benets, um eine Ehe unter Nachbarskindern: Das Haus der Belots stand dem der Clergues gegenüber (i. 372, 392). Trotz ihres hoffnungsvollen Anfangs hielt aber dieser Dreibund (der, da die Benets ihrerseits mit den Authiés verschwägert waren, eigentlich sogar ein Viererbund war) dem Zugriff der Inquisition nicht stand.[2]

1 In den meisten Fällen von mehr als nur die Kernfamilie umfassenden Haushalten, die in denProtokollen erwähnt sind, scheinen die verwitweten Mütter bei ihren Söhnen gewohnt zu haben; es sind aber auch einige wenige Beispiele matrilokaler Verbindungen bekannt, wo dieSchwiegersöhne bei ihren Schwiegermüttern wohnten.

Über die Voraussetzungen, unter denen in Montaillou Ehen geschlossen wurden, gibt er nichtsdestoweniger viel Aufschluß.

So nahmen denn die Belots eine Dienstmagd, Raymonde Arsen, ins Haus, um sich für den Weggang ihrer Schwester, Raymonde Belot, zu entschädigen. Ehe sie verheiratet wurde, hatte offensichtlich diese als Hausmagd gedient.

Mithin verfolgte Raymond Belot, als er Raymonde Arsen nahelegte, den Dienstherrn zu wechseln, ein ganzes Bündel von Absichten – familiären und geschäftlichen. Raymonde Arsen antwortete ausweichend: »Ich kann deinen Vorschlag fürs erste nicht annehmen, denn ich habe mich meinem Herrn Bonet bis zum nächsten Johannistag verpflichtet, und jetzt ist erst Ostern … Ich werde am Johannistag sehen, ob ich in dein Haus komme oder nicht« (i. 370).

Der kleine Dialog läßt erkennen, daß im Oberland der Ariège schon damals recht modern anmutende Verhältnisse zwischen Vertragspartnern bestanden; Leibeigenschaft existierte nicht oder höchstens in unbedeutenden Resten, und feudale Abhängigkeit wurde kaum anerkannt. Nach dem Johannistag, gegen Ende

2 Es sei hier daran erinnert, daß die aus der Lombardei zurückgekehrten Authiés um 1300 über das Haus des Guillaume Benet die Häresie von neuem in Montaillou einführten (i. 471).

Juni, entschied sich Raymonde Arsen; sie kündigte ihrem Herrn Bonet und holte ihre natürliche Tochter Alazaïs von der Amme in Saint-Victor, der sie sie in Pflege gegeben hatte. Dann wanderte sie, ein Bündel auf dem Rücken, ihr Kind auf dem Arm, in das südlich von Pamiers sich erhebende Gebirge hinauf. In Prades, wo sie Montaillou schon fast erreicht hatte, gab sie das Kind wieder einer Amme in Pflege, deren Name wie der ihrer Tochter Alazaïs war und die dann mit der kleinen Alazaïs nach Aston, einem im heutigen Departement Ariège gelegenen Dorf, ging. Die Mutter ihrerseits stieg nach der Seite des heutigen Departements Aude in das Val d'Arques hinab und verdingte sich dort bei der Ernte.[1] Dann kehrte sie wieder ins Gebirge nach Prades d'Aillon zurück, wo wegen der höheren Lage die Ernte später eingebracht wurde. Und nachdem sie derart den Sommer als Wanderarbeiterin verbracht hatte, begab sie sich endlich nach Montaillou als Magd ins Haus des ›Raymond Belot und seiner Brüder‹[2], aus dem Raymonde Belot erst kürzlich, bei Abschluß der Ernte, Abschied genommen hatte, um Bernard Clergue zu heiraten.

1 Arques und Montaillou-Prades ergänzten einander bei der Erntearbeit, bei der Transhumanzder Schafherden und übermittelten einander überdies auch katharische Ideen.

2 Manchmal ist auch von dem Haus des ›Bernard Belot und seiner Brüder‹ die Rede. Die beiden Brüder galten also gemeinsam oder einer wie der andere als Hausherren

Die Familie der Belots, bei der Raymonde Arsen ein Jahr lang diente (dies war die gewöhnliche Laufzeit eines Dienstvertrags), ließ die Magd nicht im Hause schlafen. Jeden Abend mußte sie ihr Bett im Stroh einer am Ende des Hofes errichteten kleinen Scheune aufschlagen. Am Tage buk sie Brot für die Familie im Backofen des Hauses und wusch die Wäsche. Manchmal beteiligte sich auch an diesen Arbeiten die alte Mutter des Hauses, Guillemette ›Belote‹: Das feine Brot, das auf den Tisch kam, wenn die ›parfaits‹ zu Gast waren, buk sie selbst. Einer von den so Geehrten war Guillaume Authié, der häufig bei den Belots einkehrte und sich, dunkelblau und dunkelgrün gewandet, verschiedene Male lange im ›solier‹ des Hauses aufhielt (i. 458).

Der Anwesenheit dieses Guillaume Authié im Ostal der Belots gelegentlich einer Hochzeit verdanken wir sogar so etwas wie eine Familienaufnahme in den Akten des Bischofs von Pamiers. Es handelte sich um die Hochzeit Bernard Belots mit Guillemette Benet (i. 371), die, wie wir schon sahen, eine ganze Anzahl bestehender Verbindungen befestigen und miteinander verknüpfen sollte: Guillaume Benet, der Brautvater und Nachbar der Belots, war zugleich der Patenonkel des Guillaume Belot, der ein Bruder des Bräutigams war (i. 389). Guillaume Authié kam aus seinem Versteck im ›solier‹ hinab in die Küche, wo die Gesellschaft beisammen saß. Die Brüder Belot saßen auf einer Bank. Abseits saßen auf einer niedrigen Bank die Frauen der

Domus. Raymonde Arsen saß am Feuer mit dem Kind der jungen Alazaïs, der verheirateten anderen Schwester Raymond Belots, die nicht im Hause wohnte, aber zur Hochzeit gekommen war (i. 370–371).

Später verließ Raymonde Arsen das Haus der Belots und heiratete jenen Prades den Arsen, dem sie den Familiennamen verdankt, bei dem wir sie kennen. Sie wohnte fortan im Hause ihres Mannes in Prades d'Aillon, war also am Ende in ihr Heimatdorf zurückgekehrt, wo sie trotz ihres unehelichen Kindes eine anscheinend gute Partie gemacht hatte (i. 370–377).

Nachdem Raymonde Arsen dort ihren Abschied genommen hatte, verblieb dem Hause Belot noch eine Dienstmagd, die nicht nur Hausarbeit tat: Raymonde Testaniere aus Montaillou, die man Vuissane nannte, diente drei Jahre lang von 1304 bis 1307 auch als Konkubine des Hausherrn Bernard Belot, von dem sie mindestens zwei Kinder hatte, deren eines wie der Vater Bernard gerufen wurde. Bernard père war überhaupt sehr unternehmungslustig. So versuchte er bei Gelegenheit die Frau seines Mitbürgers Guillaume Authié zu vergewaltigen, was ihn ins Gefängnis brachte, aus dem er erst gegen Zahlung einer Buße in Höhe von 20 Livres an die Behörden der Grafschaft Foix entlassen wurde – und eine verständliche, allerdings vorübergehende, Abkühlung des Verhältnisses zwischen Bernard Belot und Guillaume Authié zur Folge hatte.

So hatte Raymonde Testanière, genannt Vuissane, alles in allem nicht viel Glück mit ihrem Dienstherrn, Hausherrn und Liebhaber. Sie schenkte ihm zwei Kinder und arbeitete sich buchstäblich tot für die Familie in der Hoffnung, eines Tages von ihm geheiratet zu werden. Aber Bernard wollte sich mit einer häretischen Frau aus dem Dorf, der er trauen konnte, verheiraten, mit der Tochter der Benets zum Beispiel. Denn Vuissane hatte zu ihrem Unglück in jenen Tagen keine häretischen Neigungen. Überdies waren, wie in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß, die Testanières natürlich nicht annähernd so begütert wie die Benets.

Neben Dienstboten beiderlei Geschlechts war in manchen der wohlhabenderen Häusern von Montaillou ein meist unverehelichter Mieter anzutreffen. So wohnte in dem wahrhaft weitläufigen und volkreichen Haus der Belots eine Zeitlang Arnaud Vital, der Schuster von Montaillou und Bruder der Raymonde Arsen, von der schon die Rede war. Arnaud war ein Ketzer und führte – bei solchen Gelegenheiten in einen blauen Kittel gewandet – die Parfaits durchs Gebirge. Gegen Entrichtung eines Mietzinses oder verschiedene Dienstleistungen hatte er bei den Belots eine Kammer oder vielleicht nur ein Bett, das er, ich weiß nicht mit wem, teilte. Seine Werkstatt befand sich in einem anderen Haus des Kirchspiels. Wie viele Schuhmacher war auch Arnaud ein großer Verführer

und Liebhaber. Eine seiner Eroberungen war Alazaïs Fauré, die er in den Glaubensartikeln der Ketzer unterrichtete; in der Folge unternahm es Alazaïs ihrerseits, ihren Vater und ihren Bruder zu diesem Glauben zu bekehren. Eines Tages versuchte Arnaud seine Hausgenossin Vuissane Testanière zu verführen. Er gab ihr ein Huhn zu schlachten. Das Schlachten des Huhns wäre nach katharischer Auffassung – die den Glauben an eine Seelenwanderung voraussetzt – ein Verbrechen gewesen. Vuissane versuchte, dem Vogel den Hals umzudrehen, war aber außerstande, ihn zu töten. (»Dicebat eciam ei quod peccatum erat occidere gallinas et ipsi heretici vel credentes non debebant aliquid occidere sed bene poterant comedere credentes de animali occiso per catholicos.«) Nachdem er derart seine Macht über sie bewiesen hatte, versuchte Arnaud alsbald ihr Gewalt anzutun. Sie verwies ihm aber den Versuch mit dem Hinweis, daß er im Begriff stehe, sich des Inzests schuldig zu machen: »Schämst du dich nicht? Du vergißt wohl, daß ich die Geliebte deines Vetters (und Hausherrn) Bernard Belot bin und Kinder von ihm habe!« (i. 457–458) Der Zwischenfall beendete Arnauds Aufenthalt unter Bernards Dach aber nicht, und er heiratete am Ende eine andere Magd der Domus, die ebenfalls Raymonde hieß. Die Ehe war unglücklich. Arnaud, wie in den Pyrenäen mancher Mann, war in Gesellschaft seiner Frau merkwürdig schweigsam, blieb aber nächtelang dem Ehebette fern

zu Besuch bei neuen Geliebten, so bei Raymonde Rives und Alazaïs Gavela.[1] Immerhin zog er nach seiner Verehelichung bei den Belots aus und gründete einen eigenen Hausstand, der gut gedieh. Zu den ungeschriebenen Gesetzen des Ostals in Montaillou gehörte eins, das bestimmte, daß zwar alle möglichen Leute unter einem Dach zusammen wohnen durften, darunter aber nur ein Ehepaar.

Im übrigen herrschte jedoch im Ostal der Belots die größte Freiheit. Mägde, Mieter und Parfaits gingen aufs vertraulichste mit der Familie um. Unzucht und sogar Vergewaltigungen unterhielten manche Hausgenossen, andere bekehrten, wen sie nur irgend konnten, zur Häresie. Es war eine reiche und vielseitige Domus. Wie die anderen reichen Häuser in Montaillou – namentlich die Domus der Maurys – stand auch das Haus der Belots Gästen offen. Die Gastfreundschaft legte aber nicht nur dem Gastgeber, sondern auch den Gästen Pflichten auf. Nur ein Schurke hatte die Stirn, seinen Gastgeber zu bedrohen: »Du wagst es, mich in meinem eigenen Haus zu bedrohen?« schrie Guillemette Maury ihren jungen Vetter Jean Maury an, der es, obwohl ihr Gast, gewagt hatte, mit ihr zu streiten und schließlich

1 Nach dem Tode Arnaud Vitals heiratete seine Witwe Raymonde Bernard Guilhou: Sie las Mengarde Clergue und deren Sohn Pierre die Läuse ab und wurde zeitweilig sogar die Geliebte des letzteren (ii. 223–225).

sogar mit dem Gefängnis zu drohen (ii. 484–485). Guillemette versuchte in der Folge – erfolglos übrigens –, den jungen Mann zur Strafe für seine Ungezogenheit mit Quecksilber zu vergiften.

Es gab in Montaillou verschiedene unvollständige Kernfamilien (allein oder mit einem Kind lebende Witwen); einige Ehepaare, die nur mit ihren Kindern zusammenwohnten (echte ›Kernfamilien‹ im Sinne der Definition also); manche Paare, die neben mehreren Kindern einen verwitweten Großvater oder – häufiger – eine verwitwete Großmutter bei sich wohnen hatten; einige Gruppen von Brüdern, die mit ihrer alten Mutter oder mit beiden Eltern zusammenlebten, von denen jedoch nur einer verheiratet war. Die reine Kernfamilie war vielleicht die gewöhnlichste Wohngemeinschaft, doch gab es, wie man gesehen hat, daneben vielseitigere Zusammensetzungen.

Die Struktur der Familie änderte sich von Zeit zu Zeit. Die gleiche Familie war zeitweilig sehr ausgedehnt, dann wieder eine Zeitlang sehr beschränkt, um sich endlich von neuem auszudehnen – und so weiter. Nehmen wir etwa eine imaginäre Familie Vidal, die den uns bekannten Familien von Montaillou, den Clergues, Belots, Benets, Rives etc. so ähnlich sehen soll wie möglich. Zunächst sei diese eine Kernfamilie, bestehend aus dem Ehepaar Vidal und dessen Kindern. Beim Tode des Vaters bleibt dieser Kern zunächst nur in verstümmelter Form erhalten, um sich alsbald zu

einer Fratrie (oder Bruderschaft) auszuwachsen: Während die überlebende Mutter, Guillemette, sich immer mehr von den Geschäften des Hauses zurückzieht, wird die Stellung der Söhne zunehmend bedeutender; einer von diesen wird schließlich als Hausherr und Familienoberhaupt – ›chef d'ostal‹ – anerkannt.

Dann dehnt sich die Familie von neuem aus: Einer der Brüder, Bernard, heiratet, und das junge Paar wohnt eine Zeitlang mit den noch unverheirateten Brüdern und der alten Mutter des Bräutigams zusammen. Endlich reduziert die Zeit die Insassen der Domus wieder auf eine Kernfamilie: Die alte Guillemette stirbt, Bernards Brüder heiraten und gründen einen eigenen Hausstand oder sie werden Schafhirten, wenn nicht die Inquisition sie hat verhaften lassen. Jedenfalls sind nun Bernard Vidal, seine Frau und seine Kinder alleinige Bewohner der Domus.

Die Einstellung oder Kündigung von Knechten und Mägden ereignet sich in ganz bestimmten Phasen des skizzierten Zyklus: Knechte werden entlassen, wenn die Kinder alt genug werden, den Eltern zur Hand zu gehen, eine Magd wird eingestellt, wenn sich die Schwester, die bisher die Hausarbeit tat, verheiratet.

Sehr selten war die unter einem Dach wohnende, mehrere Generationen vollständig versammelnde Großfamilie, die Gemeinschaft von Großeltern, Eltern und Kindern. In Montaillou gab es diese Gemeinschaft nur bei den Rives – und nicht einmal in diesem einen

Fall, von dem wir wissen, war sie von Dauer –, denn es gab Streit, und schließlich verließ die junge Frau das Haus.

Eine andere Form der Großfamilie war die aus einer Geschwistergruppe wachsende. Zwei Brüder oder ein Bruder und eine Schwester lebten mit ihren Ehepartnern und ihren Kindern zusammen. In Montaillou findet sich zwar kein Beispiel für ein solches Arrangement in unseren Dokumenten – aber an Orten in der Nachbarschaft unseres Dorfes sind zu der uns interessierenden Zeit mehrere solcher ›frérèches‹ bezeugt.

Insgemein waren aber derartig ausgedehnte Familienverbände in Montaillou eine Seltenheit. Die Alten starben meist zu früh – die Männer vor allem –, als daß mehrere Generationen lange gleichzeitig nebeneinander hätten unter einem Dach leben können. Und weder die Sitte noch der gewöhnlich geringe Umfang der Landwirtschaft sprachen für den Zusammenschluß von Geschwistergruppen. Solche ›frérèches‹ wurden erst später ziemlich gewöhnlich, während des 15. Jahrhunderts auf den durch die Entvölkerung vergrößerten Erbgütern des Südens und zu Anfang der Renaissance auf den großen Pachtgütern der Toskana und des Bourbonnais.

War aber die jeweils unter dem Dach einer Domus versammelte Familie auch nicht so ausgedehnt, wie sie zu anderen Zeiten und anderswo uns begegnet, so war doch auch um 1300 in Montaillou jede Domus

durch genealogische Bande mit einer ganzen Reihe von anderen in mehr oder weniger enger Blutsverwandtschaft, ›parentela‹, verbunden. Die nämlichen Bande verknüpften überdies jede Domus mit einer Vergangenheit, die allerdings nur bis zu einer über vier Generationen zurückreichenden Tiefe wahrgenommen wurde.

Man hat gelegentlich in der Abstammung einen der höchsten Werte alter Gesellschaften sehen wollen. Sicherlich zu Recht, insofern vom Adel die Rede ist. Was aber Montaillou betrifft, so war das Abstammungsbewußtsein lokal und ländlich beschränkt, und der Wert, den man der Abstammung beilegte, stand weit zurück hinter dem Wert, den die jeweils tatsächlich vorhandene Domus verkörperte. Zwar war in Montaillou, wie überhaupt im Oberland der Ariège, jedem deutlich bewußt, daß er einem bestimmten ›genus‹, Geschlecht, entsprossen war – aber man zog weiter keine Konsequenzen aus diesem Bewußtsein. Die Bauern pflegten zu sagen, der oder der gehöre eben zu einer Rasse von Pfaffen, von Lügnern, von Ketzern, von Bösewichtern, von Aussätzigen; Geschlecht oder Rasse – die Bauern unterschieden da nicht so genau. In der Grafschaft Foix galt der Aussatz als Beispiel für ein durch vier Generationen sich forterbendes Leiden – irrtümlich natürlich, denn Lepra ist ja nicht wirklich erblich, sondern wird durch Ansteckung übertragen. Von der Erblichkeit bestimmter Eigentümlichkeiten

hatten die einfachsten Leute einen Begriff. Der Schäfer Pierre Maury aus Montaillou deutete an, daß ein Geschlecht eben von Grund auf gut oder böse, durch und durch katharisch oder denunziantisch gesonnen war; doch Raymond Issaura aus Larnat, ein geachteter Bürger und Parfait, erinnerte ihn an das Geschlecht der Baille-Sicres, das einen verrufenen Spitzel hervorgebracht hatte, und bemerkte philosophisch: »In jedem Geschlecht gibt es ein paar anständige Leute und ein paar Schurken.«

Im allgemeinsten Sinn war das ›genus‹ oder Geschlecht – das man in Montaillou als eine auf die Dauer gedachte Domus begriff – der Träger des gewöhnlich in väterlicher, ausnahmsweise aber auch in mütterlicher Linie sich forterbenden Familiennamens.

Lebhafter als die Abstammung wurde die gegenwärtige Blutsverwandtschaft empfunden, die Ahnen waren einem ferner als die Basen, Vettern, Onkel, Tanten und Verwandten aller Grade, die man nebenan oder im nächsten oder übernächsten Dorf wohnen hatte. Als der Schäfer Pierre Maury aus Montaillou seine Schwester Guillemette (mit deren Einwilligung) ihrem tyrannischen Gemahl entführt hatte, begann er sich Sorgen zu machen: »Was wir tun sollten, wenn uns irgendwelche Verwandten des Mannes nachsetzen, um Guillemette zurückzuholen?« (iii. 149–153)

So stand die Domus im Mittelpunkt eines Geflechts von Beziehungen unterschiedlicher Festigkeit: solchen

der Blutsverwandtschaft, der Verschwägerung, von Freundschaftsbanden auch, die aus gemeinsamen Feindschaften entstanden sein mochten und bis zur Patenschaft gehen konnten; schließlich auch von Beziehungen der Nachbarschaft.

Nachbarschaft brachte Solidarität mit sich. Doch konnten sich Nachbarn auch zum Nachteil eines Nachbarn zusammentun. So erklärte Arnaud de Savignan, ein Gipser aus Tarascon: »Vier von meinen Nachbarn, darunter eine Frau und ein Pfarrer, haben sich gegen mich verschworen, um mich zum armen Mann zu machen und der Inquisition als Ketzer anzuzeigen« (iii. 432). Doch scheint die allerdings oft untrennbar mit Nachbarschaftsbeziehungen verquickte Familiensolidarität im allgemeinen sehr zuverlässig gewesen zu sein. Als Pierre Casal die katharischen Missionare Pierre und Guillaume Authié des Diebstahls einer Kuh bezichtigte und drohte, sie deswegen anzuzeigen, war die ganze Sippe der Belots und der Benets, die miteinander und mit den Authiés verschwägert waren, eines Sinnes und ließ jeden, der es wagen wollte, die Missionare anzuzeigen, wissen, womit er von ihrer Seite zu rechnen hätte: »Paß auf«, sagte Guillaume Benet zu Alazaïs Azéma aus Montaillou, »wenn du sie anzeigst, bist du des Todes« (i. 318). Raymond Belot war sogar noch drastischer: »Eines schönen Tages«, versicherte er Alazaïs (ii. 64), »wird man dich finden mit abgeschnittenem Kopf.«

Deutlich bewies sich diese Familien-Solidarität gelegentlich der Vendetta des Guillaume Maurs. Guillaume war der Sohn einer Domus, deren Vernichtung die Clergues beschlossen hatten. Guillaume Maurs, sein Vater und seine Brüder wurden zusammen mit den übrigen Bewohnern des Dorfes im August 1308 von der Inquisition verhaftet. Diese Massenverhaftung war auf Denunziationen hin erfolgt, an denen auch Pierre Clergue, der Pfarrer, beteiligt war, der bisher als vertrauenswürdiger Parteigänger der katharischen Häretiker gegolten hatte. Guillaume wurde später aus dem Gefängnis entlassen, zwei andere Angehörige seiner Familie jedoch nicht. Eines Tages traf er den Pfarrer in der Nähe des Dorfes und nahm die Gelegenheit wahr, ihn seines Verrats wegen leidenschaftlich zu beschimpfen (ii. 171). Pierre Clergue, der sich seiner Pflichten gegen seine eigene Familie aufs lebhafteste bewußt war, erwiderte nicht weniger leidenschaftlich: »Ich werde dafür sorgen, daß ihr alle in Carcassonne im Gefängnis verfault – alle Maurs, du, dein Vater, dein Bruder, dein ganzes Haus.«

Und er hielt Wort. Er veranlaßte seinen Bruder, den Bayle, dafür zu sorgen, daß der Mutter Guillaumes, Mengarde Maurs, wegen ›falschen Zeugnisses‹ die Zunge abgeschnitten wurde. Gemeinsam mit anderen Angehörigen der Familie Clergue jagte er den unglücklichen Guillaume Maurs über Stock und Stein, um ihn von neuem ins Gefängnis zu bringen (ii. 176, 178).

Er führte eine wahrhafte Vendetta gegen das ganze Ostal der Maurs, die sich von der späteren korsischen Vendetta nur dadurch unterschied, daß sie weniger gegen ein Geschlecht als vielmehr gegen ein Haus, die gegenwärtige Domus der Maurs, gerichtet war.

Doch der Wortwechsel zwischen Pierre Clergue und Guillaume Maurs endete mit Vergeltungsdrohungen des letzteren gegen seinen Verfolger: »Ich werde mich rächen«, rief er, »hüte dich also vor mir und denen, die mir beistehen!« Dann gingen sie ihrer Wege. Guillaume versicherte sich des Beistands seiner Brüder und Freunde und der Freunde seiner Freunde.

Im Jahre 1309 flüchtete Guillaume Maurs nach Ax-les-Thermes. Sein Bruder Raymond Maurs und Jean Benet, dessen Haus dem der Clergues zwar verschwägert war, doch nichtsdestoweniger gleichfalls unter der Feindschaft der Clergues zu leiden hatte, folgten ihm dorthin. Die drei Freunde und Genossen schworen feierlich auf Brot und Wein, daß sie Rache nehmen und den Priester töten wollten (ii. 171). Zu diesem Ende wollten sie alles, was sie ihr eigen nannten, aufbieten. Zwischen 1309 und 1317 unternahmen die Verschworenen mehrere Versuche, Pierre Clergue zu ermorden, teils eigenhändig, teils durch gedungene Mörder. Guillaume Maurs, der geächtete Schäfer, war so rachedurstig, daß ihm die Priester nach der Beichte die Absolution verweigerten wegen dieses unbezähmbaren Hasses gegen Pierre Clergue (ii. 173). Aber selbst

wenn er fähig gewesen wäre, diesen Haß zu vergessen, hätten ihn doch seine Freunde und Kameraden bei den Herden alsbald daran erinnert. Eines Tages hatte er Streit mit Pierre Maury, und gleich ermahnte ihn der: »Kämpfe gegen den Priester von Montaillou und nicht gegen uns. Der wird dir alle Hände voll zu tun geben« (ii. 178). Nur weil einer der Verschwörer, nämlich Pierre Maurs, allmählich die Lust an der Sache verloren hatte und überdies die Gelegenheit ungünstig war, scheiterte auch das letzte Attentat auf Pierre Clergue: Guillaume Maurs hatte zwei katalanische Messerstecher aus Gerona damit beauftragt und ihnen für den Fall der gelungenen Ausführung fünfhundert Sous versprochen.

Die Vendetta der Maurs ist natürlich ein extremes Beispiel. Aber Familiensolidarität machte sich auch unter prosaischeren Umständen geltend. Zwei Beispiele mögen das zeigen. Ein angeheirateter Verwandter ließ Freundschaften und Beziehungen spielen, um einen Mann vor Anklage und Verfolgung wegen einer Vergewaltigung zu bewahren (i. 280). Als Pierre Maury einmal hundert Schafe kaufen wollte, die er nicht gleich bezahlen konnte, bot er dem Verkäufer seinen eigenen Bruder Jean als Bürgen und Sicherheit an (ii. 185).

Doch obwohl eine Domus, unter Umständen mit Unterstützung von Verwandten und Freunden, einer feindlichen Person oder Sache, auch einer anderen Domus, in geschlossener Front begegnen konnte, gab

es Streit und Spannungen natürlich auch im Hause. Solche Auseinandersetzungen waren besonders mißlich, wenn es dabei zwischen Mutter und Sohn oder Mutter und Tochter Meinungsverschiedenheiten über Wert oder Unwert der Häresie gab. Arnaud Baille-Sicre beschimpfte das Andenken seiner Mutter Sybille, weil er wegen deren Ketzerei das mütterliche Ostal an die Inquisition verloren hatte. Emersende, Guillemette Maurys häretische Schwester, dagegen, wünschte ihre gut katholische Tochter Jeanne Befayt zum Teufel. Emersende schloß sich sogar einer Verschwörung zur Ermordung dieser Tochter an: Gut katharisch gesinnte Freunde der Mutter planten, das Mädchen von der Brükke der Mala Molher in die Tiefe zu stoßen (ii. 64, 65).

In den beiden erwähnten Fällen zerbrach die Solidarität der Domus an der durch die Auswanderung der Häretiker nach Katalonien verursachten Zerstreuung der Familien. Als sie noch mit beiden Eltern im Oberland der Ariège gewohnt hatte, vor dem Auszug nach Süden, hatte auch Jeanne Befayt noch als gehorsame Tochter wie Vater und Mutter die katharische Häresie praktiziert. In Montaillou mochte es der Inquisition gelingen, eine Domus gegen die andere aufzuhetzen, selbst wenn zwischen beiden auf Grund mehrerer Eheschließungen zwischen Angehörigen der einen und der anderen Verbindungen bestanden. Aber die Behörden in Pamiers und Carcassonne scheiterten bei dem Versuch, Uneinigkeit zwischen Brüdern zu stiften.

Eine derartige Spaltung der Domus war zwar vorstellbar, aber es blieb bei der Vorstellung. Pierre Clergue entwickelte diese – zu seiner Unterhaltung und zur Belehrung seiner Geliebten –, da er eines Abends mit Béatrice de Planissoles am Herd saß: »Als die Welt anfing, erkannten die Brüder ihre Schwestern fleischlich, aber wenn viele Brüder eine oder zwei hübsche Schwestern hatten, wollte jeder von ihnen sie für sich haben. Daraus folgten viele Mordtaten. Und deshalb«, schloß jener Vorläufer Jean-Jacques Rousseaus in den Pyrenäen, »wurde der Geschlechtsakt zwischen Bruder und Schwester verboten.« (i. 225: »Deus non mandavit quod homo non acciperat in uxorem sororem suam germanam, vel aliam proximam sui sanguinis, quia in principio mundi fratres erant habentes unam vel duas sorores pulcras, quilibet eorum volebat dictas sorores vel sororem habere, et propter hoc multe interfectiones inter cos contingebant, idcirco Ecclesia statuerat quod frater non cognosceret carnaliter suam sororem …« und so weiter.) Aber Pierre Clergue konnte ruhig schlafen. Denn von außen zwar mochte Bischof Fournier eine Domus dieses Bergdorfes Montaillou mit Zerstörung bedrohen, aber der innere Zusammenhalt der Familien war nicht in Gefahr, sich zu lockern.

Die verschiedenen Domus von Montaillou gehörten in verschiedene soziale und ökonomische Schichten. Manche Häuser waren relativ wohlhabend, wenn nicht sogar reich (die Benets, die Belots, die Clergues), andere waren arm oder galten als arm (die Maurys, die Bailles, die Testanières, die Pellissiers und einige der Martys). Die armen Familien bildeten wahrscheinlich eine der größten Gruppen innerhalb der Bevölkerung von Montaillou und waren jedenfalls eine große Minderheit. Da uns Grundbücher nicht vorliegen, kann man eine Statistik natürlich schlecht aufstellen, aber verschiedene Texte weisen darauf hin, daß zwischen den Besitzungen des reichsten (nicht-adeligen) Ostal der Gegend, dem der Brüder Clergue, und denen des ärmsten ein Verhältnis wie von fünfzig zu eins bestand. Die Wohlhabenden besaßen zwischen acht und zehn Hektar Land. Arme Häuser hatten zwei oder weniger. Solche Unterschiede verhinderten zwar geselligen Umgang nicht, verursachten aber doch Spannungen, wenn auch wirklicher Klassenkampf nicht aufkam.

Die unterschiedliche Eigentumsverteilung war an einer Reihe von Indizien abzulesen, auch daran, wieviel bares Geld einer hatte: ob wenig, sehr wenig oder gar keins. Vor allem aber am Landbesitz; und an den Herden. Wer ein paar Dutzend Schafe sein eigen

nannte, war einigermaßen wohlhabend. Aber fast jede Familie, nur die ärmsten Witwen ausgenommen, besaß wenigstens ein paar, und dieser Besitz bot dem Haushalt eine gewisse Sicherheit und garantierte überdies eine gewisse Würde. Ein anderes Kriterium des Reichtums war der Besitz von Ochsen und wenigstens eines Maultiers oder Esels zum Pflügen und für den Gütertransport. Auch den Antworten auf die Fragen, ob Knechte und Mägde zum Haushalt gehörten; ob die Kinder als Schäfer oder Dienstboten aus dem Haus gingen; ob das Haus ein Obergeschoß hatte; ob reichlich Küchengerät im Hause vorhanden war; ob man Heu, Korn und Werkzeug auf Vorrat lagern konnte – ist zu entnehmen, wie ein Haus gestellt , war. Illegitime Kinder und Kinder, die nicht erbten, sanken gewöhnlich in den Stand der Knechte und Schafhirten hinab und endeten, auch wenn sie reicher Leute Kinder waren, meistens als Gründer und Häupter einer armen Domus. Die Reichtum und Armut unterscheidenden Kriterien waren in Montaillou komplexer als die später in Nordfrankreich den Unterschied zwischen Bauern und Tagelöhnern bestimmenden: Dort war ja der Besitz eigener Pferde zum Pflügen das ausschlaggebende Indiz. Für diesen geographischen Unterschied können zwei einfache Gründe angeführt werden: In Montaillou gab es Pachtwirtschaft in großem Maßstab als solche nicht, und der Ackerbau war überhaupt dort nicht wichtiger als die Schafzucht. Überdies wurde nicht mit

Pferden, sondern mit Ochsen, Maultieren und Eseln gepflügt, was auf den in Montaillou üblichen kleinen Äckern keine Schwierigkeiten bot.

Ganz oben in dieser sozialen und ökonomischen Schichtung – und in der Mitte des alle Domus des Dorfes miteinander verknüpfenden Geflechts von Beziehungen – saß, wie eine Spinne im Netz, das beherrschende Ostal der Familie Clergue. Auch zahlenmäßig beherrschten die Häuser der Clergues das Dorf. Nach den allerdings unvollständigen Angaben, die man den Protokollen von Fourniers Untersuchung entnehmen kann, trugen zur Zeit der Untersuchung in Montaillou mindestens zweiundzwanzig Personen den Namen Clergue. Mit weitem Abstand folgten dann die Maurs (dreizehn), die Martys (elf), die Bailles, Belots, Benets, Azémas (zehn), die Pellissiers (acht), die Rives und die Argelliers (sieben), die Authiés und die Forts (sechs) und die Bars und Vitals (vier). Natürlich sagen diese Zahlen für sich allein noch gar nichts. Eine Domus war wichtig, wenn sie über Reichtum, Beziehungen, Einfluß, wichtige Freunde höheren Orts verfügte. Und über all das verfügte die Domus der Clergues.

Es wäre sicherlich lehrreich, könnten wir diesem Haus einen Besuch abstatten. Aber, bis man sich dazu entschließt, Montaillou auszugraben, müssen wir uns mit dem Zeugnis der Fabrisse Rives begnügen, die während der uns interessierenden Zeit in Montaillou Wein

verkaufte. Eines Tages, als ihr wieder einmal ein Maß zum Ausschenken ihres Weins abhanden gekommen war, beschloß diese, sich eins bei ihren Nachbarn, den Clergues, zu borgen. Vor deren Haustür saßen drei alte Damen in der Sonne, nämlich Mengarde Clergue, die Mutter des Pfarrers, mit ihren beiden Freundinnen Guillemette Belot und Na Roqua (i. 327), die alle drei als Stützen der katharischen Gemeinde bekannt und geachtet waren. Fabrisse trat ein und stieg in den kleinen Vorraum des Obergeschosses, in die ›aula‹ des ›solier‹, hinauf, die gerade über dem kleinen, halbversenkten Keller oder ›sotulum‹ des Hauses lag. In diesem Vorraum ging Pierre Clergue an ihr vorbei, und in dessen Kammer erblickte sie nicht nur auf dem Tisch das Weinmaß, das zu borgen sie gekommen war, sondern auch den Parfait Guillaume Authié, der da, nicht sehr sorgfältig, versteckt war.

Mit seinem Vorraum, Obergeschoß und Porticus (iii. 58), mit seiner Vielzahl abgeteilter Kammern, war das Haus der Familie Clergue eines der größten im Dorf. Es gehörte auch viel Land zu diesem Haus. Der Bayle Bernard Clergue, der Bruder des Pfarrers und Mitbewohner der Domus (i. 327), bestellte nicht nur seinen eigenen Acker, sondern auch das Land, welches der Graf von Foix den häretischen Bauern von Montaillou abgenommen und seinem Bayle zur Bewirtschaftung überlassen hatte: Was der Treuhänder darauf erntete, gehörte ihm. Bernard liebte das Gut im

Pays d'Aillon, das Land, das er für den Grafen bestellte, mit Leidenschaft. Es war ›sein‹ Land, und noch später, als er als Gefangener der Inquisition auf der Tour des Allemands in Pamiers in der Sonne saß, schwebte es seinen sehnsüchtigen Betrachtungen vor (i. 279). Der Pfarrer Clergue seinerseits hatte den Landbesitz aller Angehörigen der Familie wachsam im Auge. Als der Ehemann seiner Nichte, Bernard Malet aus Prades, ein Stück Land erwarb, das vorher Eigentum des Raymond Malet, eines Schwiegersohns von Raymond Pierre gewesen war, trat er als Sachwalter seiner Nichte auf (iii. 77). Die Domus der Clergues hatte keinen Mangel an Schweine- und Schafherden. Bernard Clergue wußte seinen Garten vor seinen eigenen Schweinen zu schützen, und als er im Gefängnis saß, »gab er Garnot, dem Sergeanten der Festung, drei Vließe Wolle; und danach verrichtete der Sergeant alles, was Bernard im Gefängnis wollte; und Honors, des Sergeanten Weib, gab Bernard den Schlüssel zu den Räumen der Gefangenen« (iii. 289, 274). Schließlich hatten die Clergues auch Geld oder Kredit: Der Bayle zögerte nicht, für die Befreiung seines geliebten Bruders Pierre Bestechungsgelder in Höhe von vierzehntausend Sous an verschiedene einflußreiche Leute zu zahlen.

Aber Geld war nicht alles. Beziehungen mußte man auch haben. Und die hatte Bernard. Obgleich selbst nur niedrigen Standes, war er doch mit Leuten bekannt, die sich eines gewissen Ansehens am Hofe des Grafen

von Foix erfreuten, und denen gab er unzweideutig zu verstehen, daß es ihr Schaden nicht sein sollte, wenn sie sich bei Hofe für seine Sache verwendeten (ii. 282). Die Familie hatte Einfluß in drei Richtungen: bei Hof in Foix, in der örtlichen Kirche und im Dorfe und in dessen näherer Umgebung. Daß der Einfluß des Pfarrers Clergue weit reichte, war allgemein bekannt: »Er hat große Macht am Hof des Grafen von Foix und in der Kirche«, sagte Guillaume Maurs (ii. 171–172). Er verhieß sich nichts Gutes davon: »Er kann uns eines Tages alle verhaften lassen und vernichten; deshalb verließ ich das Königreich Frankreich und ging nach Puigcerda.« Über die Grenzen der Grafschaft Foix – die vom Königreich Frankreich abhängig war – reichte die Macht der Clergues, gab ihnen Einfluß sogar in Carcassonne, wo sich die Inquisition ihrer bediente und manchmal ihren Ratschlägen Gehör schenkte. »Wenn du gehst und dem Inquisitor in Carcassonne die Missetaten gestehst, die wir besprochen haben«, sagte Bernard Clergue zu Bernard Benet – es handelte sich um ganz fiktive Missetaten –, »werde ich dir die Reisekosten ersetzen und den Inquisitor bestimmen, das Urteil aufzuheben, das dich dazu verdammt, die gelben Kreuze zu tragen« (i. 404). Hinter diesem in die ganze Umgebung reichenden Einfluß stand natürlich Autorität am Ort. Auf der Höhe seiner Macht wurde Pierre Clergue ›der kleine Bischof‹ des Pays d'Aillon genannt (iii. 182). »Die Clergues sind sehr reich und

haben große Macht im Pays d'Aillon«, sagte Pierre Maury (iii. 193). Tatsächlich war der Priester lange ein hochgeachteter Vermittler zwischen Carcassonne und Montaillou und nutzte seine Beziehungen in der Stadt zugunsten seiner Klienten auf dem Dorfe. Dabei wuchs hier wie dort seine Macht.

»Vor ungefähr zwölf Jahren«, erzählte Guillemette Benet im Jahre 1321, »kam Arnaud Clergue, Guillaume Clergues Bastard, welcher Guillaume ein Bruder des Priesters ist, in des Priesters Auftrag zu mir ins Haus. Und da sagte et mir: ›Morgen wird der Priester zu dir kommen, um dir eine Vorladung nach Carcassonne zu überbringen, wo dir der Inquisitor deine Verurteilung zu einer Kerkerstrafe verkünden wird. Der Priester läßt dir sagen, daß du eine Ausrede haben mußt, nicht nach Carcassonne zu gehen; leg dich also morgen ins Bett und stelle dich krank; sag, du wärst zu Hause von der Leiter gefallen; tu so, als hättest du dir alle Knochen gebrochen; andernfalls droht dir das Gefängnis.‹

Und wirklich, als anderntags der Priester mit den Zeugen kam, lag ich im Bett und sagte ihm: ›Ich bin von meiner Leiter gefallen. Ich habe mir alle Knochen gebrochene Und so hatte er mir davongeholfen« (i. 476).

Auf die Dauer allerdings konnte auch Pierre Clergue der Guillemette Benet nicht davonhelfen, denn schließlich – sehr viel später allerdings – wurde sie doch noch zu lebenslanger Kerkerhaft in Ketten und

bei Wasser und Brot verurteilt (i. 534). Immerhin gewann sie durch das Wohlwollen des Dorfpfarrers – die Clergues waren mit den Belots verschwägert, unter denen Guillemette auch ihrerseits angeheiratete Verwandte hatte – einen nicht gering zu schätzenden Aufschub dieses Verhängnisses und konnte noch zwölf Jahre lang ihre Freiheit genießen. So verstand der Pfarrer gelegentlich zugunsten des einen oder anderen seiner Pfarrkinder das Gesetz der Inquisition zu beugen – wiewohl er selbst der Repräsentant und Hüter dieses Gesetzes im Dorfe war. Auf die Weise konnte er nämlich zugleich diejenigen, denen er wohl gesonnen war, in Schutz nehmen und seine Macht mehren: Denn er konnte immer ein Auge zudrücken, aber er mußte nicht. Pierre Maury etwa, der Schäfer, ein Mann, der schon lange vor den Häschern der Inquisition auf der Flucht war, wußte das ganz genau (obwohl gerade er, der des Pfarrers frühere ketzerische Verfehlungen bezeugen konnte, auch Druck auf den mächtigen Mann auszuüben imstande gewesen sein sollte). »Wenn der Pfarrer von Montaillou mich hätte fangen wollen«, sagte er jedenfalls, »er hätte es schon vor langer Zeit getan! Eines Tages kam er ins Haus meines Vaters, um den Zehnten einzutreiben, und da hat er mich gesehen, sogar mit mir geredet, hat mich aber doch nicht festnehmen lassen« (ii. 187).

Die Clergues, die selbst eine gefährlich häretische Vergangenheit hatten, gehörten jetzt zu den Häusern,

die ›fette Maultiere‹ (ii. 58) hatten und fette Einnahmen von vielen Seiten, und sie verstanden es jahrelang für sich und ihre Freunde auf die richtigen Karten zu setzen. Aber sie spielten ein gefährliches Spiel, das sie am Ende auch verloren.

Die Machtstellung, die die Clergues im Dorf genossen, brachte sie in komplexere und ambivalente Beziehungen zu den Bauern von Montaillou. Einerseits fühlten sie sich ›diesen Bauern‹ deutlich überlegen. Andererseits fühlten sie sich nicht nach Wert geschätzt von ihnen: »Als ich krank lag in Varilhes«, sagte Béatrice de Planissoles (i. 239), »kam eines Tages der Pfarrer und sagte mir: ›Die Leute von Montaillou habe ich, dank der Inquisition, fest in der Hand.‹ Daraufhin frage ich ihn: ›Wieso verfolgt ihr jetzt die guten Christen [sie meint: die häretischen Katharer], die ihr doch früher sehr lieb hattet?‹

›Ich habe mich nicht geändert‹, antwortete er mir. ›Ich habe die guten Christen noch immer sehr lieb. Aber ich will mich rächen an den Bauern von Montaillou, die mir Unrecht getan haben, und ich werde mich auf alle nur mögliche Weise an ihnen rächen. Mit Gott werde ich mich dann schon irgendwie vergleichen.‹«

Die Bezeichnung Bauer (›rustre‹) galt in Montaillou und im Pays d'Aillon überhaupt als Beleidigung, obwohl das Dorf und das Land fast ausschließlich von Bauern und Schäfern bewohnt waren. Ein Sterbender

beleidigte den Priester, der ihm die Sterbesakramente spenden wollte, als einen »gemeinen, stinkenden Bauern«, (i. 231: »Dictus infirmus iracunde dixit dicto sacerdoti: ›Vilis rustice et fetide, si illud quod tenes esset corpus Domini, et fuisset ita magnum sicum magnus mons, iam vos alii sacerdotes comedissetis eum …«) Wenn also der Priester in einer Unterhaltung mit Béatrice seine Mitbürger als Bauern bezeichnete, so setzte er einerseits diese herab, um sich und die seinen andererseits klar von ihnen abzusetzen.

Obwohl natürlich jeder Versuch einer Domus von Montaillou, sich von allen anderen deutlich abzusetzen, vergebliche Liebesmüh war. So waren auch die Clergues Schwäger oder Vettern oder beides zugleich von vielen jener Bauern, die sie zu verachten vorgaben: Sowohl die Benets und Belots als auch die Rives, die Martys, die Liziers und die Forts konnten solche Beziehungen in Anspruch nehmen. Dabei ist der zeitweiligen Beziehungen noch gar nicht gedacht, welche von Zeit zu Zeit von den männlichen Mitgliedern der Familie geknüpft worden waren, namentlich von Pierre, dem Priester, der auf diesem wie auf allen anderen Gebieten seiner Familie hervorragendstes Glied war. Von der ärmsten Frau im Dorf bis zur Schloßherrin hatte sich dem Charme der Clergues keine entziehen können: Alle hatten sie die Clergues geliebt, entlaust und bewundert. Diese vielseitigen Beziehungen im Dorf sicherten den Clergues dort den erforderlichen

Rückhalt, die Unterstützung, deren sie in ihrer Glanzzeit wie in der Zeit ihres Niedergangs bedurften. Natürlich waren aber nicht alle Häuser, zu denen die Clergues in irgendwelchen mehr oder weniger entfernten verwandtschaftlichen Verhältnissen standen, der mächtigsten Domus am Ort auch freundschaftlich verbunden; die Benet etwa waren am Ende bittere Feinde der ihnen verschwägerten Clergues.

Und natürlich stiftet die Häresie Komplizitäten. Ehe er am Ende zum Verräter wurde, nicht auf Grund eines Sinneswandels, sondern aus Rache, war Pierre Clergue wie die Männer der anderen einflußreichen Häuser des Ortes ein überzeugter und überzeugender Verkünder katharischer Ideen. »Ah, wenn doch nur alle Priester der Welt so wären wie der von Montaillou«, seufzte Guillaume Authié im Jahre 1301 (i. 279) – auf alle Angehörigen der Domus der Clergues, sagte er weiter, könne man sich verlassen. Tatsächlich legten in ihrer stürmischen Jugend Pierre und Bernard Clergue untrügliche Beweise ihrer katharischen Überzeugungstreue ab. Die Aussagen des Guillaume Maurs lassen daran keinen Zweifel: »Guillaume Maury«, erzählte nämlich Guillaume Maurs (ii. 173), »hat mir das Folgende erzählt: Eines Nachts, in Montaillou, als man [er meinte die Inquisition] das Haus des Arnaud Fort verbrannte, hat der Pfarrer zwei Ketzer aus dem Hause der Belots, wo sie versteckt waren, herausgeholt und ihnen die Flucht in das Maquis [›barta‹], welches

man A la Cot nennt, ermöglicht.« Bei einer anderen Gelegenheit hatte – wie Alazaïs Fauré aussagte – Pierre Clergue an einem Ort, der la Paredeta genannt wurde, Wache gehalten, während Prades Tavernier, als Leder- und Wollhändler verkleidet, in Montaillou einem Sterbenden die häretische ›Tröstung‹ (das ›consolament‹) spendete (i. 415–416). Alazaïs Azéma andererseits denunzierte Bernards frühere ketzerische Sympathien (i. 317): »Dieser Bernard hatte das Korn für den Zehnten eingetrieben. Einen Teil dieses Getreides hatte er auf dem Dach des Hauses von Raymond Belot gelagert, das ist niedrig. Und er hat Raymond Belot gesagt, er solle dieses Getreide den Ketzern geben.«

Reichtum, Familienbande, Häresie und Macht: Auf diesen vier Säulen ruhte die beherrschende Stellung der Clergues in Montaillou. Die Macht, die sie am Ort hatten, war institutionell: Pierre Clergue war der Pfarrer von Montaillou. Die ihm aus diesem Amt erwachsenden Pflichten konnte er seiner zahlreichen Nebenbeschäftigungen wegen allerdings nur unvollkommen versehen. Seine Liebesabenteuer etwa verschlangen einen guten Teil der Zeit, die er auf die Erbauung seiner Pfarrkinder hätte verwenden sollen. Dabei konnte man ihm rein äußerlich allerdings Pflichtversäumnisse kaum vorwerfen: Er nahm die Beichte ab, feierte an Sonn- und Festtagen die Messe (auch im Zustand der Todsünde, bei Gelegenheit), nahm an den Diözesan-Synoden teil, trieb den Zehnten ein … Schließlich

war er auch einer der wenigen gebildeten Männer des Dorfes, einer der wenigen Besitzer von Büchern. Hatte er nicht einen halb folkloristisch, halb liturgisch konzipierten katharischen Kalender von den Brüdern Authiés ausgeliehen (i. 315) ? So war es kein Wunder, daß er auch als Notar fungierte und etwa wichtige Dokumente in Verwahrung nahm, wie das die Mitgift seiner Freundin Béatrice de Planissoles betreffende. Überdies war er der örtliche Vertreter der Inquisition von Carcassonne. Dieses Amts bediente er sich zum Guten wie zum Bösen, schützend oder verfolgend – je nachdem, wo er gerade seinen Vorteil sah. Dabei war er im Dorf keineswegs nur gehaßt und gefürchtet: Noch nach Jahren erinnerte sich Béatrice de Planissoles seiner als eines »guten und tüchtigen Mannes, der auch im Dorfe als solcher galt« (i. 253).

Die beiden ältesten Brüder Clergue hatten es verstanden, sich in Montaillou nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Schwert anzueignen: Pierre war Pfarrer und Bernard Bayle. Als Bayle arbeitete Bernard mit seinem Bruder, dem Pfarrer, Hand in Hand, etwa beim Eintreiben des Zehnten. Bernard übte das Richteramt aus und nahm für den Grafen Steuern ein, denn der Graf von Foix war ja in Montaillou nicht nur Landesfürst, sondern auch Grundherr. Wie also Pierre faktisch der Büttel der Inquisition am Ort war, so war Bernard Friedensrichter und Polizeibevollmächtigter des Grafen. In letzterer Eigenschaft verhaftete er An-

geklagte und beschlagnahmte, wenn dies erforderlich war, deren Herden. Selbstverständlich bot sich den Gebrüdern Clergue – Pierre, Bernard und Raymond – manche schöne Gelegenheit, die feudale und namentlich die Grundherren-Autorität für ihre persönlichen Ziele geltend zu machen. Raymond Clergue nahm den ›vice-châtelain‹, den Vize-Kastellan, von Montaillou, Jacques Arsen, mit auf die Jagd nach Guillaume Maurs, der zunächst nur sein persönlicher Feind gewesen, inzwischen aber Feind aller Clergues geworden war (ii. 176). Die beiden Männer verfolgten den Flüchtling über den Col de Pedorres, doch er entwischte ihnen. Statt seiner fiel ihnen in Pedorres der gleichfalls proskribierte Schafhirt Pierre Maury in die Hände; den ließen sie aber laufen, nachdem sie einigen Mundvorrat bei ihm ›entliehen‹ hatten. Als im August 1308 die Inquisition die Verhaftung aller über zwölf oder dreizehn Jahre alten Bewohner von Montaillou anordnete, wirkte Pierre Clergue zunächst bei deren Inhaftierung in der Burg von Montaillou eifrig mit, um später einige von ihnen aus eigener Machtvollkommenheit wieder freizulassen (iii. 82). Pierre war in seinem Kirchspiel der ›Mann von der Burg‹, und er wußte diese Burg (oder dieses Schloß) für seine eigenen Zwecke zu nützen; zuletzt wurde ja dann sogar die Burgherrin, die ›châtelaine‹ (die allerdings zu dieser Zeit schon nicht mehr auf der Burg residierte), auch ihrerseits die ›Frau von Pierre‹, für die kurze Frist einer wilden Ehe.

Die Clergues und ihre Rivalen im Dorf spannten die örtlichen Vertreter des Seigneur, den Bayle und den Kastellan, abwechselnd für ihre verschiedenen Ambitionen ein. Jeder versuchte mit Hilfe dieser Ämter seinen eigenen Interessen zu dienen. Als nach 1320 der Stern der Clergues zu verblassen begann, fanden ihre Feinde, unter diesen namentlich Pierre Azéma aus Montaillou, ein Vetter des Bischofs Fournier, Raymond Triahl, der Vikar von Montaillou und Prades, sowie Bernard Marty, der Schöffe[1] von Montaillou, Gelegenheit, nun auch ihrerseits einmal den weltlichen Arm (oder was davon dem Châtelain von Montaillou gegeben war) in ihrem Sinne zu manipulieren (i. 406). So sah man Pierre Azéma, einen einfachen Bauern, dem Stellvertreter des Kastellans des Grafen die Anordnung geben: den Bernard Benet (einen widerwilligen und auch nur kurzfristigen Komplizen der Clergues) im Verlies der Burg verschwinden zu lassen.

Der Stellvertreter ließ sich das gefallen. Pierre Azéma konnte ihn ungestraft herumkommandieren und kam auch nicht um seine Genehmigung ein, ehe er

1 Von einem Schöffen (›consul‹) ist in Fourniers Vernehmungsprotokollen nur dieses eine Mal die Rede. Das Amt wurde erst verhältnismäßig spät eingeführt. Der Verwalter dieses Amts sollte in freier Wahl durch die aus den Haushaltungsvorständen des Dorfes gebildete Ratsversammlung bestimmt werden. Seine Befugnisse waren aber praktisch sehr beschränkt.

Benets Herden beschlagnahmen ließ und »in die Hand des Grafen« (die lokale Vorläuferin unserer öffentlichen Hand) übernahm (i. 395–396).

Solche Anekdoten illustrieren besser als irgendwelche theoretischen Diagramme bestimmte Aspekte des ›Klassenkampfes‹ oder besser ›Machtkampfes unter Gruppen‹, der in Montaillou vonstatten ging. Für die verschiedenen bäuerlichen Sippen, unter denen die Domus der Clergues nur eine war, kam es weniger darauf an, sich gegen irgendeine direkt vom Grundherrn oder dessen Kastellan ausgehende Unterdrückung zur Wehr zu setzen; man bedurfte vielmehr der Unterstützung von dieser Seite, um über seine Rivalen und Konkurrenten innerhalb der dörflichen Gesellschaft zu triumphieren. Die Staatsgewalt bedrohte einen also kaum unmittelbar und von sich aus, um so mehr dagegen als Verbündete feindlicher Nachbarn.

Nach dieser Betrachtung der Domus der Clergues und ihrer Stellung innerhalb des Dorfes sind noch ein paar Worte über die Menschen, die sie ausmachten, zu sagen. Da begegnet man zunächst der Frage nach dem Hausherrn. Nach dem Tode des Patriarchen Pons nannte Alazaïs Azéma die Domus »das Haus der Söhne von Pons Clergue« (i. 315). Fabrisse Rives, die Weinhändlerin, sprach vom »Haus des Priesters und seiner Brüder« (i. 327). Alazaïs Fauré dagegen, die Schwester des Ketzers Guilhabert, kannte dasselbe als

»das Haus des Bernard Clergue« (i. 413). Raymonde Arsen, die Magd der Belots, eine unserer besten Zeuginnen, verwendete abwechselnd die Bezeichnungen »das Haus des Bernard Clergue« und »das Haus des Pfarrers«. Daraus ergibt sich, daß nach Meinung der Leute, die Domus der (llergues wohl zwei Hausherren hatte. Tatsächlich scheinen Pierre und Bernard dort fast gleiche Autorität genossen zu haben. Wo die größere gelegen hatte, zeigte sich nach dem Tode des Pfarrers: Als Bernard den Verlust seines »Gottes«, seines »Regenten« beklagte.

Der starke Zusammenhalt aller Angehörigen des Hauses Clergue bewies nicht, daß diese jederzeit eines Sinnes, ein Herz und eine Seele gewesen wären. Sogar der Patriarch Pons Clergue, ein fanatischer alter Katharer, entsetzte sich zuletzt angesichts der Ausschweifungen und Verrätereien seines Sohnes Pierre. Der Pfarrer hatte Raymond Maury geraten, seinen seit langem wegen Ketzerei und anderen ›Verbrechen‹ verfolgten Sohn Pierre Maury nach Montaillou zurückzubringen. Als der alte Pons davon erfuhr, wurde er fuchsteufelswild und warnte Raymond Maury: »Habt kein Vertrauen zu den Versprechungen dieses verräterischen Pfarrers. Sagt vielmehr Pierre Maury: Wenn du auf dem Sieben-Brüder-Paß bist [in der Nähe von Montaillou], dann flieh bis zum Marmara-Paß; bist du auf dem Marmara-Paß, sieh zu, daß du zum Paß von Puymorens kommst, wo die Diözese von Pamiers zu

Ende ist; und bleib ja nicht da, sondern mach, daß du weiterkommst« (ii. 285, 289). Wußte Pierre Clergue von diesem Ausbruch seines Vaters? Wenn ja, ließ er sich Verdrossenheit nicht anmerken. Auch versäumte er später nicht, sich Haar und Nägel des Verstorbenen zu sichern, um das fernere Gedeihen der von ihrem Herrn verlassenen Domus sicherzustellen. Die Liebe zu seiner Mutter bewies Pierre sowohl als Katharer wie auch als Katholik. Daß die Klatschweiber von Montaillou nach der Beerdigung Mengardes der Toten nachsagten, sie hätte »einen Wurf schlechter Hunde« zur Welt gebracht und nur böse Söhne geboren, focht Pierre nicht an, er ließ Alazaïs Azéma, Guillemette ›Belote‹ und Alazaïs Rives reden (i. 314). »Meine Mutter war eine gute Frau«, erzählte er Béatrice. »Ihre Seele ist im Himmel. Denn sie tat den ›guten Christen‹ [das heißt: den Katharern] viel Gutes und schickte den Häretikern aus Montaillou Essen ins Gefängnis, der alten Na Roqua zum Beispiel und ihrem Sohn Raymond Roques« (i. 229). Die hier bekundete Gewißheit, daß die Mutter sich durch katharische gute Werke den Himmel verdient habe, hinderte den Pfarrer indessen nicht, auch kirchlicherseits das Heil der abgeschiedenen Seele nach Kräften zu befördern. So ließ er die Mutter in Notre-Dame de Carnesses, der Wallfahrtskapelle von Montaillou, in der Nähe des Marienaltars begraben (iii182). »Es ist eine Schande, daß diese Frau dort begraben liegt«, fand Pierre Maury,

der durch diese Begräbnisstätte die gut katharischen Überzeugungen der Bestatteten verhöhnt sah. Emersende Marty, eine wie er gut häretisch gesinnte Frau aus Montaillou, drückte das Mißverhältnis zwischen dem Glauben der toten Mengarde und dem Ort ihres Grabes so aus, wie es sich der anderen Seite hätte darstellen müssen: »Wenn der Bischof von Pamiers die Vergangenheit der würdigen Mutter des Pfarrers kennte, er würde ihre Leiche ausgraben und aus der Kirche, wo sie begraben liegt, werfen lassen« (ii. 182). Pierre Clergue war ein guter Sohn, aber ein schlechter Priester. Er wollte der toten Mutter jedenfalls den in der Nähe des Marienaltars der Wallfahrtskirche wahrscheinlich verbreiteten Segen zukommen lassen. Die theologischen Widersprüche, auf die er sich damit einließ, scheinen ihn nicht bekümmert zu haben, obwohl sie ihm bewußt gewesen sein müssen, denn er sagte zu Béatrice: »Maria ist nicht die Gottesmutter. Sie ist vielmehr nur das Gefäß aus Fleisch, in welchem Jesus Christus ›eingeschattet‹ ward« (i. 23: »Item dixit quod dictus sacerdos dixit quod boni christiani non credebant quod Christus accepissit carnem humanam de beata virgini … set solum ›adumbravit‹ se in beata Maria, nichil ab ea accipiendo, et declarans dictus sacerdos nomen adumbracionis, dixit sibi quod quemadmodum virum positum in dolio stat in umbra dolii nichil recipiendo de dolio, sed solum continetur in eo, sie Christus habitavit in Virgine Maria, nichil recipien-

do ab ipsa, sed solum fuit in ipsa, sicut contentum in continente.«). Pierre trieb die Pflege des mütterlichen Andenkens so weit, jene Raymonde Guilhou, die zu Lebzeiten Mengardes der Mutter die Läuse abzulesen pflegte und von dieser zum Katharismus bekehrt worden war, zu seiner eigenen Entläuserin, Vertrauten und gelegentlich Geliebten zu machen. Hielten jedoch die Brüder Clergue, in gutem Einvernehmen mit Vater und Mutter (trotz der einen oder anderen Mißhelligkeit) auch untereinander zusammen ›wie die Finger einer Hand‹? Gelegentlich zeigten sich Spannungen. Als Bernard Clergue den Ketzern Korn zukommenlassen wollte, hielt er das wenigstens vor zweien seiner drei Brüder geheim (i. 375). Aber solche gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten bedrohten niemals die prinzipielle Einigkeit der Domus, die alle Männer des Hauses und ein paar treue Verwandte unerschütterlich verband. Einer der stets treu zum Haus haltenden Verwandten, Kernard Gary aus Laroque d'Olmes, ein Neffe der Brüder Clergue, unterstützte diese noch in den schwierigen Umständen, in die sie sich durch ihren Sturz versetzt fanden (i. 396).

Dieser Sturz ereignete sich, als die Domus ihre beherrschende Stellung schon lange behauptet hatte. Zunächst, um 1300, saßen die Brüder Pierre und Bernard als Pfarrer und als Bayle fest in ihren Ämtern. Als Verbindungsleute der Brüder Authié waren

sie überdies, gemeinsam mit ihren beiden anderen Brüdern, die sich jedoch mehr im Hintergrund hielten, die führenden Männer der sehr umfangreichen katharischen Gemeinde von Montaillou. Da sie trotz ihrer ketzerischen Überzeugungen gute Verbindungen zur katholischen Kirche des Unterlandes hatten, verstanden sie, Orthodoxie und Häresie wechselweise für die Förderung ihrer Unternehmungen zu bemühen und gegeneinander auszuspielen. Bernard trieb den Zehnten für die römische Kirche ein und ließ einen Teil davon den Ketzern zukommen: Die Rechte wußte nicht, was die Linke tat. Pierres Prestige im Dorf wuchs noch, als er die ehemalige Châtelaine zu seiner Geliebten machte. Wegen seiner Verbindung zu den Authiés galt er auch als Gelehrter. Er hatte einen Schüler, dem er Unterricht gab. Dieser junge Mann, Jean war sein Name, neigte zu Katharismus. Er trug die Liebesbriefe des Pfarrers zu Béatrice de Planissoles (i. 243, 279).

Aber diese sichere und beherrschende Stellung war auf die Dauer nicht zu halten. Die Inquisition in Carcassonne war schon aufmerksam geworden auf die in Montaillou herrschenden Verhältnisse. Das Haus der Clergues mußte entscheiden, ob es mit der Ketzerei brechen oder untergehen wollte. Pierre und Bernard beschlossen nicht ihren Untergang, sondern verrieten ihre katharischen Überzeugungen – von denen sie vielleicht tatsächlich nicht mehr ganz überzeugt waren, was ihnen geholfen haben mag, den Verrat vor

sich selbst zu rechtfertigen. Vielleicht hat sich allerdings Pierre schon um 1300 als Spitzel betätigt. Schon beim Tode seiner Mutter – und vor dem Ende seines Verhältnisses mit Béatrice de Planissoles – wurde er von den alten Weibern der katharischen Gemeinde spitzzüngig angeklagt, »das ganze Land zu ruinieren«. Und bis 1310 wurde der ganzen Gemeinde bewußt, daß sie eine Schlange an ihrem Busen genährt hatte. Ein neuer Clergue zeigte sich: der hochmütige, lüsterne, rachsüchtige und, wie viele seiner Landsleute, auch hartnäckige und trotzige Mann, dessen Konterfei uns in den Vernehmungsakten des Bischofs von Pamiers überliefert ist.

Die Geschichte des großen Verrats des Pfarrers Pierre Clergue haben wir in zwei Fassungen: in seiner eigenen – von der noch zu reden sein wird – und in der seiner Opfer, aus der Sicht der Verratenen, die nicht nur angeheiratete Verwandte des Verräters, sondern in nicht wenigen Fällen auch dessen alte Freunde waren. Ich denke da an die Maurys, an die Benets, Belots, selbst an die Maurs. Die Überlebenden dieser stolzen Häuser klagten später einmütig den Pfarrer und dessen ganzes Haus des Verrats an und beschuldigten ihn, seine einstigen Genossen der Inquisition ans Messer geliefert zu haben (i. 405). Als Guillaume Belot eines Tages in La Calm darauf zu sprechen kam, sagte er, wie Raymonde Arsen später aussagte, ohne Umschweife: »Die Leute vom Hause

des Pfarrers und der Pfarrer selbst lassen jetzt eine Menge Leute aus Montaillou nach Carcassonne vor den Herrn Inquisitor bringen. Es wird höchste Zeit, daß die Leute vom Hause des Pfarrers selbst in den Kerker geworfen werden, so tief wie die anderen Bewohner von Montaillou« (i. 375). Und es ist wahr, daß Clergue, der einstige Katharer, der insgeheim viele ketzerische Überzeugungen beibehielt, seine Pfarrkinder nicht schonte: Auf Betreiben des Pfarrers verschwanden die Angehörigen der Familie Maurs, mit denen die Clergues verfeindet waren, im Kerker – oder mußten in Katalonien als Flüchtlinge ihr Leben fristen (ii. 171). Pons Clergue versuchte, die Handlungsweise seines Sohnes in dieser Angelegenheit mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, mit Frankreich zu kollaborieren, zu rechtfertigen (ii. 171). Tatsächlich handelte Pierre Clergue in genau dem Sinn, den der Begriff in jüngster Vergangenheit angenommen hat, als Kollaborateur und zog sich dadurch die Verachtung eines Teils der Seinen zu. Zu Recht oder Unrecht war er selbst überzeugt, auf diese Weise – die ihm ermöglichte, seine Freunde und Klienten vor den direkten oder indirekten Angriffen der Großmacht im Norden und der Inquisition in Carcassonne in Sicherheit zu bringen – das unvermeidliche Unheil wenigstens beschränken zu können.

Dies war der Hintergrund der Tragödie, die sich im August 1308 abspielte. Clergue, als deren Komplize,

mußte mitansehen, wie die Häscher der Inquisition seine ganze Gemeinde verhafteten (i. 373, ii. 158). Ausgelöst wurde diese Verhaftungswelle vielleicht durch Geständnisse der Gaillarde Authié, der Frau des Ketzers Guillaume Authié, die schon während der Fastenzeit dieses Jahres von der Inquisition verhört worden war. Sicher ist, daß den Behörden eine Anzeige der Neffen des Pierre Authié vorlag: »Diese Neffen, die sich de Kodes nannten, stammten aus Tarascon. Einer von ihnen war Dominikaner in Pamiers.« Die Verhaftungen selbst waren äußerst dramatisch. Der gefürchtete Poloniac persönlich leitete die Aktion, und bis zum Fest der Heiligen Jungfrau – an dem zugleich die orthodoxe Mutter Gottes und der Gott der Katharer gefeiert wurden – hatte er alle Bewohner von Montaillou, die älter als zwölf oder höchstens dreizehn Jahre waren, sicher hinter Schloß und Riegel. Zu diesem Fest, am Ende der Sommerweide, waren die meisten Schäfer aus den Bergen ins Dorf hinabgekommen. Pierre Maury war zu seinem Glück auf dem Col de Queriu geblieben, wo ihn ein Mann, der Mehl brachte, davon unterrichtete, daß ganz Montaillou eingekerkert worden war (iii. 162– 163). Einigen Frauen war es – ein Brot auf dem Kopf – gelungen, aus dem Dorf zu fliehen, indem sie sich als Wanderarbeiterinnen aus anderen Orten ausgegeben hatten.

Wer glücklich entronnen war, ging nach Spanien und ließ sich dort im Grenzgebiet Kataloniens oder

bei den Mauren nieder. Das Dorf war zeitweilig nur von Kindern und Lämmern bewohnt. Die jungen Leute und die Erwachsenen wurden aus ihrem ersten Gefängnis in der Burg von Montaillou bald in den Kerker zu Carcassonne überführt. Ein paar von ihnen wanderten auf den Scheiterhaufen; andere wurden lange, nach Geschlechtern getrennt, in den großen Gemeinschaftszellen des Kerkers festgehalten. Sie durften sich Pakete mit Lebensmitteln (›victualia‹) und anderem Notwendigen schicken lassen.

Ein Teil der Gefangenen schließlich wurde ziemlich bald wieder freigelassen. Die Inquisition gestattete ihnen die Rückkehr nach Montaillou, wo sie fortan unter die zugleich behütende und bedrohliche Aufsicht der Clergues gestellt waren. Das Dorf, oder was davon noch übrig war, sah sich jetzt auf Gedeih und Verderb in die Obhut seines in Ausschweifungen und Verrätereien alt werdenden Pfarrers gegeben. Das verstümmelte Montaillou war jetzt ein Dorf der gelben Kreuze, denn jedem ehemaligen Ketzer wurde das Tragen dieser gelben Kreuze als Schandmal verordnet, und die Leute von Montaillou galten durchweg als mindestens ehemalige Ketzer. Pierre Clergue nahm die Gelegenheit wahr, noch ein paar Rechnungen mit seinen Feinden, den Maurs, zu begleichen. Mengarde Maurs wagte anzudeuten, daß der Herr Pfarrer selbst eine ziemlich häretische Vergangenheit zu verbergen hätte – wir haben gehört, wie ihr das bekam.

Pierre Clergue beurteilte seine Handlungsweise offensichtlich weniger streng, als dies seine Opfer taten. Er betrachtete sich nicht als Abtrünnigen. Mehr als Rächer oder Kläger, als einen, der nur sein Recht haben will. Als um die Zeit der Massenverhaftungen in Montaillou die zum zweiten Mal verwitwete Béatrice schwerkrank in Varilhes lag, stattete Pierre, der zu einer Diözesan-Synode unterwegs war, der einstigen Geliebten einen letzten Besuch ab. Sie war ihm noch immer eine liebe Freundin. Er setzte sich an ihr Bett, fragte nach ihrer Gesundheit und dem Zustand ihres Herzens, nahm ihre Hand und streichelte ihren Arm. Béatrice gestand ihm, daß sie sich wegen der häretischen Unterhaltungen, die sie in der Vergangenheit miteinander geführt, große Sorgen machte. Sie habe diese Unterhaltungen nie zu beichten gewagt. Und dann, kühner werdend, fragte sie den Pfarrer, weshalb er jetzt seine alten Freunde, die Häretiker, so grimmig verfolge. Und er antwortete ihr – wie in anderem Zusammenhang schon mitgeteilt –, daß er den Häretikern so wohl gesonnen sei wie eh und je, sich aber an den Bauern von Montaillou rächen wolle, die ihm Unrecht getan hätten.

Und, wie um zu beweisen, daß sich seine Überzeugungen seit der Zeit, deren sie sich jetzt so sorgenvoll erinnerte, nicht geändert hatten, trug er der Kranken von neuem eine Theorie vor, die er ihr schon als sie noch seine Geliebte gewesen war plausibel

zu machen gesucht hatte: »Gott allein kann uns für unsere Sünden die Absolution erteilen; du brauchst also keinem Priester zu beichten«, versicherte er ihr (i. 226, 234, 239).

Acht Jahre zuvor hatte er gesagt: »Die einzige gültige Beichte ist die vor Gott abgelegte; Er kennt die Sünden, noch ehe sie begangen werden; und Er kann Absolution erteilen.«

Wie er glaubte, seinen katharischen Überzeugungen treu geblieben zu sein, wollte Pierre auch weiterhin Führer und Schirmherr seiner Klienten in Montaillou und Umgebung sein. Und tatsächlich unterstützte er nach 1308 wie vorher gewisse Leute entweder gratis oder gegen Zahlung bestimmter Summen gegen die Mächte in Carcassonne. Eines Tages, als der Pfarrer eben vor seiner Kirche in der Sonne saß, berichtete ihm Fabrisse Rives, daß just die Alazaïs Benet auf dem Sterbebett zur Häresie sich habe bekehren lassen (i. 324). Der Pfarrer war wütend: »Schweig still, schweig still«, fuhr er die gesprächige Fabrisse an. »Du weißt nicht, was du da redest; es gibt hierzulande keine Ketzer, und gäbe es sie, man würde sie wohl zu finden wissen.«

Fabrisse, ganz aus der Fassung gebracht (wie sie zu Protokoll gab), ging daraufhin zu einem Minoriten in die Beichte, der sie seinerseits erstaunt fragte: »Was tut denn dein Pfarrer dagegen?«

Dann wandte er sich an diesen selbst und teilte ihm mit: »Euer ganzes Kirchspiel ist voller Ketzer.«

»Ich weiß von keinen Ketzern hier am Ort«, erklärte ihm Pierre Clergue im Brustton der Überzeugung – wohl wissend, daß just in diesem Augenblick ein als der ›Weiße Wolf‹ bekannter Parfait herausfordernd durch das Dorf stolzierte.

Und dabei blieb es. Die Inquisition in Carcassonne blieb unbenachrichtigt und schritt in der von Fabrisse Rives angesprochenen Sache nicht ein. Pierre Clergue ließ nur Denunziationen gegen seine persönlichen Feinde und die Feinde seines Hauses an die Ohren der Behörden gelangen.

Nach der Inhaftierung aller Bewohner von Montaillou im August 1308 fiel es dem Pfarrer natürlich viel schwerer, häretischen Freunden oder Klienten seinen Schutz angedeihen zu lassen, doch fand er immer wieder Mittel und Wege, Verhaftungen zu verhindern: Zweimal ließen, wie wir schon hörten, Pierre Clergue und die Leute seines Hauses den von der Inquisition gesuchten Pierre Maury entwischen. Noch 1320, kurz vor seinem Sturz, ließ Pierre, gegen Zahlung von hundert Silber-Tournois, Guillaume Mondon aus Ax von der Pflicht zum Tragen der gelben Kreuze befreien. Finanzkräftige Ketzer fanden den Pfarrer nach wie vor sehr hilfsbereit.

Aber die Inquisition fraß ihre eigenen Kinder, namentlich wenn sie wie Clergue hinter ihrem Rücken eigene Wege gingen. 1320 führte Jacques Fournier jene letzte Säuberungsaktion durch, bei der noch die

letzten einstigen Ketzer von Montaillou erfaßt wurden, einschließlich der als Verteidiger der Orthodoxie verkappten. Nun ereilte auch die Clergues das Schicksal derer, die sie einst, zur Beförderung ihrer Interessen und um ihre Klienten zu retten, ans Messer geliefert hatten. Zuletzt teilten sich zwei einander gegenseitig sich zerfleischende Sippen die Macht im Dorf. Die Sippe Azéma-Guilhabert – vertreten durch Alazaïs Fauré, die eine geborene Guilhabert war – versuchte, die Sippe Clergue zugrundezurichten. Alazaïs klagte also Raymond Clergues Frau Esclarmonde an, bei der Bekehrung des Guillaume Guilhabert zur Häresie mitgewirkt zu haben. Die Clergues ihrerseits wehrten sich nach Kräften. Pierre bemühte sich noch aus dem Gefängnis, wohin Jacques Fournier ihn inzwischen gebracht hatte, seine noch immer wertvollen Beziehungen zur Inquisition in Carcassonne spielen zu lassen. Mit Hilfe seiner im Dorfe verbliebenen Verwandten versuchte er, den unglücklichen Bernard Benet zu einem falschen Zeugnis gegen die Guilhabert-Azémas zu veranlassen. »Mach eine falsche Aussage, oder du wirst verbrannt. Mach eine falsche Aussage, oder du wirst gefesselt nach Carcassonne gebracht«, rieten die Clergues dem Mann, den andererseits allerdings auch die Azémas wirkungsvoll in ihrem Sinn berieten. Die Sippe des Pfarrers blieb bei alledem bis zuletzt ihrer Devise treu: Alles für die Domus, und die Domus für alle. »Besser, daß das Unheil andere trifft, als uns …«

(i. 399). Doch konnten die Clergues das Unheil diesmal nicht wieder auf andere abwälzen. Im Gefängnis verkamen und starben endlich auch sie. Immerhin bewahrte aus Gründen, die wir nicht kennen, Pierre Clergue Schweigen bis zuletzt. Dieser Mann, der so viel, viel zu viel, wußte, starb, ohne zu reden – wenigstens gelangte, was er dem Erzbischof vielleicht mitgeteilt hat, nicht ins Vernehmungsprotokoll. So darf man vielleicht annehmen, daß er wenigstens die eigene Haut nicht durch Verrätereien zu retten versucht, nicht wie so viele andere unglückliche Opfer der Inquisition seinen Frieden mit den Inquisitoren zu machen versucht hat.

Von dieser Exposition des Systems der Domus von Montaillou, am Beispiel der Aktivitäten und Schicksale der Domus der Clergues, können wir zu allgemeineren Betrachtungen hinsichtlich des Wesens und der Ausübung von Macht in diesem Dorfe übergehen. Wir können uns dabei in einem gewissen Umfang auf die innerhalb der feudalen Ordnung überhaupt wirksamen Mechanismen beziehen, denn in dem Netzwerk von Verpflichtungen, durch die der Mikrokosmos von Montaillou der größeren Welt draußen verbunden war, wirkten auch diese. Indessen wurde Macht in Montaillou tatsächlich ausgeübt und nach unten vermittelt auf einem unterhalb der feudalen und grundherrschaftlichen Strukturen gelegenen Niveau.

Die offiziellen Beziehungen waren zwar allerdings hierarchisch, der Bayle, als Vertreter des Grafen, war über dessen bescheidene Untertanen gesetzt, wie der Pfarrer seinen Pfarrkindern gegenüber die Autorität der Kirche vertrat. Aber diese offiziellen Beziehungen hätten wenig bedeutet, wären sie nicht von Familien- und Freundschaftsbeziehungen unterstützt gewesen und durch Bündnisse gegen gemeinsame Feinde konsolidiert worden. Die Domus der Clergues war der Knotenpunkt aller derartigen im Dorfe bestehenden Verbindungen. Obwohl die Sippe nicht adlig war und selbst grundherrschaftliche Rechte nicht geltend machen konnte, hatte sie die Ämter sowohl des Pfarrers als auch des Bayle inne, und ihre Mitglieder waren vielen Bewohnern des Dorfes zugleich als Freunde, Liebhaber, Beschützer und Sachwalter verbunden; während sie anderen als Unterdrücker und Feinde begegneten. Lange herrschten Bernard und vor allem Pierre Clergue mit Hilfe der Domus ihrer Bluts- und angeheirateten Verwandten im Dorf. Als aber Montaillou von den Behörden unter Druck gesetzt wurde, begann die Macht der Brüder zu schwinden und korrumpierte sie gleichzeitig zunehmend. Endlich triumphierten die örtlichen Widersacher der Clergues über ihre einstigen Unterdrücker. Aber während seiner Glanzzeit hatte Pierre in seinem Kirchspiel und im ganzen Pays d'Aillon und Sabarthès eine echte Mafia von Verwandten, Freunden, Vertrauten und

Geliebten etabliert. Pierre Clergue erwies sich gefällig; er beschützte seine Leute gegen die Inquisition in Carcassonne, deren Agent er war. Manchmal waren derart seine Gefälligkeiten ganz negativ: Er verzichtete in diesen Fällen nur auf Anzeige bestimmter Personen bei der Inquisition. Den Betreffenden war freilich auch durch solche Pflichtvergessenheit ihres Pfarrers schon geholfen, und sie bezahlten ihn dafür, wenn er es verlangte. Manche Frau forderte er einfach auf: »Schlaf mit mir, oder ich bringe dich hinter Gitter.«[1]

Die Clergues als Vermittler zwischen der Dorfgesellschaft und der größerer Gesellschaft außerhalb des Dorfes waren ihrerseits auf Vermittler angewiesen, die Zugang zu den höchsten Mächten des Landes hatten, zum Hof von Foix, zum Bischof von Pamiers und dem Inquisitor in Carcassonne. Von diesen sind nur einige wenige aktenkundig: In der Mehrzahl, wenn auch nicht ausschließlich, waren diese einflußreichen Freunde der Clergues Landadlige, Priester, Richter oder grundherrschaftliche Gerichtsverwalter (›prevôts‹). An sie

1 Raymond Vayssiere aus Ax sagte contra rectorem de Monte Alionis unter anderem aus, »quod communiter dicitur ni villa de Ax quod dictus rector frequentabat balnea et postea iacebat ni hospitali de Ax et multe mulieres cum mantis de nocte veniebant ad eum (…), et ut credit ipse lognens, non erat mulier apud Ax vel pauce erant quas non posset habere dictus rector dum ibi erat ob timorem inquisitionis Carassone« (i. 279).

wandte sich Bernard, als er – vergeblich – versuchte, den gefangenen Bruder durch Bestechung freizukaufen (ii. 282). Pierre Maury wurde nach einer Intervention von dieser Seite auf freien Fuß gesetzt (wir kommen im vierten und fünften Kapitel noch darauf zurück). So waren in ganz Okzitanien Geheimbünde von Priestern, Bayles, kleinen Landadeligen, reichen Hauern, alle Freunde ihrer Freunde, am Werke, der Inquisition ihre Opfer streitig zu machen und – gelegentlich erfolgreich – dem Druck der Kirche und des Königs von Frankreich zu begegnen.

Doch waren sie nur teilweise erfolgreich: Die Beziehungen zwischen dem auf dem Dorfe vorherrschenden System von Freundschaften, Verschwägerungen und Verwandtschaften und dem von außen seinen Herrschaftsananspruch stellenden System politischer und ekklesiastischer Autoritäten waren stets äußerst gespannt. Zwischen den von Bauern und Katharern anerkannten Werten einerseits und den von der Stadt und der katholischen Kirche behaupteten Werten andererseits bestand ein unüberbrückbarer Unterschied. Und es war nicht weit von Carcassonne und Pamiers nach Montaillou und dem Sabarthès. Da derart der bäuerliche Mikrokosmos von Montaillou von der großen Welt aus leicht erreichbar und überdies ja keineswegs so geschlossen war, daß er ihrem Zugriff keine Handhabe geboten hätte, mußten die Vertreter der zur Häresie neigenden Bauern nicht nur äußerst

geschickt zu Werke gehen, um ihre Schützlinge diesem Zugriff zu entziehen – sie mußten auch Glück haben. Und das hatten sie nicht auf die Dauer. Und so brach denn das System – oder vielmehr die Koexistenz der beiden Systeme – zuletzt in Stücke.

Die Domus, die wir bisher in Betracht gezogen haben, gehörten alle in die Welt des bodenständigen Bauerntums. Aber es lebten auch Holzfäller im Dorf (ein Hundeleben übrigens), die oft nebenbei etwas Landwirtschaft betrieben und Schafe auf die Weide führten; da aber diese Leute wenig Neigung zur Ketzerei bekundeten und derart die Inquisitoren nicht sonderlich interessierten, wissen wir nicht viel von ihnen.

Über die Schäfer aber wissen wir mehr. Sie waren in Montaillou verhältnismäßig zahlreich. In wenigstens acht Familien des Dorfes gab es welche, zehn findet man ausdrücklich genannt, unter diesen: Guillaume Pellissier, Guillaume Belot, Guillaume Guilhabert, Jean Marty, Pierre und Guillaume Baille, Pierre und Jean Maury, Guillaume Maurs und einer der Benets. Neben den eigentlichen Bauern waren die Schäfer die stärkste Gruppe im Dorf.

Dabei ist zu beachten, daß in gewissem Sinn natürlich in den Dörfern des oberen Ariège jedermann Schäfer war: denn in Dörfern wie Ornolac und Montaillou hatte jeder Schafe. Der Bayle von Ornolac etwa sagte zu den unter der Ulme auf dem Dorfplatz versammelten Männern (i. 208–209), »daß sie anstatt der Ketzer lieber Bischof Fournier selbst verbrennen sollten, weil er den Zehnten von unseren Lämmern nimmt«. Mit

diesen frevelhaften Worten sprach Guillaume Austatz der ganzen Gemeinde von Bauern und Herdenhaltern aus der Seele. Ihre Schafe waren diesen Leuten so wichtig wie ihre Ernten. Und viele hüteten auch, mit Hilfe ihrer Kinder, selbst ihre Herden.

Doch haben wir ja in die Lebensweise dieser Leute einigen Einblick schon genommen. Hier sollen uns vornehmlich die Wanderhirten beschäftigen, die mit den Herden über Land zogen.[1] Diese bildeten ein ländliches, nirgends fest ansässiges Halbproletariat, das gleichwohl seine eigenen Traditionen, seinen eigenen Stolz und eigentümliche Begriffe von der Freiheit der Berge und seinem Schicksal hatte. Die Wanderungen dieser Schäfer waren sowohl zeitweilig wie auf die Dauer Teil der großen Auswanderungsbewegung, welche die Bergbewohner aus den Pyrenäen in das Unterland, vorzüglich nach Spanien, hinabführte.

Die Schäfer bewegten sich im Rahmen der bestehenden Machtverhältnisse. Bei ihren Wanderungen von Dorf zu Dorf waren sie auf das zwischen den Domus angelegte Netzwerk von Beziehungen angewiesen, wovon sie nicht selten ihren Vorteil hatten. Pierre

1 Da sehr viele junge Männer das Dorf verließen, um das ehelose Leben der Wanderhirten zu führen, waren unter der in Montaillou verbleibenden Bevölkerung die Frauen wahrscheinlich in der Mehrzahl. Und die wegen der größeren Sterblichkeit der Männer zahlreichen Witwen haben dieses Verhältnis noch akzentuiert.

Maury, ein Schäfer aus Montaillou, wanderte durch Katalonien und das Gebiet des heutigen Départements Aude; doch seine Beziehungen zur Sippe der Clergues hielt er auch aus der Ferne aufrecht und konnte derart, wohin er kam, auf deren Unterstützung rechnen (ii. 176). Andererseits machten die Fehden der Grundherren auf der spanischen Seite der Berge – die sich noch damals wie in den schönsten Zeiten des Feudalismus bei jeder Gelegenheit gegenseitig zu überfallen liebten – den Wanderhirten häufig das Leben schwer. Wenn etwa zwischen Guillaume d'Entensa, dem Herrn von Casteldans, und einem anderen Edelmann, von dem wir nur wissen, daß er Nartes oder En Artes hieß, ein solcher Streit ausbrach, mußten die Brüder Maury ihre Herden schleunigst aus dem Gebiet von Casteldans in Sicherheit bringen (ii. 479; iii. 195).

Viele von diesen Wanderhirten waren aus Montaillou gebürtig und einige von diesen betreffend haben wir Nachrichten. Daraus erhellt, daß verdächtige Existenzen unter ihnen waren, unstete Naturen, die sich nach einem Streit ins Maquis abgesetzt oder auf die ›draille‹ oder Wanderung begeben hatten. Jean Maury erzählt, wie ihn ein Streit mit anderen Schäfern in seiner angeborenen Wanderlust bestärkte: »Ich geriet in Streit mit ein paar Schäfern aus Razès. Ich wurde dabei verletzt. Ein gewisser Vézian, der damals bei Raymond Lizier aus Montaillou wohnte, hatte in diesem Streit meine Partei ergriffen. Ich führte wegen meiner Wunden Klage bei

Bernard Clergue, der damals für den Herrn Grafen von Foix ›bayle‹ von Montaillou war; auch beim Kastellan von Montaillou beklagte ich mich. Dieser wollte mir für den Schaden, den ich von den Schäfern aus Razès erlitten, keine Genugtuung geben. Wegen dieser Ungerechtigkeit verließ ich Montaillou und ging nach Puigcerda, wo ich mich bei der Herrin Brunissende de Cervello als Schäfer verdingte; ich blieb bei dieser Brunissende und ihren Schafen vier Jahre und zweieinhalb Monate lang« (ii. 476). Ähnlich ging auch Guillaume Bélibaste auf die Wanderung, nachdem er sich zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung hatte hinreißen lassen. In seinem Falle allerdings trieb wohl nicht die Ungerechtigkeit der Behörden den Wanderer aus der Heimat fort, sondern eher die Furcht vor deren Gerechtigkeit, denn er trug die Schuld in dem Streit und hatte einen Schäfer dabei erschlagen. Jedenfalls verließ er seine gewinnbringende Landwirtschaft und die brüderliche Domus in Cubières und wurde Schäfer, schließlich ein ›parfait‹. Erst später ließ er sich als Prophet bei einer kleinen albigensischen Kolonie in Katalonien nieder, wo er dann sein Brot als Korbflechter und Kammacher verdiente.

Auf etwas andere Weise wurde auch Bernard Benet zu derartigem sozialen Abstieg gedrängt.[1] Er war Sohn

1 Die Protokolle der von Bischof Fourmer angestellten Verhöre sind besonders interessant, als sie viele Fälle sozialen Abstiegs dokumentieren; die Dokumente des Ancien Régime betreffen in der Mehrzahl Fälle sozialen Aufstiegs.

einer geachteten und wohlhabenden Bauern- und Schafzüchter-Familie in Montaillou. Aber die Inquisition ruinierte diese Familie, konfiszierte ihr Land und überließ es Bernard Clergue zur Nutzung namens des Grafen von Foix. Das unmittelbare Ergebnis dieser Transaktion war eine Bereicherung der Domus der Clergues auf Kosten der Domus der Benets, obwohl beide Häuser einst indirekt miteinander verbunden gewesen waren. Bernard Benet mußte unter die Schäfer gehen. Zu der Zeit, als sich die Inquisition für ihn interessierte, war er in einer sowohl materiell als auch moralisch sehr wenig behaglichen Lage. Für seinen Lebensunterhalt war er ausschließlich auf die Wolle seiner Schafe angewiesen; und in Montaillou war er zwischen die widerstreitenden Interessen zweier Sippen geraten. Die Clergues wollten ihn zwingen, vor der Inquisition zu Carcassonne ein falsches Zeugnis abzulegen. Er tat's, und die mit den Clergues verfeindeten Azémas bedrängten ihn, dieses Zeugnis zurückzunehmen. Bernard Clergue, der in dieser Angelegenheit nach Anweisung seines Bruders des Pfarrers verfuhr, stellte dem unglücklichen Schäfer die Rückgabe eines Teils des von der Inquisition konfiszierten Weidelands seiner Familie in Aussicht; Pierre Azéma andererseits suchte ihn nicht mit Zuckerbrot, sondern mit der Peitsche gefügig zu machen: Er beschlagnahmte die kostbaren Schafe Bernard Benets, dessen einzigen ihm verbleibenden Besitz, um ihn zur Aussage in seinem

Sinne zu veranlassen. Schließlich wurde Bernard Benet verhaftet. Aus Mas-Saint-Antonin, wo zu verbleiben ihm befohlen worden war, entwich er (i. 408), aber nach einem Abstecher in die Cerdagne mußte er sich in Ax-les-Thermes neuerlich verhaften lassen: Pierre Roussel aus Ax und dessen Frau Alissende hatten ihn verraten. Diese Alissende war eine Schwester der Gaillarde Benet, der Ehefrau von Bernards Bruder Pierre: Die Schwester einer Schwägerin also hatte Bernard verraten. Doch hatte dieser Verstoß gegen die auch entfernten Familienangehörigen geschuldete Solidarität hier einen besonderen Grund: Alissende und Gaillarde waren zu verschiedenen Zeiten beide Geliebte des Priesters Pierre Clergue gewesen. So waren sie willens, die eigene Familie an die ihres Geliebten zu verraten. Und Pierre Clergues Harem trug das seine zum Wohlstand seiner Domus bei. Bernard Benet dagegen konnte am Ende nur froh sein, daß er der Inquisition unversehrt entkam. Das Land seiner Familie blieb beschlagnahmt, und er mußte weiterhin als Schäfer sein Leben fristen (i. 395, 405–406, 408).

Auch der Schäfer Guillaume Maurs hatte viel verloren, noch mehr als Bernard Benet. Wie Bernard war er Sohn einer angesehenen Domus von Montaillou; die, wie diejenige Bernards, von der Inquisition ruiniert worden war – ebenfalls unter hilfreicher Mitwirkung der Clergues. Guillaume Maurs' Vater und Bruder

wurden festgenommen und eingekerkert. Seiner Mutter Mengarde, die sich unvorsichtige Äußerungen über die ketzerische Vergangenheit der Clergues hatte zuschulden kommen lassen, wurde auf Betreiben des als Bayle mit richterlichen Vollmachten ausgestatteten Bernard Clergue die Zunge abgeschnitten. Guillaume Maurs selbst entkam der Folter und dem Kerker mit knapper Not. Er floh über einen Paß nach dem anderen bis nach Katalonien, kehrte dann aber in die Grafschaft Foix zurück, weniger von ketzerischem Sendungsbewußtsein als vielmehr von Rachedurst getrieben. Denn dem ›parfait‹ Guillaume Bélibaste beschied er verdrießlich: »Ich würde lieber Kutteln essen als einer von euch sein« (ii. 187). Das Schicksal der katharischen Religion, die den Spionen der Inquisition die Handhabe gegen seine Familie geliefert hatte, kümmerte ihn wenig; er wollte seine Familie rächen, und zwar an den Clergues, die deren Unglück unmittelbar verschuldet hatten. Dieser unwillige Schäfer sann unentwegt über die verblichene Herrlichkeit seiner Domus nach. Zwar waren in Wirklichkeit die Maurs immer nur bescheidene Leute gewesen, aber der Zauber der Erinnerung tat sein Werk. Er hielt sich in verschiedenen Sennereien in den Bergen auf, wurde schließlich in Puigcerda verhaftet und durch einen Vertreter des Königs von Mallorca den Häschern des Bischofs Fournier ausgeliefert.

Die Schäfer Bélibaste, Maurs und Benet erlitten nicht als einzige derartige Schicksale. Vielmehr können ihre

Lebenswege als typisch für diejenigen vieler Schäfer ihrer Zeit und ihrer Heimat gelten. Das wird durch die lange, faszinierende und erbärmliche Lebensgeschichte des Schäfers Bernard Marty aus Junac bestätigt (iii. 253–295). Bernard Marty, der anderer Leute Schafe hüten mußte, um ein sehr armseliges Leben zu fristen, stammte aus einer durch die Inquisition zugrundegerichteten Familie von reichen Hufschmieden.

Dennoch gab es auch Schäfer aus Leidenschaft; diese, die meist jüngere Sohne der besseren Familien oder überhaupt aus armen Häusern gebürtig waren, litten nicht unter der Zugehörigkeit der Schäfer zur Unterschicht der ländlichen Gesellschaft: Auf eine bessere Stellung hatten sie ohnedies keinen Anspruch. Sie waren manchmal geradezu glücklich und stolz, Schäfer zu sein. Ein solcher Schäfer war Jean Pellissier; auch Pierre Maury, über den wir noch besser unterrichtet sind, gehörte zu diesen Glücklichen.

Jean Pellissier, Sohn des Bernard Pellissier aus Montaillou, wurde Schafhirt, als er zwölf Jahre alt war. In diesem Alter ließen die Bauern gewöhnlich Ihre Kinder mit den Herden auf die Weide gehen. Aber Jean hütete nicht lange nur die Schafe seiner Eltern. Er wurde nach Tournon, fern der Heimat, in die Lehre gegeben. Dort hütete er zuerst die Schafe einer gewissen Thomassia, einer Witwe wahrscheinlich.

Von Anfang an scheint der junge Pellissier kein großes Licht gewesen zu sein, und namentlich neben dem

sehr hellen Pierre Maury nimmt sich der Gute ziemlich tölpelhaft aus. So wußte er den Familiennamen seiner ersten Brotherrin nicht, konnte nicht angeben, wie alt er gewesen, als Thomassia ihn angestellt hatte, wußte auch nicht genau, wie lange er bei ihr geblieben war: »Ich war fünf oder sechs Jahre bei Thomassia«, sagte er.

Als er ungefähr achtzehn Jahre alt war, kehrte Jean Pellissier, der inzwischen ein erfahrener Schäfer war, in sein Heimatdorf zurück, wo er eine unbestimmte Zeitlang bei seiner Mutter Alazaïs und seinen Brüdern Raymond, Guillaume, Bernard und Pierre wohnte. Er verkehrte während dieser Zeit in vier Nachbarhäusern, darunter solchen, die mit seinem verwandt waren. »Nie habe ich in diesen Häusern einen Fremden oder Ketzer gesehen«, erklärte er.

Endlich aber machte seine Wanderlust sich wieder geltend. Diesmal verdingte er sich in Niort bei Guillaume Castellan auf zwei Jahre; danach ging er als Schäfer zu Raymond Jean nach Mompret (iii. 75ff.). Auch dem neuen Herrn dient er nicht lange. Im ländlichen Okzitanien wurden offensichtlich Arbeitsverträge zwischen Herren und Knechten ebenso leicht geschlossen wie gelöst. Von Leibeigenschaft findet man in diesen Verhältnissen keine Spur.

Nach seinem Aufenthalt in Mompret wandte sich Jean Pellissier wieder nach Montaillou: Er gewöhnte sich allmählich an diese Luftveränderungen. In Montaillou nahm er Dienst als Schäfer bei Bernard Maurs

(iii. 75,76). Mit den Maurs war er weitläufig verwandt, und seine Tante Maurs war es, die ihn für eine Weile zum Katharismus bekehrte. Die soziale und familiäre Distanz zwischen den Bauern und den Schäfern, die sich bei ihnen verdingten, war oft nicht groß.

Aber zum Entsetzen des Schäfers traf der Zorn der Inquisition das Haus der Maurs: »Mein Dienstherr Bernard Maurs und dessen Mutter Guillemette«, liest man in Jean Pellissiers Aussage (iii. 76; man beachte, daß hier von der Mutter, nicht von der gleichnamigen Ehefrau des Hausherrn die Rede ist), »wurden zur gleichen Zeit als Ketzer eingekerkert. Pierre Maurs, Bernards Bruder und Nachbar, und der andere Pierre Maurs (der Sohn des Besagten) wurden gleichfalls eine Zeitlang in Carcassonne eingekerkert. Die anderen Söhne des älteren Pierre Maurs, nämlich Bernard und Guillaume, wurden desgleichen wegen Ketzerei nach Carcassonne ins Gefängnis gebracht. Ein anderer Pierre Maurs, ein Sohn des Bernard Maurs, floh [1308], nachdem die Inquisition die dortigen Ketzer gefänglich eingezogen hatte, aus Montaillou und ließ sich in Katalonien nieder. Vor zwei Jahren [1321] kam er nach Montaillou zurück, um eine der Töchter des Guillaume Authié aus Montaillou zur Frau zu nehmen (des Guillaume Authié, der jetzt wegen Ketzerei in Carcassonne im Gefängnis ist). Dieser Pierre Maurs hat bis zum Anfang dieses Winters (da er wiederum nach Katalonien gegangen) hier im Dorf gewohnt, ich

habe aber jeden Umgang mit ihm sorgfältig gemieden.« Diese Verhaftungen und Zwangsmaßnahmen (Mengarde Maurs wurde ja die Zunge abgeschnitten, wie schon oben erwähnt) zerstörten das Haus der Maurs: Die Mitglieder der Familie im Gefängnis oder landflüchtig, verarmt und verzweifelt, wurden in alle Winde zerstreut. Die Aussage Jean Pellissiers spricht für sich selbst: Zwischen 1305 und 1320 konnte sich in Montaillou vor den Nachstellungen der Inquisition niemand sicher fühlen. Jean Pellissier dachte von neuem an eine Luftveränderung. Diesmal ging er nach Prades d'Aillon. Dieses Dorf lag zwar eine Meile von Montaillou entfernt, war aber fast genauso mit Ketzerei verseucht wie das, wo der Flüchtling herkam. »Nachdem ich den Dienst bei Bernard Maurs quittiert hatte, nahm ich in Prades d'Aillon bei Bernard Malet und dessen Söhnen Bernard, Raymond und Andre Dienst an« (iii. 76). Auch hier war der Unglückliche aber nicht in Sicherheit. »Ungefähr zwei Monate, nachdem ich meinen Dienst angetreten hatte, wurde Bernard Malet von der Inquisition vorgeladen. Er starb später in Carcassonne im Gefägnis.« Jean Pellissier versuchte, diesen neuen Schicksalsschlag von der bestmöglichen Seite zu nehmen: »Keiner der drei vorgenannten Söhne Bernard Malets des Älteren hatte aber je wegen Ketzerei Ärger mit den Behörden«, berichtete er dem Bischof Fournier.

Das war freilich ein schwacher Trost. Da er in Prades

d'Aillon eben doch nur eine Meile weit von Montaillou entfernt war, gelang es Jean Pellissier niemals, sich aus der Verstrickung des Geflechts der zwischen den Maurs, den Clergues und den Malets gesponnenen ketzerischen Beziehungen zu lösen. Der jüngere Bernard Malet in Prades, der Sohn des eingekerkerten gleichnamigen Brotherrn unseres Helden, war mit einer der Nichten des Pfarrers von Montaillou verheiratet; und dieser, Pierre Clergue, protegierte das junge Paar. Im Pays d'Aillon führten schließlich alle Wege, auch diejenigen des in der Fremde Arbeit suchenden Schäfers, am Ende in die Netze des allgegenwärtigen Pierre Clergue.

Endlich ließ sich Jean Pellissier nach langen Wanderjahren endgültig in seinem Heimatdorf Montaillou nieder, wo er nun sein eigenes Haus begründete. Hier sah man ihn ab und zu – er hatte nie die beste Gesundheit – Erholung suchend vor der Tür in der Sonne liegen (iii. 79, 104).

Meistens aber war er draußen vor dem Dorf unterwegs, ob im Frühjahr vor der Aussaat oder im Sommer nach der Heumahd (iii. 84). Er war inzwischen recht wohlhabend geworden und hatte eigene Schafe. Allerdings mußte er die auf anderer Leute Weiden führen. In einer charakteristischen Erinnerung beweist er, daß er bei aller Unbestimmtheit seiner chronologischen Begriffe ein aufmerksamer Mann war (iii. 84): »War es in dem Jahr, als alle Männer von Montaillou von der Inquisition eingekerkert wurden [1308] oder im

Jahr vorher? Ich erinnere mich nicht genau. War es im Sommer nach der Heumahd oder im Frühjahr vor der Sperrung der Wiesen? Ich weiß auch das nicht mehr genau. Ich weidete jedenfalls meine eigenen Schafe auf Combe del Gazel, auf der Weide des Guillaume Fort und seiner Brüder. [Guillaume Fort wurde als rückfälliger Ketzer 1321 verbrannt.] Ich selbst war an der linken Seite der Wiese an dem Weg, der zu den Bergweiden von Montaillou führte. Zur Rechten besagten Weges war Pierre Baille, der Sohn des Raymond Baille aus Montaillou. Pierre Baille weidete seine Schafe auf der Weide des Bernard Marty (den man den ›Ziegenbock‹ nannte). Auch Jean Marty aus Montaillou war da; seine Schafe grasten auf einer Wiese, die ihm selbst gehört, gleich neben der von Raymond Marty. Ungefähr zur Mittagszeit kam auf vorbenanntem Weg aus Montaillou Arnaud Vital. Er trug einen blauen Mantel über seinem Kittel, hatte eine Axt am Halse hängen und trug ein großes Reisigbündel im Nacken. Bei ihm waren noch zwei Männer, die über grünen oder blauen Kleidern braune Mäntel mit Kapuzen trugen. Auch diese hatten Äxte auf der Schulter. Arnaud und diese beiden Männer kamen über Belots Wiese. Endlich sahen sie mich und meine beiden Gefährten Pierre Baille und Jean Marty. Arnaud ging zu Pierre Baille und grüßte ihn, welchen Gruß dieser erwiderte … Da aber Arnaud zu dieser Zeit der Flurhüter von Montaillou war, tadelte er Pierre Baille und Jean Marty, daß sie ihre Schafe über

die junge Saat laufen ließen. Und Jean sagte zum Spaß: ›Sind diese beiden Holzfäller da aus Lavelanet?‹«

Die umständliche Schilderung gibt einen guten Einblick in die kleine Welt der Schäfer von Montaillou im 14. Jahrhundert: Man sieht den Unterschied zwischen den als Weideland und den für die Heumahd in Frage kommenden Wiesen, die teils in dem gesäten ›infield‹ des Kirchspiels, teils im unbestimmten fernen ›outfield‹ der Almweiden lagen. Eine soziale Rangordnung wird sichtbar, die zwischen Schäfern, die ihre eigenen (und anderer Leute) Schafe auf anderer Leute Weiden führen mußten, und solchen unterschied, die selbst Land besaßen, ja hauptsächlich Landwirte waren, und daher die Schafe, die sie hielten, auf ihrem eigenen Land weiden lassen konnten. Aber diese mehr oder weniger feinen Unterschiede verhinderten keineswegs die Zusammenarbeit und lose Assoziation von Schäfern der unterschiedlichsten Ränge. In dem zitierten Bericht zeigt sich aber nicht nur eine Gruppe derart miteinander verbundener ›socii‹, es zeigt sich auch diese Gruppe mit einer vom ganzen Dorf akzeptierten Autorität in Konflikt. Die für die Heumahd bestimmten Wiesen wurden nach der Aussaat im Frühjahr für die Herden gesperrt; ein Flurhüter der Gemeinde achtete darauf, daß die Schäfer diese Bestimmung einhielten. Der in Jean Pellissiers Bericht auftretende Arnaud Vital flickte übrigens auch die Schuhe und lief in seiner (bei alledem anscheinend reichlich bemessenen) freien Zeit

den Mädchen nach. Die Chronologie dieser dörflichen Welt war unbestimmt: Als absolute Ereignisse außerhalb der jährlich wiederholten Runde der jahreszeitlich bestimmten Arbeiten figurierten darin vornehmlich die katastrophischen Einmischungen der Inquisition von Carcassonne ins Leben der Bauern und Schäfer. Um so bestimmter sind in Jean Pellissiers Bericht die räumlichen Verhältnisse dargelegt. Der Bericht gestattet uns anscheinend sogar einen Blick auf die Welt der Holzfäller, von der wir sonst wenig wissen. Doch nur anscheinend, denn tatsächlich handelte es sich bei den beiden Begleitern Arnaud Vitals nicht um gewöhnliche Holzfäller: Die beiden waren ›parfaits‹! Sie kamen, als Pellissier sie beobachtete, aus dem Hause Belot, wo sie sich eine Zeitlang versteckt hatten, und waren unterwegs ins Maquis. Einer von ihnen war Prades Tavernier, dem man auf den Schleichwegen des Pays d'Aillon nicht selten begegnete; der andere war Guillaume Authié, der berühmte mutige Notar aus Ax-les-Thermes, den Familienbande an Montaillou knüpften. Seine Frau Gaillarde war eine Tochter des Arnaud Benet aus Montaillou, so war auch Guillaume selbst der Benet-Sippe von Montaillou verbunden.

So waren die Geschicke des kleinen Schäfers Jean Pellissier vielfältig mit denen der verschiedenen Familien seines Heimatdorfes verflochten. Die Existenz des Schäfers Pierre Maury dagegen stand weiten Reisen offen, war Abenteuern aller Art geneigt, flüchtigen

Liebesaffären und treuen Freundschaften. Sie lohnt eine nähere Untersuchung. Denn die Lebensgeschichte Pierre Maurys spiegelt den großen Zyklus der Transhumanz, auf dem zu jener Zeit die Wirtschaft der Pyrenäen hauptsächlich beruhte.[1]

Pierre Maury

Pierre Maury, geboren um 1282 oder 1283, war der Sohn des Raymond Maury, eines Webers aus Montaillou, und der Alazaïs Maury, der Frau desselben. Die Domus der Maurys gehörte zu den angesehensten im Dorfe. Raymond und Alazaïs hatten sechs Söhne – Guillaume, Pierre, Jean, Arnaud, Raymond und Bernard. Außerdem hatten sie wenigstens zwei Töchter – Guillemette, die eine wenig befriedigende Ehe schloß mit Bertrand Piquier, einem Tischler aus Laroque d'Olmes, und Raymonde, die sich mit Guillaume Marty verheiratete. Beide Töchter heirateten im

1 Transhumanz wurde mit großen Herden praktiziert, deren keine weniger als mindestens ein paar hundert Schafe zählte. Insofern unterschied sich diese Wanderschäferei großen Stils von der Schafzucht der Bauern von Ax und an anderen Orten in den Pyrenäen, wo Wanderschäfer aus Montaillou Anstellung fanden, und von der Schafzucht, die in Montaillou und anderwärts von den Bauern im kleinen Stil neben ihrer Landwirtschaft betrieben wurde.

Alter von achtzehn Jahren oder noch früher.

Was Montaillou – wie anderes in der Vergangenheit Liegendes – betrifft, so ist in der Überlieferung eine gewisse Vorliebe für den ganzen Mann anzumerken: Frauen und Kinder sind derart meistens nicht vollzählig dokumentiert. Bei Aufzählungen seiner Nachkommen hatte man die Neigung, Töchter – und namentlich jung verstorbene Töchter – nicht einzeln zu berücksichtigen. Die acht Geburten im Hause Maury, von denen wir wissen, stellen also durchaus nicht unbedingt die Gesamtheit des dortigen Nachwuchses dar. Obwohl Raymond Maury als Weber-Handwerker nicht Landwirt war, trieb doch die Familie neben dem Handwerk des Vaters auch Landwirtschaft und Viehzucht. Als achtzehnjähriger war Pierre Maury noch immer nur ein Hirtenjunge im Dorf. Sein Bruder Guillaume Maury war Holzfäller: »Vor dreiundzwanzig Jahren«, gab Pierre Maury 1324 zu Protokoll, »hütete ich die Schafe des Arnaud Fauré aus Montaillou und des Raymond Maulen aus Arques auf dem Gemeindeland von Montaillou. Guillaume Maury, mein Bruder, und Guillaume Belot aus Montaillou, die inzwischen beide tot sind, pflegten nach Ausa in den Wald zu gehen, Schindeln schneiden.«[1] Damals kam Pierre Maury zum ersten Mal mit der Ketzerei

1 iii. 120. Schon in ihrer Jugend hatten die Söhne der Maury eine Neigung zum Leben der Schäfer. Aber die spätere Verarmung der Familie, bewirkt durch die Beschlagnahme

in Berührung. Sein Bruder Guillaume und die Belots – die sich um die Verbreitung der Ketzerei im Dorfe ja überhaupt so erfolgreich bemühten – machten ihn mit den Lehren der Katharer bekannt. Bei der Gelegenheit, da er den beiden Holzfällern auf der Weide begegnete, redeten sein Bruder und der junge Belot auf ihn ein: »Jetzt sind die guten Christen ins Land gekommen; sie folgen dem Weg, den Sankt Peter, Sankt Paul und die anderen Apostel gewiesen haben. Sie folgen dem Herrn nach. Sie lügen nicht. Und sie tun anderen nicht an, was sie sich selbst nicht angetan haben wollen.«

Pierre Maury war damals noch ein junger Mann, der fromm die Heiligen verehrte: »Ich hatte gerade meine Schafe geschoren und dem heiligen Antonius und der Heiligen Jungfrau von Montaillou je ein Vließ gegeben. Etwas Wolle hatte ich noch übrig, davon ich mir Kleider machen wollte. Da sagten mein Bruder und Guillaume Belot zu mir: ›Die guten Leute [d. h. die Häretiker] sind schlecht gekleidet. Gib ihnen von deiner Wolle. Sie könnten sich Kleider daraus machen. Du wirst ihnen derart ein großes Almosen geben, ein größeres, als du dem heiligen Antonius gegeben, denn dem geben viele Leute, den guten Leuten aber wenige. Und doch bitten auch die guten Leute Gott

des Familienbesitzes durch die Inquisition, dürfte dieser – besonders bei Jean – wohl ursprünglichen Neigung noch nachgeholfen haben.

um Beistand für ihre Wohltäter … und Gott hört sie an! Denn sie wandeln den Pfad der Gerechtigkeit und der Wahrheit.‹«

Von der Vorstellung bewegt, daß jene heiligen Männer sich bei Gott für ihn verwenden wollten, ließ Pierre Maury sich überreden. »Sie sagten mir so viel, daß ich ihnen schließlich ein Vlies für die Ketzer gab.«

Kurz nach seiner ersten Begegnung mit der ketzerischen Propaganda, im Jahre 1300 oder 1301, floh der achtzehnjährige Pierre Maury aus dem Vaterhaus (iii. 110). Nicht daß es irgendwelchen Streit gegeben hätte, aber schon damals hing eine drohende Wolke über der von der Inquisition der Ketzerei verdächtigten Domus Maury; der Junge mag gespürt haben, daß er unter seines Vaters Dach nichts Gutes zu erwarten hatte. So ging er ins Tal hinunter – auf das Gebiet des gegenwärtigen Departements Aude –, wo er auf den wärmeren Weiden zwischen Razès und Fenouillèdes im Val d'Arques mit seinen Schafen überwintern wollte (iii. 121).[1] In Arques verdingte sich Pierre Maury als Schäfer bei seinem Vetter Raymond Maulen (wieder einmal kamen Familienbande mit ökonomischen Beziehungen überein). Wenig später, als er ungefähr zwanzig Jahre alt war, verliebte

1 Die Wanderungen der Schäfer zwischen dem Unterland der Aude und dem Hochland der Anege erklären die Verbreitung des Katharismus durch das Unter- wie durch das Oberland dieses Teils von Okzitanien.

sich Pierre Maury (iii. 110, 121). »Im nächsten Winter weidete ich meine Herde im Val d'Arques. Ich wohnte im Hause meines Vetters Raymond Maulen aus Arques. Ich verliebte mich leidenschaftlich in ein Mädchen aus dem Dorf, Bernadette den Esquinath. Und zwei Jahre lang redete mir niemand von Häresie, denn man sah wohl, daß ich dieses Mädchen leidenschaftlich liebte.« Anscheinend wies die hübsche Bernadette ihren leidenschaftlichen Verehrer nicht zurück. Eines Tages machte Raymond Pierre seinem Vetter deshalb Vorwürfe, wobei er so weit ging, das Mädchen eine Hure zu nennen. »Du Pierre«, sagte Raymond bei dieser Gelegenheit (iii. 121), »du Pierre, der du den guten Leuten so zugetan warst, willst jetzt nichts mehr von ihnen wissen. Stattdessen hast du dich zur Hurerei bekehrt. Du suchst eine Frau. Nun, wir werden dir eine geben. Eine, die in den Glauben [den Glauben der Ketzer, versteht sich] eingeweiht ist. Und wenn du so eine Frau hast, wird sie besser sein für dich als eine, die unseren Glauben nicht teilt. Denn, wenn du eine Frau unseres Glaubens hast, kannst du die guten Leute bei dir zu Hause aufnehmen. Kannst ihnen helfen. Du kannst sogar insgeheim mit deiner Frau über Dinge wie die richtige Einsicht in das Gute und dergleichen reden.« Diese Aussichten mögen ihre Reize gehabt haben. Wer wäre nicht gern imstande, sich »über die richtige Einsicht in das Gute und dergleichen« zu unterhalten mit seinem Weibe?

Des weiteren ist jedenfalls von der zeitweilig so

leidenschaftlich geliebten Bernadette nicht mehr die Rede. Doch wurde sie alsbald von einer anderen, Bernadette Pierre, abgelöst. Pierre Maury nahm bei ihrem Vater Dienst an. Inzwischen hatte er aus seinen durch ein paar glückliche Spekulationen vermehrten Ersparnissen selbst ein Stück Land bei Arques erworben. Bernard Bélibaste, ein mit Pierre Maurys neuem Dienstherrn befreundeter Herdenbesitzer, empfahl dem jungen Mann dringend, um die Hand der Bernadette Pierre anzuhalten (iii. 121): »Wenn du wirklich eine Frau suchst, die etwas vom Guten versteht«, sagte er, »kenne ich da ein kleines Mädchen, das genau das Richtige für dich sein wird. Es ist so reich, daß du, wenn du nur zusammennimmst, was es dir in die Ehe bringen wird und was du selbst schon hast (du hast ja Land gekauft in Arques), nie wieder mit den Händen arbeiten mußt … Denn Raymond Pierre, der dann dein Schwiegervater würde, wird dich wie einen Sohn halten und wird dir seine Tochter Bernadette Pierre, die jetzt ungefähr sechs Jahre alt sein muß, zur Frau geben; und du wirst in der Domus des Raymond Pierre leben, der das Gute versteht.«

Diese Ansprache gibt indirekt eine Aufstellung der höchsten Werte, die bei diesen okzitanischen Schafzüchtern galten; die enge Verbindung zwischen Domus und Häresie wird deutlich; die Wichtigkeit der Domus selbst und der in ihrem Rahmen stattfindenden Institutionen (Adoption des Schwiegersohnes, Wohngemein-

schaft, Mitgift). Der Familienvater Raymond Pierre beabsichtigte also, um die Kontinuität seiner Domus bemüht, schon lange, ehe seine Tochter ins heiratsfähige Alter käme, einen Mann für sie als seinen Sohn zu adoptieren. Die Beweggründe dieses langfristigen Planens sind nicht weiter geheimnisvoll. Raymond Pierre hatte drei Töchter – Bernadette, Jacotte und Marquise – aber keinen Sohn. So mußte er sich denn einen Mann suchen, den er als seinen Schwiegersohn als Erben seines Hauses einsetzen könnte.

Pierre Maury aber blieb angesichts der ihm in so leuchtenden Farben geschilderten Zukunft skeptisch. »Wie kannst du jetzt schon wissen«, fragte er Bernard (iii. 122), »daß Bernadette, wenn sie groß ist, das Gute verstehen wird?« Gute Frage. In Jacques Fourniers Vernehmungsakten ist von langfristig geplanten Ehen dieser Art die Rede, in denen der häretisch gesinnte Ehemann sich am Ende – von seinem Schwiegervater getäuscht – mit einer bigotten Katholikin verheiratet fand, vor der er seinen Glauben ängstlich geheimhalten mußte – bis dann irgend etwas die Wahrheit an den Tag und den unglücklichen Mann ins Gefängnis gebracht hatte (iii. 322).

Aber Bernard Bélibaste ließ sich nicht einschüchtern (iii. 122): »Raymond Pierre«, sagte er, »wird seine Tochter Bernadette so gut erziehen, daß sie mit Gottes Hilfe die Kenntnis des Guten sicherlich erlangen wird. Wenn aber diese Hoffnung täuscht, brauchst du, Pierre,

nur mit allem, was dein ist, Raymond Pierres Haus zu verlassen. Denn in dem Fall wäre die Verlobung natürlich hinfällig, denn es wäre allerdings sehr schlecht für dich, wenn du eine Frau nähmest, die das Gute nicht kennt.« Die beruhigende Versicherung zeigt, daß es im 14. Jahrhundert in den Pyrenäen und in deren Vorbergen (wie während des 16. und 17. Jahrhunderts in den Cevennen) üblich war, daß ein als zukünftiger Schwiegersohn in Aussicht genommener junger Mann sich mit seinem ganzen Besitz der Familie seines zukünftigen Schwiegervaters ergab – jedoch, im Fall die geplante Ehe nicht zustande kam, die Freiheit hatte zu gehen, wohin er wollte, und das ins Haus Gebrachte mitzunehmen.

Pierre Maury, an diese Modalitäten erinnert, fand, es könne also wohl nichts schaden, sich mit den ›bonshommes‹, ›guten Leuten‹, näher bekannt zu machen. Denn noch konnte er sich selbst ja gar nicht zu ihnen rechnen. Tatsächlich wollte Raymond Pierre (im Verein mit seinem Busenfreund Raymond Maulen) den jungen Schäfer nicht nur als seinen Schwiegersohn und Erben, sondern auch für die Prinzipien der ›guten Leute‹ gewinnen. So fragte der Umworbene sowohl Raymond Pierre wie auch dessen Werber Bernard Bélibaste, was denn diese ›guten Leute‹, von denen sie dauernd sprächen, eigentlich für Leute wären. Die Antwort war erbaulich (iii. 122):

»Das sind Menschen wie alle anderen! Ihr Fleisch,

ihre Knochen, ihre Gestalt, ihre Gesichter sind genauso wie die aller anderen Menschen. Aber sie sind die einzigen, die in den Pfaden der Gerechtigkeit und der Wahrheit wandeln, auf denen die Apostel gingen. Sie lügen nicht. Sie nehmen nicht, was anderen gehört. Selbst wenn sie Gold und Silber auf der Straße liegen sähen, würden sie's doch nicht mitnehmen, wenn es ihnen nicht jemand ausdrücklich schenkte. Man erlangt das Heil im Glauben dieser Leute, die man ›Ketzer‹ nennt, eher und besser als in irgendeinem anderen Glauben.«

Vierzehn Tage nach dieser Unterhaltung fand Pierre Maurys erste und entscheidende Begegnung mit einem Parfait statt. Dies war, soweit wir das den Akten entnehmen können, der Anfang jener langen ›Suche nach dem guten Menschen‹, der Pierre sein späteres Wanderleben widmete: 1302, als Pierre etwa zwanzig Jahre alt war.

Die fragliche Begegnung ereignete sich während eines von Raymond Pierre gegebenen großen Essens (iii. 122). Raymond war, wie schon angedeutet, ein wohlhabender Bauer und Viehzüchter in Arques. Seine Herden wanderten im Frühjahr auf die Bergweiden des Pays d'Aillon und verbrachten den Winter im Val d'Arques. Sein Haus hatte ein Stockwerk (ii. 17, 404), und während der hier in Rede stehenden Zeit hatte er wenigstens zwei ständige Knechte (vielleicht weil er keine Söhne hatte). Einer dieser beiden – Pierre, den

er als Schwiegersohn annehmen wollte – war Schäfer, der andere Maultiertreiber. Der Mann, der dieses Amt versah, als Pierre seinen Dienst als Schäfer antrat, ein gewisser Arnaud aus der Gegend von Sault, wurde bald darauf entlassen, weil er kein Katharer war. Pierre Catalan aus Coustaussa, dem daraufhin die Maultiere anvertraut wurden, war dann, wie man liest (iii. 135), »einer, der den Ketzern glaubte«.

Das Essen bei Raymond Pierre fand natürlich in der Küche statt: Von wenigen Ausnahmen abgesehen, machten zu dieser Zeit auch die reichen Bauern Okzitaniens zwischen Küche und Eßzimmer keinen Unterschied. Außer dem Hausherrn, Raymond Pierre aus Val d'Arques, der nach seinem früheren Wohnort auch Raymond Pierre aus dem Sabarthès genannt wurde, waren dabei anwesend dessen Ehefrau Sybille und deren Mutter, die ständig im Hause ihres Schwiegersohnes wohnte (iii. 122) und ihrer Tochter im Haushalt half, sowie eine Reihe von Schafzüchtern aus der Nachbarschaft: so Raymond Maulen, Pierre Maurys Vetter und erster Dienstherr; so Bernard Vital, der zwar gegenwärtig im Val d'Arques wohnte, doch aus Montaillou gebürtig war, ein Vetter jenes Arnaud Vital, dem wir schon als Schuster, Flurhüter, Schürzenjäger und überzeugtem Katharer begegnet sind; so auch Guillaume Escaunier, ein Schafzüchter aus Ax-les-Thermes, den seine Herden nach Arques geführt hatten. Diesen letzteren begleitete seine Schwester Marquise

Escaunier. Die Geschwister Escaunier waren Freunde der Authiés; am gleichen Tage erst hatte Guillaume Pierre Authié – der sich eben in aller Seelenruhe ein paar kleine Fische briet – im Hause seiner Schwester getroffen (ii. 12, 13).

Pierre Maurys Anwesenheit bei diesem Essen war sozusagen selbstverständlich. Als Raymonds Schäfer gehörte er zur Familie, von den weitergehenden Plänen seines Dienstherrn auf noch engeren Familienanschluß des jungen Mannes ganz abgesehen. Wie sehr dieser selbst sich zur Familie gehörig fühlte, erhellt aus dem Umstand, daß er bei Gelegenheit nicht zögerte, seinem Dienstherrn beizustimmen, wenn dieser seine Frau schlecht machte.[1]

So waren bei diesem Essen in der Küche einer Domus im Aude neben Pierre Maury Angehörige von vier bedeutenden häretischen Bauernfamilien aus dem Val d'Arques und dem Pays d'Aillon anwesend: Vitals, Maulens, Pierres und Escauniers. Im Nebenzimmer, in

1 In dem Protokoll der Aussage dieser unglücklichen Frau liest man, daß Pierre, als sie mitleidig ihrer bereits häretizierten und also um ihres Seelenheils willen zum Hungertod verpflichteten kleinen Tochter die Brust gegeben hatte, sehr zum Leidwesen ihres Mannes, dem Säugling versicherte: »Malam metrem habuisti« – und auch ihr selbst sagte, daß sie eine schlechte Mutter sei und überhaupt alle Weiber Teufel: »Dicebat etiam ipsi loquenti quod mala mater erat, et dicebat quod mulieres erant demones« (ii. 415).

der ›Kammer neben der Küche‹, saßen Pierre Authiés, der ›Herr‹ der Häretiker, und zwei Ketzer aus Limoux bei einer Fischmahlzeit. Ab und zu schickten sie Raymond Pierre einen Leckerbissen von ihrem Tisch in die ›foganha‹. Im Laufe des Abends ließ Pierre Maury sich ganz von der herrschenden Stimmung gefangennehmen. Bis zu diesem Tage hatte er stets gern den Predigten der orthodox katholischen Minoriten gelauscht, noch jüngst hatte er in der Kirche von Arques die Gelegenheit dazu wahrgenommen (iii. 123). Nun aber, von der warmen Kameradschaft seiner ketzerischen Tischgenossen angerührt, fühlte er sich seiner katholischen Rechtgläubigkeit nicht länger gewiß. Und so bekehrte ihn Pierre Authié, der ihn duzte, während er selbst dem katharischen Missionar gegenüber bei dem förmlichen ›vous‹ blieb, an jenem Abend zum ›Glauben der Häretiker‹ Der Abend endete mit einem fröhlichen Trinkgelage zur Feier seiner Bekehrung.

Pierre Maury sollte Pierre Authié nie wieder sehen. Aber jede Woche kam er einmal von der Weide, wo er seines Dienstherrn und seine eigenen Schafe hütete, ins Dorf hinab, um Brot zu holen, und bei diesen Gelegenheiten traf er in Raymonds Haus häufig irgendeinen wandernden Häretiker. Eines Tages, als er dort in der Küche saß mit seines Dienstherrn Schwiegermutter, die ihm eben Eier mit Speck briet, erfuhr er, daß in der ›Kammer neben der Küche‹, hinter verschlossener Tür, der berühmte Prades Tavernier beim Essen säße, der

im Pays d'Aillon allgegenwärtige ketzerische einstige Weber. Prades Tavernier speiste nach katharischer Art Brot, Fisch und Wein. Als ihm seinerseits von der Anwesenheit des jungen Schäfers in der Küche Mitteilung gemacht wurde, schickte er nach diesem, erhob sich ihm zu Ehren und reichte ihm, wieder Platz nehmend, ein Stück Brot, das er zuvor gesegnet hatte. Pierre war entzückt: Seine Sammlung gesegneter Brotkanten war bald durch die ganzen Pyrenäen berühmt.[1] »Dann«, so erzählte er weiter, »verabschiedete ich mich und ging mit dem Brot, dem gesegneten und dem ungesegneten, zu meinen Schafen zurück.«

Eine Woche darauf kam er wieder zum Brotholen ins Dorf (die Schäfer aßen viel Brot). Im Hause seines Dienstherrn traf er diesmal Guillaume Bélibaste, den reichen Bauern aus Cubières, mit dessen gleichnamigem Sohn ihn später eine so glühende und beständige Freundschaft verbinden sollte (iii. 194). In Gesellschaft dieses Besuchers seiner Dienstherrn begab sich Pierre Maury zu Raymond Maulen, der ja ein Dorfnachbar war. Hier fanden sie Prades Tavernier, der seit einer Woche in Maulens Keller, hinter Fässern versteckt,

1 Manche von diesen Stücken – die er sich von verschiedenen Parfaits hatte segnen lassen – bewahrte Pierre Maury zweiundzwanzig Jahre lang auf. Die Mutter des Guillaume Austatz in Ornolac hatte eine ähnliche Sammlung gesegneter Brosamen, die sie in einem Loch in ihrem Hause versteckt hielt (i. 204).

Quartier genommen hatte. Die verschiedenen Unterhaltungen in bezug auf diesen Besuch, während dessen Guillaume Bélibaste sein ›melioramentum‹ an Prades Tavernier richtete[1], geben ein anschauliches Bild von den Zuständen und Sitten in der Domus Raymond Maulens, des ersten Dienstherrn unseres Pierre Maury (iii. 128–129).

Nicht lange nach seiner entscheidenden Begegnung mit dem häretischen Notar Pierre Authié, der bald darauf verbrannt wurde, lernte Pierre Maury dessen Sohn Jacques Authié kennen. Inzwischen war es Mai, seit langem schon stand das Land in Blüte. Maury war in Arques mit seinen Schafen auf der Weide, als Raymond Pierre ein armes Kind nach ihm schickte. Pierre Maury folgte der Einladung ins Haus seines Dienstherrn und fand dort zwei wohlbekannte Häretiker am

1 Melioramentum: »Ehrenbezeigung«, gilt den Trägern des Heiligen Geistes und drückt zugleich den Wunsch der Gläubigen aus, selbst bald zu den Auserwählten zu gehören. Dieser katharische Gruß, der auch im Alltagsleben ein Erkennungszeichen unter Katharern ist, besteht in einem dreimaligen Benedicte, parcite nobis; dabei verbeugen sich die Gläubigen tief oder beugen das Knie und fügen beim drittenmal lateinisch oder in der Landessprache hinzu: ›Bittet Gott für mich Sünder, daß er mich zum guten Christen mache und zu einem guten Ende führe!‹ oder ähnlich. Der ›Vollendete‹ erwidert jeweils: ›Gott segne Euch!‹ und beim dritten Male: ›Gott sei gebeten, daß er Euch zum guten Christen mache!‹ (Arno Borst, Die Katharer, S. 198)

Herd, nämlich Jacques Authié und Pierre Montanie aus Coustaussa. Raymond Pierre, dessen Frau und Schwiegermutter leisteten ihnen Gesellschaft.

Nach einer Weile verließen Pierre Maury, Jacques Authié und Pierre Montanie das Haus und machten sich auf den Weg nach Rieux-en-Val, einem Dorf im Gebiet des heutigen Departements Aude. Authié, als Respektsperson, ritt ein Maultier; seine Gefährten gingen zu Fuß. Der stets gefällige Raymond Pierre hatte das Maultier für den Prediger zur Verfügung gestellt. Während des ganzen Weges nach Rieux-en-Val predigte Authié vom hohen Maultier seinen Gefährten. Pierre Maury lauschte aufmerksam und hingerissen, Pierre Montanie spielte den stummen Zeugen. Diese Predigt unterwegs war ein charakteristisches Beispiel katharischer Verkündigung und der Lebensweise der Schäfer bestens angepaßt. Auf den Inhalt der katharischen Mythen, die auf diesem Wege verbreitet wurden, werden wir noch in anderem Zusammenhang zurückzukommen Gelegenheit haben.

Jedenfalls schien Pierre Maury, als man das Ziel endlich erreicht hatte, vollends zu den Lehren der Albigenser bekehrt zu sein. Und sicherlich war das auch der Fall, insofern dieser naive, aber scharfsinnige Schäfer, der sich weder auf Albi noch auf Rom je endgültig festlegte, überhaupt zu irgend etwas vollends bekehrt werden konnte. Nachdem er sich von Jacques Authié getrennt hatte und nach Arques ins Haus Raymond

Pierres zurückgekehrt war, traf Pierre Maury dort drei Männer aus Limoux, die Authiés wegen gekommen waren. Sie hatten ihn nicht mehr angetroffen, und zum Trost hatte ihnen Raymond Pierre Nachtlager und Frühstück gegeben. Nach dem Frühstück – es gab Eier, mit Speck gebraten – gingen diese Besucher heim in ihr Dorf. »Und ich«, schloß Pierre Maury philosophisch (iii. 135), »ging wieder zu meinen Schafen.«

Im Laufe dieses gleichen ereignisreichen Sommers führte Pierre Maury seine Herde an einen Ort namens La Rabassole im Gebiet von Arques (iii. 135). Sieben andere Schäfer waren gleichfalls dort, darunter der Bruder und der Schwiegervater seines einstigen Dienstherrn Raymond Maulen; zwei Angehörige der Familie Garaudy, die in der Nähe von Arques ansässig war; außerdem drei andere, die, soweit wir wissen, weder miteinander noch mit den vier erstgenannten irgendwie verwandt waren. Alle miteinander bildeten die sieben Schäfer die Belegschaft einer ›cabane‹ oder Hütte, unter welchem Begriff hier sowohl die gemeinsame provisorische Unterkunft als auch die zeitweilige Arbeitsgemeinschaft zu verstehen ist. »Ich war der ›cabanier‹ oder Hüttenobmann«, erklärte Pierre Maury. »Ich machte den Käse … und gab vorüberwandernden Häretikern gekochtes Fleisch, Käse, Milch und Brot.« Bei den hier erwähnten Häretikern handelte es sich nicht um ›parfaits‹, oder ›Vollkommene‹, die, wie erwähnt, nur Fisch essen durften, sondern um einfache

›Gläubige‹, die auch Fleisch aßen. Pierres führende Stellung unter seinen Kameraden auf der Alm überrascht einen nicht weiter, wenn man anderswo in den Protokollen des Bischofs Fournier gelesen hat, daß er bei allen als äußerst tüchtig galt: »Guillaume Maurs bewunderte Pierre Maury sehr und wollte, daß er die übrigen Schäfer regierte«, hieß es da einmal (ii. 387).

Die ›cabane‹ nahm in der Welt der Schäfer die Schlüsselstellung ein, welche in der Welt der Seßhaften die Domus innehatte. Wir kommen auf diese Institution noch ausführlicher zu sprechen. Hier ist nur zu sagen, daß die Cabane, in welcher Pierre Maury den fraglichen Sommer zubrachte, ihn von neuem in nähere Beziehung zu der Bélibaste-Sippe brachte. Pierre Maury war gerade beim Käsemachen, als ihn Raymond Bélibaste, ein häretischer Gläubiger, und Amelien de Perles, ein Parfait, in der Hütte aufsuchten. Pierre Maury bot ihnen Fleisch, Käse und Milch an. Der Parfait lehnte das Fleisch natürlich ab, doch baten beide Männer den Schäfer vertraulich um eine Geldspende. Pierre schenkte Amelien de Perles einen silbernen Tournois und, wie er es gehofft hatte, versprach ihm der Parfait dafür: »Ich werde für dich beten« (iii. 136).

Im Herbst dieses Jahres trieb Pierre Maury, begleitet von seinem Vetter Kaymond Marty, der ein Bruder oder Halbbruder Raymond Maulens war, die Herde auf eine anderswo, jedoch auch im Val d'Arques gelegene Winterweide. Eines Sonntags gingen Pierre und Ray-

mond unbeschadet ihrer heterodoxen Indoktrination nach Arques zur Messe. Nach der Messe besuchten sie Raymond Maulen zu Hause. Hier war wieder einmal der Häretiker Prades Tavernier im Keller, ›cellier‹, hinter einem Faß versteckt. Maury begrüßte diesen Parfait und ging dann hinauf auf den ›solier‹, um Brot zu holen. (In diesem Hause eines Weinbauern und Schaf züchters lag die Küche auf dem ›solier‹, das heißt im Obergeschoß, über dem eigentlich das Erdgeschoß bildenden und neben dem Schafstall liegenden Keller; in den Domus des Pays d'Aillon dagegen lag gewöhnlich auch die Küche im Erdgeschoß.) Auf dem ›solier‹ fand der Schäfer mehrere Leute am Küchenfeuer beim Essen. Unter diesen war ein kleiner Mann mit blaugrünen Augen, braun angezogen. Der Mann war aus Coustaussa oder Cassagnes. Er war Prades Taverniers Führer. Neben ihm saß der Hausherr Raymond Maulen. Dessen Frau und Schwiegermutter waren auch da. Pierre Maury erhielt das gewünschte Brot und ging damit in den Keller zurück, wo Prades Tavernier und Pierres Kamerad Marty auf ihn warteten (iii. 136–137). Schnell wurde nun ein improvisierter Tisch aufgebaut, und man konnte auch im Keller zum Mittagessen Platz nehmen.

Die beiden einfachen Gläubigen Maury und Marty aßen Speck und Fleisch aus der Küche Raymond Maulens, der Parfait Tavernier hielt sich an Linsen, Öl, Wein und Nüsse. Zwischen den Tafeln auf dem ›solier‹

und im ›cellier‹ gingen Grüße und Komplimente hin und her. Einmal wurde Maury mit einem Stück von Tavernier gesegneten Brotes nach oben geschickt. Raymond Maulen wollte seine im Keller speisenden Gäste mit einem feinen Stück Speck erfreuen, offensichtlich uneingedenk der strengen Speisedisziplin, die wenigstens Tavernier, als Parfait, zu beobachten gehalten war. »Nimm das wilde Fleisch weg«, befahl dieser denn auch, seinen freundlichen Wirt autoritär duzend. Der Zwischenfall bot ihm willkommenen Anlaß zu einer Predigt. Die Parfaits nahmen jede Gelegenheit wahr, ihre Proselyten zu belehren. Christus selbst habe gelehrt, lehrte er bei dieser Gelegenheit, daß der Fleischgenuß schädlich sei. »Meine Kinder«, habe der Erlöser gesagt, belehrte Prades Tavernier seine Tischgenossen (iii. 137), »eßt keinerlei Fleisch, weder von Menschen noch von Tieren, sondern nur Fisch aus dem Wasser, denn das Fleisch der Fische allein ist nicht verdorben.« Im Anschluß daran brachte er eine ziemlich unverblümte Bitte um ein Geldgeschenk vor, die wenigstens bei Pierre Maury nicht auf taube Ohren stieß; und endlich ließ er sich noch zu Ausführungen über die Seelenwanderung des Pferdes hinreißen, die uns noch in anderem Zusammenhang beschäftigen werden.

Dann verabschiedete sich Pierre Maury von Prades und ging weg. Er sah den beredten Parfait nie wieder. Aber etwas später ließ er ihm durch seinen Bruder

Guillaume Maury zum Dank für die erbauliche Unterweisung einen ›gros tournois‹ überbringen, einen silbernen ›obole‹ und vier silberne Heller. Prades Tavernier soll sich dafür Schuhe gekauft haben, man kann sich also fragen, ob er vordem barfuß ging.

Zu Ostern im folgenden Jahr gab Raymond Pierre seinem Schäfer einen vertraulichen Auftrag: Er sollte von Guillaume Bélibaste aus Cubières eine Summe Geldes holen, die der reiche Bauer Pierres Dienstherrn entweder schuldete oder leihen wollte. Der ältere Bélibaste war, wie gesagt, ein wohlhabender Mann mit guten Verbindungen. Seine Domus beherbergte eine zahlreiche Großfamilie, zu der seine drei Söhne gehörten, von denen zwei verheiratet waren und selbst schon Kinder hatten. Die Frau eines der Söhne hieß Estelle. Die Stattlichkeit des Anwesens der Familie zeigte sich nicht zuletzt darin, daß die Bélibastes das Heu in einer eigens zu diesem Zweck neben dem Wohnhaus erbauten Scheune speichern konnten und einen Schafstall draußen auf dem Lande hatten.

Der Abend, den Pierre Maury bei den Bélibastes verbrachte, zerfiel, wie viele seiner Abende in den Häusern katharischer Glaubensgenossen, in zwei Teile von unterschiedlicher Öffentlichkeit. Beim Abendessen sah er neben dem Hausherrn dessen drei Söhne und beide Schwiegertöchter – die Kinder scheinen schon im Bett gewesen zu sein. (Die Bélibastes waren eine sehr einige Familie, sie wohnten und arbeiteten zusammen und

hingen auch gemeinsam, Männer wie Frauen, den Lehren der häretischen Katharer an.) Ehrengast bei diesem Abendessen war Pierre Girard, der Stellvertreter des Erzbischofs von Narbonne. Die Anwesenheit eines so hochgestellten Mannes verbreitete natürlich einen gewissen Glanz, doch waren andererseits zu jener Zeit hierarchische und soziale Unterschiede in Okzitanien nicht so schwerwiegend, als daß die Gegenwart eines solchen Gasts am Tische eines reichen Bauern auf die Stimmung gedrückt hätte. Trotz seiner Stellung in der Hierarchie, die ihn natürlich zur Rechtgläubigkeit verpflichtete, war Girard den Katharern oder ihren Ideen irgendwie wohlgesonnen; vielleicht nur insofern er überhaupt zur Toleranz neigte. Jedenfalls nahm er geflissentlich nichts zur Kenntnis, das die Inquisition interessiert hätte: Das verdächtige Hin und Her zwischen dem Haus seines Gastgebers und der Scheune daneben schien er nicht zu bemerken. Dieses Wohlwollen Pierre Girards sollte Pierre Maury zustatten kommen, als er später in Fenouillèdes ketzerischer Sympathien beschuldigt wurde. Die Mahlzeit war übrigens trotz der hohen Stellung eines der Gäste und obwohl der Wirt ein reicher Mann war, von antiker Einfachheit, eine Mahlzeit, wie sie Virgils Schäfer sich schmecken ließen, es gab Fleisch, Milch und Käse. Nach dem Essen ging Pierre Girard zu Bett. Pierre Maury dagegen schlich mit mehreren Angehörigen der Bélibaste-Sippe aus dem Haus in die nahe Scheune, wo er nach Raymond

Pierres Anweisung »alle unsere Freunde« begrüßte, das heißt die wandernden Häretiker, die an diesem Abend in der Scheune insgeheim Gäste der Bélibastes waren. Dann ging auch er schlafen. Und am nächsten Morgen trat er den Rückmarsch nach Arques an.

Ein paar Monate später, im August, hütete Pierre Maury die Herde Raymond Pierres an einem Ort namens Pars Sors in der Nähe von Arques. Als Gehilfen hatte er ein paar alte Gefährten aus dem Aude und dem Sabarthès dabei: Jean Maulen, den Bruder oder Stiefbruder seines einstigen Dienstherrn Raymond Maulen, und die beiden Guillaume Martys, Vater und Sohn, aus Montaillou. Eines Abends zu der Zeit, da die Leute gewöhnlich im ersten Schlaf liegen, erhielt Pierre Maury, der bei seinen Schafen auf der Weide war, den Besuch zweier Männer. Raymond Bélibaste, Sohn des älteren Guillaume Bélibaste, und Philippe d'Alayrac, ein aus Coustaussa stammender Parfait, erklärten, aus Limoux zu kommen (iii. 140–142). Raymond Bélibaste war, wie wir wissen, ein alter Bekannter für Pierre. Er tischte seinen Besuchern eine typische Schäfermahlzeit auf: Fleisch, Ziegenmilch, Käse, Brot und Wein. Raymond ließ sich das alles schmecken (iii. 141). Philippe d'Alayrac, der Parfait, lehnte das Fleisch ab und bestand auch darauf, Wein nur aus seinem eigenen Becher zu trinken, den er bei sich führte, weil er aus Gefäßen, die durch die Berührung fleischessender Münder verun-

reinigt waren, schlechterdings nicht trinken konnte, wie er erklärte. Nach dem Essen führte der Schäfer seine Gäste auf deren Bitte durch die Nacht den steilen und gefährlichen, etwa fünfzehn Kilometer weiten Weg zum ›courral‹, zu der Schafhürde der Bélibastes in der Nähe von Cubières. Unterwegs stolperte Philippe so häufig und war so unsicher auf den Füßen, daß ihm die Lust zum Predigen verging. Jedesmal, wenn er hinfiel, rief er: »Heiliger Geist, hilf mir!«

Nicht lange danach brach Pierre Maury mit Arques und seinen Bewohnern. 1305 wurde Jacques Authié von der Inquisition verhaftet. Das versetzte die in Arques sehr zahlreichen Häretiker in Schrecken, und sie pilgerten unter großen Kosten zum Papsttum, ihre heterodoxen Verfehlungen zu beichten und der Ketzerei abzuschwören. Pierre Maury schloß sich diesen Pilgern nicht an, entweder weil er die hohen Kosten der Reise scheute oder aus irgendeinem anderen Grund. Er hütete aber in deren Abwesenheit ihre Herden. Kaum waren sie wieder da, suchte Pierre Maury seinerseits das Weite. Er fürchtete, daß ihm seine einstige Freundschaft mit den Authiés, für die er ja keine Absolution vom Papst erhalten hatte, in Reichweite der Inquisition teuer zu stehen kommen möchte. So nahm er seinen Weizenvorrat und das Tuch, das er sich aus der Wolle seiner eigenen Schafe von einem Weber namens Catala hatte weben lassen, und machte sich auf den Weg. Weihnachten 1305 feierte er mit seinem Vater

und seinen Brüdern in seinem Elternhaus in Montaillou. Sicher durfte er sich natürlich auch dort nicht fühlen. Er galt als verdächtig und wurde von vielen Nachbarn gemieden. So nahm er endlich bei einem gewissen Barthélemy Borrel Dienst an. Borrel hatte Verwandtschaft in Montaillou, war der Schwager des dort ansässigen älteren Arnaud Baille (iii. 148). Seine Magd Mondinette war, wie sein neuer Schäfer, aus Montaillou gebürtig.

Barthélemy Borrels Herde weidete zu dieser Zeit jenseits der Pyrenäen bei Tortosa in Katalonien. Dorthin wurde deshalb Pierre Maury von seinem neuen Dienstherrn geschickt. Zum ersten Mal überschritt er jetzt den Kamm des Gebirges. Zukünftig war er ständig unterwegs zwischen Spanien, dem Königreich Frankreich und der Grafschaft Foix.

Jetzt, auf seiner ersten Reise in den Süden, begleitete ihn ein Schäfer aus seiner Gebirgsheimat, Guillaume Cortilh aus Mérens. Zu Gesprächen über Ketzerei ergab sich keine Gelegenheit für die beiden. Ohne unnütze Worte zogen sie ihres Weges mit der Flut der Wanderarbeiter, Schäfer, Arbeitsscheuen und Stellungslosen, die man im Languedoc unter dem Begriff ›gavaches‹ zusammenfaßte und die in der einen oder anderen Richtung ständig über die Pyrenäen unterwegs waren, eine ›Transhumanz‹ der Menschen sozusagen (ii. 35, 291). Zu Pfingsten 1306 war Pierre wieder im Sabarthès, um Barthélemy Borrels Schafe auf der damals noch zur Grafschaft Foix gehörigen mitternächtlichen Seite der Pyrenäen zu weiden, den Sommer über, nachdem er den Winter auf der wärmeren Südseite der Berge verbracht hatte. Bei dieser Gelegenheit verlängerte er seinen Vertrag mit dem Eigentümer der Herde um ein weiteres Jahr. Das war so

üblich. Und Borrel war ein angenehmer Dienstherr. Zu Gesprächen über häretische Theologie schien weder er selbst noch irgendeiner seiner Söhne je aufgelegt zu sein. Die Ruhe mag Maury nach den aufregenden, aber auch gefährlichen Zeiten im Dienste des Häretikers Raymond Pierre willkommen gewesen sein.

Sein Leben während dieser Zeit betreffend, findet man in Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen gleichwohl ein paar Einzelheiten. Anscheinend diente Pierre Maury seinem Dienstherrn, der einen großen Haushalt hatte, nicht nur als Schäfer. Gelegentlich mußte er Holz hacken, ging auch zur Hand, wenn einmal Gäste zu bewirten waren. Er flirtete mit dem Dienstmädchen Mondinette, die, wie er, in Montaillou daheim war, eine Tochter des Bernard Isarn. Eines Abends führte er sie in eine Taverne, wie man liest. Auf dem Heimweg ging das Mädchen hinter ihm her, aus vollem Halse singend. Pierre, obgleich bei anderen Gelegenheiten kein Kostverächter, scheint sich an diesem Abend zurückgehalten zu haben. Er schlief nicht bei Mondinette, sondern bei Bernard Baille, dem Sohn der Sybille Baille aus Ax-les-Thermes, in aller Unschuld, soweit wir wissen (iii. 157).

Pierre war zu dieser Zeit im Hause der Sybille Baille ein häufiger Gast. Sie lebte von ihrem Mann, einem Notar, getrennt und besaß eine Schafherde. Eines ihrer Mutterschafe hütete Pierre für sie. Die von ihr bewohnte Domus war ein großes Ostal, in dem die Küche im

Obergeschoß lag. Die zahlreichen Schlafkammern dieses Hauses waren stets voller Leute, in den Betten wimmelte es sozusagen von Gästen, unter denen nicht selten wandernde Parfaits waren. Es war ein so schönes Haus, daß Sybilles Sohn Arnaud Spitzeldienste für die Inquisition leistete, um es wiederzukriegen, nachdem diese es, der Ketzerei seiner Mutter wegen, beschlagnahmt hatte. Sybille selbst wurde verbrannt.

Doch gab es für Pierre außer Besuchen bei den Borrels und den Bailles noch andere Abwechslungen. Gelegentlich führte er ›gute Leute‹ über den schwierigen Weg von Ax-les-Thermes nach Montaillou; dieser Weg war so steil, daß dort selbst den hingebungsvollsten katharischen Predigern der Atem ausging. Unterwegs gab es nichtsdestoweniger manchmal Gelegenheit zu einem herzhaften Imbiß, Schäfer und ›bonshommes‹ erquickten sich dann gemeinsam an Forelle in Gelée, Fleisch, Brot, Wein und Käse, freuten sich in katharischer Kameraderie des Lebens, solange die Fangarme der Inquisition noch nicht 1300 Meter ins Gebirge hinaufreichten. In Montaillou angekommen, pflegte Pierre seine alten Eltern und fünf Brüder zu besuchen, die ihn stets mit Freuden aufnahmen. Er übernachtete dann im Elternhaus und machte sich am nächsten Morgen, nach herzlicher Verabschiedung von dem Bonhomme, den er am Vortag ins Gebirge geführt hatte, auf den Rückweg ins Tal. Sein Dienstherr in Ax-les-Thermes, der in Abwesenheit seines Schäfers

seine Herde selbst hatte hüten müssen, empfing ihn gewöhnlich nicht sehr freundlich bei der Rückkehr von solchen Reisen. Ein Wort gab das andere, und endlich, nach dem großen Jahrmarkt in Laroque d'Olmes im Juni, führte die daraus resultierende Mißstimmung zum Bruch zwischen Pierre und Borrel.

Laroque d'Olmes, unterhalb von Montaillou gelegen, war ein kleiner Marktflecken mit Tuchweberei. Auf dem dortigen Jahrmarkt, der während des 14. Jahrhunderts am 16. Juni stattfand, wurden neben den Erzeugnissen dieser Tuchweberei Holz, Fisch, Schafe, Töpferwaren und Wolldecken aus Couserans feilgeboten (iii. 148ff., 153). Jahrmärkte waren beliebte Treffpunkte der Häretiker, und die Parfaits besuchten sie gern (iii. 153). Einmal verfügte sich auch Pierre Maury nach Laroque – am 16. Juni, dem Tag des Jahrmarkts, oder einen Tag später – mit der Absicht, dort Schafe zu kaufen. Er übernachtete dort bei seinem Schwager Bertrand Piquier, einem Zimmermann (›fustier‹), der mit seiner Schwester Guillemette verheiratet war. Viel Nachtruhe fand er in dessen Haus allerdings nicht. Bertrand benützte die Gelegenheit des Besuchs seines Schwagers, um seine Frau, dessen Schwester, zu verprügeln. Die achtzehnjährige Guillemette war ihrem Mann, mit dem sie sich auch sonst nicht sonderlich gut vertrug, schon einmal für kurze Zeit davongelaufen (iii. 148). Bertrands Roheit entsetzte den Bruder der jungen Frau.

Am nächsten Morgen, da dieser in düsteren Gedanken über das unglückliche Schicksal seiner Schwester im Dorf umherging, begegneten ihm zwei alte Bekannte, nämlich der Parfait Philippe d'Alayrac und der Häretiker Bernard Bélibaste. Mit diesen machte er einen langen Spaziergang am Fluß, währenddessen er ihnen von seinen familiären Problemen berichtete. Die beiden Katharer rieten ihm einstimmig, seine Schwester aus dem Hause ihres Mannes zu entführen, um sie nicht nur vor dessen Schlägen, sondern vor alle um auch vor dessen hartnäckigem papistischen Irrglauben in Sicherheit zu bringen. »Doch«, setzte Philippe d'Alayrac hinzu, »ist um jeden Preis dafür Sorge zu tragen, daß Guillemette, wenn sie einmal aus dem Joch ihrer Ehe befreit ist, nicht jedermanns Hure wird.« So einigten sich die drei Verschwörer darauf, Guillemette bei irgendeinem frommen Häretiker in Dienst zu geben. Gesagt, getan. Pierre erledigte seine Geschäfte auf dem Jahrmarkt, machte einen kurzen Besuch in Montaillou, vielleicht um den Rat seiner Domus einzuholen, kam nach Laroque zurück und entführte seine Schwester. Er begleitete sie nach Rabastens, wo er sie den Bélibaste-Brüdern anvertraute, die, damals schon flüchtige Ketzer, seine engen Freunde geworden waren. »Dann kehrte ich zu meinen Schafen zurück …«, schloß er den Bericht von dieser Unternehmung, »denn es wurde Zeit zum Käsemachen.« Pierre hatte seine Schwester Guillemette sehr gern, aber er sollte

sie nie wiedersehen. Denn wenig später wurde sie von der Inquisition verhaftet.

Als Pierre ins Haus seines Dienstherrn zurückkehrte, stellte er fest, daß man ihn dort in seiner Abwesenheit ersetzt hatte. Barthélemy Borrel, wegen der häufigen Extratouren seines Schäfers verärgert, hatte einem anderen seine Stelle gegeben. Pierre machte sich deshalb keine Sorgen. Er war ein tüchtiger Schäfer und fand leicht wieder Arbeit. Erst bei Pierre André in Fenouillèdes (iii. 159), dann bei Guillaume André, mit dem er verwandt war. Guillaumes Herde wurde von acht oder zehn Schäfern gehütet (im Sommer waren mehr Arbeitskräfte erforderlich als im Winter), und Pierre Maury arbeitete für Guillaume zusammen mit dessen beiden Söhnen und anderen Brüderpaaren aus dem Gebiet von Foix und der Cerdagne. Drei ruhige Jahre hatte er bei Guillaume, in denen er mit den Herden im Sommer im Oberland der Ariège, im Winter im Aude-Tal wanderte, eine vielleicht ein bißchen langweilige Zeit im Vergleich zu der vorangegangenen Epoche, in der er in ketzerische Umtriebe eingespannt gewesen war und schon manches Mal in Montaillou, Arques und selbst in Ax-les-Thermes den Brandgeruch des Scheiterhaufens in der Nase gehabt hatte (iii. 159–160).

Die Inquisition vielleicht, die Kirche jedenfalls behielt ihn auch weiterhin im Auge. Eines Tages gegen Ende seines Aufenthalts bei Guillaume An-

dré, wurde er von Pierre Girard, dem Stellvertreter des Erzbischofs von Narbonne, auf den Hauptplatz von Saint-Paul-de-Fenouillèdes geladen und dort angeklagt, Umgang mit zwei Ketzern gehabt zu haben, namentlich mit einem gewissen Bélibaste. (Wir wissen nicht, wer Pierre Girard zu dieser Vorladung angestiftet hat.) Die Anklage entbehrte nicht einer gewissen Pikanterie. Denn bei dem Essen, während dessen Pierre Maury die Bekanntschaft des besagten Bélibaste gemacht hatte, war Pierre Girard selbst ja der Ehrengast gewesen. Dem Stellvertreter des Erzbischofs von Narbonne scheint denn auch in seiner Rolle als Anklagevertreter nicht ganz wohl gewesen zu sein. Überdies hatte Pierre Maury zu seinem Glück sogar bei Hof Freunde. Der Herr von Saint-Paul, Othon de Corbolh, hatte ihn sehr gern. Der Bayle des Orts war sogar sein Gevatter. Unter diesen Umständen wurde dem angeklagten Schäfer das Alibi, das er beibrachte: »Während der Zeit, die ich angeblich bei Bélibaste zugebracht haben soll, habe ich tatsächlich den Weinberg der André umgegraben«, denn auch ohne weiteres abgenommen. Es hätte echt gewesen sein können, dieses Alibi – die Schäfer verdingten sich nebenher auch für solche lukrativen Saisonarbeiten in den Weinbergen –, war es in diesem Falle aber nicht. Gleichwohl wurde Pierre Maury auf freien Fuß gesetzt. Das Netz von Komplizitäten, Protektionen und freundschaftlichen Beziehungen, das in Okzitanien

nicht selten den Zugriff der Inquisition lähmte, hatte sich auch in diesem Fall bewährt.

1308 ging Pierre Maury wieder ins Oberland der Ariège hinauf, unterwegs kam er durch Ax-les-Thermes. In diesem großen Dorf, in der Nähe des Bassin des Ladres, hatte er mit seinem Bruder Guillaume Maury und mit Guillaume Belot aus Montaillou eine höchst fesselnde Unterhaltung über das Schicksal (wovon Näheres weiter unten, im 7.Kapitel). Dann ging er zum Paß von Quié hinauf, und dort oben hütete er zusammen mit fünf anderen Schäfern die Herde Andrés. Als dann Bernard Fort, der ihnen Mehl auf die Alm brachte, von den jüngst in Montaillou vorgenommenen Verhaftungen erzählte, hatte Pierre alle Ursache, mit seinem Schutzengel zufrieden zu sein. Wieder einmal war er der Inquisition entkommen. Zwar wußte er, daß eines Tages auch er gefaßt werden würde, aber er ließ sich deswegen einstweilen keine grauen Haare wachsen.

Es folgten wieder einige Jahre, in denen er ohne viel politisches, oder besser häretisches, Engagement seinen eigenen Neigungen folgen konnte. Zu Beginn des Jahres 1309 kündigte er Guillaume André den Dienst auf und verdingte sich bei Pierre Constant aus Rasiguieres (im heutigen Departement Pyrenées-Orientales). Schäfer lieben die Veränderung. Im Dienste Constants ging er für den Sommer auf die Bergweiden bei Mérens, südlich von Ax-les-Thermes. Hier hielten

sich in diesem Sommer außer ihm noch fünf andere Schäfer auf, zwei aus Fenouillèdes und mindestens zwei (wenn nicht alle drei übrigen) aus Mérens selbst. Einer von diesen, er hieß Guillot, wurde jedenfalls so genannt, war ein natürlicher Sohn des Pfarrers von Mérens. Guillot verstand sich besonders auf Ziegen und hütete die Herde einer Frau Ferriola (Na Ferriola) aus Mérens (iii. 163).

Zu Michaelis 1309 kündigte der freiheitsdurstige Pierre Maury dem Patron, in dessen Dienst er erst zu Beginn des Sommers getreten war. Es war fast so, als jagte der Knecht den Herrn fort. Bei seinem nächsten Brotgeber, Raymond Boursier aus Puigcerda, blieb der rastlose Schäfer aber immerhin zwei Jahre lang, von 1310 bis 1311. Raymond Boursier, der selbst mit seiner Herde wanderte, hatte außer Pierre Maury noch dessen Bruder Arnaud und einen gewissen Albert de Bena aus der Cerdagne in seinen Diensten. Mit keinem dieser Leute – von seinem Bruder abgesehen – hätte sich Pierre Maury über häretische Lehren unterhalten können.

Nach zwei Jahren, wahrscheinlich gegen Ende 1311, quittierten die Brüder Maury den Dienst bei Raymond Boursier, Arnaud ging nach Montaillou zurück und Pierre in den Süden nach Katalonien, wo er eine zweite Heimat finden sollte. In Baga bei Barcelona verdingte er sich bei einem Katalanen namens Barthélemy Companho. Acht Schäfer hüteten dessen Herde, von

denen außer Pierre noch ein anderer aus dem Ariège gebürtig war.

Während des ersten Jahres in Katalonien hatte Pierre keinerlei Kontakt mit katharischen Häretikern. Im zweiten aber, 1312 oder 1313, lernte Pierre, durch die Vermittlung eines Katalanen im Hause eines maurischen Schäfers namens Moferret einen Kolporteur von Kreuzkümmel und Nähnadeln kennen, der sich Raymond nannte, in Toulouse zu Hause und Katharer war (iii. 164). In der Fastenzeit des folgenden Jahres (1313?) wurde Pierre der kleinen albigensischen Gemeinde von San Mateo und Morella bei Tarragona vorgestellt. Diese Gemeinde umfaßte eine kleine Anzahl aus Montaillou und anderen Orten flüchtiger Katharer, die sich um den jüngeren Guillaume Bélibaste geschart hatten. Pierres alter Bekannter hatte sich im Exil zum Propheten entwickelt, der von seinen Getreuen und sich selbst für eine Reinkarnation Christi oder des Heiligen Geistes gehalten wurde. Aus finanziellen und anderen Erwägungen war er den Schäfern, die Pierre anführte, gelegentlich behilflich. Auch die Maurs, die ebenfalls aus Montaillou geflohen und wie Pierre Schäfer waren, leisteten ihrem Landsmann bei Gelegenheit Beistand.

Während des Winters 1315–1316 trat Pierre Maury in Beziehung zu etlichen Verwandten, die, wie er selbst, über die Pyrenäen nach Katalonien ausgewandert waren. Eine Mehlhändlerin aus Tortosa erzählte ihm

von einer Verwandten, die von ihm gehört hätte und Kontakt mit ihm suche. Der brave Schäfer war seiner Familie und Domus treu ergeben, und so verfehlte er nicht, diesem Hinweis auf eine Blutsverwandte in der Nähe alsbald nachzugehen. Es handelte sich um eine Cousine, Guillemette Maury, die in Orta, einem Dorf in der Nähe von Tortosa, wohnte. Er suchte sie dort auf und lernte eine tüchtige und im großen ganzen gutherzige Frau in ihr kennen, die nur vielleicht als Geschäftsfrau eine Spur zu tüchtig war. Sie hatte nämlich ihren lieben Vetter kaum wiedergefunden, als sie ihn schon bei einem Geschäft übervorteilte.

Ihr Mann, Bernard Marty aus Montaillou war, als Pierre sie in Orta besuchte, kürzlich verstorben. Bald nach Pierres Besuch zog sie mit ihren beiden Söhnen, Jean und Arnaud, aus Orta fort nach San Mateo. Dieser neue Wohnort hatte vor ihrem ehemaligen den großen Vorteil, näher bei Morella gelegen zu sein, wo Guillaume Bélibaste lebte. Es hieß außerdem, daß in San Mateo mehr zu verdienen sei als in Orta.[1] Tatsächlich reüssierte die geschäftstüchtige Guillemette in San Mateo – wo sie der niemals nachtragende Pierre, auch

1 Verschiedene Emigranten aus dem Ariège, insbesondere Handwerker wie Schuhmacher, Schmiede usw., scheinen es in Katalonien sehr gut getroffen zu haben (iii. 171). Eine Witwe freilich, die keine erwachsenen Söhne hatte, von denen sie Unterstützung erwarten konnte, mußte in der Fremde auf schlechte Tage gefaßt sein.

nachdem er ihre Geschäftstüchtigkeit am eigenen Leibe verspürt hatte, noch häufig besuchte. In der ›Straße der Bauern‹ erwarb sie dort das sogenannte Haus der Cerdaner. Das Haus hatte mehrere Räume und einen Hof. Auch Land gehörte zu dem Anwesen, das Guillemette mit ihren Söhnen bearbeitete. Einen Weinberg nannte sie ebenfalls ihr eigen, dazu eine Eselin und eine Schafherde. In ihrem Haus richtete sie eine Wollkämmerei ein. Überdies verdingten ihre Söhne und sie selbst sich in der Wein- und der Getreideernte bei den Bauern der Nachbarschaft, um ihre Einkünfte abzurunden. Dabei war sie sehr gastfreundlich und hatte stets irgendwelche Gäste im Hause: mal Pierre Maury, mal einen Bettler, mal einen baskischen Priester, der mit seiner Konkubine umherwanderte (iii. 166, 188 et passim). Viele Auswanderer aus dem Ariège, nicht nur die Katharer unter diesen, waren wie sie. Die Auswanderung verursachte diesen Leuten kein Heimweh nach den Bergen ihrer Jugend, sondern eröffnete ihnen vielmehr den Weg zur Emanzipation und Erlangung der vergleichsweise großen bürgerlichen Freiheit, die in den Städten südlich der Pyrenäen zu finden war. Frauen namentlich hatten in dieser Umgebung größere Bewegungsfreiheit als in den heimischen Bergen, junge Frauen konnten sich dort ihre Männer viel eher als im strengen Sabarthès nach ihrem eigenen Geschmack aussuchen.

Die Beziehungen zwischen Pierre und Guillemette Maury wurden, wie schon angedeutet, durch Guillemettes Geschäftsgebaren zeitweilig hart auf die Probe gestellt. Pierre pflegte, wenn er sich anderswo als Schäfer verdingte, seine eigene Herde zu vermieten. Er traf diesbezüglich mit Guillemette eine, wie es scheint nie schriftlich fixierte, Absprache. Der Vertrag sollte für fünf Jahre gelten, Gewinn und Verlust den Vertragspartnern zu gleichen Teilen angerechnet werden (iii. 169). Pierre Maury stellte die Herde zur Verfügung, Guillemette verpflichtete sich, für deren Unterhalt zu sorgen. Es war ein sinnvoller Vertrag – vorausgesetzt, Guillemette versuchte nicht, ihren Partner zu betrügen, wozu sie sich leider hinreißen ließ. Sie enthielt nämlich ihrem Vertragspartner den ihm aus den Häuten und der Wolle von 150 krepierten Schafen zustehenden Gewinn vor. Sie behauptete, diese Häute und diese Wolle ausschließlich für ihren eigenen Bedarf, im Haushalt und für Kleider für ihre Familie und Freunde verwendet zu haben (iii. 184). Als Pierre bei seiner Rückkehr aus der Cerdagne sich mit dieser befremdlichen Behauptung konfrontiert fand, bestand er auf einer einleuchtenderen Erklärung und erfuhr, daß Guillemette einen Teil des Gewinns ihrer Transaktionen mit den fraglichen hundertfünfzig Vliesen dem Bonhomme Bélibaste hatte zukommen lassen. Pierre war darüber so erzürnt, daß er den Propheten, als er ihm das nächste Mal begegnete, einen

›minudier‹ (Geizhals) nannte und ihm beim Abschied den rituellen Gruß verweigerte, auf den er Anspruch erhob. Die Schäfer hatten nicht selten mit derart skrupellosen Parfaits zu tun, die sich nicht scheuten, eine Schuld in ein ihnen rechtens zustehendes Geschenk umzuwandeln. Einmal kauften Pierre Maury und Guillaume Bélibaste gemeinsam sechs Schafe. Pierre bezahlte seinen Teil des Kaufpreises und schoß Bélibaste den auf ihn entfallenden Teil vor, erwarb also die fraglichen Schafe **g**anz auf eigene Kosten. Außerdem lieh er dem Propheten die fürstliche Summe von fünf Sous. Da entschloß sich plötzlich Bélibaste, die drei Schafe, die, der ursprünglich zwischen beiden getroffenen Verabredung entsprechend**,** seinen Anteil dargestellt hätten, aus der Herde zu nehmen, um nach eigenem Gutdünken darüber zu verfügen. »Was kümmert es dich?«, fragte er Pierre: »Du hast mir das Geld doch nicht geliehen, sondern, um der Liebe Gottes willen, geschenkt.« Maury war der gutmütigste aller Menschen, aber für dumm verkaufen ließ er sich nicht. Er nahm seinem Kameraden diese Zumutung übel und zeigte ihm daraufhin ein paar Tage lang die kalte Schulter.

Der nun folgende Abschnitt auf Pierre Maurys Lebensweg zeigt allerlei Hin-und-Her, das kurz resümiert werden kann, weil nichts wesentlich Neues dabei in Sicht kommt. Ostern 1315 oder 1316 verdingte er sich als Schäfer bei Arnaud Fauré aus Puigcerda für

eine Frist von nur fünf oder sechs Wochen. Er nahm die Gelegenheit wahr, mit den Schafen seines neuen Herrn und vielleicht auch seinen eigenen nach Norden in die Cerdagne zu wandern, das Gebiet an der Grenze zwischen Katalonien und dem Roussillon. Dort, in seinen geliebten Pyrenäen, angekommen, schied Pierre einstweilen von Arnaud Fauré und nahm wieder Dienst bei Brunissende de Cervello, der er schon früher gedient hatte. Diese adlige Besitzerin großer Herden hatte sich mit einem anderen alten Bekannten unseres Pierres assoziiert, mit Raymond Boursier aus Puigcerda nämlich. Pierre war inzwischen südlich und nördlich der Pyrenäen als tüchtiger Schäfer so gut bekannt, daß er sich seine Arbeit aussuchen konnte. In diesem Sommer führte er Brunissendes Herde auf die Bergweiden im Oberland der Ariège. Als Kameraden begleiteten ihn dabei sein Bruder Jean, drei in der Cerdagne beheimatete Schäfer, einer aus Andorra und einer aus Teruel im Königreich Aragonien. Im Herbst entschloß sich Pierre, ins südliche Katalonien zurückzukehren, nicht zuletzt um den ihm, allen zwischen ihnen vorgekommenen Mißhelligkeiten zum Trotz, noch immer teuren Bélibaste wiederzusehen. So kehrte er in den Dienst Arnaud Faurés zurück und unternahm es, dessen Herde aus dem Gebirge auf die Winterweide in der Plana de Cenia bei Tarragona zurückzuführen. Hier war er nicht weit von Morella und San Mateo, wo Bélibastes kleine Gemeinde ihren Sitz hatte (iii. 172). In

den folgenden Jahren, während derer er in dauernden, mehr oder weniger freundlichen Beziehungen zu den Bélibastes stand, führte Pierre ein im Ganzen weniger umgetriebenes Leben. Doch im Sommer 1319 wanderte er wieder nach Norden; dort weidete er seine Herde in der Nähe des Puymauren-Passes (bei l'Hospitalet) gemeinsam mit anderen Schäfern aus Montaillou, alles alten Bekannten, darunter die Brüder Maurs, ein Schäfer aus Prades d'Aillon und ein Cerdagnole (iii. 181). In den Unterhaltungen am Lagerfeuer war während dieses Sommers nicht selten vom Bischof Fournier die Rede: Man sagte ihm nach, daß er die Verdächtigen zu bewegen wüßte, »ihre Lämmer zu werfen«, das heißt, mit der Wahrheit herauszurücken. Auch die Macht Pierre Clergues wurde gewürdigt: »Er hat soviel Macht, daß er im Sabarthès wie ein kleiner Bischof herrscht; es heißt, daß er durch seine Dienste für die Inquisition noch das ganze Land zugrunde richten wird.« Die Schäfer ahnten nicht, daß, wie viele von ihnen selbst, schließlich auch der gefürchtete Pierre Clergue, dem echten Bischof in die Hände fallen würden.

Am Johannistag dieses Jahres verließ, seiner Wanderlust gehorchend, Pierre Maury den Dienst des Cerdagnolen Raymond aus Barri, dessen Herde er damals hütete, und verdingte sich von neuem Brunissende de Cervello (iii. 181). Den Rest des Sommers über weidete er deren Herde bei La Cavalerie und Fontaine-argent nicht weit von l'Hospitalet. Sein Bruder Jean Maury

und Schäfer aus der Cerdagne, aus Katalonien und Andorra sowie aus Montsegur und Montaillou im Oberland der Ariège begleiteten ihn dort.

Häretiker traten während dieses Sommers nicht in seinen Gesichtskreis, dennoch zog Pierre es vor, im Hochgebirge zu bleiben und die gefährlichen tieferen Regionen – zu denen schon auch das Oberland der Ariège zählte – zu meiden. Im Winter 1319–1320 wandte er sich wieder nach Süden, trieb seine Schafe in die Gegend von Tarragona, unweit von Carol und dem dortigen Heilig-Kreuz-Kloster (iii. 181, 182). Von diesem Zeitpunkt an fand er seinen ferneren Lebensweg in den seiner Freunde, der Bélibastes, verwickelt: Wie wir noch sehen werden, wurde er bald nach diesen verhaftet.

Während eines Besuchs bei Guillaume Bélibaste zur Osterzeit, wahrscheinlich des Jahres 1319, wurde Pierre ermahnt, sich zu verheiraten. Nach einigen, Pierres ungebührlich langes Fernbleiben betreffenden, Präliminarien und einer konzisen Darlegung der moralischen Unmöglichkeit, in welche sich Christus durch die Anlage des menschlichen Verdauungsapparats versetzt sähe, wenn er wirklich in der Hostie real präsent wäre, kam Bélibaste auf die ihm in diesem Augenblick wichtigste Frage zu sprechen: wie Pierres Verehelichung ins Werk zu setzen sei. Er begann mit ein paar freundschaftlichen Vorwürfen: »Pierre, Ihr seid

wieder zu Eurer Hurerei zurückgekehrt. Während der letzten beiden Jahre habt Ihr wieder ein Mädchen mit auf die Weiden genommen.«[1] Des weiteren setzte der Prophet dem Schäfer auseinander, daß es für ihn nun an der Zeit wäre, sich irgendwo fest niederzulassen, wozu eine Ehefrau erforderlich sei, die er, Bélibaste, ihm besorgen wolle – eine Ehefrau, auf deren Verstand des Guten, auf deren gut häretische Gesinnung also, Verlaß sei. »Sie wird sich um Euren Besitz kümmern. Überdies wird sie Euch Kinder schenken, die Euch helfen und im Alter pflegen werden. Jedenfalls wäre es achtbarer, wenn Ihr eine Ehefrau hättet und nicht länger den Mädchen nachlaufen wolltet, die Euch Herz und Leber, Stumpf und Stiel ausreißen.«

1 Unglücklicherweise ist uns, diese geheimnisvolle Geliebte betreffend, nichts Näheres bekannt. Manches spricht dafür, daß sie mit der Dame Brunissende de Cervello identisch gewesen wäre. Ich habe aber diesbezüglich meine Zweifel. Zwar kümmerten sich adelige Damen damals wenig um den Stand ihrer Liebhaber, aber in diesem Fall wäre doch der Standesunterschied so groß gewesen, daß selbst ein so intelligenter und tüchtiger Mann wie Pierre Maury kaum imstande gewesen wäre, ihn zu überbrücken. Immerhin fuhr aber Bélibaste in den oben zitierten Vorwürfen fort wie folgt (iii.185): »Pierre, wollt Ihr zurückgehen und wieder mit Frau Brunissende de Cervello leben?« »Ja«, antwortete Pierre. Und darauf Bélibaste: »Wenn Ihr Euch der Frauen also nicht enthalten wollt, werde ich Euch eine gute suchen.«

Aber Pierre antwortete: »Ich will nicht heiraten. Ich kann keine Frau ernähren. Und ich will nicht seßhaft werden, denn das wäre nicht sicher« (nicht sicher vor der Inquisition).

So scheiterte Bélibaste bei seinem ersten Versuch, den großen Wanderer zu verheiraten. Guillemette Maury, die ihren Vetter recht gut verstand, führte dessen Eheunwilligkeit wahrscheinlich ganz treffend auf seine ›Wanderlust‹ (iii. 186–187) zurück. Ihr Bruder, der wie unser Held Pierre Maury hieß, hielt dem Schäfer vor: »Pierre, Ihr habt nur Heimweh. Ihr wollt unbedingt in Euer schlechtes und gefährliches Heimatland zurückkehren. Und eines Tages werdet Ihr dabei den Kuckuck rupfen« – das hieß, der Inquisition in die Falle gehen.

Pierre Maury war gutem Rat nicht zugänglich. »Und wirklich«, schloß er seinen Bericht über diese Auseinandersetzungen, »ging ich zu Brunissendes Schafen zurück« (iii. 187).

Er blieb bei seinen Gewohnheiten, wanderte weiterhin in Gesellschaft von Schäfern aus Katalonien, der Cerdagne, Aragon und dem Ariège mit den Herden zwischen Winter- und Sommerweiden hin und her, aus Katalonien in die Pyrenäen hinauf und wieder ins Tal. Im folgenden Jahr war er, seinen einmal erworbenen ideologischen Neigungen getreu, wieder in der katalonischen katharischen Gemeinde des Propheten Bélibaste. In einer Novembernacht schlief er in Morella

bei Guillaume Bélibaste im Bett (iii. 188). Am nächsten Morgen machten sich die beiden Männer zu Fuß auf den Weg nach San Mateo. Unterwegs kehrten sie in der Herberge von Frau Gargaille, bei Na Gargalha, ein. Nach dem Essen setzten sie ihre Wanderung fort, und nun, nachdem er das Thema ein ganzes Jahr lang nicht mehr berührt hatte, kam Guillaume wieder auf Pierres Verehelichung zu sprechen. Diesmal konnte er ihm diesbezüglich einen konkreten Vorschlag machen: »Ihr könnt nicht immer weiter so herumstreunen. Ich meine, daß Ihr ein Eheweib nehmen solltet. Eine, die in Kenntnis des Guten wäre. Und dann solltet Ihr mit der zusammenbleiben. Sie würde Euch im Alter pflegen. Ihr würdet Söhne und Töchter von ihr haben. Die würden Euch erfreuen. Auch würde Euer Weib für Euch sorgen, wenn Ihr krank würdet, wie Ihr für sie im umgekehrten Fall. Und Ihr brauchtet ihr nicht zu mißtrauen« (er meint: wie Euren Geliebten).

Pierre war für diese Aussichten noch immer nicht zu begeistern, und wie bei der letzten Erörterung dieses Themas schützte er seine Armut vor: »Ich will keine Frau. Ich habe genug zu tun, mich selbst zu ernähren.«

»Ich habe eine Frau für Euch«, erwiderte aber Bélibaste, »Raymonde, die Frau, die bei mir wohnt. Sie ist genau die richtige für Euch.«

»Aber«, wandte Pierre ein, »wer weiß denn, ob Piquier, ihr Mann, nicht noch am Leben ist?«

»Nein«, versetzte darauf der Prophet, »ich glaube nicht, daß der noch auf der Welt ist. Und außerdem, ob er nun auch noch lebte, könnte er Euch doch in diesem Lande hier kaum behelligen. Inzwischen könntet ihr, Raymonde und Ihr, tun, was getan werden muß, wenn ihr euch denn einigen könnt.«

Pierre, in die Enge getrieben, verlegte sich auf andere Ausflüchte. »Raymonde ist nicht die richtige Frau für einen Mann wie mich«, sagte er. Tatsächlich war Raymonde die Tochter eines reichen Schmiedes und somit allerdings weit besser gestellt als ein armer Schäfer. »Immerhin könnt Ihr sie ja fragen, ob sie mich heiraten will. Ich habe nichts dagegen. Von mir aus werde ich sie jedenfalls nicht fragen.«

So langten die beiden Wanderer in Guillemette Maurys Haus in San Mateo an. Wie gewöhnlich war das Haus voller Leute; außer der Hausherrin trafen sie dort deren verkrüppelten Sohn, ihren Bruder Arnaud Maury, eine Frau, die zum Wollekämmen angestellt war, und einen Armen, den Guillemette »um der Liebe Gottes willen« zum Essen eingeladen hatte (iii. 188–189).

Nach dem Essen nahm Pierre mit Bélibaste die Erörterung der unterwegs verhandelten Frage wieder auf. »Wenn Ihr meint, daß es gut für mich wäre, Raymonde zu heiraten, so redet deswegen mit ihr. Und wenn sie einwilligen sollte, nun, so bin auch ich einverstanden. Und so könntet Ihr denn morgen, da

Ihr einmal dabei seid, auch mit meinem Onkel Pierre Maury sprechen.«

Guillemette, die noch nicht wußte, wie weit Pierre schon für die Pläne des Propheten gewonnen war, bemühte sich ihrerseits, den Vetter dafür zu präparieren: »Herrgott«, seufzte sie, »was macht uns doch der Pierre für Kummer. Wir können ihn nicht hier halten. Wenn er loszieht mit den Schafen, weiß niemand, ob wir ihn je wiedersehen, denn er zieht ja in die Gegenden, wo unsere Feinde lauern. Erkennt ihn da jemand, ist er geliefert– und wir alle mit ihm.«[1]

Alle miteinander übernachteten sie dann in San Mateo – Pierre Maury, der Schäfer, Pierre Maury, Guillemettes Bruder, Guillaume Bélibaste und Arnaud Maury mußten in einem Bett schlafen –, und am nächsten Morgen machten sich der Prophet und der Schäfer auf den Rückweg nach Morella. Am Abend dort angekommen, fragte Bélibaste Raymonde Piquier: »Willst du Pierre Maury zum Mann nehmen?«

»Ich will«, antwortete Raymonde.

1 iii. 189: Guillemette glaubte, daß Pierre, wenn er einmal der Inquisition ins Netz ginge, seine Cilaubensgenossen verraten würde. Tatsächlich kam es häufig vor, daß zwar nicht die gewöhnlichen Gläubigen, wohl aber die Parfaits, um sich nicht mit der Sünde der Lüge zu beflecken, von der Inquisition verhört, ihre Freunde mit ans Messer lieferten.

Bélibaste lachte. Wie wir gleich sehen werden, hatte er Grund zur Zufriedenheit. Inzwischen sollte das Lachen des Propheten aber vielleicht auch dem Paar bedeuten, daß es somit verheiratet sei. Denn gleich darauf setzten die drei sich zu Tisch und aßen See-Aal und von Bélibaste gesegnetes Brot. Und dann ging man zu Bett. »Raymonde und ich schliefen zusammen«, sagte Pierre, als er später, im Verhör, die Geschichte erzählte (iii. 190).

Die von so langer Hand vorbereitete Ehe nahm ein rasches Ende. Am Morgen nach Pierres und Raymondes Hochzeitsnacht wirkte der sonst stets vergnügte Bélibaste niedergeschlagen. Er ging in seiner Niedergeschlagenheit so weit, drei Tage lang zu fasten – die Praxis war bei den Katharern als ›endura‹ gebräuchlich. Nachdem er derart eine halbe Woche lang gebüßt, nahm der Prophet den Schäfer beiseite und ersuchte ihn, seine eben erst geschlossene Ehe als geschieden zu betrachten. Pierre konnte seinem Freund nichts abschlagen. Vielleicht ahnte er auch, was hinter dieser Bitte steckte. Jedenfalls willigte er ein und kehrte derart nach nur dreitägiger Ehe zu seinen Schafen zurück. Raymonde brachte später ein Kind zur Welt.

Wer war der Vater dieses Kindes? Pierre? Guillaume? Schwer zu sagen, natürlich, aber wahrscheinlich doch der Prophet. Raymonde hatte schließlich lange in seinem Hause mit ihm gewohnt. Freilich pflegte er nichtsdestoweniger zu behaupten, daß er nie das

nackte Fleisch eines Weibes berührte. Und obwohl er auf Reisen in den Herbergen allerdings mit Raymonde im gleichen Bett schlief, erklärte er, dies sei eine Übung nur zu dem Zweck, daß die römisch Gesinnten ihn für einen verheirateten Mann halten und, seinen wahren Stand betreffend (er war ja ein Parfait), keinen Verdacht schöpfen möchten. Auch lege er bei diesen Gelegenheiten seine Unterkleidung nicht ab, erklärte er seinen Anhängern weiter. Tatsächlich war Raymonde seit langem die Konkubine des Propheten, und der naive Pierre war wahrscheinlich der einzige, der das nicht schon längst gemerkt hatte. Seine Großmut und brüderliche Zuneigung zu Guillaume, dem er ganz ebenso ergeben war wie Bernard Clergue seinem Bruder Pierre, dem Pfarrer – hinderten ihn offensichtlich an der Wahrnehmung des wahren Sachverhalts. Als ihm sein Bruder Jean Maury wegen seiner »lächerlichen Heirat« Vorhaltungen machte, wußte er nur zu erwidern: »Ich konnte nicht anders, weil ich Guillaume so gern hatte.« Um den Freund nicht zu enttäuschen, hatte er sich eine Frau aufschwatzen lassen, die er gar nicht haben wollte, und sich, um den Freund nicht zu enttäuschen, drei Tage später wieder von ihr getrennt.[1]

1 Der Prophet seinerseits scheint nur darauf bedacht gewesen zu sein, die Freundschaft undGroßmütigkeit des braven Schäfers auszubeuten. Nach seiner kurzen Liaison mit Raymondehörte Pierre von einem wohlmeinenden

Nicht alle Leute fühlten sich dem Propheten derart verpflichtet, und viele meinten, auch Pierre hätte dazu keine Ursache. Emersende Marty aus Montaillou und Blanche Marty aus Junac, eine Schwester der Raymonde Piquier, machten aus ihrer tiefen Mißbilligung der ganzen Angelegenheit kein Geheimnis: »Die Manier, in der Herr Bélibaste mit Euch umgesprungen ist, kommt mir nicht sehr ehrenhaft vor«, sagte Emersende zu Pierre (iii. 198). »Er verheiratete Euch mit Raymonde. Dann trennte er Euch gleich wieder von ihr; und dann machte er so viel Aufruhr im Hause, daß er Euch nötigte, mitten im Winter fortzugehen. Dabei war es so kalt, daß Ihr in den Bergen einmal beinahe erfroren wäret.«

Blanche Marty klärte den Schäfer über das Vorleben der Frau auf, die er drei Tage lang die seine genannt hatte (iii. 198). »Guillaume Bélibaste, Raymonde und ich wohnten einst zusammen in Prades.[2] Eines Tages trat ich unangemeldet in die Kammer, wo Guillaume und Raymonde schliefen, und fand beide im Bett, Guillaume auf den Knien, so als wolle er Raymonde

Landsmann aus Montaillou (iii. 195): »Guillaume Bélibaste und Raymonde wollen nicht, daß Ihr bei ihnen in Morella wohnen bleibt. Guillaume hätte bei dem Gedanken, daß Ihr bei Raymonde schliefet, keine ruhige Minute. Die beiden wollen nur Euer Geld; von Euch selbst will Raymonde genau so wenig wissen wie Bélibaste.«

2 iii.198. Prades bei Tarragona ist gemeint, nicht Prades im Pays d'Aillon.

fleischlich erkennen oder hätte sie soeben fleischlich erkannt. Als Guillaume, derart überrascht, mich erkannte, rief er mir zu: ›Bankert, da habt Ihr einen Akt der Heiligen Kirche gestört!‹«

Blanche glaubte deswegen Bescheid zu wissen: »Wenn ich denn meinen Augen trauen darf, war Guillaume wirklich im Zuge zu tun, was Ihr wißt.« Aus diesen Enthüllungen ging mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervor, daß Bélibaste seine Geliebte geschwängert hatte und sich, um seinen Ruf als zölibatärer Parfait nicht aufs Spiel zu setzen, um einen anderen Vater für das verräterische Kind bemüht hatte – erfolgreich, wie wir gesehen haben.

Doch der Schäfer aus Montaillou blieb ein großmütiger Freund und verzieh dem Propheten die Täuschung. Er blieb ihm treu und ließ sich weiter von ihm ausnützen. Er begleitete ihn sogar auf dem langen Marsch nach Norden, zu dem Arnaud Sicre, ein Spitzel der Inquisition, der sich an die katharische Gemeinde von San Mateo herangemacht hatte, um sie zu zerstören, die Emigranten verführt hatte. Bald nach der Verhaftung Guillaume Bélibastes wurde auch Pierre gefaßt. 1324 wurde er eingekerkert, und damit verschwindet seine Spur in den Akten.

Die Lebensgeschichten von Pierre und Jean Maury, von Pellissier, Benet, Maurs und ein paar anderen – sowie eine Reihe von verstreuten Nachrichten über die Lebensweise der Schäfer, die bei Bischof Fourniers Vernehmungen nebenher mit abfielen – sind aussagekräftig genug, um den Versuch einer Ethnographie der Schäferei in den Pyrenäen während des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts zu begründen.

Wirtschaftlich gesehen, zeigt sich uns da die Gesellschaft der Schäfer und Schäferinnen als eine Gesellschaft von Geschäftsleuten, die ihre ›boria‹ im Sinn hatten – das Wort bezeichnete zugleich eine Scheune und die Geschäfte – und mit manchmal rauhen Methoden zu fördern suchten; ›boria‹ war ›boria‹ und ging nicht selten über Verwandtschaft und Freundschaft, wie Pierre Maury bei Gelegenheit seiner Geschäftsverbindung mit Guillemette Maury entdeckte. Der Handel auf den Bergweiden wurde bis zu einem gewissen Grade mit Bargeld abgewickelt, doch wenn es daran fehlte, tauschte man auch Sachen aus, gelegentlich gab man sogar Kredit. »Pierre Maury hatte kein Geld, so verpfändete er dreißig Schafe, seine ganze Habe, als Teil des Kaufpreises, den er Raymond Barry für hundert Schafe, die er ihm abkaufen wollte, schuldig war« (iii. 186). Das scheint weithin üblich

gewesen zu sein. Wenn man kein Geld hatte, bot man Schafe. Alazaïs Fauré aus Montaillou bot Bernard Benet aus dem gleichen Kirchspiel ein halbes Dutzend oder sogar ein Dutzend Schafe für den Fall, daß er der Inquisition die Tatsache verschweigen wolle, daß ihr Bruder Guillaume Guilhabert zur Häresie bekehrt worden war (i. 404). Wolle war gleichfalls sehr vielseitig verwendbar. Man konnte Gefängnisaufseher damit bestechen oder sich einen Bonhomme damit geneigt machen. Nichtsdestoweniger gab es in der pastoralen Gesellschaft der Bergweiden wahrscheinlich mehr reinen Geldverkehr als im rein bäuerlichen Unterland. Der Austausch von Wolle und Lämmern wurde meist durch Geld vermittelt: Wolle wurde verkauft, mit dem erlösten Geld kaufte man Lämmer: »Pierre Maury fragte Guillemette nach dem Geld, das sie für die Wolle der Schafe erhalten hatte, die er im Vorjahr in ihrer Obhut zurückgelassen. Guillemette antwortete: ›Ich habe ein paar Lämmer dafür gekaufte« (iii. 172).

Zwar war Guillemette, wie wir gesehen haben, nicht immer aufs Wort zu glauben, aber daß Wolle so gut wie bares Geld war, wissen wir auch aus anderen Nachrichten. Es lohnte sich, sie zu Geld zu machen. »Der Ketzer Arnaud Marty aus Junac brauchte dringend Geld: So verkaufte er zwanzig Schafe für zehn Livres tournois und die Wolle dieser Schafe für sechs Livres tournois.« Aus dieser Feststellung erhellt, daß die Wolle allein über ein Drittel so viel wert war wie

die ganze Herde. Kein Wunder, daß sich die Schäfer manchmal einbildeten, reich geworden zu sein, lebhaft genug, um sich auf Spekulationen einzulassen, die sie besser hätten bleiben lassen. Pierre Maury stürzte sich in Schulden, um für tausend in Barcelona geprägte Sous hundert Schafe anzuschaffen (iii. 177; ii. 186).

Glücklicherweise sind wir über die territoriale Organisation dieser pastoralen Wirtschaft recht gut unterrichtet. Die Wanderschäfer mußten manchmal Rechtsansprüche der großen Dörfer, deren Gemeindeland sie überquerten, manchmal auch die der Adelsherren, die weite Strecken der Gebirgsweiden in den Pyrenäen und in Spanien beherrschten, auf die eine oder andere Weise zufriedenstellen.

Einmal weidete Pierre Maury seine Herde am Flix-Paß bei Tarragona auf einer großen Weide, die der Bischof von Lerida für sich beanspruchte (iii. 170). Zwölf Bewaffnete des Bischofs erschienen alsbald auf der Bildfläche, um diesen Landfriedensbruch zu ahnden und Pierres Schafe zu beschlagnahmen. Pierre versöhnte allerdings die eigens aus Bisbal de Falset heraufgekommenen Ordnungshüter mit einem großen Festmahl, an dem auch befreundete Schäfer aus der Cerdagne, aus Katalonien und dem Ariège teilnahmen. Oft waren die Feudalherren übrigens auch selbst Schafzüchter, hatten eigene Herden auf den Weiden, die sie zu ihrem Landbesitz rechneten. So waren unter den Besitzern großer Herden, mit denen die Schäfer

aus dem Ariège zu tun hatten, als deren Angestellte oder Konkurrenten, eine adelige Dame, die uns schon bekannte Brunissende de Cervello, und eine geistliche Institution, das Hospital des Sankt Johannes von Jerusalem, in der Nähe von San Mateo gelegen (iii. 179).

Aber, wie gesagt, ein Teil des Landes, auf das die Schäfer angewiesen wann, wurde auch von den Gemeinden in Anspruch genommen. Guillaume Maurs sagte aus, daß »Pierre seine Schafe zwei Sommer lang am Pal-Paß auf dem Gebiet von Baga weidete, einen weiteren Sommer über am Cadi-Paß auf dem Gebiet von Josa« (ii. 183). Die erwähnten Gebiete lagen, das eine bei Barcelona, das andere bei Gerona, im Gebirge. Der Hinweis des Zeugen auf territoriale Grenzen läßt vermuten, daß die genannten Gemeinden – Baga und Josa – für die Nutzung der auf ihren Gebieten gelegenen Weiden Abgaben von den Schäfern erhoben. Die äußeren Grenzen dieser Weiden waren natürlich die Grenzen des Gemeindelandes. Nach innen, zu den Dörfern hin, begrenzten Ackerland und Gemüsegärten dieselben. »Jeanne Befayt [aus Montaillou], die in Beceite wohnte, half Pierre und Arnaud Maurs ihre Herde aus dem Dorf treiben, wobei sie darauf achtete, daß die Schafe nicht in die Gärten und Weinberge besagten Dorfes eindrängen« (ii. 390). Besonders problematisch war die Notwendigkeit, die Herden aus den Getreidefeldern herauszuhalten. Denn aus einem anderen Grund suchten die Schäfer deren Nähe: Weil nämlich

in der Nähe von Ortschaften und bebautem Land den Herden weniger Gefahr von Raubtieren drohte. »Hier konnten Guillaume Bélibaste und Pierre Maury ihre Herden sich selbst überlassen und gehen, wohin sie wollten, denn auf jener Weide war von Wölfen nichts zu fürchten, die trauten sich da nicht hin. Die einzige Gefahr war, daß die Schafe ausbrächen: So konnten die Schäfer in den Nächten ihre Herde grasen lassen und bis zum Tagesanbruch gehen, wohin sie wollten« (ii. 182).

Manchmal waren die den Ortschaften zunächst gelegenen und üppigsten Wiesen Privatbesitz bestimmter Bauern. Andere waren Gemeindeland, das oft nominell Besitz irgendeines Edelmannes war. Wie die Weiden unter die Schäfer aufgeteilt wurden, wissen wir nicht genau. Mitunter wurden sie ausgelost, so wenn die Schäfer aus Montaillou ihre eigenen und die ihnen anvertrauten Herden in das Gebiet von Arques hinabführten (iii. 140). Andererwärts, am katalanischen Abhang des Gebirges, hatten es die Schäfer aus dem Oberland der Ariège mit härteren Bedingungen zu tun. Hier war der Durchzug von Wanderherden vielerorts mehr oder weniger streng verboten, und, um Erlaubnis zu erhalten, seine Schafe auf Gemeindeland zu weiden, mußte der Schäfer ein Mädchen aus dem Dorf heiraten und sozusagen seine Einbürgerung beantragen. »Als Jean Maury in Casteldans war (einem Dorf in der Nähe von Lerida: ii. 487), befahlen ihm die Bayles des Orts,

entweder sofort zu heiraten oder fortzugehen, ehe seine Schafe ihnen die Weide kahlgefressen hätten. Und Jean Maury konnte in Casteldans keine Frau finden, die ihn hätte heiraten wollen. So ging er … nach Juncosa und wohnte dort im Hause der Esperte Cervel und der Mathena, ihrer Tochter. Und mit Hilfe des Pfarrers von Juncosa richtete er es ein, daß er Mathena zur Frau kriegte, die ihm gefiel.«

Obwohl die Gemeinden das Land, das sie als Weideland den Wanderschäfern zur Nutzung überließen, stets eifersüchtig bewachten, scheinen sie auf die Zusammensetzung der Herden nicht viel Einfluß genommen zu haben. Die große Zeit der ›ramados‹, der Gemeinde- oder sogar Bezirksherden, war im Oberland der Ariège das 19. Jahrhundert. Im 14. Jahrhundert war an dergleichen noch nicht zu denken. Damals gehörten in dieser Gegend die Herden, die dort weideten – oder dort ihre Wanderungen antraten –, einzelnen Besitzern oder kleinen Gesellschaften von Privatpersonen (die in neuerer Zeit ›orrys‹ genannt worden sind). So ist festzustellen, daß der Gemeindesinn in dieser Gegend keineswegs als ein Rudiment prähistorischer Gesinnung gelten kann, sondern sich vielmehr erst zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert ausbildete – gleichzeitig mit der Entwicklung der Dorfgemeinden zu ihrer späteren Bedeutung als Einheiten der politischen und fiskalischen Staatsverwaltung.

In Montaillou, im Pays d'Aillon oder Sabarthès gab es in der Zeit zwischen 1300 und 1325 jedenfalls keine Gemeindeherden. Allerdings gab es ganz in der Nähe Orte, wo Kühe so gehalten wurden. Dort blieb diese Tradition lebendig bis ins 19. Jahrhundert – noch im Jahr 1850 gab es in der Gegend von Tarascon und von Montsegur große Dorf- und Kreisherden, die sogenannten bacados. In Montaillou freilich gab es, von den paar Ochsen abgesehen, die als Zugvieh gebraucht wurden, zu der uns hier interessierenden Zeit kaum Rinder, und das Problem der Einrichtung eines ›bacados‹ stellte sich mithin gar nicht. In Ascou andererseits, einem etwas südlich von Montaillou gelegenen Dorf, dessen Gemeinde-Milchwirtschaft bis ins 20. Jahrhundert bedeutend blieb, mögen die Anfänge derselben sehr wohl bis ins 14., wenn nicht sogar bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen. »An einem Sonntag im Monat Mai«, sagte Raymond Sicre aus Ascou (ii. 362; das Jahr war 1322), »führte ich eine Kuh, die mir gehörte, zu dem Berg Gavasel bei Ascou; und als ich sah, daß es anfing zu schneien, schickte ich meine Kuh in die Gemeindeherde des Dorfes Ascou zurück und ging selbst wieder ins Dorf.«

Die Bedeutung der Dorfgemeinden für das Leben der Schäfer darf also nicht unterschätzt werden, hielt sich aber in Grenzen. Die soziale Einheit, zu der sich, außerhalb der Dörfer, die Schäfer gehörig fühlten, war

die ›cabane‹. Wir haben schon gesehen, daß Pierre Maury in seiner Jugend einmal auf der Weide von La Rabassole bei Arques einen Sommer lang ›chef de cabane‹ war und in dieser Eigenschaft eine Mannschaft von acht Schäfern anführte und für die Käsebereitung verantwortlich war.[1] Die Vernehmungsprotokolle des Bischofs Fournier enthalten noch andere Hinweise auf das System der ›cabanes‹, in denen sich die Schäfer aus Montaillou gewöhnlich zusammenschlossen. Guillaume Baille (iii. 519) erwähnt eine solche Schäferhütte an dem von ihm Riucaut genannten Paß zwischen Andorra und L'Hospitalet (bei welchem es sich vielleicht um den heute Envalira genannten in der Nähe des Mérens-Passes handelt): »In jenem Sommer hatten zwei Schäfer aus der Cerdagne und die Gebrüder Maurs aus Montaillou ihre Hütte am Riucaut-Paß. Arnaud Maurs, der Bruder des Guillaume Maurs, war der ›cabanier‹ [›chef de cabane‹] und machte den Käse« (ii. 381).

Nach der Sommer-Cabane auf den Bergweiden in den Pyrenäen kam die Winter-Cabane in Katalonien. »Im folgenden Winter«, sagte Guillaume Maurs (ii. 186), »ging ich mit meinem Bruder und unseren Her-

1 iii. 135. In der Gegend von Montaillou und Prades, wo es keine Einödhöfe gab, dienten die im Lande verstreuten ›cabanes‹ auch Reisenden zur Unterkunft. Ein Zeuge des Bischofs (ii. 172) erwähnt die wenigen »Cabanes für Tiere‹, die ein paar Bauern in Prades d'Aillon gehörten.

den zum Überwintern in die Ebene von Peniscola …, und wir hatten schon Schafe genug, um unsere eigene ›cabane‹ aufmachen zu können.« Dazu ist zu bemerken, daß sich die Winter- oder Fasten-Cabane durch einen gewissen, wenn auch nicht gerade üppigen, Komfort auszeichnete. Es gab darin eine Kochecke, eine Ecke, wo man Kleider aufhängte, eine Schlafecke (ii. 181). Die Schäfer bewirteten ihre Freunde in der Hütte. In der genannten Hütte bei Peniscola etwa besuchten Pierre Maury und sein Vetter Arnaud die Gebrüder Maurs. Man unterhielt sich bei dieser Gelegenheit nicht ohne Schadenfreude über die jüngst vorgefallene Verhaftung des Pfarrers Pierre Clergue durch Jacques Fournier. In den Cabanes wurde nicht nur Käse gemacht, die Cabanes waren auch Nachrichtenbörsen: Hier trafen sich die auf verschiedenen Wegen wandernden Schäfer und besprachen, was in ihren fernen Heimatdörfern vorging (ii. 477). Die Brüder Maurs hatten die vergangene Saison im Oberland der Ariège und in Aragon zugebracht. Pierre Maury andererseits hatte in den letzten beiden Jahren in Aragon, in der Cerdagne, in der Grafschaft Foix und im Süden Kataloniens seine Herden geweidet. Aber wovon redeten diese Männer, denen man provinzielle Beschränktheit doch wahrlich nicht nachsagen konnte? Sie redeten von Montaillou, der fernen, aber ihren Herzen nahen, engsten Heimat.

Von einer anderen Cabane liest man, in der sich Guillaume Gargaleth, der vielleicht ein Maure war, und

Guillaume Bélibaste, der sich auf vierzehn Tage bei dem Bauern Pierre Capdeville verdingt hatte, während dieser vierzehn Tage gemeinsam aufhielten (iii. 165, 166). Diese Hütte stand auf der Frühlings- und Sommerweide am Mont Vézian bei Flix in Katalonien. »Gargaleth und Bélibaste weideten während dieser beiden Wochen, bis Ostern, ihre Schafe. Sie blieben allein in ihrer Cabane und hatten ihren eigenen Herd abseits von den anderen.« Nicht weit von dieser Hütte standen ein paar ›cortals‹, Schafhürden, in denen die wandernden Schäfer ihre Herden eine Zeitlang einsperren konnten. Auch hier begegneten einander Schäfer. Die verschiedenen Richtungen, aus denen sie kamen, und die verschiedenen Religionen, zu denen sie sich bekannten – es gab Katholiken, Katharer und Mauren unter ihnen –, hinderten sie nicht, gute Kameradschaft zu halten: Unter dem Vorsitz von Pierre Maury und mit gemeinsamer Vorliebe für Knoblauch kochten sie gemeinsam und ließen sich's gemeinsam schmecken (iii. 165).

So war für den Wanderschäfer die Cabane der Ort, den daheim im Dorf die Domus besetzte. Sie war eine Institution. Man hörte von Cabanes im Oberland der Ariège und in der Cerdagne und von anderen in Katalonien, selbst auf dem Gebiet der Mauren waren welche anzutreffen: Die Zone der Cabanes – und also die Weidestraßen der Wanderhirten – reichte bis in den Süden Andalusiens. In Andalusien erhielten die Schafhirten neben einem Deputat in Naturalien ein kleines

Gehalt in barem Geld. Aber von solchen sekundären regionalen Unterschieden in den Lebensbedingungen der Schäfer abgesehen, ist festzustellen, daß ein Hirt aus Montaillou bis nach Andalusien hätte wandern können, ohne den Rahmen der ihm vertrauten Verhältnisse zu verlassen.

War die ›cabane‹ eine feste Behausung für die Schäfer, so hatte man es bei dem ›cortal‹ mit einer provisorischen Hürde für die Herden zu tun, deren wichtigster Bestandteil im 14. wie im 19. Jahrhundert der Zaun war, der die Schafe zusammenhielt. Dieser war im 14. Jahrhundert meist ein aus Ästen und Steinen aufgeführtes Verhau, das Schutz gegen räuberische Wölfe, Bären und Luchse bieten mußte. Ein Teil dieses Verhaus war gewöhnlich überdacht, der Eingang so eng, daß ihn jeweils nur ein Schaf passieren konnte. Pierre Maury, der im Cortal wie in der Domus ein gastfreundlicher Mann war, der jeden wandernden Arbeiter oder Ketzer gern willkommen hieß (iii. 165, 199 et passim), versäumte bei aller Gastfreundschaft niemals, die nötige Sorge für die ihm anvertrauten Zäune: »Zu Beginn der Fastenzeit kamen Pierre Bélibaste, der Häretiker Raymond von Toulouse und der Anhänger der Häretiker Raymond Issaura de Larnat und besuchten mich in meinem ›cortal‹ auf der Weide von Fleys. Ich buk gerade Brot. Ich sagte einem der Schäfer, einem Mauren, der mit mir arbeitete, daß er den Häretikern was zu essen gäbe … Diesen sagte ich, daß sie Zäune machen sollten, und

das taten sie denn auch im ›cortal‹ den ganzen Tag lang … Ich selbst ging mit meinen Schafen aus. Am Abend aßen wir im ›cortal‹, ein Knoblauchgericht, Brot und Wein. Einer der Häretiker segnete verstohlen das Brot, häretischerweise. Am nächsten Morgen machte ich zwei große Kuchen, einen für besagte Häretiker, den anderen für mich und meine Kameraden. Die Häretiker machten sich alsdann auf den Weg nach Lerida, wo sie Bernard Cervel kannten, einen Schmied aus Tarascon, der ihres Glaubens war. Sie beabsichtigten, sich in der Gegend von Lerida zur Arbeit in den Weinbergen zu verdingen.« Die Aussage gibt Auskunft über die Funktionen des ›cortal‹: Das ›cortal‹ ergänzte die ›cabane‹, konnte diese notfalls aber auch ersetzen.

Die Art und Weise, in der die in ›cabane‹ und ›cortal‹ anfallenden Arbeiten angefaßt wurden, war in den Tagen Pierre Maurys schon mehr oder weniger so wie die fünfhundert Jahre später übliche. In jeder ›cabane‹ wohnte eine Mannschaft von sechs bis zehn Schäfern, die entweder die ganze Saison dort zubrachten oder für kürzere Zeit verpflichtet waren – bis sie von einer anderen, gleich starken Mannschaft abgelöst wurde, die freilich oft aus einer ganz anderen Gegend stammte. Neben den großen gab es auch kleine ›cabanes‹, in denen sich nur zwei oder drei Hirten aufhielten.

Während des 19. Jahrhunderts waren die zu einer ›cabane‹ gehörigen Herden gewöhnlich zwischen zwei-

hundert und dreihundert Köpfe stark; und ähnliche Verhältnisse wird man für das Mittelalter annehmen dürfen. Doch gab es im 14. Jahrhundert auch kleinere Herden von nur zwischen hundert und einhundertfünfzig Schafen. Von den in einer ›cabane‹ vereinigten Schäfern war gewöhnlich jeder für einen Teil der in der Nachbarschaft derselben weidenden Herde besonders verantwortlich: für seine eigenen Schafe und die ihm von einem Dienstherrn anvertrauten Tiere. Von der Herde, die Pierre Maury als Oberhirte, ›cabanier‹ ›fromager‹ oder ›majoral‹ in seiner Obhut hatte, waren meistens zwischen dreißig und fünfzig Tiere sein Eigentum. Er war, wie wir später auch des näheren sehen werden, zugleich der Mitarbeiter und der Vorarbeiter seiner Kameraden in der ›cabane‹.

Der Lebensrhythmus der Schäfer auf den Winter- und Sommerweiden wurde vom Lammen und Melken diktiert. Die Lämmer wurden um Weihnachten herum geboren, wie sie denn auch schon im 14. Jahrhundert auf keiner Darstellung des Stalls von Bethlehem fehlten. Anfang Mai wurden sie entwöhnt, von Mai an wurden die Mutterschafe gemolken. Schäfer untereinander, Schäfer und Herdenbesitzer machten ihre Verträge. Im Juni zogen die Schäfer in die ›cabanes‹ hinauf. Der Hüttenobmann oder Oberschäfer, ›majoral‹, beaufsichtigte die Käsebereitung. Die Erzeugnisse dieser Alm-Käsereien wurden in Ax-les-Thermes an die Bewohner der benachbarten Dörfer, auch nach Montaillou, verkauft.

Die ›cabane‹ im Hochgebirge oder in Spanien unterschied sich von der ›domus‹ im Sabarthès, insofern die dort versammelte Gesellschaft rein männlich war – nur gelegentlich leistete dort eine Prostituierte oder Geliebte dem einen oder anderen Schäfer, der reicher oder einnehmender war als seine Kameraden, zeitweilig Gesellschaft. Zwar gab es auch in der ›domus‹ eine traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern – die den Männern vorzüglich die Feldarbeit, den Frauen vorzüglich die Hausarbeit zuwies –, doch wurde diese Trennung nicht streng durchgeführt. In der ›cabane‹ dagegen gab es Arbeit nur für erwachsene Männer.[1] Darstellungen der »Anbetung der Hirten‹ aus dem 15. Jahrhundert zeigen

1 Für Schäferinnen, wie man sie aus den Romanzen kennt, für eine Jungfrau von Orleans, wie die Geschichte sie kennt, wäre also in den Pyrenäen kein Platz gewesen. Manchmal führten allerdings auch Frauen – Witwen meistens – ihre Schafe selbst auf die Weide. So liest man's etwa von Guillemette ›Benete‹ (iii. 70); allerdings ist der diesbezügliche Text nicht ganz eindeutig. Raymonde ›Belote‹ berichtete dem Gericht, daß sie während des etwa halben Jahres, da sie in den Irrtümern der Herätiker befangen gewesen, von Guillemette in diesen Irrtümern bestärkt worden sei, und zwar bei vielen Gelegenheiten: »Et hoc dixit ei dicta Guillelma semel in domo sua, ad quam ipsa loquens irerat pro igne, et alia vice, dum ipsa loquens ibat pro aqua et transibat per ante portam domus dicte Guillelme, ubi dicta Guillelma occurrit ipsa loquenti, que veniebat de suo bestiario educendo ad pascua …« und so fort.

die Heilige Jungfrau und das Christkind stets nur von Männern umgeben.

War jedoch derart die ›cabane‹ eine reine Männergesellschaft, die noch dazu nur durch die gemeinsame Arbeit, nicht durch Blutsbande zusammenhielt, war sie doch nichtsdestotrotz ein Hort der ältesten Überlieferungen der Schäferei, die zu den ältesten Künsten der Menschen gehört. Ein Teil dieser Überlieferungen fand nicht lange nach der Zeit, die uns hier beschäftigt, Formulierung in dem ›Schäfer-Kalender‹. Angesichts des sehr starken Traditionsbewußtseins der Schäfer nimmt es denn auch nicht Wunder, daß sich die Lehren der Katharer in den ›cabanes‹ und auf den Weiden – von Mund zu Mund, von altem Schäfer an jungen Schäfer überliefert – länger als anderswo erhielten. Mit einer Spur dieser Überlieferung hat man es wahrscheinlich bei jenem Text von La Roche-Flavin zu tun, der als das einzige Zeugnis für das Fortbestehen einer katharischen Gemeinde bis ins 16. Jahrhundert angesehen wird: ›Ein frommer Bischof‹, sagt La Roche-Flavin, ›begegnete, da er sich nach Rom begab, den Kardinalshut dort zu empfangen, in den Bergen bei Albi einem alten Bauern, und im Gespräch über allerlei dieses Land betreffende Nachrichten sagte ihm dieser Alte, daß es eine Menge armer Leute gäbe, die in Sack und Asche gingen und in den Einöden jenes Gebirges wie das liebe Vieh von Wurzeln ihr Leben fristeten und Albigenser geheißen würden; und daß der seit nun

schon fünfzig oder sechzig Jahren gegen dieselben ohne Unterlaß geführte Krieg und die Ermordung von über fünfzigtausend der Ihren nur deren Zunahme und Vermehrung bewirkt hätten; so daß es kein Mittel gäbe, sie von ihren Irrtümern zurückzubringen als allein die Predigt irgendeines ausgezeichneten Manne.‹[1]

Bisher haben wir langfristige, gewissermaßen überhistorische Tendenzen betrachtet, kraft welcher die ›cabane‹ vom 14. bis ins 19. Jahrhundert im wesentlichen unverändert als lebende Institution erhalten blieb. Voraussetzung dafür waren die gleichbleibenden, durch die Jahrhunderte kreisenden Zyklen der Transhumanz. Ein anschauliches Bild von diesen Wanderungen hat man in der Aussage, die Guillaume Baille, ein Schäfer aus Montaiilou, zu Bischof Fourniers Vernehmungsakten beisteuerte (ii. 381, 382). »In diesem Jahr hatten wir mit den Brüdern Maurs und zwei Cerdagnolen den Sommer in der ›cabane‹ am Port de Riucaut verbracht«, heißt es da. Zu Michaelis im September waren Baille, die Maurs, die beiden Cerdagnolen und der inzwischen zu ihnen gestoßene Pierre Maury mit ihren Schafen nach Süden hinabgezogen, über eine etwa dreißig französische Meilen lange Strecke mitten

1 La Roche-Flavin, ›Treize livres des Parlements de France‹, S. 10–20, zitiert bei Louis de Santi und Auguste Vidal, ›Deux livres de raison‹ (1517–1550), Sonderband der Archives historiques de l'Albigeois, Heft 4, Paris und Toulouse 1896.

durch Katalonien. »Zum Überwintern zogen wir mit unseren Schafen auf die Weiden von Peniscola und auf die Ebene von San Mateo am Anfang des Königreichs von Valencia.« Pierre Maury machte einen Abstecher nach Tortosa, »wo er zwei zusätzliche Hirten anwarb«. Es handelte sich um zwei Okzitanier. Einer von diesen, Raymond Baralher, kam aus dem Aude, der andere war in Mérens, im Oberland der Ariège, zu Hause. Nachdem man derart die Mannschaft vervollständigt und die Schafe auf die Winterweide gebracht hatte, nahm das Leben der Schäfer seinen traditionellen Gang. »Bis Weihnachten blieb die ganze Mannschaft meistens zusammen. Wir nahmen unsere beiden täglichen Mahlzeiten – das Mittagessen und das Abendessen, ›prandium‹ und ›cena‹ – gemeinsam ein. Nach dem Essen ging jeder seiner Wege und hütete seine Schafe.« Die Herde wurde mithin in mehrere kleinere Herden unterteilt, wie das noch heute üblich ist. Guillaume Maurs erklärte (ii. 188): »Raymond von Gebetz und Guillaume Bélibaste (die damals gemeinsam mit Pierre Maury eine Herde hüteten) hätten sich auf der Weide bei Tortosa leicht auch über häretische Gegenstände unterhalten haben können, denn die ihnen zugeteilten Schafe grasten nebeneinander.«

Gegen Ende Dezember wurde es schwieriger für Guillaume Bailles Mannschaft. Zu Weihnachten, als die Lämmer geboren wurden, wurden jedem in strikterer Weise als bisher ein besonderer Platz und besondere

Aufgaben zugewiesen. »Ich, Guillaume Baille, hütete weiter die eigentlichen Hammel [das heißt die kastrierten Böcke]. In der Nähe hütete Pierre Maury die Lämmer und die ›marranes‹, die Einjährigen; Maury und ich waren also durch unsere Arbeit sowohl am Tage als auch nachts voneinander getrennt. Aber wir saßen mittags und abends zusammen mit Raymond Baralher, der uns das Essen brachte. Die anderen, die zu unserer Mannschaft gehörten, Guillaume Maurs, Jacques d'Antelo, Guillaume de Via und Arnaud Moyshard, wohnten etwas weiter in dem Dorf Calig. Dort beaufsichtigten sie erst das Lammen, dann das Säugen der Mutterschafe.« Die Aufgabenverteilung berücksichtigte nicht immer die unter den verschiedenen Mitgliedern der Mannschaft bestehenden Freundschaftsbeziehungen: »In jenen Tagen hatte Pierre Maury größere Vertrautheit mit Guillaume Maurs und Raymond Baralher als mit seinen anderen Kameraden« (ii. 382). Gesellschaftliche Beziehungen zur ›Außenwelt‹ unterhielten die Schäfer in den benachbarten spanischen Städten und Dörfern, so in Calig und San Mateo, wo viele Emigranten aus Narbonne und der Cerdagne lebten (ii. 188, 382). Dorthin reisten sie, zu Fuß oder mit dem Esel, um Lebensmittel einzukaufen. In den Schänken, wohin man sein Essen selbst mitbrachte, traf man zur Weihnachtszeit Schäfer, die in der Nähe die Herden anderer Dienstherren hüteten; auch dem einen oder anderen durchreisenden Ketzer konnte

man da begegnen. »In diesem Winter«, erzählte Pierre Maury, »überwinterte ich wieder auf den Weiden von Camposines im Gebiet von Asco [bei Tarragona]. Zur Weihnachtszeit begegnete ich dort zwei Kameraden: Raymond, der für Pierre Marie unterwegs war [einen Schafzüchter aus dem Ariège vermutlich], und Pierre, der bei Narteleu aus Villefrance-de-Conflent im Dienst war. Wir gingen zusammen in eine Schänke in Camposines, wo ich plötzlich Raymond von Toulouse, den Häretiker, mit seinem Packen Handelswaren auf mich zukommen sah. Ich ging ihm entgegen und redete mit ihm, während meine beiden Kameraden das Fleisch und die Eier kochten, die sie mitgebracht hatten« (iii. 171).

Über die während des Sommers – meist in den Pyrenäen oder doch in deren Nähe – anfallenden Arbeiten liegen uns nur weniger ins Einzelne gehende Aussagen vor. Im Sommer pflegten die Verträge zwischen Hirten und Herdenbesitzern neu geschlossen zu werden. Eine Aussage Pierre Maurys (iii. 163) unterrichtet uns über die Modalitäten: »Nachdem ich bei Guillaume André, meinem vorigen Patron, gekündigt hatte, verdingte ich mich bei Pierre Constant aus Rasiguieres im Gebiet von Fenouillèdes. Bei dem blieb ich von Ostern bis zu Michaelis im September des gleichen Jahres und verbrachte den Sommer an den Pässen von Mérens und La Lauze [im Oberland der Ariège]. Ich hatte … fünf Schäfer bei mir. In diesem Sommer habe ich weder einen Häretiker noch einen,

der den Häretikern glaubt, gesehen. Und dann, so um Michaelis herum, habe ich bei Pierre Constant gekündigt und Dienst bei Raymond Boursier aus Puigcerda angenommen, bei dem ich zwei Jahre blieb.« Der Aussage ist zu entnehmen, daß der Sommer die Zeit war, in der die Schäfer ihre Dienstherren wechselten – und manchmal nur für die Sommermonate, die Zeit von Ostern bis Michaelis.

Verstreute Angaben findet man des weiteren hinsichtlich verschiedener Sommerarbeiten der Hirten – insbesondere über die Schur, die im Mai, gleich nach der Ankunft der Herden auf der Alm, vorgenommen wurde. So erklärte Guillaume Maurs (ii. 185): »Wir machten uns aus San Mateo auf den Weg in die Berge und den Col de Riucaut. Als wir dort, in der Nähe des Col de Mérens, ankamen, haben wir die Schafe geschoren.« Die Schur und der anschließende Verkauf der Wolle ermöglichten den Schäfern die Begleichung der drückendsten Schulden. Sie war außerdem eine willkommene Gelegenheit zu jener Geselligkeit, die den Schäfern aus Montaillou und anderen Orten gleichermaßen teuer war: »Ich war mit meinem Bruder Pierre Maury am Col de Lalata [in der Cerdagne]«, berichtete etwa Jean Maury. »Wir schoren unsere Schafe. Da kam Pierre Maurs mit einem Maultier, das er hatte, zu Besuch bei uns. Da haben wir alle zusammen gegessen, nämlich ich, mein Bruder Pierre Maury, die drei Brüder Pierre, Guillaume und Arnaud Maurs, deren Vetter

Pierre Maurs und Guillaume Baille.« (Sämtlich aus Montaillou.) »Die Scherer aßen auch mit, aber deren Namen weiß ich nicht mehr. Wir hatten Hammel- und Schweinefleisch. Und dann lud Pierre Maurs Arnaud Maurs' Wolle auf sein Maultier, um sie nach Puigcerda zu bringen« (ii. 505).

Dieser rege gesellige Verkehr brachte natürlich Gelegenheit zur Berührung mit der in den Bergen noch weit verbreiteten Ketzerei mit sich. So erklärte im Jahre 1320 Arnaud Cogul aus Lordat (i. 380): »Vor ungefähr sechzehn Jahren – ich weiß es nicht mehr genau – ging ich zur Schafschur nach Prades d'Aillon hinauf: Pierre Jean aus Prades hütete dort meine Herde. Ich übernachtete da oben, und in der Nacht wurde ich ernstlich und schmerzhaft krank. Am nächsten Morgen stand ich auf und ging in den Hof von Pierre Jeans Haus, denn ich wollte abreisen, und Gaillarde, Pierres Frau, sagte zu mir: ›Wollt Ihr mit den guten Leuten reden?‹

Und ich antwortete: ›Geht zum Teufel, Ihr mit Euren guten Leuten!‹ Ich hatte sehr wohl verstanden, daß es sich bei den fraglichen guten Leuten um Ketzer handelte und daß Gaillarde mich von ihnen zur Ketzerei bekehren lassen wollte; für den Fall, daß ich stürbe.«

Nach der Schafschur im Mai folgte während der Monate Juni und Juli das Käsemachen in der ›cabane‹. Um den Johannistag sagte Pierre Maury zu seiner Schwester Guillemette, die er eben aus der Tyrannei ihres katho-

lischen Ehemannes entführt hatte (iii. 155): »Ich muß dich jetzt verlassen, denn ich mache mir Sorgen um die Schafe meines Dienstherrn. Auch wird es Zeit zum Käsemachen.« Sommers wie winters bestand ein bemerkenswerter Unterschied zwischen dem Verkehr der Schäfer untereinander, der notgedrungen interregional war, und dem Verkehr, den sie in den fremden Dörfern suchten, in deren Nähe sie sich aufhielten: Dort schlossen sie sich nämlich in der Regel nur an ausgewanderte Landsleute an, gleichviel ob es sich dabei um Ketzer handelte oder nicht. »Ich führte meine Schafe von der Winterweide« (in Katalonien), sagte Pierre Maury, »auf die Sommerweide; die Schäfer in meiner Gesellschaft waren – von den Brüdern Maurs, die in Montaillou zu Hause waren, und von Charles Rouch, der aus Prades d'Aillon kam, abgesehen – alle Cerdagnolen …; als wir in dem Dorf Juncosa in der Diözese Lerida anhielten, traf ich dort Emersende, die Frau des Pierre Marty aus Montaillou, Guillemette Maury, die Frau des Bernard Marty, auch diesen Bernard Marty, ihren Mann, selbst, dazu auch deren Sohn Arnaud, alle aus Montaillou und mit der Ausnahme Bernard Martys alle den Häretikern gläubig.« Die Leute aus Montaillou, Schäfer und Emigranten, nahmen scheint es, ihr Heimatdorf auch in die Fremde mit, um es dort, wenn auch in anderem Maßstab, wieder aufzubauen.

Die Welt der Schäfer, einerseits bedingt durch die Ökologie und Chronologie der Transhumanz, war

andererseits eingebunden in das Geflecht der von Lohnarbeit und Assoziation provozierten Beziehungen, obgleich sie von den Ketten feudaler Abhängigkeit frei war und die Leibeigenschaft nicht kannte. Der Schäfer aus der Ariège-Gegend oder der Cerdagne war im 14. Jahrhundert so frei wie die Gebirgsluft, die er atmete – solange er das Mißtrauen der Inquisition nicht erregte, wenigstens.

Von jenen frühen Jahren, während derer der zukünftige Schäfer sich auf seinen Beruf vorbereitete, können wir hier absehen: »Als die Häretiker zu unserem Haus kamen«, sagte Jean Maury (ii. 470), der sich zu den besten Schäfern seines Dorfes rechnen konnte, »war ich mit meines Vaters Schafen unterwegs. Ich war damals ungefähr zwölf Jahre alt.« Aber der erwachsene Schäfer war ein Lohnarbeiter. In vornehmlich auf die Schafzucht spezialisierten Gegenden spielte er die Rolle, die in Getreideanbaugebieten von den Landarbeitern gespielt wurde. Freilich hatte der Schäfer bessere Chancen, reich zu werden und überhaupt seinen Unternehmungsgeist zum Zuge kommen zu lassen, doch war andererseits sein Beruf gefährlicher, mit Unfällen mußte im Gebirge immer gerechnet werden. Unstet und flüchtig war das Leben der Schäfer wie das aller Lohnarbeiter in der Landwirtschaft Okzitaniens: »Jedes Jahr«, sagt Olivier de Serres in seinem 1600 in Paris veröffentlichten Handbuch für Gutsbesitzer, dem ›Theâtre

d'agriculture‹ (Bd. 1, Kap. 6): »Jedes Jahr sollst du deine Arbeiter auswechseln, reinen Tisch machen. Die neuen Knechte werden nur desto tüchtiger arbeiten.« Doch die Schäfer empfanden diese Unstetigkeit ihrer Arbeitsverhältnisse nicht als bedrückend oder bedrohlich, im Gegenteil sehen wir sie ja selbst darauf bedacht, ihre Dienstherrn möglichst oft zu wechseln. Pierre Maury kann in dieser Hinsicht als typisch gelten: Er war es ebenso gewöhnt, von einem Patron entlassen zu werden wie einem anderen zu kündigen (›dimittere‹) und sich bei einem dritten zu verdingen (›se conducere‹). Die Tatsache, daß der Schäfer den Herdenbesitzer, dem er diente, seinen Herrn (›dominus‹) nannte, wie einen Feudalherrn, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei der zwischen beiden bestehenden Beziehung um einen reinen Arbeitsvertrag handelte. Wie wir gesehen haben, hatten diese auf die kreisende Bewegung der Transhumanz abgestimmten Verträge manchmal sehr kurze Laufzeiten. Pierre Maury spricht einmal davon, wie er sich zu Ostern eines bestimmten Jahres in der Nähe von Tarragona in Katalonien aufgehalten habe (iii. 172), um dann fortzufahren: »Dann verdingte ich mich als Schäfer bei Arnaud Fauré aus Puigcerda, bei dem ich etwa sechs oder sieben Wochen blieb, oder doch fast so lange; ich führte seine Schafe nach Puigcerda [auf die Sommerweide in den Pyrenäen]. Dort angekommen, nahm ich Dienst bei Frau Bru-

nissende de Cervello und bei Raymond Boursier aus Puigcerda; und während des Sommers blieb ich am Col de Queriu auf dem Gebiet von Mérens. Und dann, als der Sommer vorbei und die Sommerweide abgeweidet war, habe ich bei Frau Brunissende und bei Boursier den Dienst quittiert und mich von neuem bei Arnaud Fauré aus Puigcerda verdingt. Und dann bin ich mit meinen Herden zum Überwintern nach Cenia [im Süden Kataloniens] hinabgezogen.« Pierre Maury hatte sich also zweimal hintereinander bei dem gleichen Herdenbesitzer nur für die Oberführung der Herde von der Winter- auf die Sommerweide und von der Sommer- auf die Winterweide verdingt. Zwischendurch hatte er anderer Leute Herden auf der Sommerweide gehütet.

Gewisse Texte sprechen von langfristigeren Verträgen: Manche Schäfer wurden für das ganze Jahr in Dienst genommen, nach einer Probezeit, die gewöhnlich durch einen dritten, einen Freund oder Verwandten des betreffenden Schäfers, arrangiert wurde. Pierre Maury sagt (iii. 148): »Der ältere Arnaud Baille aus Montaillou, der Schwiegersohn von Barthélemy Borrel aus Ax-les-Thermes, sagte zu mir: ›Wenn du als Schäfer zu meinem Schwiegervater gehen willst, werde ich dafür sorgen, daß er dir guten Lohn zahlt.‹

Ich nahm den Vorschlag an. Mein neuer Dienstherr schickte mich mit seinen Schafen auf die Winterweide bei Tortosa. Als ich danach ins Sabarthès zurückkehr-

te, gab mir besagter Barthélemy einen Vertrag für ein Jahr.«

Dieser häufige Wechsel der Dienstherrn war charakteristisch indessen hauptsächlich für die Wanderschäfer wie die Maurs und die Maurys. Verhältnismäßig seßhafte Schäfer, wie zum Beispiel jener Jean Pellissier, von dem zuvor die Rede war, hatten meist langfristigere Anstellungsverhältnisse.

Die persönlichen Beziehungen zwischen dem Dienstherrn und seinem Schäfer waren gewöhnlich eng und kameradschaftlich. Oft war der Arbeitgeber ein Verwandter seines Arbeiters oder der Verwandte eines Freundes oder Landsmannes desselben. Der Arbeitnehmer scheute sich nicht, der Ehefrau des Arbeitgebers die Meinung zu sagen. Gelegenheit dazu hatte er, weil er an Sonn- und Feiertagen, wenn er aus den Bergen kam, im Hause seines Arbeitsgebers wohnte, wie er auf der Weide oft die gleiche Unterkunft mit diesem teilte. »Ich verdingte mich bei Pierre Constant aus Rasiguieres«, sagte Pierre Maury (iii. 163), »und blieb bei ihm von Ostern bis zu Michaelis und hütete seine Schafe auf der Sommerweide am Col de Mérens.« Bei anderer Gelegenheit erwähnte Maury, wie er sich bei seinem Herrn Barthélemy Borrel aus Ax (iii. 155, 156) aufhielt oder bei Frau Brunissende de Cervello (iii. 186; ii. 183: obwohl letztere Stelle nicht ganz eindeutig ist).

Der Schäfer war Lohnarbeiter. Ein Teil seines Lohnes freilich wurde ihm in Naturalien, in Lebensmitteln,

ausgezahlt. Als Pierre Maury sich in Arques aufhielt, ging er regelmäßig in seines Dienstherrn Haus nach Brot: »Eines Morgens ging ich von der Weide hinab in Raymond Pierres Haus, mein Brot zu holen« (iii. 127). Im Süden aber, auf den Weiden Kataloniens fern der Heimat, buk Pierre Maury selbst das Brot für seine Mannschaft in dem Ofen der ›cabane‹ oder des ›cortal‹: »Diese Leute besuchten mich in dem ›cortal‹, wo ich mich derzeit aufhielt, auf der Weide bei Fleys. Ich war gerade beim Brotbacken« (iii. 165).

Der Rest des Lohns allerdings wurde in barem Geld ausgezahlt, oft monatlich. Dabei handelte es sich natürlich um sehr geringe Summen: »Als Pierre Maury und Guillaume Bélibaste bei Pierre Castel aus Baga [in der Diözese Urgel] in Dienst waren«, sagt Guillaume Maurs (ii. 176, 181), »ging Pierre Maury den Monatslohn für Guillaume von Pierre Castel holen; und mit der erhaltenen Summe kaufte er Erbsen und Porree für besagten Guillaume.«

Schließlich sah der zwischen Herdenbesitzern und Schäfern geschlossene Vertrag für den letzteren nicht selten auch eine Gewinnbeteiligung vor: an der natürlichen Vermehrung der Herde, am Käse, manchmal auch an der Wolle. Die Grenzen zwischen einfacher Lohnarbeit und der Pacht einer Herde waren oft fließend.

Ein im Dienste eines Herrn stehender Schäfer diente diesem Dienstherrn meist nebenher in allen möglichen

nicht unmittelbar auf dessen Herden bezüglichen Angelegenheiten, als Postbote oder Bäcker, wie es sich gerade traf. Als Postbote beförderte er gewöhnlich nicht Briefe – es konnte ja in dieser Umgebung kaum jemand lesen oder schreiben –, sondern mündliche Botschaften, irgendwelche geschäftlichen oder sogar ketzerisch-katharischen und somit streng geheimen Angelegenheiten betreffend.[1] »Pierre Maury«, sagte Guillaume Maurs, »blieb als Schäfer und Bote ungefähr ein Jahr lang bei Barthélemy Borrel aus Ax; und er ging

1 ii. 175. Unter den Schäfern insbesondere und bei dem Bergvolk insgemein bestand ein System der Nachrichtenübermittlung durch schrille Schreie und optische Signale von Berg zu Berg, das in eiligen Angelegenheiten sogar eine Art Telegraphie verfügbar machte. Einmal kamen Bernard Benet und Guillaume Belot (wie im Protokoll der Aussage Bernards, i. 402–403, zu lesen ist) nach Prades in der Absicht, dort Guillaume Authié und Prades Taverruer zu treffen. Während Bernard auf der Weide vor dem Dorf wartete, ging Guillaume allein ins Dorf, wo er aber hören mußte, daß die beiden Männer gerade weggegangen waren: »Et post pausam revorsus fuit ad ipsum loquentem [nämlich Bernard Benet], dicens ei quod non invenerat in dicta villa [Prades] Guillelmum Auterii vel Pradas Tavernerii hereticos, quia, ut dixit, iam transiverant versus Savartesium, et oportebat quod sequerentur eos, et quando fuerunt in loco vocato apud supenus del Angle, dictus Guillelmus fecit unum magnum uquetum [einen buten Schrei], et nullus sibi respondet, deinde processerunt ambo simul, et quando fuerunt nixta fontem del Colobre, Herum dictus Guillelmus fecit dictum uquetum, et millus sibi respondit,

mit Borrels Schafen nach Tortosa. Später brachte er diese dann zurück in die Grafschaft Foix. Während der Zeit, die er derart bei Borrel verbrachte, brachte er zu wiederholten Malen Botschaften an unterschiedliche Orte, doch sagte er mir niemals, was diese enthielten, noch an wen sie gerichtet waren.«

Es konnte vorkommen, daß ein Schäfer, der bisher immer nur anderer Leute Schafe gehütet hatte, plötzlich entweder zeitweilig oder auf die Dauer selbständiger Unternehmer wurde. Pierre Maury nahm die Gelegenheit zu dieser Veränderung wahr, wenn er nur einmal einigermaßen bei Kasse war; nur daß er nie lange genug liquide blieb, um sich jemals auf die Dauer zu verändern. Guillaume Maurs hatte dazu das Folgende zu sagen (ii. 183): »Mein Bruder Arnaud und ich hüteten damals Schafe für Raymond Barry aus Puigcerda; und wir hatten mit dessen Herde auf der Ebene von Peniscola überwintert. In jenem Winter war auch Pierre Maury mit uns auf besagter Ebene, aber er war unabhängig, ohne Herrn, da er hundert Schafe von Raymond Barry gekauft hatte; und während ich und mein Bruder Schäfer für Raymond Barry waren,

deinde processerunt aliquantulum ultra, et Herum fecit tertium uquetum, et tunc andiverunt respondentem et exspectaverunt dictum respondentem, et post pausam venerunt vel Pradas Tavernerii vel Guillelmus Auterii hereticus …«

lebte Pierre Maury zwar in unserer Gesellschaft, aber auf eigene Kosten.«

Mancher Schäfer freilich blieb lebenslänglich Lohnarbeiter, ohne es jemals auch nur zeitweilig zu eigenem Besitz zu bringen. Dennoch konnte er unter Umständen auch als Angestellter zum Dienstherrn aufsteigen, wenn er, im Rahmen seines Vertrages, einen weniger erfahrenen oder angesehenen Schäfer als seinen Gehilfen anstellte. Das einzige in den Akten des Bischofs Fournier dokumentierte Beispiel eines solchen Verhältnisses betrifft allerdings nicht ein Individuum, sondern ein Kollektiv, eine Mannschaft von Schäfern aus Montaillou, die alle mehr oder weniger miteinander verwandt waren. »Ich verdingte mich als Schäfer bei Pierre Castel aus Braga«, sagte Pierre Maury (iii. 166). »Zwei Jahre blieb ich bei ihm, wir überwinterten auf den Weiden bei Tortosa. Meine Gesellen waren dort die Schäfer Guillaume Maurs und Pierre Maurs [Pierre Maurs war der Vetter des Guillaume und ein Sohn des Raymond Maurs aus Montaillou]. Im ersten Jahr während der Fastenzeit besuchte uns Guillaume Bélibaste auf der Weide; er blieb drei Monate bei uns, denn wir hatten ihn als Schäfer eingestellt.« Solche Gehilfen wurden meist nur für kurze Zeit angestellt, namentlich wenn mehr Arbeit anfiel als gewöhnlich, etwa bei der Schafschur im späten Frühling.

Neben den vertikalen Beziehungen zwischen Lohnherrn und Lohnarbeitern, wie sie in Landwirtschaft

und Viehzucht noch heute bestehen, gab es auch horizontale Assoziationen zwischen Schäfern oder mit den Dienstherren anderer Schäfer, Besitzern anderer Herden. So erzählte Guillaume Baille (iii. 390), wie er und seine Gesellen, »Guillaume, Pierre und Arnaud Maurs, auf die Winterweide bei Calig [in der Gegend von Tarragona] zogen. Wir hatten nicht viele Schafe, deshalb verbanden wir uns mit einer Gruppe von Schäfern, die eine Herde des Pierre Vila aus Puigcerda hüteten; zu dieser Gruppe gehörten vier Schäfer und ein Maultiertreiber, alles Cerdagnolen.« Bei einer anderen Gelegenheit taten sich Pierre Maury, die Gebrüder Maurs und Ihr gemeinsamer Dienstherr (der zu dieser Zeit kein anderer als der uns ebenfalls schon bekannte Katalonier Pierre Castel aus Baga war) mit etlichen Cerdagnolen zusammen. »Im nächsten Sommer«, sagte Pierre Maury (iii. 167), »brachten wir unsere Schafe auf den Col de Pal [der auf dem Gebiet des heutigen Departements Pyrenees-Orientales liegt] und vereinigten uns dort mit den Schäfern und Herden des Arnaud Fauré aus Puigcerda, dessen Schäfer waren alle Cerdagnolen.«

Manchmal, wenn er Glück gehabt hatte und gut für seine Dienste entlohnt worden war, brachte Pierre Maury es fertig, die eine oder andere Saison lang sein eigener Dienstherr zu sein. Als solcher pflegte er sich auf unterschiedliche Weise den nötigen Beistand zu verschaffen: einerseits auf der Grundlage der gegensei-

tigen Aushilfe, von seinem Bruder; andererseits durch Anstellung von Schäfern, die er entlohnen mußte; und endlich durch Assoziation mit einem anderen Herdenbesitzer, dessen Angestellter er dann wurde. Zu solchen Kombinationen kam es gewöhnlich, wenn die Verhältnisse in den Bergen wegen eines Krieges zwischen Feudalherren für die Schäfer besonders schwierig wurden. »In jenem Sommer«, sagte Pierre Maury, »ging ich zum Col Isavena in der Nähe von Venasque. Dort verbrachte ich den Sommer mit meinem Bruder Jean. Jean und ich nahmen dann Bernard von Baiuls in Dienst, daß er uns helfe, unsere Schafe zu hüten … Dann, nach Michaelis, gingen wir nach Lerida herunter. Wir mußten dabei um das Gebiet von Casteldans einen Bogen machen, wegen des Krieges zwischen Nartes und Guillaume den Tensa. So vereinigten wir unsere Herde mit denen von Macharon und Guillaume Maurier, welche beide Schafzüchter aus Uldecona [bei Tarragona] waren. Mit den Schafen dieser beiden Männer also gingen wir auf die Weiden bei San Mateo zum Überwintern, ich, mein Bruder und zwei andere Schäfer, ein Cerdagnole und einer aus Venasque.« Solche Assoziationen waren ebenso leicht zu lösen wie zu bilden: »Pierre Maury«, sagte Guillaume Maurs (ii. 182), »entschloß sich, seine eigenen Schafe von denen Pierre Casrels, seines Dienstherrn, zu trennen … und also zog er los mit diesen und erzählte später, daß er sie einem Händler in San Mateo verkauft hätte.«

Außer Lohnarbeitsverhältnissen und den bisher betrachteten einfachen Gesellschaften oder ›Assoziationen‹ gab es auch vertraglich geregelte Beziehungen, die als ›Schafpacht‹ bezeichnet werden könnten. Eine derartige Schafpacht war bei den Leuten von Montaillou – bei Auswanderern sowohl wie bei den noch im Dorfe Ansässigen – in Gestalt der ›parsaria‹ gebräuchlich. Der Vertrag zwischen Pierre Maury und seiner Landsmännin und Verwandten Guillemette Maury (die er, wie oben berichtet, bei Tarragona getroffen hatte) war eine Variation dieser ›parsaria‹ (iii. 169). Trotz der Mißhelligkeiten, die diese Assoziation für Pierre Maury mit sich brachte, blieb sie doch sogar über die sich daraus ergebenden Streitigkeiten hinaus bestehen.

Denn kurz nach den Auseinandersetzungen zwischen den Teilhabern (von denen hier schon in anderem Zusammenhang die Rede war) investierte Guillemette außer ihrem Geld auch zwanzig weitere Schafe in das Geschäft. »… ich erhielt zwanzig Schafe von Guillemette und kehrte mit diesen auf die Weiden bei Calig zurück«, sagte Pierre Maury (iii. 181).

Aber auch in Montaillou selbst existierte die ›parsaria‹. Um das Jahr 1303 vertraute Guillemette Benet, deren Mann, Guillaume Benet, halb selbständiger Bauer, halb Landarbeiter gewesen zu sein scheint (er hatte Ochsen zum Pflügen, die abends nach der Arbeit in den Stall gesperrt werden mußten, i. 478), ihre

Schafe mittels eines ›parsaria‹-Vertrags den Leuten des großen Hauses der Belots an, die auf die Schafzucht spezialisiert gewesen zu sein scheinen. »Vor ungefähr achtzehn Jahren, so um die Zeit«, sagte nämlich Guillemette Benet im Jahre 1321 (i. 477), »hatten mein Mann und ich ein paar Schafe bei den Belots in ›parsaria‹. Es war abends, zur Zeit des Sonnenuntergangs, im Sommer. Ich trug Brot zu den Belots, damit die Leute dieses Hauses dieses Brot Guillaume Belot sowie auch Raymond Benet, meinem Sohne, überbrächten, welche beide diese ›ausgeteilten‹ Schafe hüteten.« So stellten kraft eines Vertrages, der kaum mehr als eine mündliche Absprache gewesen sein wird, die Benets den Belots nicht nur einen Teil ihrer Herde, sondern auch ihre Arbeitskraft – und Brot für die Schäfer zur Verfügung.

Wir müssen nun über die Beschreibung des ökonomischen und gesellschaftlichen Gefüges, das der Existenz der Wanderschäfer vorausgesetzt war, hinausgehen und am Beispiel des sympathischen Pierre Maury, von dem wir diesbezüglich aus Bischofs Fourniers Vernehmungsprotokollen das meiste erfahren, zu erörtern suchen, wie die Mentalität eines Schäfers in den Pyrenäen zu Beginn des 14. Jahrhunderts beschaffen gewesen sein mag.

Auf den ersten Blick zeigen sich uns Pierre Maury und seinesgleichen als Angehörige des geringsten Standes, der untersten Gesellschaftsschicht. Sie waren damit in einer ähnlichen, wenn auch nicht in der gleichen Lage wie die Landarbeiter in Nordfrankreich während der letzten Jahre des Ancien Régimes. Ihr Leben war voller Entbehrungen und Gefahren. »Ihr mußtet Bélibastes Haus mitten im kalten Winter verlassen und auf einen Berg ziehen, wo Ihr fast erfroren wäret«, sagte Emersende Maury, um Pierre Maury an die schlechte Behandlung zu erinnern, die er seitens des katharischen Propheten halte erdulden müssen – und erinnerte damit zugleich an die Härten, die das Leben bei den Herden auch ohnedies mit sich brachte (iii. 198). Bélibaste, der Prophet, hatte den Schäfer ausdrücklich auf diese letzteren hingewiesen (ii. 177).

»Pierre, dein Leben besteht aus schlechten Tagen und schlechten Nächten«, hatte er gesagt. Das tägliche Leben eines Schäfers wie Pierre Maury war, namentlich im Winter, fast ebenso hart und oft ebenso gefährlich wie das eines Holzfällers, das Leben Bernard Befayts etwa, der bei einem Arbeitsunfall umkam (ii. 190). Bernard war der Mann von Jeanne Marty aus Montaillou. Der Tod ereilte ihn im Wald von Benifaxa, in Spanien. »Er war dabei, den Stumpf und die Wurzeln eines Baums auszugraben, als die Wurzeln und die darüber aufgehäuften Felsen sich lösten und ihn unter sich begruben. Er war sofort tot.«

Trotz seiner gelegentlichen und stets nur vorübergehenden Wohlhabenheit betrachtete sich Pierre Maury als armen Mann und außerstande, eine Familie zu gründen. Meist mußte er unbeweibt schlafen, oft genug ein Bett mit zwei oder drei anderen Männern teilen: »In der Nacht schliefen wir, ich, der Häretiker Bélibaste und Arnaud Sicre, alle drei im gleichen Bett« (iii. 202) – das war nicht ungewöhnlich.

Doch für Pierre Maury war die Armut nicht nur eine unbestreitbare Realität und gern geduldete Gefährtin, sie war auch ein Ideal und begründete ein eigenes Wertsystem. Natürlich wurde dieses Ideal damals auf verschiedenen Wegen, nicht zuletzt auch von den Franziskanern, in ganz Südfrankreich verbreitet. Aber Pierre und mancher andere katharische Schäfer aus

Montaillou nahmen es sich auf besonders unmittelbare Weise zu Herzen. Er hatte nur Haß und Verachtung für Prasserei und Prunk, insbesondere wenn er die Kirche dieser Laster schuldig fand. Denn obgleich er auch gegen reiche und gefräßige Laien sarkastisch genug sein konnte, galt doch sein Zorn vor allem Klerikern, die sich Reichtum und Gefräßigkeit zuschulden kommen ließen. Den Minoriten warf er einmal vor, gegen ihre eigene Ordensregel nach einem Begräbnis eine Schmauserei abgehalten zu haben. Dergleichen Unmäßigkeit und Schlemmerei, sagte er, sei der Seele des Verstorbenen schädlich und könne ihr auf ihrem Weg ins Paradies nur hinderlich sein (ii. 30). In diesem Zusammenhang zitierte er das Gleichnis aus dem Matthäus-Evangelium von dem reichen Mann und dem Kamel (welches eher durch das Nadelöhr ginge als dieser ins Himmelreich) – was eine gewisse evangelische Bildung beweist, die er sich im Umgang mit den ›guten Leuten‹ oder aus den Predigten der Minoriten – denen er, obgleich er sie kritisierte, gern zuhörte – angeeignet haben mochte. Pierre liebte die ›parfaits‹ nicht zuletzt deshalb so sehr, weil diese das Ideal der arbeitsamen Armut wirklich praktizierten. Nicht, daß sie dafür eiferten, machte er den Bettelmönchen zum Vorwurf, sondern daß sie ihm in der Tat nicht eifriger dienten.

Unter den Laien tadelte der brave Schäfer vor allem diejenigen, die er »Reiter fetter Maultiere« nannte

(ii. 58). Dabei handelte es sich um Leute, die vorgaben, ihre häretische Vergangenheit vergessen zu haben. Nach einem halben Widerruf bewahrten ihre mächtigen und einflußreichen Beziehungen solche Leute vor dem Kerker: »Ich kenne viele Leute im Sabarthès, die fette Maultiere reiten; niemand stört sie; niemand kann sie anfassen; und doch waren auch sie in Häresie verwickelt.« Pierre verglich diese irdische Ungerechtigkeit mit dem Ideal eines katharischen Paradieses, »wo groß und klein zusammenleben« und ohne Streit miteinander auskommen (ii. 179).

Mit derart egalitären Idealen war natürlich Pierre Maury um Welten entfernt von Leuten, die wie Pierre Clergue oder Arnaud Sicre hauptsächlich ihr Schäfchen ins Trockene bringen, ihre Domus erheben oder wiedergewinnen wollten – um jeden Preis. Pierre lachte über diese Raffgier: Er hatte kein Haus, wohnte, wo er sich eben aufhielt, überall und nirgends, an die Güter dieser Welt nicht gefesselt. Die Weltanschauung dieses wandernden Schäfers unterschied sich sehr von den Vorurteilen der Leute, die in ihrem Dorfe sitzen blieben und an ihrer ›domus‹ und ihren Äckern hingen, bis die Inquisition sie ihnen entriß.

Einer der Gründe der besonderen Auffassung der Armut, die bei den Schäfern zu beobachten ist, lag sicherlich in deren besonderer Lebenserfahrung: Die Schäfer waren Nomaden. Gelegentlich mochten sie ein Maultier mit einem Maultiertreiber zur Verfügung

haben, die Wolle und Vorräte zwischen den Schäferhütten und den Ansiedlungen hin und her beförderten und, wenn die Herden unterwegs waren, den Transport des Gepäcks der Hirten besorgten. Aber gewöhnlich trugen alles, was sie ihr eigen nannten, die Schäfer selbst auf dem Rücken. Sie waren kräftig und ausdauernd genug, sich ziemlich schwere Lasten aufladen zu können. Pierre Maury trug einmal Arnaud Sicre und Bélibaste nacheinander durch einen ziemlich breiten Fluß. So konnte er auch eine ganz beträchtliche Menge Gepäck mit sich herumschleppen, wenn er von den Pyrenäen nach Katalonien hinab zog. Freilich hatte er meist doch gar nicht so sonderlich viel zu tragen– und ein Kleiderbündel und eine Axt machten gewöhnlich schon den größten Teil seiner Habe aus (ii. 137).

Wenn ein Schäfer Reichtümer sammeln wollte, wie ein in Montaillou fest ansässiger Bauer, brauchte er seine eigene ›domus‹. Eben die aber hatte er nicht. Auf der Sommerweide wie auf der Winterweide übernachteten die Schäfer meist bei anderen Leuten – in den Häusern ihrer Dienstherren, bei Freunden, bei einem Gevatter –, wenn sie sich überhaupt in festen Ansiedlungen aufhielten. Schäferkarren, wie es sie in Nordfrankreich gab, waren in den Pyrenäen, schon des unwegsamen Geländes wegen, weder zu der uns hier interessierenden noch in späterer Zeit gebräuchlich.

Der wandernde Schäfer aus Montaillou, der außer bei kurzen Besuchen im Hause seiner Eltern nie ir-

gendwo zu Hause, in seiner ›domus‹ war, hatte naturgemäß ganz andere Begriffe von Reichtum als seine seßhaften Landsleute und Zeitgenossen. Ein Schäfer etwa mochte in Schafen oder sogar in Geld verhältnismäßig begütert sein; an Gegenständen – Kleidern, Geschirr, Möbeln, Getreidevorräten und so fort blieb er unter allen Umständen ein armer Mann. Daher, wenn auch wohl nicht daher allein, erklärt sich Pierre Maurys Gleichgültigkeit gegen die von den meisten so heiß begehrten Güter dieser Welt. Er wußte sie zwar durchaus zu genießen, wenn sie ihm zuteil wurden, aber niemals hing er an ihnen. Eines Tages, in Spanien, beklagte sich der Schuhmacher Arnaud Sicre im Kreise von Emigranten aus Montaillou (die er schließlich an die Inquisition verriet), daß er, wegen der Ketzerei seiner Mutler, seines Erbes verlustig gegangen, ein armer Mann sei: Die Inquisition, die seine Mutter als Ketzerin verbrannt hatte, hatte auch deren Landbesitz und ›domus‹ konfisziert. Pierre Maury wandte ein (ii. 30): »Mach dir nichts aus deiner Armut. Keine Krankheit ist leichter zu kurieren als die! Sieh mich an. Ich war schon dreimal vollkommen ruiniert, und doch bin ich jetzt reicher als je zuvor. Das erstemal war im Tal von Arques, als Raymond Maure und viele andere mit ihm zum Papst zogen, um ihn ihrer reuigen Umkehr [von ihrem früheren Katharismus] zu versichern; und ich hatte damals gut und gerne an die zweitausend Sous und habe alles verloren. Dann habe ich meinen An-

teil am brüderlichen Erbe [›fratrisia‹] verloren. Denn ich traute mich nicht [wegen der Inquisition] nach Montaillou zu gehen, um es einzufordern. Dann habe ich mich bei Leuten aus Ax und Puigcerda als Schäfer verdingt. Bei denen habe ich dreihundert Sous verdient; die habe ich einem meiner Gevattern im Land von Urgel anvertraut; und der hat sich am Ende geweigert, sie mir wiederzugeben. Dennoch bin ich jetzt reich, denn unsere so von Gott bestimmte Sitte ist die folgende: Hätten wir auch nur einen einzigen Heller, müßten wir ihn doch mit unseren armen Brüdern teilen.« Haben, um teilen zu können: Das war Reichtum für Pierre Maury. Wiederholt war er Eigentümer von hundert Schafen, von Eseln (ii. 57); einmal hatte er rund dreihundert Sous, ein anderes Mal rund zweitausend, also eine ganze Menge. Freilich noch immer wenig, verglichen mit dem Besitz eines reichen Bauern, der wie Bernard Clergue vierzehntausend Sous ausgeben konnte, um seinen Bruder aus den Netzen der Inquisition zu befreien (iii. 282–283).

Jedenfalls wußte Pierre Maury, unser Philosoph im Ziegenfell, daß der Reichtum, den er für sich in Anspruch nahm, eine sehr relative Größe war. Ein wirklich reicher Mann arbeitete nicht, wie er selbst, für Lohn, sondern besaß Land und Geld genug, andere für sich arbeiten zu lassen (iii. 122). Überdies wußte Pierre sehr wohl (wie er dem Propheten Bélibaste, als dieser ihn verheiraten wollte, zu wiederholten Malen erklärte),

daß er nicht mal reich genug war – selbst wenn er einmal reich war –, um einen eigenen Haushalt zu gründen, Frau und Kinder zu ernähren. So blieb er den Lehren treu, die er im Tal von Arques einst von Jacques Authié erhalten hatte (iii. 130–131): »Mit den Reichtümern, die Satan zu vergeben hat, werdet Ihr nie Zufriedenheit erlangen, wieviel Ihr auch davon hättet. Wer davon haben wird, wird immer mehr davon haben wollen. Und Ihr werdet weder Rast noch Ruhe haben, denn diese niedere Welt ist nicht das Reich der Beständigkeit; und alles, was Satan schafft, ist vergänglich und der Zerstörung bestimmt.« Leute, die, wie Pierre Clergue und Arnaud Sicre, ganz von ihren Leidenschaften für vergängliche Besitztümer in Anspruch genommen waren, hätten alle Ursache gehabt, sich solche Ermahnungen zu Herzen zu nehmen. Pierre mochte darin die Bestätigung dafür finden, daß er, unstet und arm von Land zu Land wandernd, auf dem richtigen Wege war.

Genau genommen fand er sogar Reichtum auf diesen Wegen, denn wenn er auch gewöhnlich weder Geld noch Gut sein eigen nennen konnte, führte er doch immer ein reiches Leben. Es gab ausreichende Weide für seine Herden. Die Herden lieferten ihm das meiste, was er zum Leben brauchte, sogar die Kleidung. Er bewegte sich, wie überhaupt die Transhumanten, außerhalb der feudalen ständischen Ordnung, war dem Druck, den in dieser die Grundherrn auf die Bauern

ausübten, nicht ausgesetzt. Ab und zu mußte er einem Grundherrn, über dessen Land er seine Herde trieb, irgendeinen Zoll entrichten. Doch im großen ganzen waren die ›Produktionsbedingungen‹, mit denen er es zu tun hatte, kontraktuell und veränderlich. Es wäre zwar in diesem Zusammenhang nicht angebracht, von ›Modernität‹ zu sprechen (die Welt der Schäfer hatte ihre Grundlagen schließlich im frühen Neolithikum, Pierre und seine Berufsgenossen waren also keine Neuerer, sondern im Gegenteil Erben einer uralten Überlieferung), es ist nichtsdestoweniger festzustellen, daß Pierre und seinesgleichen außerhalb der reinen Subsistenzwirtschaft lebten, in der wir seine seßhaften Zeitgenossen in Montaillou noch aufgehen sehen. Maury, der seine Herden auf ferne Märkte trieb, war ohne Zweifel ein Agent der Marktwirtschaft. Natürlich waren die Transhumanten des frühen 14. Jahrhunderts nicht dem gnadenlosen Stundenplan vollendet kapitalistischer Unternehmungen ausgeliefert – an dergleichen war in jenen Jahren vor dem schwarzen Tod noch gar nicht zu denken. Im Gegenteil ist der gelassene Arbeitsrhythmus, der zu jener Zeit alle Tätigkeiten der Leute von Montaillou bestimmte, gleichviel ob sie Schäfer, Bauern oder Handwerker, daheimgeblieben oder ausgewandert waren, allen aufgefallen, die versucht haben, ein Bild vom Alltag dieser Leute zu gewinnen. Auch Pierre hatte seine ruhigen Augenblicke. Wenn er einmal in die Stadt gehen mußte, um Geld

dort abzuliefern oder abzuholen, hütete inzwischen einer seiner Kameraden seine Schafe (iii. 166). Wenn er Lust hatte, seine Freunde, einen bei einer schon lange zurückliegenden Taufe gewonnenen Gevatter, eine Geliebte zu besuchen, konnte er sich auf den Weg machen, ohne deshalb jemand um Erlaubnis bitten zu müssen. Pierre Maurys Gesichtskreis war nicht im mindesten bäuerisch-beschränkt. Wie die Maurs und überhaupt die Wanderschäfer aus dem Oberland der Ariège und der Cerdagne stand er durch das ausgedehnte Netz der ›cabanes‹ und ›cortals‹ ständig mit weit entlegenen Gebieten in Verbindung, hörte in den Pyrenäen die neuesten Nachrichten aus dem Süden Kataloniens und umgekehrt.

Pierre Maury, ein Lohnarbeiter, nicht entfremdet, informiert und gesellig, bitte Freude an Festen und Unterhaltungen, an einem guten Essen mit Freunden. Die Speisen, die er aß, waren einfach, aber gut und nahrhaft: Ziegenleber, Schweine- und Hammelfleisch, Eier, Fische, Käse und Milch – und er verzehrte sie in Tavernen oder unter freiem Himmel mit Brüdern, Vettern, Freunden, Kameraden, gelegentlich auch mit Häschern, die eigentlich seine Herden hätten beschlagnahmen sollen, die er aber (wie oben schon erinnert) durch eine gute Mahlzeit davon hatte abbringen können. Pierre Maury war ein gern gesehener Gast im Hause seiner Landsmännin und Tante Guillemette Maury in San Mateo, wo sich zum Mittag- oder Abendessen nicht

seilen Gäste in großer Zahl einfanden und, mußten sie auch mit spärlicher Kost vorlieb nehmen, für anregende Unterhaltung sorgten. »Zur Osterzeit sah ich im Hause der Guillemette Maury in San Mateo Pierre Maury, Guillemette Maury selbst, deren Söhne Jean und Arnaud, deren Bruder (welcher auch Pierre Maury heißt), sodann Arnaud Sicre aus Ax und noch viele andere, so an die fünfzehn oder ein Dutzend. Und wir aßen alle zusammen zu Mittag. Es gab Fisch. Dabei mag ich keinen Fisch. Es war auch gar nicht die Jahreszeit dafür. Ich fand das also erstaunlich. Ich schickte einen der Söhne der Guillemette nach einer Bocksleber. Davon habe ich dann gegessen und auch den Tischgenossen abgegeben, die an jenem Tage bei Guillemette Maury waren« (ii. 183–184). Selbst wenn die Lebensmittel knapp waren, ja, wie im Jahr 1310, von einer Hungersnot gesprochen werden konnte, wußte Pierre Maury noch Mehl für sich und seine Hüttengenossen – und für seinen Freund Bélibaste – heranzuschaffen: einen Viertelzentner pro Person in der Woche (ii. 176). An den Feiertagen steuerte er gemeinsam mit seinem Freund (und insgeheimen Verräter) Arnaud Sicre zu den von Guillaume Bélibaste und dessen Konkubine Raymonde ausgerichteten Festlichkeiten kräftig bei: »Pierre Maury und ich«, erklärte Arnaud Sicre (ii. 69), »einigten uns, die Kosten für das Weihnachtsfest gemeinsam zu tragen. Ich sollte für Bélibaste und mich selbst, er wollte für sich und Raymonde bezahlen.«

Pierre, der keinerlei Immobilienbesitz hatte und auch sonst nicht viele Wertsachen, hatte jedenfalls viele Freunde: Und darauf kam es an. Ein Teil seiner Freundschaften knüpfte an Verwandtschaftsbeziehungen an. Maury hatte zwar kein Haus, das er persönlich hätte sein Eigentum nennen können, aber er fühlte sich der väterlichen ›domus‹ nichtsdestoweniger treu verbunden, auch in der Fremde; so sehr, daß er auch der Religion des Vaters die Treue zu halten entschlossen war: »Dreimal wurde das Haus meines Vaters und meiner Mutter wegen Häresie zerstört«, sagte er einmal (ii. 174) zu Guillaume Maurs. »Und ich selbst kann mich von der Häresie nicht kurieren, denn ich muß dem Glauben meines Vaters die Treue halten.« (Dicebat etiam quod ter domus patrum suorum fuerat discipata pro heresi et quod ipse de hoc non posset corrigi, quia, ut dicebat, fidem quam tenebat pater eius volebat tenere …) Die Bemerkung zeigt – im Verein mit anderen, die wir in den Akten finden –, daß in Montaillou die Söhne sich nicht von den Vätern schieden, die Modernen nicht gegen die Alten zu Felde zogen: wenigstens nicht in Hinsicht auf die Häresie.

Pierre, ein guter Sohn, war womöglich ein noch besserer Bruder. Wie sich noch zeigen wird, war sein stark entwickelter Sinn für Freundschaft im Grunde Ausdruck eines überströmenden Gefühls von Brüderlichkeit. Solidarität unter Geschwistern war in Montaillou, wo die ›domus‹ die festeste Institution war, fast

so selbstverständlich, wie sie sein sollte. Pierre zögerte nicht, seine Schwester einem brutalen Ehemann zu entführen, und er hielt stets treu zu seinem Bruder Jean, der wie er selbst Schäfer war. Natürlich gab es gelegentlich Streit zwischen den Brüdern. Einmal, am Isavena-Paß, nannte Jean den Bruder einen Ketzer (iii. 195). Pierre antwortete: »Du stehst ja selbst der Ketzerei nicht so ganz fern!«

Aber solche Streitereien führten nie zu einer ernsthaften Verstimmung. Eines Tages, als Jean krank und halb von Sinnen war, drohte er, alle Ketzer verhaften zu lassen: Er hatte der Häresie nie von ganzem Herzen angehangen. Guillemette Maury, die ihn pflegte, sagte erschrocken (iii. 206): »Wir müssen ihn töten; denn sonst wird er uns, wenn er gesund ist, bei der Inquisition angeben und alle in den Kerker oder auf den Scheiterhaufen bringen.«

Pierre erwiderte sofort: »Wenn Ihr meinen Bruder umbringen laßt, werde ich Euch bei lebendigem Leibe mit den Zähnen zerreißen, wenn ich mich anders nicht rächen kann.« Guillemette wechselte daraufhin das Thema. (Die Unterhaltung ist in Pierres eigener Aussage überliefert: Der Kranke sollte ›häretiziert‹ werden, wovon er nichts wissen wollte: »quia si evaderet de ista infermitate [hätte er gesagt] ipse faceret omnes eos capi, et procuraret quod omnes irent ad dyabolum. Et propter hoc, ut dixit dicta Guillelma ipsi loquenti [unserem Helden], melius esset quod dictus

Johannes [dessen kranker Bruder] de isto seculo expelleretur [eine sehr eindringliche Formulierung des Rats, jemanden um die Ecke zu bringen: der Betreffende sei ›aus dieser Zeitlichkeit auszustoßen‹ quam si omnes nos facit capi et interfici, cui ipse loquens respondit quod nullo modo consentiret in morte fratris sui, nee in motte cuiuscumque altrum fratrem suum, ipse devoraret eam cum dentibus, si aliter non posset se devindicare.)

Nach dem Vorbild der brüderlichen Liebe wußte Pierre jedoch auch Freunde zu lieben, denen er durch keinerlei Blutsverwandtschaft verbunden war, ›Freunde im Fleische‹ wie er solche engen Freunde nannte. »Ich liebe Guillaume mehr als einen meiner Brüder«, sagte er (ii. 182), um seine Beziehung zu dem Propheten Bélibaste zu kennzeichnen, »obwohl ich vier Brüder im Fleisch habe. Denn die des Glaubens sind, üben Einmütigkeit in allen Dingen. So sind sie einander brüderlicher verbunden als die im Fleische von den gleichen Eltern geborenen: Denn solche Brüder liegen dauernd miteinander im Streit! Ich aber werde Guillaume niemals im Stich lassen. Was wir haben, wird immer uns beiden gehören, zu gleichen Teilen.«

Entweder täuschte sich Pierre, was Bélibastes Gefühle für ihn betraf, oder er sah einfach davon ab. Sicher ist, daß der Prophet seinerseits durchaus nicht willens war, mit dem Schäfer zu teilen. Dennoch war Pierres Großmut gegen diesen keineswegs vollkom-

menen Freund nicht nur ein Beweis seiner eigenen Großherzigkeit. Es gab für solche Großherzigkeit gegen Freunde ein Muster in der okzitanischen Kultur seiner Zeit, die rituell bekräftigte Verbrüderung von Freunden, das ›affrement‹, das schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts belegt ist.

Eine andere Form solcher absichtlich herbeigeführten ›Verwandtschaft‹, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts in den Pyrenäen sehr gebräuchlich war und als durchaus verpflichtend galt, war die Gevatterschaft. Taufpaten waren nicht nur für das Wohl des Kindes, für das sie die Patenschaft übernahmen, sondern, bis zu einem gewissen Grade, auch füreinander verantwortlich.

Viele von Pierre Maurys Freunden waren ihm auf diese Weise verbunden. Bélibaste unterstellte ihm gelegentlich, bei der Anknüpfung solcher Bindungen aus eigennützigen Motiven zu handeln: »Ihr verschafft Euch viele Gevattern und Gevatterinnen, weil Ihr bei so vielen Taufen Pate seid«, sagte er. »Ihr gebt für solche Feste Euer ganzes Geld aus. Und doch taugen diese Taufen und Gevatterschaften zu nichts – außer dazu, Freundschaften zu stiften« (iii. 185, 209). Durch den in dieser Bemerkung anklingenden Vorwurf gereizt, entwickelte Pierre seinen Begriff von Freundschaft: »Ich verdiene mein Geld und Gut selbst und werde, was ich habe, ausgeben, wie es mir gefällt. Weder Ihr noch irgend sonst jemand werdet mich davon abbrin-

gen, denn allerdings gewinne ich auf diese Weise viele Freunde. Viele Freunde will ich mir aber machen, weil ich meine, daß ich jedermann Gutes tun sollte. Wenn einer gut [er meint: häretisch] ist, werde ich belohnt werden; ist er schlecht, wird er doch wenigstens versuchen, das Gute, das er von mir erhält, zu erstatten.«

Einem in den Akten nicht namentlich genannten Gevatter vertraute Maury den ganzen Erlös aus dem Verkauf seiner Herde an, als er den Zugriff der Inquisition zu fürchten begann (ii. 175). Der Gevatter, die Gevatterin waren einander zu besonderem Vertrauen verpflichtet. Natürlich war nicht jeder dieses Vertrauen auch wert. »Einmal hatte ich, im Dienste von Leuten aus Ax-les-Thermes und Puigcerda, 300 Sous verdient«, sagte Pierre (ii. 30). »Ich vertraute das Geld einem Gevatter an, der in der Gegend von Urgel zu Hause war. Er gab es mir nie wieder.« Einem Gevatter konnte man prinzipiell aber nicht nur Geld, sondern beispielsweise auch eine Frau zur Aufbewahrung anvertrauen, eine Verwandte, deren Leben oder Tugend man in Sicherheit gebracht wissen wollte. Wenn ein Gevatter (oder ›compere‹) ein großes Haus hatte, konnte man sich bei ihm einmieten. Man mußte sich eben die richtigen Gevattern aussuchen. »Diesen Winter«, sagte Pierre (iii. 194–195), »verbrachten mein Bruder Jean Maury und ich in Casteldans. Wir wohnten dort im Hause des Notars Berenger de Sagria, der Jeans Gevatter war … Später brachte ich Blanche Marty nach Casteldans

und brachte sie bei Berenger unter.« Blanche Marty, die Schwester Raymonde Piquiers, war, wie schon mitgeteilt, während der kurzfristigen Ehe Pierre Maurys mit der Konkubine seines prophetischen Freundes, die Schwägerin unseres Helden.

Pierre Maury hatte während seiner ständigen Wanderungen viele Gelegenheiten, Taufpate zu werden und sich Gevattern zu Freunden zu machen. Oft hatte er in einem Kirchspiel mehrere solcher ›comperes‹, und gern nahm er Gelegenheiten wahr, diese zu besuchen, besonders im Winter und namentlich, wenn auch Guillaume Bélibaste in der Nachbarschaft war: »Pierre Maury und ich und sieben andere Hirten«, sagte Guillaume Maurs (ii. 177), »überwinterten mit Pierre Castels Schafen auf der Weide bei Tortosa. Kurz vor Anfang der Fasten verließ Pierre mich und die Schafe, wobei er sagte: ›Ich will einen Gevatter namens Eyssalda besuchen in dem Dorf Flix. Da habe ich noch viele andere Gevattern, darunter einen namens Pierre Ioyer.‹ Und wirklich war Pierre Maury dann ungefähr drei Wochen weg. Als er auf die Weide bei Tortosa zurückkam, brachte er den Häretiker Guillaume Bélibaste mit und überredete Pierre Castel, diesen für einen Monat als Hirten anzunehmen.«

Neben den geschilderten Beziehungen gab es zwischen Pierre und seinen Kameraden Assoziationen, bei deren Beurteilung schwer festzustellen ist, inwieweit es sich dabei um bloße Interessenkoalitionen und inwie-

weit auch um emotionale Bindungen handelte. Einen Sommer lang diente Pierre Maury gemeinsam mit anderen Schäfern einem Bauern aus Planezes auf der Weide am Col d'Orlu (iii. 159–160). Zu seinen Gesellen dort gehörten auch zwei Söhne des Eigentümers der Herde, Bernard und Guillot mit Namen. Nun beschloß diese Mannschaft, anscheinend ganz eigenmächtig und ohne die Meinung Pierre Andrés, ihres Dienstherrn, darüber einzuholen, sich mit den Schäfern zu verbinden, die dort mit den Schafen Meister Roquefeuils aus Saint-Paul-de-Fennouillèdes auf der Weide waren. Wenigstens zwei Sommer und einen Winter lang waren die Schäfer Pierre Andrés und Meister Roquefeuils miteinander assoziiert (›socii‹) in einer Gesellschaft, an der die Dienstherren beider Mannschaften als solche nicht beteiligt waren. ›Socii‹ schworen einander manchmal dauernde Treue – und auch bei diesen Treueschwüren ist zwischen der rechtlich bindenden Absichtserklärung und dem Gefühlsausdruck nicht immer leicht zu unterscheiden. »Unterwegs von Serviere nach Montblanch traf ich drei Leute, Raymond Maurs [aus Montaillou], Bernard Laufre [aus Tignac] und Raymond Batailler [aus Gebetz]; sie hatten einander Treue geschworen und waren auf dem Wege nach Mont-Manch, dort ihr Brot zu verdienen« (iii. 168).

Solche Assoziationen spielten naturgemäß fern der Heimat auf den Weiden oder in den Städten des Exils eine besonders wichtige Rolle. In Katalonien gingen

auch Frauen – Witwen oder sonstwie von ihren Männern getrennte Frauen aus den Dörfern der Pyrenäen – derartige Verbindungen ein. Pierre Maury (iii. 197) berichtete von einem Bündnis zwischen Blanche Marty, die aus einer in Junac ansässigen Familie wohlhabender Schmiede stammte, und der Witwe eines Schmieds aus Tarascon, der aus Montaillou gebürtigen alten Esperte Cervel. »Sie lebten zusammen mit Espertes Tochter Mathena in einem Haus an der Brücke in Lerida.«

Sowohl in Montaillou wie überhaupt im Sabarthès konnten solche Bündnisse die Pflicht zur Blutrache mit sich bringen. Die Männer der ›domus‹ der Maurs waren lange Mitglieder von ›auf Gedeih und Verderb‹ eingegangenen Verbindungen, deren Ziel einerseits Beförderung der Familieninteressen, andererseits gemeinsame Rache für erlittenes Unrecht war. Von dem Pakt, den drei Männer aus Montaillou, darunter zwei Schäfer aus der Maurs-Familie, zum Zweck der gemeinsamen Ermordung des Pfarrers Pierre Clergue abschlossen und »auf Brot und Wein beschworen«, ist oben schon die Rede gewesen.

Freunde waren jedem wichtig, jede ›domus‹ war unter normalen Umständen von einem Freundeskreis umgeben. »Grüß alle unsere Freunde«, sagte Raymond Pierre zu Pierre Maury, als dieser einmal eine Familie besuchen wollte, von der bekannt war, daß sie mit den Katharern sympathisierte. »Fort mit dir; wegen dir ist Unglück über alle unsere Freunde gekommen«, sagte

Guillaume Belot – auch im Namen von dessen Onkel Arnaud Fauré – zu Pierre Maury, als dieser sich einmal in Montaillou sehen ließ, nachdem die Inquisition dort zugegriffen hatte (ii. 174). Daraufhin brach Pierre Maury in Tränen aus. Er begriff, daß die Belots und die Faurés, seine Verwandten und Dorfnachbarn, ihn aus Furcht vor der Inquisition nicht mehr unter ihre Freunde rechneten. Sie verweigerten ihm sogar die Gastfreundschaft und beschworen ihn, augenblicklich wieder fortzugehen.

Im allgemeinen heirateten Schäfer nicht, denn Familien glaubten sie sich nicht leisten zu können. Die Ausnahmen von dieser Regel waren selten genug, um hier besondere Erwähnung zu verdienen. »Ich war dort mit dem Schäfer Guillaume Ratfre aus Ax zusammen«, sagte Pierre Maury in irgendeinem Zusammenhang – nicht ohne, diesen Gefährten betreffend, mit einigem Erstaunen zu erwähnen, daß er »in Caudiès ein Weib genommen« (iii. 159). Jean Maury verheiratete sich in einem katalanischen Dorf, damit man ihm dort Weiderechte auf dem Gemeindeland einräumte. In diesem Fall, dem einzigen derartigen, von dem wir wissen, war freilich die Eheschließung schon der erste Schritt zur Seßhaftigkeit. Im allgemeinen heirateten Schäfer nicht, und so konnte ihr Beruf nicht erblich werden: Seßhafte Bauernfamilien stellten den Nachwuchs.

Im Umgang mit ihren Zeitgenossen waren die Schäfer gutmütig, oft freundlich. Guillaume Maurs zwar verfolgte die Clergues mitleidslos mit seiner Rache, doch hatten diese schließlich seine Familie verfolgt und zugrundegerichtet. Unter den verhältnismäßig vielen Schäfern, die in den Vernehmungsprotokollen des Bischofs Fournier aktenkundig sind, ist kein Schurke von der Art Pierre Clergues, Arnaud Sicres oder Bélibastes – Schurken scheinen in der Seßhaftigkeit (Bélibaste war ja nur gelegentlich Schäfer) besser gediehen zu sein.

Pierre Maury verkörperte alle Tugenden dieser fahrenden Gesellschaft, die insgesamt viel anziehender wirkt als die auf ihre ›domus‹ beschränkten Familien seßhafter Bauern: Eine fröhliche Weltoffenheit zeichnete seinen Charakter aus. Er begrüßte jeden, selbst Leute, die er kaum kannte und denen zu mißtrauen er gute Gründe hatte, mit freundlichem Lachen. »Als ich in Guillemette Maurys Haus trat«, berichtete der Spitzel Arnaud Sicre (ii. 28), »erhob sich Pierre Maury von der Bank, lächelte mir zu, und wir begrüßten einander, wie es Brauch ist.«

Pierre glaubte bei den Anhängern Bélibastes, zu denen Arnaud Sicre ja augenscheinlich gehörte, unter Freunden zu sein. Er freute sich auf die Gesellschaft bei Guillemette Maury (ii. 30): »Wir werden uns unterhalten und fröhlich sein, denn man sollte fröhlich sein unter Freunden.«

Auch Pierres Freunde freuten sich über seine Besuche, doch so rein wie seine scheint ihre Freude nicht gewesen zu sein: »Als wir Euch wiedersahen«, sagte Guillaume Bélibaste einmal, als Pierre eben aus den Bergen des Nordens, wo er den Sommer verbracht hatte, zurückgekehrt war (iii. 183), »fühlten wir Freude und Angst zugleich. Freude, Euch nach so langer Zeit wiederzusehen. Angst, weil ich fürchtete, Ihr möchtet da oben von der Inquisition verhaftet worden sein. Hätten sie Euch nämlich verhaftet, hätten sie Euch zu einem vollen Geständnis zu zwingen gewußt und dazu, als Spitzel zu uns zurückzukehren, um meine Verhaftung zu organisieren.« Bélibaste irrte sich bei diesen Mutmaßungen nur in der Person, denn tatsächlich brachte die Inquisition eben das beschriebene Verfahren gegen ihn in Anwendung: nur daß Pierre Maury keine Rolle dabei spielte. Für die Rolle des Spitzels wurde statt seiner Arnaud Sicre gewonnen. Pierre kam nie dafür in Frage; es ist aber auch fraglich, ob er sich überhaupt, gleich unter welchen Umständen, dazu hergegeben hätte. Eines Tages oben auf der Weide malte Guillaume Maurs ihm aus, wie die Inquisition mit ihm umgehen würde, wenn sie ihn einmal hätte: »Wenn du erst wie Bélibaste bloßgestellt, verraten und verhaftet bist, werden sie dir die Fingernägel zerquetschen« (ii. 181). Aber Pierre war nicht einzuschüchtern. »Er hörte sich das alles an und lächelte nur dazu«, erinnerte sich Guillaume Maurs. Als er Pierre wegen sei-

nes heterodoxen Umgangs tadelte, begegnete er dem gleichen Lächeln (ii. 185): »Pierre, du läßt dich für so viele schlechte Sachen einspannen und verkehrst mit so vielen schlechten Leuten; es gibt keine bösen Teufel auf der Welt, die du nicht kennst«, warf er ihm einmal vor. »Und darauf«, erinnerte er sich später, »lächelte Pierre und sagte kein einziges Wort.«

Béatrice de Planissoles hatte, scheint es, ein ähnliches Lächeln. Während einer ihrer häufigen Auseinandersetzungen mit ihrem jungen Liebhaber Barthélemy Aurilhac wurde sie von diesem mit der Inquisition bedroht. »Und dann sagte ich zu Béatrice«, gestand dieser später, »daß ich, wenn ich in die Diözese von Pamiers oder sonst, wo eine Inquisition vorhanden, hinkäme, sie verhaften lassen würde … und dann lächelte sie und sagte: ›Die Priester, die zu der Sekte der guten Christen [das heißt: zu den Ketzern] gehören, sind besser als du.‹«

Will man wissen, was die Leute von Montaillou für den Sinn ihres Lebens hielten und was von sich selbst, so ist man einerseits auf die hier und da verstreuten Bemerkungen der verschiedensten Zeugen des Bischofs Fournier angewiesen – und kann sich andererseits an die diesbezüglichen Aussagen Pierre Maurys halten. In den von ihm überlieferten Äußerungen hat man fast so etwas wie eine zusammenhängende ›Philosophie der Winterweiden‹.

Einmal kam Pierre Maury mit einem Maultier, das mit Salz aus dem Roussillon beladen war, nach Ax-les-Thermes. Er wohnte zu dieser Zeit in Fenouillèdes. In der Nähe der – vorzüglich von Aussätzigen aufgesuchten – Bäder, die dem Ort den Namen gaben, traf er zwei Landsleute aus Montaillou, nämlich Guillaume Belot und seinen eigenen Bruder Guillaume Maury. Die drei Männer machten einen Spaziergang zusammen, währenddessen sie auf philosophische Fragen zu sprechen kamen und damit zusammenhängende praktische Sorgen erörterten: Es hieß, daß eine allgemeine Verhaftung der in Montaillou und im Sabarthès zahlreichen Ketzer zu gewärtigen sei. Pierre wurde also gefragt (iii. 161): »Wie wagst du in Fenouillèdes zu wohnen, wenn du wegen Ketzerei gesucht wirst?«

Pierre antwortete: »Ich kann ebensowohl in Fenouillèdes und Sabarthès wohnen bleiben. Denn niemand kann mir mein Schicksal abnehmen. Hier wie dort werde ich mein Schicksal [›fatum‹] tragen müssen.«

›Fatum‹, Schicksal: In seinen Unterhaltungen bei Tisch, auf der Weide oder beim Umtrunk mit seinen Freunden ließ Pierre nicht selten diesen Begriff einfließen.

Die Vorstellung eines unabänderlichen Schicksals verfolgte ihn auf allen seinen Wanderungen. Er berief sich darauf, als Bélibaste ihm seine unstete Lebensweise vorwarf und ihn verheiraten wollte (iii. 183): »Wenn

Ihr jeden Sommer auf die Almweiden in der Grafschaft Foix zurückkehrt, werdet Ihr eines Tages der Inquisition in die Hände fallen. Vergeßt nicht, daß dort, fern von uns, ein Unglück Euer Ende sein kann, ohne daß Euch vor Eurem Tode Gelegenheit würde, häretiziert, aufgenommen oder getröstet zu werden«, gab Bélibaste zu bedenken. Der Schäfer aber war nicht geneigt, sich von seinem erwählten Lebenswandel abbringen zu lassen. »Ich kann nur so leben, wie man mich's gelehrt hat. Wenn ich dauernd in Morella bleiben sollte, würde ich im Sommer krepieren. Ich muß meinem Schicksal gehorchen. Wenn mir's verhängt ist, vor meinem Tode häretiziert zu werden, aufgenommen oder getröstet – so wird sich's auch ergeben. Und wenn nicht, dann eben nicht.«

Als ihm bei einer anderen Gelegenheit Guillaume Maurs vorwarf, das Leben eines von der Inquisition gehetzten Ketzers zu führen, sagte Pierre Maury (ii. 184): »Ich kann nicht anders. So habe ich bisher gelebt. Und werde weiter so leben.«

Woher hatte Pierre Maury seine Vorstellung eines unabänderlichen Schicksals? Von seinen Freunden, den Katharern? Ja und nein. Allerdings waren diese überzeugte Deterministen. Aber sie widersprachen gelegentlich der eigenen Überzeugung. Bélibaste, dessen Vorstellungen durchweg etwas zweideutig gewesen zu sein scheinen, nahm gelegentlich so etwas wie einen freien Willen in Anspruch: »Der Mensch mag sich

sehr wohl selber helfen, eine gute oder böse Absicht durchzusetzen«, sagte er einmal (ii. 183).

Mit einer unabänderlichen Vorsehung rechneten nicht nur Katharer. So findet sich, daß Pierres Begriff vom Schicksal auch islamische Züge trägt. Die Mauren Spaniens und des Maghreb waren bekanntlich gleichfalls sehr schicksalsgläubig, fatalistisch, und da Pierre Maury in Spanien mit maurischen Schäfern Umgang hatte, könnten seine diesbezüglichen Überzeugungen von dieser Seite Bestätigung erfahren haben. Im übrigen konnte auch die in der mittelalterlichen Christenheit sehr einflußreiche Gnadenlehre des heiligen Augustinus so ausgelegt werden, daß ein praktischer Fatalismus dabei herauskam. Doch mag unser Held nicht ausschließlich durch theologische Lehrmeinungen der einen oder anderen Provenienz in seinem Fatalismus bestärkt worden sein. Pierre Maury war ja Schäfer, und die Schäfer waren große Sterndeuter: Die vollkommenste Formulierung des Glaubens an eine durchgehende Entsprechung zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos war bis zum Beginn der Renaissance der berühmte ›Schäferkalender‹, der die zwölf Monate des bäuerlichen Jahres und die zwölf Epochen des Menschenlebens – von insgesamt zweiundsiebzig Jahren – durchgängig von den zwölf Zeichen des Tierkreises bestimmt sah. Dabei ist zu bemerken, daß Pierre Maurys Schicksalsgläubigkeit sich nie in absurden Aberglauben verirrte. Eines Tages

fand Guillaume Bélibaste die Tatsache beunruhigend, daß ihm dreimal nacheinander eine Elster über den Weg gelaufen war. Rückblickend kann man sagen, daß er zur Beunruhigung gute Gründe hatte; er hatte es nämlich damals nicht mehr weit bis zum Scheiterhaufen. Doch Pierre lachte ihn aus (iii. 210): »Guillaume, kümmert Euch nicht um Vogelzeichen und andere derartige Vorbedeutungen. Nur alte Weiber nehmen solche Dinge ernst.«

Pierre Maurys Schicksalsgläubigkeit war mithin nicht vulgär magisch, sondern abgeklärt philosophisch. Und doch handelte es sich dabei wohl um eine sehr alte Überzeugung, die in Gesellschaften ohne Wirtschaftswachstum, in Gesellschaften, wo buchstäblich niemand eine Wahl hat, als ganz natürlich gelten kann. Unternehmende Männer wie Pierre Clergue mochten versucht sein, dem Schicksal mit magischen Praktiken beizukommen. Wie wir sahen, hob der Pfarrer Clergue das Haupthaar und die Nagelabschnitte seines verstorbenen Vaters auf, um der ›domus‹ den guten Stern oder das günstige Glück – ›eufortunium‹ heißt es in den Akten – zu bewahren. Fortuna, das Glück, schien aus der Sicht von Leuten, die an ihre ›domus‹ zu denken hatten, allenfalls korrigierbar. Mit Fortuna war man mithin gehalten es nicht zu verderben. Guillaume Maurs beschuldigte Pierre Maury (ii. 184), eben das nicht zu berücksichtigen: »Pierre, du mischst dich in schlechte Geschäfte [›borias‹]; und ihr alle werdet

endlich mit Unglück [›infortunium‹] dafür gestraft werden; eines Tages wird alles der Teufel holen.« Pierre war mit solchen Argumenten nicht beizukommen. Es fiel ihm nicht ein, sich Fortuna zuliebe zu ändern, weil er sein Geschick für unabänderlich hielt.

Dabei ist zu bedenken, daß für seßhafte Leute wie Pierre Clergue das Schicksal, das sie zu beeinflussen hofften, stets das Schicksal ihrer Sippe, ihres Hauses war. Pierre Maury dagegen, der Schäfer ›ohne Haus und Herd‹, rechnete mit einem persönlichen Schicksal, das ihn allein, ein Individuum, nicht eine Institution, eine ›domus‹, anging.

In Pierres Schicksalsgläubigkeit zeigte sich auch ein Glauben an seinen Beruf zu dem Leben, das er führte. Schäfer zu sein war seine Bestimmung, und dieser Bestimmung gehorchte er gern. Eines Tages, als er gemeinsam mit Guillaume Maurs und Guillaume Bélibaste bei Tortosa auf der Winterweide war, kam die Rede darauf (ii. 177): »Pierre«, sagte Bélibaste, »laß doch dieses Hundeleben; verkauf deine Schafe, und wir werden das Geld dafür anders anlegen. Ich werde Kämme machen. So könnten wir beide gut leben …« Aber davon wollte Pierre nichts hören. »Nein, ich will meine Schafe nicht verkaufen. Schäfer bin ich. Und Schäfer bleibe ich, solange ich lebe.«

Hier zeigt sich die Schicksalsgläubigkeit unseres Helden als Amor Fati, freudige Einwilligung ins Schicksal. Er wollte Schäfer sein und bleiben. Das

Leben auf den Weiden war hart, man schlief unter freiem Himmel, erfror beinahe im Winter, wurde im Herbst naß bis auf die Knochen – aber es war auch ein freies Leben (i. 178; ii. 15). Und es war das Leben, das der Schäfer von Kindesbeinen auf gewöhnt war. Emersende Befayt aus Montaillou, die in Beceite bei Teruel Zuflucht vor der Inquisition gesucht hatte, wollte Pierre seine allsommerlichen Wanderungen in die heimischen Berge ausreden, er brächte dadurch nicht nur sich, sondern auch alle seine Freunde, ›parfaits‹ wie einfach ›Gläubige‹, in Gefahr. Pierre verwahrte sich gegen die Zumutung mit dem Bemerken (iii. 182): »Ich kann nicht anders, denn ich kann kein anderes Leben führen als das, zu dem ich aufgezogen wurde.« Das Wort, dessen er sich tatsächlich bediente, wurde für das Protokoll mit ›nutritus‹ übersetzt, einem Begriff, der unmittelbar ›genährt‹ und erst im übertragenen Sinn ›erzogen‹ bedeutet, der also nachdrücklich die von Pierre gemeinte existentiell bestimmende Wirkung dieser Erziehung zur Anschauung bringt. Er war überzeugt, sich seinen Beruf zu dem Leben auf den Weiden mit dem Brot einverleibt zu haben, das ihn in jungen Jahren nährte. Mit dieser Überzeugung stand er nicht allein. »Die Seele des Menschen ist Brot«, hatte, wie den Inquisitoren zu Ohren kam, ein materialistischer Bauer aus dem Oberland der Ariège behauptet. »Man muß backen, was man geknetet hat«, sagte einer von Pierre Maurys

Freunden, als Emersende Befayt ihre Tochter Jeanne nicht aus dem Hause wies, obwohl sie immer wieder von ihr angegriffen wurde. Guillaume Fort aus Montaillou erinnerte daran, daß, was aus Erde gemacht ist, wieder Erde werden muß (i. 447). »Nach dem Tode löst sich der Leib des Menschen auf und verwandelt sich in Erde«, sagte er, pointiert insofern als er der Seele in diesem Zusammenhang nicht gedachte. Die Philosophen von Montaillou waren geneigt, sich diese Seele in starker Abhängigkeit von dem Leib, den sie bewohnte, und mithin von dem Brot, aus dem dieser gemacht, endlich also auch von dem Boden, auf dem dieses gewachsen, vorzustellen. Pierre Maury berief sich, scheint es, auf diese Verwurzelung seines Wesens in der Heimaterde, als ihm wieder einmal jemand riet, sich sicherheitshalber lieber in Katalonien niederzulassen: »Nein, hier könnte ich nicht dauernd leben«, erwiderte er, nachdem er Emersende Martys dahingehenden Vorschlag angehört hatte (iii. 183), »und sowieso kann doch mein Schicksal niemand ändern.«

Pierre Maury und seinesgleichen waren Wanderer ohne Haus und Hof, ohne Weib und Kind. Selbst wenn sie es in Herden und Geld zu verhältnismäßigem Reichtum brachten, waren sie kaum versucht, ihr Herz an Besitztümer zu hängen. Mobil wie sie waren, hatten sie für Immobilien keine Verwendung. Anstatt nach

dem Besitz zu streben, war deshalb Pierre Maury auf einen Reichtum an Beziehungen bedacht, von Beziehungen, die ihm die familiären ersetzten, die er sich nicht leisten zu können glaubte: flüchtige Beziehungen zu den Geliebten, deren Gesellschaft ihn auf den Weiden oder in den Tavernen erfreute; Beziehungen zu Brüdern, Gevattern, Freunden, ein weitreichendes Netz von Beziehungen. Er fühlte sich wohl darin. Er hieß sein Schicksal willkommen, liebte seinen Beruf. Er war, wenn man so will, derart im Stand der Gnade. Seine Schafe bedeuteten ihm Freiheit. Und er war nie versucht, diese Freiheit gegen das schlechte Linsengericht zu verkaufen, das ihm Freunde, Dienstherren und Leute, die ihn gerne ausnützen wollten, immer wieder dafür boten: indem sie ihm zumuteten, seßhaft zu werden, sich zu verheiraten, sich in eine reiche Familie adoptieren zu lassen. Er zog es vor, ein Wanderer zu sein, unbehaust, doch überall befreundet. Hab und Gut wären Ihm bei diesem Lebenswandel buchstäblich nur eine Bürde gewesen. Dabei ging es ihm nicht schlecht. Wenn er das wenige, das er hatte, verlor, konnte er es leicht, mit einem Lächeln, verschmerzen. Er wußte, daß er sich's durch seiner Hände Arbeit leicht zurückgewinnen konnte. Leichtfüßig ging er auf den Schuhen aus gutem Korduanleder, die er sich als einzigen Luxus leistete, über Berg und Tal, durchs Leben (i. 20) – durch ein Leben, das er, unbeschwert von Sorgen um Besitz und unbekümmert um die ihn nicht zuletzt von Seiten

der Inquisition drohenden Gefahren, so führte, wie es ihm gut dünkte. Pierre Maury war ein glücklicher Schäfer.

ARCHÄOLOGIE VON MONTAILLOU: VON DER GEBÄRDE ZUM MYTHUS

Reden wir zunächst vom Ausdruck der einfachsten Gefühle, der Regungen von Freude und Trauer. Pierre lächelte oft, lachte gern, wie wir gesehen haben. Es gab auch Tränen in Montaillou. Zwar liegt eine Statistik der Tränen nicht vor, es scheint aber, als hätten die Leute von Montaillou – in Freud und Leid – häufiger geweint als unsereiner. Natürlich gab es Tränen bei der Aussicht auf Unglück, bei Schicksalsschlägen aller Art, beim Tode eines geliebten Menschen, eines Kindes, selbst eines Säuglings. Männer wie Frauen erblaßten, zitterten und weinten, wenn sie befürchten mußten, an die Inquisition verraten zu werden (iii. 227, 229; iii. 357). Schäfer brachen in Tränen aus, wenn sie einen Treuebruch erleben mußten, sich in einem Freund getäuscht sahen – insbesondere, wenn sie infolgedessen fürchten mußten, von den Häschern der Inquisition verhaftet zu werden. So Pierre Maury, als ihn sein Onkel Arnaud Fauré und dessen Nachbar Guillaume Belot von der Schwelle wiesen (ii. 174).

Guillaume Bélibaste, der trotz seiner reichen Lebenserfahrung mit Wanderungen, Geliebten und Mord eine ziemlich empfindliche Seele gewesen zu sein scheint, weinte, als Pierre Maurys Bruder Jean sich weigerte, vor ihm niederzuknieen, und drohte, ihn der Inquisition auszuliefern (ii. 483): »Wenn du nochmal

einen Kniefall von mir verlangst, sorge ich dafür, daß du verhaftet wirst«, sagte Jean.

»Und daraufhin«, erinnerte er sich später, »schied der Ketzer weinend von hinnen.«

Andererseits weinte eine Frau aus Junac an der Ariège vor Freude, als sie in der Fremde einem Schäfer aus ihrer Heimat begegnete, der Nachrichten von ihren Lieben für sie hatte: »Ich traf Blanche Marty in Prades«, erzählte Pierre Maury (iii. 194 – dabei ist an das in Spanien bei Tarragona gelegene Prades zu denken), »gerade auf dem Dorfplatz. Ich begrüßte sie und bestellte ihr die Grüße von ihrer Schwester Raymonde und von Herrn Bélibaste. Als sie das hörte, war Blanche sehr glücklich und weinte vor Freude und umarmte mich.«

Wer sich einer vollendeten Rache freute, hob beide Arme zum Himmel in einer Dankgebärde, die damals etwas anderes bedeutete als heute. Guillaume Maurs erzählte (ii. 189): »Als ich mit meiner Herde durch Beceite kam, traf ich dort Emersende Befayt, die mich nach Neuigkeiten aus Montaillou fragte. Ich erzählte ihr, daß Pierre Clergue, der Pfarrer, wegen Häresie verhaftet worden war. Als sie das hörte, hob Emersende die Hände zum Himmel und sagte: ›Gottlob!‹.« Ähnlich die folgende Aussage (ii. 281): »Als er hörte, daß die beiden Männer verhaftet worden waren, erhob Bernard Clergue die Hände zum Himmel, fiel auf die Knie und sagte: ›Ich bin entzückt, die beiden hinter Schloß und Riegel zu wissen.‹«

Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen ist weiter zu entnehmen, daß bestimmte heute noch gebräuchliche Höflichkeitsgesten sehr alt und bis zu einem gewissen Grade wohl bäuerlichen Ursprungs sind. In Montaillou lüftete man die Kapuze und erhob sich zur Begrüßung eines Freundes oder Bekannten, ungeachtet der beiderseitigen sozialen Stellung, und zwar, wie es scheint, automatischer als heute bei uns. Die gelegentlich einer Hochzeit vollzählig um ihr Herdfeuer versammelte Familie Belot erhob sich zur Begrüßung des über eine Leiter vom ›solier‹ herabgekommenen Guillaume Authié. Pierre Maury erhob sich zur Begrüßung der Häretiker, die ihn auf der Weide in seiner ›cabane‹ besuchten, und bot ihnen Milch und Käse an (i. 371, 337; iii. 101,135,127; sowie, was das Lüften der Kapuze betrifft, i. 129, iii. 294; kniefällig wurden nur hohe kirchliche Würdenträger begrüßt). Stehend begrüßte man auch seinesgleichen: so der Schäfer Pierre Maury den Schuster Arnaud Sicre, anläßlich der schon erinnerten Begegnung der beiden bei Guillemette Maury (ii. 28). Möglicherweise erhoben sich die Männer auch zur Begrüßung einer Frau, obwohl es unzweideutige Hinweise auf eine solche Höflichkeit gegen das in Montaillou nicht eben gleichberechtigte zweite Geschlecht nicht gibt. Einmal ist die Rede von einem ›parfait‹, der sich beim Eintritt einer Frau erhob; aber der wollte ihr aus dem Wege gehen, aus Furcht vor einer Verunreinigung, wie man weiter erfährt;

dann liest man von zwei ›bonshommes‹, die vor einer Bauersfrau zurückweichen – aber anscheinend aus Furcht, mit deren Busen in Berührung zu kommen (i. 337; siehe auch i. 311 und iii. 91).

Die Leute von Montaillou schüttelten sich nicht wie wir zum Gruß die Hände. Nach einer mehr oder weniger langen Trennung nahmen sie Kontakt miteinander auf, indem sie sich bei der Hand faßten: »Als ich mit meinen Schafen durch die Berge unterwegs auf die Sommerweide war«, erzählte Pierre Maury (iii. 170), »traf ich in der Nähe von La Palma den Häretiker Raymond von Toulouse in Gesellschaft einer Frau. Nach dem Brauch, den die Häretiker auf ihren Reisen beobachten, betete er hinter einem Stein. Er sah mich und rief mich an. Ich ging gleich hin; und anerkannte ihn nach der gebräuchlichen Weise, indem ich ihn bei der Hand nahm.« Dem doppelten Hinweis auf den Brauch der Ketzer beim Beten einerseits und die gebräuchliche Weise der Begrüßung andererseits ist zu entnehmen, daß es sich bei der Begrüßung um eine nicht speziell ketzerische, sondern um die allgemein gebräuchliche Form handelte.

Die Männer von Montaillou rasierten sich nicht. Man wusch sich nicht häufig und ging niemals baden oder schwimmen. Man las sich aber gegenseitig die Läuse ab unter Freunden und ketzerischen Glaubensgenossen. Pierre Clergue, der Pfarrer, ließ sich in diesem Punkte von seinen Geliebten bedienen, akten-

kundig ist das Béatrice de Planissoles und Raymonde Guilhou betreffend. Die Operation konnte im Bett durchgeführt werden, am Feuer, am Fenster oder auf der Schusterbank; während sie vonstatten ging, pflegte der Pfarrer seine Meinungen über Katharismus und Liebe vorzutragen. Raymonde Guilhou entlauste auch des Pfarrers Mutter, die Frau des alten Pons Clergue, auf der Schwelle ihres ›ostal‹, ›coram publico‹, dabei wurden die Neuigkeiten aus dem Dorfe erörtert. Die Clergues als Honoratioren und führende Männer im Dorf hatten nie Mangel an Frauen, die ihnen auch in dieser Hinsicht gefällig waren. Bernard Clergue nahm gern die Geschicklichkeit der alten Guillemette ›Belote‹ in Anspruch. Sie gab ihm, während sie nach Läusen suchte, gute Ratschläge. So empfahl sie ihm einmal, den ›parfaits‹ Getreide zu geben; was er sich dann auch zu tun beeilte, um so mehr, als er in Guillemettes Tochter Raymonde verliebt war (ii. 276). Gern suchte man zum Zwecke des Läuseabsammelns die flachen Dächer der Häuser von Montaillou auf. Da die Häuser nahe beieinander standen, waren dabei Unterhaltungen von Dach zu Dach möglich. Vuissane Testanière hatte, eine derartige Unterhaltung betreffend, etwas auszusagen, das die Inquisitoren interessiert haben dürfte (i. 462–463): »Zu der Zeit, da die Häretiker in Montaillou den Ton angaben, wurden einmal Guillemette ›Benete‹ und Alazaïs Rives auf den Dächern ihrer Häuser in der Sonne von ihren Töchtern Alazaïs Benet und

Raymonde Rives entlaust. Ich ging unten vorbei und hörte sie reden. Guillemette ›Benete‹ sagte grade zu Alazaïs: ›Wie halten die Leute nur die Schmerzen aus, wenn sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden?‹ Und Alazaïs antwortete: ›Sei doch nicht so dumm! Natürlich nimmt Gott die Schmerzen auf sich.‹«

Das Läuseabsammeln scheint als Frauenarbeit betrachtet worden zu sein. Doch nicht verächtlich, denn unter Umständen gaben sich auch Frauen von Stand gern dazu her: So zögerte Béatrice de Planissoles nicht, ihrem Geliebten Pierre Clergue den Kopf zu entvölkern.

Die Behandlung setzte eine gewisse Intimität der Behandelnden mit dem Behandelten voraus: Die Geliebte entlauste den Geliebten, auch dessen Mutter; die zukünftige Schwiegermutter entlauste den in Aussicht genommenen Schwiegersohn; und die Tochter die Mutter. Freilich zeugt überhaupt der Brauch, sich gegenseitig die Läuse abzulesen, wie auch die Gewohnheit, zu mehreren in einem Bett zu schlafen, aus einer Schüssel zu essen und aus einem Becher zu trinken von einer vergleichsweise großen körperlichen Intimität aller mit allen, einer ›Kultur der Promiskuität‹ – doch fehlte es auch dieser für unsere Begriffe so wenig auf die gegenseitige Abgrenzung der Intimsphären bedachten Kultur nicht an streng beachteten Schicklichkeitsgeboten und Höflichkeitsregeln: In einer Runde, wo ein Becher von Mund zu Mund ging, stellten sich Präze-

denzfragen mit großer Schärfe (so ii. 24, bei Bélibaste und seinen Anhängern).

Von Reinlichkeit im modernen Sinn hatte man keinen Begriff. Auf Reinlichkeit waren die ›parfaits‹ bedacht, Leute, die auf Heiligmäßigkeit Anspruch machten – aber die Reinlichkeit, auf die es ihnen ankam, war rituelle Reinheit. Niemand wusch sich von Kopf bis Fuß oder badete gar. Man war wasserscheu. Zwar gab es Bäder in Ax-les-Thermes, aber dort badeten eigentlich nur Aussätzige und Räudige, die sich von dem Wasser dieser Thermen Genesung versprachen. Andere Leute suchten Ax-les-Thermes auf, um Schafe zu verkaufen und sich mit Prostituierten zu amüsieren. »Wenn Guillaume Bélibaste Fleisch mit den Händen berührt hat, wäscht er sie sich dreimal, ehe er ißt oder trinkt«, versicherte einer von Bischof Fourniers Zeugen (ii. 31; i. 325). Dabei war es dem Propheten weniger um die Sauberkeit seiner Hände zu tun als um die Reinheit seines Gesichts, des Mundes vor allem, von dem der gesprochene Segen ausging und durch den die prinzipiell unreine materielle Nahrung in den Leib des ›parfait‹ einging. Hier verrät sich eine Auffassung von Reinheit, die von bloß äußerlichem Schmutz abzusehen erlaubte. Nicht der äußere, der innere Mensch war reinzuhalten.

Infolgedessen wusch man sich in Montaillou, wenn überhaupt, auch nicht zwischen den Beinen (und so weiter), sondern beschränkte sich beim Waschen auf

die Körperteile, die unmittelbar an der Nahrungsaufnahme mitwirken – auf Hände und Mund also. »Jemanden Wasser über die Hände geben«, war eine höfliche, ja freundschaftliche Gebärde. Was den Lebendigen recht war, war den Toten billig. »In Montaillou waschen wir nicht die ganze Leiche, sondern spritzen ihr nur Wasser ins Gesicht«, sagte Alazaïs Azéma (i. 314). Nach dieser partiellen Leichenwäsche wurde dem Toten ein Tuch übers Gesicht gelegt, vielleicht um es vor neuerlicher Verunreinigung zu schützen.

Lebendige ›parfaits‹ hatten Handtücher von feinem Linnen, das gewöhnliche Volk von Montaillou behalf sich mit gröberem Stoff, wenn es nicht auf den Luxus von Handtüchern überhaupt verzichtete (i. 416–417).

Die Leute von Montaillou pflegten sich auszuziehen, wenn sie schlafen gingen. Beweis: Jeanne Befayt scheuchte den Propheten Bélibaste aus dem Bett und wünschte ihm »das Feuer des Scheiterhaufens an die Rippen«. Bélibaste gab Fersengeld und flüchtete »zwei Meilen weit durch die Felder, ohne Schuhe; und ließ einen Teil seiner Kleider in dem Bett, wo er geschlafen hatte« (iii. 175). Andererseits lesen wir, daß der Prophet, wenn er auf Reisen mit seiner Konkubine in einer Herberge übernachtete, sich sozusagen gestiefelt und gespornt ins Bett zu legen pflegte; dies freilich, um seinen Anhängern weiszumachen, daß er unter allen Umständen die nähere Berührung mit Weiberfleisch vermied. Normale Menschen machten nicht

solche Umstände. Arnaud Sicre, der auch einmal des Propheten Bett teilte, berichtete seiner Behörde, derselbe habe zwar das Hemd, nicht aber die Unterhosen ausgezogen; woraus vielleicht geschlossen werden darf, daß der Spitzel selbst splitternackt ins Bett zu gehen pflegte (ii. 31, 33).

Gibt es derart Indizien, die dafür sprechen, daß die Leute von Montaillou ihre Leibwäsche nachts ablegten, so darf es uns nicht überraschen zu vernehmen, daß sie diese gelegentlich auch wechselten.

Alle Jubeljahre ließ sich Pierre Maury von seinem Bruder Arnaud ein frisches Hemd auf die Weide bringen. Die Tatsache, daß er dieses Wäschewechsels in seiner Aussage vor der Inquisition gedachte, beweist den Rang des Vorkommnisses. Wie häufig Wäsche gewaschen wurde, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Immerhin wissen wir, daß es geschah. Raymonde Arsen, eine Dienstmagd der Belots, wusch die Wäsche der ›parfaits‹ und vielleicht auch ihrer Dienstherrschaft.

Kleider waren wertvoller Besitz. Wir lesen (iii. 172), daß Jean Maury einmal mehrere Tage durchs Gebirge wanderte, um Bélibaste die geflickten Kleider eines verstorbenen Freundes zu bringen.

Die Schäfer Pierre Maury und Guillaume Maurs pflegten, trotz ihrer häretischen Sympathien, vor dem Essen ein Kreuz zu schlagen. (Noch heute ›bekreuzigen‹ viele

französische Bauern das Brot mit der Messerspitze, ehe sie zulangen.) Härter gesottene Ketzer, wie Bernard Clergue, der ›bayle‹, oder der Prophet Guillaume Bélibaste, verzichteten auf diese Segnung ihrer Mahlzeiten durch das Kreuzeszeichen. Ungesegnete Speisen aber mochten auch sie nicht essen: Nur machten sie statt des Kreuzes eine kreisende Gebärde über dem Brot (ii. 181,283).

Man bekreuzigte sich auch beim Schlafengehen. Nur ein ganz verhärteter Ketzer wie Bernard Clergue verzichtete darauf (ii. 283).

Der Steinmetz Arnaud de Savignan gab seiner Geringschätzung für eine apokalyptische Prophezeiung, die er auf der Brücke von Tarascon hörte, mit einer heute noch gebräuchlichen Handbewegung Ausdruck (i. 161): »Er drehte spöttisch seine Hand um.« Der Umstand kam denn auch zur Sprache, als die Inquisition die Rechtgläubigkeit dieses Freidenkers in Zweifel zog.

Eine ebenfalls in manchen Gegenden noch heute gebräuchliche obszöne Gebärde bezeichnete den Geschlechtsakt durch ein Zusammenklatschen der Hände- oder einen Faustschlag auf die offene andere Handfläche. Raymond Segui, ein Mann aus einem Dorf am Oberlauf der Ariège (Tignac), sagte aus (ii. 120): »›Weißt du, wie Gott gemacht wurde?‹ fragte ich Raymond de l'Aire aus Tignac. ›Mit Ficken und Scheißen ist Gott gemacht worden‹, antwortete mir Raymond

de l'Aire, und indem er das sagte, klatschte er eine Hand in die andere. ›Deine Worte sind schlecht‹, sagte ich. ›Man sollte dich töten dafür, daß du solche Dinge sagst.‹« (»… et vertens verba sua ad dictum Ramundum, dixit: ›Et tu scis qualiter Deus factus fuit?‹, et dictus Ramundus respondit: ›Ego dicam tibi‹ factus fuit »foten e mardan«, et hoc dicens percutens unam manum suam cum alia, et ipse, ut dixit, respondit dicto Ramundo quod maledicebat …«)

Von den Gefühlen, denen man mit Gebärden Luft macht, von der Liebe in allen Spielarten zumal, ist in Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen recht häufig und detailliert die Rede.

Die Schäfer waren, wie schon erörtert, Zölibatäre, deren Liebesleben auf günstige Gelegenheiten angewiesen war. Manchmal und zeitweilig hatten sie sogar auf den Weiden weibliche Gesellschaft – Frauen, die sich dazu hergaben, galten aber nicht selten als Huren. Im Dorf andererseits waren die Beziehungen zwischen den Geschlechtern äußerst vielfältig, gab es die Ehe und das Konkubinat in allen erdenklichen Spielarten. Denn da gab es romantische Leidenschaften, Ehen mit oder ohne Liebe und unkodifizierte Beziehungen aller Art – kurzfristige und dauerhafte, von gegenseitiger Zuneigung bestimmte und solche, die die Käuflichkeit der Liebe voraussetzten. Knaben aus guter Familie, die zum Schulbesuch in die Stadt geschickt wurden, waren dort in Gefahr, zur Homosexualität verführt zu wer-

den: Homosexualität gab es auf dem Lande so gut wie nicht, und sie war auch in den Städten fast nur unter Klerikern anzutreffen. Den Vernehmungsprotokollen des inquisitorischen Bischofs ist diesbezüglich eine vollständige psychologische Biographie zu entnehmen. Die Geschichte spielte sich in Pamiers ab, dem Bischofssitz der Diözese, zu der Montaillou gehörte.

Arnaud de Verniolles aus Pamiers, bannbrüchiger Franziskaner und Subdiakon, war in seiner Jugend durch einen Mitschüler und zukünftigen Priester in die ›Homophilia‹ eingeweiht worden (iii. 39, 49). »Ich war damals zwischen zehn und zwölf Jahre alt. Es ist ungefähr zwanzig Jahre her. Mein Vater hatte mich in den Grammatik-Unterricht bei Meister Pons de Massabucu geschickt, der damals ein Predigerbruder wurde. Ich schlief in der Schule, die dieser damals unterhielt, in einer Kammer mit ihm selbst und meinen Mitschülern Pierre de l'Isle (aus Montaigu), Bernard Balessa (aus Pamiers) und Arnaud Auriol, dem Sohn Pierre Auriols, des Ritters. Arnaud war aus Bastide-Serou; er rasierte sich damals schon, heute ist er Priester. Mein Bruder Bernard de Verniolles war auch da und andere Schüler, deren Namen ich vergessen habe.

In dem gemeinsamen Schlafzimmer schlief ich gute sechs Wochen lang in einem Bett mit Arnaud Auriol … In der vierten oder fünften Nacht, die wir zusammen verbrachten, umarmte mich Arnaud, als er meinte,

daß ich eingeschlafen sei, drängte sich zwischen meine Schenkel und … bewegte sich da, als wäre ich eine Frau. Und in dieser Weise sündigte er dann jede Nacht. Ich war damals noch ein Kind, und das alles gefiel mir gar nicht. Aber ich schämte mich so, daß ich niemandem etwas von dieser Sünde erzählte.«

Später zog Meister Pons de Massabucus Schule in andere Räumlichkeiten um, und dort hatte Arnaud de Verniolles andere Bettgefährten, auch seinen Lehrer. Denn, um Bettzeug zu sparen, schlief Meister Pons mit zweien seiner Schüler. Unsittliche Anträge wurden dem jungen Arnaud jetzt nicht mehr gemacht. Aber der Schaden war schon angerichtet. Eine latente Neigung war geweckt, und Arnaud de Verniolles einem homosexuellen Schicksal bestimmt.

Seine Neigung dazu wurde bestätigt in Toulouse, wo er seine Studien eine Zeitlang fortsetzte. Wenigstens sah er selbst später rückblickend in einer Reihe von Zufällen, deren Bedeutung er möglicherweise mißverstand und übertrieb, Bestätigungen dieser Neigung (iii. 31): »Um die Zeit, als die Aussätzigen verbrannt wurden, lebte ich in Toulouse; eines Tages machte ich's mit einer Prostituierten. Und nachdem ich diese Sünde begangen, begann mein Gesicht anzuschwellen. Ich war entsetzt und glaubte, ich wäre aussätzig. Ich schwor mir deshalb, in Zukunft nie wieder mit Frauen zu schlafen. Um diesen Eid zu halten, begann ich, kleine Knaben zu verführen.«

Wir wissen nicht, weshalb Arnauds Gesicht schwoll. Vielleicht war es eine Allergie oder ein Insektenstich. Sicher ist nur, daß er nicht, wie er im ersten Schrecken meinte, von Aussatz befallen war. In einer Zeit, da man, wie er sagt, Aussätzige verbrannte, war es dennoch naheliegend, daß sich ihm die Angst vor dieser Krankheit mit der Angst vor dem anderen Geschlecht assoziierte.

Er hielt sich also in Zukunft an »kleine Knaben«. Eine Zeitlang verstand er es, diese Neigung geheimzuhalten, obwohl er dabei recht erfolgreich war. Er machte verschiedene Eroberungen unter den Sechzehn- bis Achtzehnjährigen. Da war zum Beispiel (iii. 49) Guillaume Ros, der Sohn des Pierre Ros aus Ribouisse, einem Dorf im Gebiet des gegenwärtigen Departements Aude; und Guillaume Bernard aus Gaudies, einem heute zum Departement Ariège gehörigen Ort. Beide stammten also vom Lande, lebten aber in der Stadt. Manchmal genoß Arnaud seine Eroberungen ohne viel Umstände auf dem nächstbesten Misthaufen. Dann wieder entführte er einen seiner Angebeteten aufs Land in eine kleine Hütte in den Weinbergen. Guillaume Ros sagte aus (iii. 19): »Arnaud bedrohte mich mit einem Messer, drehte mir den Arm um, ergriff mich trotz meines Widerstands mit Gewalt, warf mich zu Boden, karessierte und küßte mich und ejakulierte mir zwischen die Beine.« Arnaud selbst bestritt die Gewaltanwendung (iii. 43):

»Wir waren beide einverstanden«, sagte er. Arnaud vollführte seine sodomitischen Praktiken in verschiedenen Stellungen, von denen einige aktenkundig sind: wie als hätte er's mit einer Frau zu tun, aber auch von hinten und so weiter (iii. 31). Manchmal tanzten und rangen die Delinquenten im Hemd miteinander, ehe sie zur Hauptsache kamen. Manchmal zogen sie sich ganz nackt aus (iii. 40,41,42, 44 et passim). Nachher pflegten Arnaud und sein jeweiliger Geliebter auf die vier Evangelien oder auf die Bibel im Refektorium eines Klosters zu schwören, daß sie niemals einer Menschenseele verraten wollten, was zwischen ihnen vorgefallen war. Arnaud bedachte seine jungen Leute mit kleinen Geschenken – einem Messer zum Beispiel. Auf diese Weise verbrachte er seine Freizeit, an den Feiertagen zumal. Die jungen Leute, Mönche und Minderbrüder, in deren Gesellschaft Arnaud seinen Neigungen nachging, waren anscheinend in bemerkenswertem Maße auch der Onanie ergeben (iii. 43 et passim). Seinem eigenen Bekenntnis zufolge hätte Arnaud die Schwere seiner Verbrechen selbst nicht begriffen (iii. 42,49). »Ich sagte Guillaume Rous in gutem Glauben, daß die Sünden der Sodomie und die der gewöhnlichen Unzucht und der absichtlichen Onanie gleich schwer wögen. Ich glaubte sogar in der Einfalt meines Herzens, daß Sodomie und gewöhnliche Unzucht allerdings Todsünden seien, aber doch viel weniger schwerwiegende als die Entjungferung von Jungfrauen, Ehebruch

oder Inzest.« Die Kreise, in denen seinerzeit Sodomie praktiziert wurde, gehörten insgesamt der besseren Gesellschaft an und waren in den Städten zu Hause, obgleich sie auch ländliche Verbindungen hatten. Einer dieser Homosexuellen wohnte sogar auf dem Lande, doch war er kein einfacher Bauer, sondern ein in der Gegend von Mirepoix ansässiger Landedelmann: Er war der erste Verführer des Guillaume Rous (iii. 41).

Die von Arnaud und seinesgleichen verführten Knaben waren meistens vom Lande, doch meistens Söhne jener wohlhabenderen und gebildeteren Familien, die auf eine städtische Erziehung ihres männlichen Nachwuchses Wert legten, Söhne des ländlichen Bürgertums und des Landadels also.

Einer allerdings war plebejischer Herkunft, wenn auch kein Bauer, sondern ein Schusterlehrling aus Mirepoix. Er lernte bei Bernard von Toulouse, einem Schuhmacher in Pamiers. Er behauptete, ein paar hübsche Frauen zu kennen (iii. 45) und trieb sein homosexuelles Abenteuer mit Arnaud nicht sehr weit. Schauplatz desselben war übrigens der oben erwähnte Misthaufen (es gab einen solchen, wie in Montaillou, auch in Pamiers fast auf jedem Hof).

Daß Sodomie ein städtisches Laster war, geht jedenfalls aus Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervor. Arnaud behauptete (iii. 32), daß es »in Pamiers über tausend Männer« gab, die diesem Laster frönten.

Vielleicht übertrieb er die Zahl. Die jungen Leute, die dafür gewonnen wurden, waren, wie wir sahen, in der Mehrzahl Schüler. Auch die Weltgeistlichkeit war von dem Laster nicht frei. Arnaud sprach verschiedentlich von einem gewissen Kanonikus, der sich, wenn er betrunken war, von seinem Diener oder einem jungen Austräger, der bei ihm im Hause wohnte, die Füße massieren ließ; und dann seinen Masseur zu küssen und zu umarmen pflegte, vielleicht noch zu weiterem sich hinreißen ließ (iii. 41, 44).

Die Minoriten oder Minderbrüder, deren Orden Arnaud de Verniolles selbst angehörte, waren in diesem Punkte gleichfalls nicht über allen Tadel erhaben (iii. 31, 32): »Ein gewisser Minorit aus Toulouse, ein Sohn oder Neffe des Meister Raymond de Gaudies, schied aus dem Orden aus, weil dessen Angehörige, wie er behauptete, die Sünde der Sodomie praktizierten.«

Arnaud de Verniolles paßte auch in anderer Hinsicht zu der städtischen, klerikalen, vergleichsweise besseren, jedenfalls nicht bäuerlichen Gesellschaft, die sich zu seiner Zeit und in seiner Heimat die Homosexualität gefallen ließ. Er war weltläufig, literarisch gebildet und von der fast ausschließlich mündlich überlieferten Kultur von Montaillou emanzipiert – da war ja nur höchst selten einmal ein Buch zu sehen. Arnaud de Verniolles dagegen kaufte und lieh sich Bücher, lieh auch seine eigenen an Freunde aus. Außer einem

Kalender, den Evangelien, der Bibel insgesamt sind unter den Büchern, mit denen er Umgang hatte – von denen er wohl auch einmal eins einem seiner jungen Männer an den Kopf warf –, die Werke des Ovid bemerkenswert, in denen bekanntlich vieles die Theorie und Praxis der Liebe Betreffende zu finden ist. Arnaud hielt sich nicht nur zeitweilig in Toulouse auf, er reiste bei einer Gelegenheit sogar bis nach Rom (iii. 33). In Pamiers lernte er den Waldenser Raymond de la Côte kennen. Er war, mit einem Wort, ein gebildeter Mann, der Verbindungen hatte und Weltkenntnis.

Gesellschaftlicher Erfolg allerdings ist ihm nicht zuteil geworden. Denn trotz seiner adligen Herkunft war er, genau genommen, ein Außenseiter der Gesellschaft, ein Versager. Das Amt eines Subdiakons war das höchste, das er je erlangte; er wurde, obwohl er es wünschte, nie zum Priester geweiht. So maßte er sich die Priesterwürde an, was anscheinend zu jener Zeit so selten nicht vorkam. Verschiedene Male nahm er jungen Männern die Beichte ab; mit starker innerer Beteiligung feierte er seine erste Messe, obwohl er wissen mußte, daß es sich dabei um wertlosen Mummenschanz handelte, da er ja nicht wirklich Priester war. Auf allen Gebieten – als heimlicher Sodomit und falscher Priester – spielte er doppeltes Spiel. Seine Beziehungen zur katholischen Kirche waren äußerst unklar. Einerseits sehnte er sich danach, ein richtig geweihter Priester zu sein, imstande, die Messe zu fei-

ern und Absolution zu spenden; andererseits hatte er seine Gelübde gebrochen und seinen Orden verlassen. Anstatt ein Recht darauf zu haben, die Sakramente zu spenden, lebte er tatsächlich selbst im Zustand der Todsünde, da er jahrelang weder zur Beichte gegangen war noch die Kommunion empfangen hatte.

Sein falsches Priestertum war schließlich sein Verderben: Denn deswegen wurde zuerst Anzeige gegen ihn erstattet (iii. 14). Im Verhör führte dann eins zum anderen, und der Bischof entdeckte hinter dem Verbrechen des angemaßten Priestertums das Verbrechen der echten Homosexualität. Hätten sich Arnauds Verfehlungen allerdings darauf beschränkt, wären sie möglicherweise nie ans Licht gezogen worden, denn, mit der gebotenen Zurückhaltung praktiziert, konnte Homosexualität in Pamiers offenkundig mit einiger Nachsicht rechnen. Es gab sowohl in Pamiers als in Toulouse vorsichtigere Sodomiten, die als solche nie zur Rechenschaft gezogen wurden. Trotz der verhältnismäßigen Toleranz, der auch er lange begegnet war, scheint doch Arnaud seine Homosexualität als eine Gestalt wahrer Liebe niemals aufgefaßt zu haben. Obgleich ihm die Begriffe als Leser Ovids vertraut sein mußten, ist in seinen Schilderungen erotischer Abenteuer weder von ›amare‹, lieben, noch von ›adamare‹, leidenschaftlich lieben, die Rede; ›diligere‹, gern haben, und ›placere‹, gefallen, kommen in seinen Aussagen vor Gericht ebensowenig jemals vor. Verzichtete der Angeklagte auf diese Begriffe, um

den Bischof nicht herauszufordern? Das ist ziemlich unwahrscheinlich, Jacques Fournier hatte schon ganz andere Sachen gehört.

Wenn Arnaud sich zu den diesen Begriffen entsprechenden Gefühlen vor Gericht nie bekannte, so ist die Ursache dafür wohl vielmehr in einer kulturell bedingten Unartikuliertheit und Unartikulierbarkeit homosexueller Gefühle zu suchen. Pamiers war nicht das altheidnische Griechenland, und mit Hinsicht auf das Laster und die Todsünde der Sodomie von ›Liebe‹ zu sprechen, wäre dort auch jemandem, der das entsprechende Gefühl dabei empfand, niemals eingefallen.

So stellt sich in Arnauds Aussage die Homosexualität nicht als Ausdruck eines wahren Gefühls, sondern als Befriedigung eines Gelüsts dar. Nachdem er etwa eine Woche oder höchstens vierzehn Tage keusch gewesen, behauptete Arnaud, treibe es ihn unwiderstehlich in die Arme irgendeines Mannes oder Knaben. Den Knaben, denen er den Hof machte, schilderte er die Sache als ein Vergnügen, eine Art Spiel.

Trotz seiner Bildung, seiner Empfindsamkeit und seines Strebens nach dem Höheren, scheint also Arnaud seine Leidenschaften höchstens ausgelebt zu haben – undurchdacht: Die Homosexualität fand in ihm weder einen Sänger noch einen Philosophen.

Aber lassen wir die Stadt. Auf dem Dorf gab es das Problem der Homosexualität nicht. Sodomie im modernen, strafrechtlichen Sinn – als Unzucht mit Tieren – wird durch Bischof Fourniers gründliche Vernehmungsprotokolle gleichfalls nicht belegt, was freilich nicht heißt, daß dergleichen nicht vorgekommen wäre. Ein moderner und also psychologisch gebildeter Leser mag denn auch geneigt sein, etwa in dem durch die Akten bezeugten Verhältnis zwischen dem Propheten Bélibaste und dem Schäfer Pierre Maury eine wenigstens latente Homosexualität festzustellen – aber die Inquisition interessierte sich nicht für Unbewußtes. Und tatsächlich scheint es Homosexualität auf dem Lande nur gelegentlich zwischen Edelmännern, bei Söhnen aus wohlhabenden Familien, die in der Stadt, auf der Schule, damit Bekanntschaft gemacht, gegeben zu haben. Im übrigen interessierten sich dort die Männer für Frauen.

Vergewaltigungen kamen in Montaillou während der Zeit, über die uns Bischof Fourniers Untersuchungen unterrichten, möglicherweise häufiger vor als zu anderen Zeiten und anderwärts. Guillaume Agulhan aus Laroque d'Olmes, wohnhaft in Ax-les-Thermes, vergewaltigte eine Frau und wurde eingekerkert (i. 280). Glücklicherweise hatte seine Familie in Raymond Vayssiere einen angeheirateten Verwandten, der sich bei den Authiés, die zu dieser Zeit beträchtlichen Einfluß bei den Behörden in Foix hatten, für den De-

linquenten verwenden konnte. So wurde dieser denn auf Anordnung der Behörden in Foix und gegen den Willen des Herrn von Mirepoix, in dessen Gerichtsherrschaft die Angelegenheit eigentlich gehörte, aus dem Gefängnis entlassen. Doch kamen in der Untersuchung, aus deren Protokoll wir hier schöpfen, noch andere Vergewaltigungen zur Sprache. In Montaillou versuchte, wie wir schon sahen, Bernard Belot die Ehefrau des Guillaume Authié (eines Namensvetters des hier schon mehrfach erwähnten katharischen ›parfait‹) zu vergewaltigen. Bernard Belot kam ziemlich glimpflich davon: Der Ehemann der angegriffenen Raymonde nahm ihm den versuchten Eingriff in seine Rechte natürlich übel, und er mußte den Beamten in Foix eine Geldstrafe in Höhe von zwanzig Livres zahlen (i. 411), eine ziemlich empfindliche Geldstrafe also, denn für den doppelten Betrag konnte man im Dorf schon ein Haus kaufen. Doch immerhin, ins Gefängnis brauchte er nicht. Opfer einer Vergewaltigung wurde, wie irgendein Bauernmädchen, auch die Schloßherrin Béatrice de Planissoles: Ihr besorgte es der Bankert Pathau Clergue, ein Vetter des Priesters, ihres späteren Geliebten.

Vergewaltigungen wurden nicht sonderlich streng geahndet. Oft mögen sich auch die Opfer mehr oder weniger willig dazu hergegeben haben. Doch scheint die Vergewaltigung einer Kusine oder Base in Montaillou als ein vergleichsweise schwerwiegenderer

Verstoß gegen die guten Sitten angesehen worden zu sein. Auch die Konkubine eines Vetters durfte sich zu den Gegenständen rechnen, die einer aus dem seinem erotischen Unternehmungsdrang offenstehenden Bereich schicklicherweise auszuklammern hatte. »Eines Abends versuchte der Schuhmacher Arnaud Vital mich zu vergewaltigen«, erzählte Raymonde Testanière (i. 458), »trotzdem ich Kinder von Bernard Belot hatte, der sein Vetter ersten Grades war. So widersetzte ich mich seiner Absicht, obgleich er dauernd beteuerte, daß ich mich keiner Sünde schuldig machen würde, wenn ich ihm zu Willen wäre.« Diese versuchte Vergewaltigung der Geliebten eines Vetters wurde offensichtlich als ein Verstoß gegen das Inzest-Verbot aufgefaßt: In dem dichten Verwandtschaftsgeflecht, in das die Angehörigen einer Domus verstrickt waren, war Blutsverwandtschaft, die das Inzest-Verbot auf den Plan rief, offensichtlich auf die Konkubinen von Blutsverwandten ausdehnbar. Raymonde Testanière fand die Sache jedenfalls so schockierend, daß sie unter dem Eindruck, den sie davon empfing, ihre katharischen Überzeugungen einbüßte – der Missetäter war nämlich Katharer (i. 469): »Ich glaubte die Irrlehren der Häretiker, bis Arnaud Vital versuchte, mich zu vergewaltigen. Danach ließ ich, wegen dieses Inzests, von meinem Irrglauben ab.«

Wer das Risiko einer Vergewaltigung scheute, konnte zu Prostituierten seine Zuflucht nehmen. Nur gab

es davon in einem Dorf wie Montaillou natürlich nicht viele; wirklich professionelle Huren gab es da eigentlich überhaupt nicht. Doch in den Städten, deren Märkte die Bauern gelegentlich aufsuchten, war das Angebot besser. Eines der Beichtkinder des falschen Priesters Arnaud de Verniolles bekannte: »Ich beging Unzucht mit Prostituierten, stahl Früchte, Heu und Gras von den Wiesen.« Ganz ähnliche Sünden beichtete ein anderer Penitent: »Ich beging Unzucht mit Prostituierten, ich machte verheirateten Frauen und sogar Jungfrauen unzüchtige Anträge! Ich war manchmal betrunken. Ich habe gelogen. Ich stahl Früchte.« Nur der dritte junge Mann, dem Arnaud de Verniolles unter Vorspiegelung falscher Tatsachen die Beichte abgenommen hatte – um später vor Gericht deren Geheimnis zu lüften – bezichtigte sich des Umgangs mit Prostituierten nicht: »Ich stahl Früchte und anderes vom Felde. Ich habe geflucht« (iii. 35,36,38).

Der Umgang mit Prostituierten begegnete im Dorf einer sehr nachsichtigen Beurteilung. Pierre Vidal, der zwar in Ax-les-Thermes lebte, aber aus dem Dorf Pradieres, bäuerlicher Herkunft war, bekannte sich diesbezüglich zu sehr aufgeklärten Ansichten (iii. 296; ii. 246): »Gestern ging ich mit zwei Maultieren, die mit Korn beladen waren, von Tarascon nach Ax-les-Thermes. Unterwegs traf ich einen Priester, und wir leisteten einander Gesellschaft. Als wir nach dem Dorf Lassur den Berg hinabgingen, kam die Unterhaltung

auf Prostituierte. ›Wenn du eine Prostituierte fändest‹, sagte der Priester, ›und einigtest dich mit ihr über den Preis und schliefest dann mit ihr, würdest zu meinen, dich einer Todsünde schuldig zu machen?‹ Ich antwortete ihm schließlich: ›Nein, das glaube ich nicht.‹«

Aus dieser und anderen ähnlichen Unterhaltungen, die er mit anderen Zeugen führte, ergibt sich, daß Pierre Vidal von der Unschuldigkeit des Geschlechtsverkehrs mit Prostituierten, überhaupt mit Frauen, überzeugt war. Unter zwei Bedingungen: vorausgesetzt nämlich, daß der Mann die Frau bezahlte und die Sache beiden Spaß machte. Alles spricht dafür, daß der Priester, mit dem der Maultiertreiber Pierre Vidal die zitierte Unterhaltung über Prostitution führte, aus dessen Munde die Vox Populi vernahm.

Die Überzeugung, daß, was Spaß macht, keine Sünde sein könne, war offensichtlich schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts weit verbreitet. Die kleine Grazide Lezier, die einem unehelichen Zweig der Clergue-Sippe entstammte, äußerte, nach ihrer früheren Liaison mit Pierre Clergue, dem Priester, befragt, in aller Unschuld (i. 302–303): »Damals machte mir das Spaß, und Spaß machte es auch dem Priester, mich im Fleische zu erkennen und im Fleische von mir erkannt zu werden; und also dachte ich nicht, daß ich damit sündigte, und er ebensowenig. Aber jetzt macht es mir mit ihm keinen Spaß mehr. Und deshalb würde ich es jetzt für eine Sünde halten, wenn er mich im Fleische

erkennte!« (»Fuit interrogata per dictum dominum episcopum, si dum carnaliter cognoscebatur a dicto sacerdote vel ante quam maritum haberet, vel dum erat in matrimonio, credebat peccare, respondit quod quia illo tempore et sibi placebat et dicto rectori, quod se mutualiter cognoscerent, non credebat nee ei videtur quod peccaret, sed quia nunc non placet ei quod a dicto sacerdote cognoscatur, si nun cognosceretur ab eo, peccare crederet.«) In diesem Punkte war damals sogar die Kirche ziemlich tolerant. Selbst der Inquisitor wandte sich nicht allzu streng gegen die bei den einfachen Leuten verbreitete, sozusagen epikuräische Sexualmoral. Der Maultiertreiber Pierre Vidal, der, wie wir gesehen haben, dieselbe nicht nur praktiziert, sondern auch theoretisch gerechtfertigt hatte, wurde am Ende zu nur einem Jahr Gefängnis und dem Tragen eines einfachen gelben Kreuzes verurteilt.

Die Libido der Clergues

Das Liebesleben auf dem Dorf nahm, wie bemerkt, diverse Formen an, war, von der flüchtigen Liebschaft über das langandauernde Verhältnis und das Konkubinat bis zur eingesegneten Ehe mehr oder weniger ordentlich oder außerordentlich. Wir wollen hier zunächst das Liebesleben einer einzigen Domus, das der Clergues und ihrer Satelliten, untersuchen. Die unehelichen Geburten in der Familie geben uns einen ersten, wenn auch indirekten und der Interpretation bedürftigen, Hinweis. Die beiden Guillaume Clergues – Bruder und Sohn des Patriarchen Pons Clergue – waren Väter von Bastarden. Der notorischere von den beiden illegitimen Clergues war Raymond Clergue, den man Pathau nannte, der Sohn des älteren Guillaume. Wie schon berichtet, vergewaltigte er Béatrice de Planissoles. Ein Jahr danach war allerdings deren Mann gestorben, sie wurde die Geliebte ihres angeblichen Vergewaltigers und ließ sich ganz offen von diesem aushalten; bis sie sich mit Pierre Clergue, dem Pfarrer, liierte. Der ausgebootete ›Pathau‹ nahm, enttäuscht, doch nicht entmutigt, für die Zukunft mit Sybille Teisseire vorlieb, die lange seiner vormaligen Geliebten ›Mädchen für alles‹ gewesen war (i. 227, 239 et passim).

Über die Liebesaffären Bernard Clergues, des ›bayle‹ von Montaillou, sind wir umfassender unterrichtet.

Als junger Man zeugte er eine natürliche Tochter, Mengarde (i. 392), die später den Ketzern Botendienste leistete und endlich Bernard Aymeric, einen Bauern aus Prades, heiratete.

Aber Bernard Clergue war ein leidenschaftlicher Mann und eine romantische Seele. Von der glühenden Verehrung, die er seinem Bruder Pierre weihte, ist schon die Rede gewesen. Das Mädchen das er dann zur Frau nahm, Raymonde Belot, die Tochter der Guillemette, »gewann er innig lieb« – »adamat« (ii. 269,273,275). Wie in Montaillou nicht anders zu erwarten, bezog er deren ganze Domus in diese innige Zuneigung mit ein (ii. 269): »Ich war damals schon ›bayle‹ von Montaillou; und um der Liebe willen, mit der ich Raymonde, meine Frau, liebte, liebte ich alle, die zu dem ›ostal‹ meiner Schwiegermutter Belot gehörten; nichts in der Welt hätte mich dazu gebracht, irgend etwas zu tun, das meiner Schwiegermutter nicht gefällig sein oder ihrem ›ostal‹ schaden könnte. Ich hätte lieber an mir selbst oder an meinem Besitz Schaden genommen, als mitangesehen, wie das ›ostal‹ meiner Schwiegermutter zu Schaden käme.«

Als Verführer freilich konnte er seinem Bruder Pierre nicht das Wasser reichen. Er war romantisch; Pierre unternehmend. Als Katharer, Spitzel, Wüstling war er allgegenwärtig. Wie schon oben erinnert, war sein Einfluß um die Zeit, als der Katharismus in Montaillou Boden gewann, besonders groß: »Alle Häuser

in Montaillou außer zweien oder dreien waren von der Ketzerei infiziert«, bezeugte Raymond Vayssiere (i. 292), »weil der Pfarrer Pierre Clergue den Leuten das Buch der Ketzer vorzulesen pflegte.« Doch nicht nur der Ketzerei, sich selbst vor allem gewann er Verehrerinnen. Bei der Beurteilung dieser Tatsache ist zu berücksichtigen, daß seinerzeit in den Pyrenäen das Konkubinat der Priester als mehr oder weniger selbstverständlich hingenommen wurde, wenn auch festgestellt werden muß, daß Pierre Clergue das seinem Stande entsprechende Zölibat in ungewöhnlich abwechslungsreicher Weise auflockerte. Tatsächlich hatte er gar keine ständige, gewissermaßen offizielle Konkubine. Er begehrte alle Frauen, ob sie zu seiner Gemeinde gehörten oder in einem der benachbarten Kirchspiele zu Hause waren. Raymonde Guilhou, die Frau des Schuhmachers Arnaud Vital, erinnerte sich vor Gericht, das von ihm selbst gehört zu haben, als sie ihn einmal auf der Bank in Arnauds Werkstatt entlauste (i. 491; ii. 225).

Er vergötterte seine Mutter und brannte vor inzestuöser Leidenschaft für seine Schwestern und Schwägerinnen, einer Leidenschaft, der er gelegentlich auch zu ihrem Gegenstand verhalf. Er war egoistisch in seine eigene ›domus‹ ähnlich verliebt wie der romantische Bruder in die seiner Frau. Draußen ging er auf Eroberungen aus. Dabei scheiterte er, soweit wir wissen, nur einmal (i. 148): »Ich hatte eine Nichte

namens Raymonde«, sagte Alazaïs Fauré aus. »Sie war die Tochter des Jean Clement aus Gebetz. [Gebetz, ein inzwischen vom Erdboden verschwundenes Dorf, lag bei Camurac, unweit Montaillou.] Raymonde hatte sich mit Pierre Fauré aus Montaillou verheiratet, der aber den Beischlaf nicht an ihr vollziehen konnte. Wenigstens erzählte das diese Nichte, und so wurde es allgemein im Dorf erzählt. Daher wollte meine Nichte nicht länger bei ihrem Mann bleiben. Sie zog also zu mir. Eines Tages ging ich aufs Schloß in Montaillou. Zufällig traf ich dort den Pfarrer; er forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen, und sagte: ›Was soll ich bloß machen, wenn du nicht bei deiner Nichte Raymonde ein gutes Wort für mich einlegst und dafür sorgst, daß ich sie kriege. Wenn ich sie erst einmal gehabt habe, wird auch ihr Mann sie im Fleische erkennen können.‹ Ich aber erwiderte Pierre, daß ich gar nicht daran dächte, ihm den Gefallen zu tun: ›Seht zu, daß Ihr Euch meine Nichte selbst gefügig macht‹, sagte ich. ›Und überhaupt, seid Ihr nicht zufrieden, schon zwei Frauen aus meiner Familie gehabt zu haben, mich selbst nämlich und meine Schwester Raymonde? Was braucht Ihr nun auch noch meine Nichte?‹«

Alazaïs redete höflich mit dem Priester, der sie seinerseits duzte, wie man sieht, doch nahm sie deshalb kein Blatt vor den Mund. Tatsächlich scheint dann auch der Priester bei der Nichte keinen Erfolg gehabt zu haben; jedenfalls schloß Alazaïs ihren Bericht mit

der Feststellung: »Meine Nichte aber, von des Pfarrers unsittlichen Nachstellungen bedrängt, verließ dann Montaillou und kehrte ins Haus ihres Vaters nach Gebetz zurück.«

Wollte auch in diesem Falle der lüsterne Priester nur das ›jus primae noctis‹ für sich in Anspruch nehmen, das er wahrnahm, wo immer sich ihm die Gelegenheit dazu bot? Eine seiner Nichten, Grazide, entjungferte er, um sie dann an einen biederen Bauersmann zu verheiraten.

Das Protokoll der Untersuchungen des inquirierenden Bischofs kennt ein Dutzend Geliebte Pierre Clergues; aber sicherlich sind nicht alle, die der unternehmende Priester hatte, derart auch in die Geschichte eingegangen. Drei der aktenkundigen waren aus Axles-Thermes, und die neun anderen wohnten zeitweilig oder zeitlebens in Montaillou. Es waren: Alazaïs Fauré und ihre Schwester Raymonde aus dem Hause Guilhabert, Béatrice de Planissoles, Grazide Lizier, Alazaïs Azéma, Gaillarde Benet, Aussende Roussel (auch Pradola genannt, eine Schwester der Gaillarde Benet), Mengarde Buscailh, Na Maragda, Jacotte den Tort, Raymonde Guilhou und Esclarmonde Clergue. Die letztere war Pierres Schwägerin, die Frau seines Bruders Raymond. War Pierres Verhältnis mit ihr inzestuös? Das war es nach den damals in Montaillou üblichen Begriffen. Und wie er in diesem Fall vor der Tat nicht zurückschreckte, hat er bei einer Gelegen-

heit, theoretisch jedenfalls, wenn auch etwas zögernd, den Inzest zwischen Geschwistern gerechtfertigt, der selbst heute noch nicht ins Belieben des Einzelnen gestellt ist.

Ganz abgesehen vom wahrscheinlich unwiderstehlichen Charme des Mannes, hat zu seinen Erfolgen als Liebhaber gewiß auch sein Priesteramt beigetragen. Das Amt verlieh ihm Macht und Ansehen, er wußte beides zu nutzen. Die Damen von Ax-les-Thermes pflegte er in den dortigen Bädern zu treffen und dann insgeheim in eine Kammer des Hospitals der Stadt zu bringen. Leistete eine da noch Widerstand, brauchte er ihr nur mit der Inquisition zu drohen (i. 279).

Ungeweihte Männer waren sich der von priesterlichen Schürzenjägern genossenen Vorteile durchaus bewußt. Pierre Maury nannte gelegentlich – im Gespräch mit einem anderen Schäfer aus Montaillou – die Priester eine Art ›Ritterkaste‹, Leute, die schließlich alles zu reiten kriegten, wonach ihnen der Sinn stünde (ii. 386): »Die Priester beschlafen die Weiber. Sie reiten Pferde, Maulesel und Saumtiere. Sie machen nichts Gutes!« (»Dicebat … quod capellani, quia iacebant cum mulieribus et equitabant equos, mulos et mulas nihil boni faciebant.«)

Umgekehrt vermehrte natürlich des Priesters Pierre Clergue Glück in der Liebe seine Macht. Pierre Clergue wußte, daß er in einer ganzen Menge Betten überall

im Pays d'Aillon und Sabarthès willkommen war, und scheute sich infolgedessen nicht, sich seiner Geliebten zu bedienen, um seine Feinde bei der Inquisition zu denunzieren (i. 408).

Als er älter wurde, nahm er die widerwärtige Gewohnheit an, seine guten Verbindungen bei der Inquisition in den Dienst seiner amourösen Eroberungen zu stellen. In seiner Jugend aber war er auch persönlich anziehend. Béatrice de Planissoles, die ihn als jungen Mann gekannt hatte, erinnerte sich, daß er »gut und tüchtig und dafür in der ganzen Gegend angesehen« gewesen sei. Noch als sie diese Aussage machte, zu einer Zeit, da sie schon lange von ihm getrennt war, betrachtete sie ihn als Freund, obwohl sie sich inzwischen einen anderen Liebhaber genommen hatte, einen gewissen Barthélemy Amilhac, den Vikar von Dalou – der freilich, mit dem dynamischen Pierre verglichen, eine eher blasse Figur gewesen zu sein scheint.

Denn natürlich waren nicht alle Priester in der Gegend so tüchtige und energische Liebhaber wie Pierre. Dieser mochte einfach erklären (i. 224, 491): »Ich liebe dich mehr als irgendeine Frau auf der Welt«, und gleich zur Tat schreiten. Doch obwohl er sich derart nicht gern bei den Präliminarien aufhielt, wandte er gewöhnlich keine Gewalt an.

Seiner Macht bediente er sich nicht ohne Zärtlichkeit. Unter den ›groben‹ Bauern wirkte er als ein Mann, der die Frauen verstand. Und unbeschadet seiner wenig

für ihn einnehmenden Gebarung in Verfolg seiner anderen Interessen, scheint er als Liebhaber sanft, freundlich, empfindsam und feurig genug gewesen zu sein, um die Frauen, denen er seine Huld erwies, zufriedenzustellen. »Ihr Priester begehrt die Frauen mehr, als andere Männer es tun«, sagte Béatrice de Planissoles, die als Geliebte zweier Kleriker ja wissen mußte, wovon sie redete (i. 255).

Nicht nur seine Béatrice hatte angenehme Erinnerungen an ihr Abenteuer mit dem Priester. Eine andere ehemalige Geliebte erinnerte sich mit Vergnügen, daß er, da er sie im Stroh der elterlichen Scheune entjungferte, ganz ohne Gewalttätigkeit zu Werke gegangen sei (… tamen, ut dixit, nullam violenciam sibi fecit); gar nicht nach Art gewisser Bauern (i. 302).

Clergue war ein Verführer aus mehreren Gründen. Einer davon war merkwürdigerweise die schon berührte egoistische Verliebtheit des Priesters in die eigene ›domus‹. Eines Tages sagte er zu Béatrice: »Ich bin Priester, ich will kein Eheweib.« Seine Brüder, die fremde Frauen in die Familie gebracht und den ererbten Besitz geschmälert hatten, indem sie zuließen, daß ein Teil davon als Mitgift für die aus dem Haus verheirateten Schwestern verloren ging, sah er scheel an.

Über einige von Pierres Liebesgeschichten liegen besonders reiche Angaben vor. Zwischen 1313 und 1314 war er Gaillarde Benets Liebhaber; er schlief auch mit deren Schwester Aussende Roussel. Gaillarde war leicht

zu verführen gewesen: ein gutes Mädchen, deren Familie die Inquisition ruiniert hatte. Ihr Mann Pierre Benet und ihr Schwager Bernard Benet waren ursprünglich Bauern auf eigenem Land gewesen, mußten sich indessen später als Wanderschäfer den Lebensunterhalt verdienen (i. 297, 395/96). Machte sich Pierre Clergue die Abwesenheit Pierre Benets in den Bergen zunutze, um dessen Frau zu verführen? Nicht unbedingt. Der Pfarrer war gewöhnlich kühn und einflußreich genug, um – wenigstens im Falle eines so armen Kerls wie Benet – auf dergleichen Vorsichtsmaßregeln verzichten zu können. Seine Affäre mit Gaillarde war Gegenstand einer bemerkenswerten Unterhaltung zwischen ihm selbst und Fabrisse Rives. Fabrisse erinnerte an den diesbezüglichen Dorfklatsch (i. 329) und fuhr dann fort: »Du begehst eine furchtbare Sünde, indem du bei einer verheirateten Frau schläfst.«

»Doch keineswegs«, erwiderte ihr der Pfarrer ungerührt. »Eine Frau ist so gut wie eine andere. Die Sünde ist die gleiche, ob eine nun verheiratet ist oder nicht. Man könnte ebensowohl sagen, daß gar keine Sünde dabei ist.« Unglücklicherweise sind Pierres weitere Überlegungen zu diesem Thema der Nachwelt verloren gegangen, weil in diesem Augenblick in der Küche ein Topf überkochte, um den sich Fabrisse kümmern mußte. Immerhin wissen wir genug, um Pierres bisherige Äußerungen mit einiger Sicherheit zu deuten. Denn die Katharer lehrten, daß jeder Geschlechtsver-

kehr, selbst der zwischen Eheleuten, sündig sei. Pierre Clergue machte sich die von der katharischen Lehre vertretene Vorstellung von der gleichen Wertigkeit jedweden Geschlechtsakts zueigen und kehrte nur, seinen persönlichen Neigungen entsprechend, die dieser Vorstellung entsprechenden Werte um: Jeder Geschlechtsakt war – wenn alle gleichermaßen sündig waren – gleichermaßen zulässig.

Fabrisse hatte keinen besonderen Grund, die gekränkte Unschuld zu spielen. Nicht lange vor dieser Unterhaltung hatte sie dem Pfarrer die Jungfräulichkeit ihrer eigenen Tochter, Grazide Rives, ausgeliefert; wenigstens hatte sie ihm gestattet, dieselbe in ihrer ›domus‹ zu »erkennen«. Das war um das Jahr 1313, jedenfalls zur Zeit der Getreideernte geschehen. Fabrisse war eine Art illegitimer Base der Clergues; das heißt, sie war eine uneheliche Tochter von Pierre Clergues Onkel Guillaume Clergue. Sie war ziemlich arm und sehr abhängig von ihren mächtigen illegitimen Verwandten. An dem fraglichen Tag war sie auf dem Felde bei der Getreideernte. Pierre nahm die Gelegenheit wahr, Grazide zu verführen, die er, als Tochter seiner Base, ja durchaus als Blutsverwandte und Angehörige seines Hauses betrachten durfte. »Vor ungefähr sieben Jahren, im Sommer, kam der Pfarrer Pierre Clergue ins Haus meiner Mutter die eben draußen bei der Ernte war, und bestürmte mich: Erlaube mir dich im Fleische zu erkennen.‹ Und ich sagte ihm: ›Nun denn.‹

Damals war ich noch Jungfrau, ich glaube vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Er entjungferte mich in der Scheune, wo das Stroh liegt. Er brauchte keine Gewalt dabei. Danach kannte er mich weiterhin im Fleische bis zum folgenden Januar. Das ging immer im Ostal meiner Mutter vonstatten. Die wußte es und billigte es. Wir machten es hauptsächlich tagsüber.

Danach, im Januar, verheiratete mich der Pfarrer mit meinem verstorbenen Mann Pierre Lizier; und nachdem er mich diesem Mann gegeben, fuhr er doch fort, mich im Fleisch zu erkennen, und schlief oft bei mir während der vier Jahre, die mein Mann noch zu leben hatte. Und dieser wußte das und billigte es. Manchmal fragte er mich: ›Hat der Priester was mit dir gemacht?‹ Und ich antwortete: ›Ja.‹ Und mein Mann sagte dann: ›Also meinetwegen treib's mit dem Priester. Aber hüte dich vor anderen Männern.‹

Immerhin gestattete sich der Priester nie, mir beizuschlafen, wenn mein Mann zu Hause war. Das geschah nur in dessen Abwesenheit.«

Im Verfolg dieser Aussage gab Grazide das oben schon zitierte Urteil über ihr Verhältnis mit dem Priester ab. Sie dachte offensichtlich wie das ›Bréviaire d'amour‹ und die ›Flamenca‹: »Eine Dame, die mit einem wahren Geliebten schläft, ist aller Sünde rein … die Freude der Liebe beweist die Unschuld des Akts, denn sie kommt nur aus reinem Herzen.« Freilich drückte sie sich weniger theoretisch aus: »Mit Pierre

Clergue hat es mir Spaß gemacht. Wie konnte es da Gott keinen Spaß machen? Es war also keine Sünde« (i. 303). Daß Dichter in diesem Sinne gedichtet hatten, wußte Grazide natürlich nicht. Sie redete vielmehr, wie ihr ums Herz war; und daß sie sich nicht scheute, dabei so weitreichende theologische Extrapolationen vorzunehmen, darf man wohl der ketzerischen theologischen Unterrichtung, die sie von ihrem priesterlichen Liebhaber erhalten hatte, gutschreiben.

Der Mann, mit dem Pierre Clergue seine kleine Freundin verheiratet hatte, starb so früh, daß Grazide schon mit zwanzig Witwe war. Wie wir sahen, machte er auch zu Lebzeiten keine Einwendungen gegen das Verhältnis seiner Frau mit dem Priester. Er wußte, daß es nicht in seinem Interesse lag, sich den mächtigen Clergues zu widersetzen. Grazide wußte das übrigens auch. Als der Bischof sie im Verhör dafür tadelte, daß sie die Häresie des Priesters nicht eher zur Anzeige gebracht, entschuldigte sie sich (i. 329): »Wenn ich sie angezeigt hätte, wäre ich von dem Pfarrer und seinen Brüdern umgebracht oder mißhandelt worden.« Fabrisse, ihre Mutter, bestätigte das. Auch sie sagte (i. 305): »Ich wollte nicht zugeben, daß ich von den Verfehlungen des Pfarrers und seiner Brüder wußte, denn ich hätte sonst fürchten müssen, von ihnen mißhandelt zu werden.«

Dennoch machte es Grazide eines Tages keinen Spaß mehr mit Pierre. Und so endete das Verhältnis

der beiden. Denn Geschlechtsverkehr, der keinen Spaß machte, war ja, wie Grazide dem vernehmenden Bischof erklärte, allerdings sündig.

Pierre Clergues wichtigstes Liebesabenteuer war sein Verhältnis mit Béatrice de Planissoles. Die Dame gehörte dem niederen Adel an und hatte ihr Leben lang auf dem Lande und in den Bergen sich aufgehalten. Sie war die Frau des Kastellans von Montaillou zu einer Zeit, als Pierre Clergue, damals noch im ganzen Feuer seiner Jugend, eben Pfarrer seines Heimatdorfes geworden war. Philippe de Planissoles, der Vater Béatricens, hatte ein paar städtische und vorstädtische Verbindungen: Planissoles liegt in der Gemeinde Foix, auf dem Gebiet von La Bargiliere. Philippe führte den Titel eines ›chevalier‹, Ritters, und war 1266 Zeuge der Verleihung der Stadtrechte an Tarascon-sur-Ariège. Eigentlich zu Hause aber war er auf dem Lande, im Oberland der Ariège. Dort war er Herr von Caussou, und so verheiratete er auch seine Tochter an jenen Kastellan von Montaillou, Berenger de Roquefort. Philippe hatte Neigungen zu den Lehren der Katharer und wurde deshalb von der Inquisition zum Tragen des gelben Kreuzes verurteilt. Später bemühte sich seine Tochter Béatrice vergebens, diesen Umstand vor dem ihre eigene Rechtgläubigkeit überprüfenden Inquisitor geheimzuhalten. Es hat nicht den Anschein, als hätte sich diese Béatrice selbst in ihrer Kindheit und

Jugend viel um theologische oder sonst ideologische Probleme gekümmert, manches spricht dafür, daß sie nicht einmal lesen konnte. Mit katharischen Büchern wird sie sich also kaum abgegeben haben. Doch hatte sie von Kindheit auf nicht nur in der engsten Familie Umgang mit Leuten, denen die Lehren der Albigenser zusagten. Ungefähr um das Jahr 1290 hörte sie in Celles (einem südöstlich von Foix am Mittellauf der Ariège gelegenen Dorf) einen Maurer namens Odin verschiedene Ansichten verkündigen, die an der häretischen Gesinnung des Mannes keinen Zweifel ließen. Béatrice fand damals diese Ansichten vor allem komisch, und so erzählte sie lachend verschiedenen Leuten davon, was sich Jahre später als Fehler erweisen sollte, als nämlich Erzählungen nach Erzählungen von diesen Erzählungen dem Bischof Fournier zu Ohren kamen und zu beweisen schienen, daß besagte Béatrice sich schon in früher Jugend als katharische Propagandistin betätigt hätte. Denn Odin hatte gesagt: »Wenn die Hostie wirklich Christi Leib wäre, würde der sich nicht von den Priestern essen lassen. Und außerdem hätten die diesen Leib, auch wenn er so groß wäre wie der Mont Margail bei Dalou inzwischen längst restlos aufgegessen.« Das war nur ein Muster aus dem reichen Vorrat des antieucharistischen Folklores der Pyrenäendörfer. Die Bauern hoben in spottender Nachahmung der Priester mit der Hostie Rübenschnitzel feierlich in den Himmel. Sterbende beschimpften den Priester, der

ihnen das Abendmahl spenden wollte, Hexen profanierten die Hostie und so weiter (näheres dazu im 18. und 19. Kapitel).

Unter Béatricens häretischen Bekannten waren auch Angehörige der Familie Authié, die sich später als katharische Missionare hervortaten. Guillaume Authié tanzte auf Béatrices Hochzeit. Pierre Authié fungierte als Notar beim Verkauf eines ihrem Ehemann Berenger de Roquefort gehörigen Stückes Land, auf welchem eine Béatrice, als Teil ihrer Mitgift, geschuldete Hypothek lag. So wuchs also Béatrice allerdings – denkt man an das gelbe Kreuz ihres Vaters, an die Reden jenes Odin, an die notorischen Überzeugungen der Authiés – in enger Vertrautheit mit Ketzern und also mit der Häresie heran. Dennoch war sie fromm der Muttergottes ergeben, ging später gern zu einem gewissen Minderbruder in die Beichte und betrachtete sich selbst stets als mehr oder weniger treue Tochter der Kirche.

Berenger de Roquefort starb, Béatrice verheiratete sich ein zweites Mal, verwitwete von neuem: Othon de Lagleize, ihr zweiter Mann, begleitete sie nicht länger durchs Leben als der erste. Diese aufeinander folgenden Witwenschaften sind charakteristische Elemente der Demographie des Ancien-Régimes: In späterer Zeit findet man weibliche Lebensläufe dieser Art in allen Kirchenbüchern bezeugt. Von Béatricens beiden Ehemännern ist wenig zu berichten, außer daß sie bei-

de dem niederen Adel des Ariège-Gebiets angehörten und von ihrer Frau kaum geliebt wurden – wenn auch eine gewisse Zuneigung vorhanden gewesen sein mag. Gefürchtet wurden sie allerdings, denn Béatrice hielt ihre Seitensprünge stets sorgfältig vor ihnen geheim: Sie wollte nicht riskieren, daß der erzürnte Ehemann sie selbst oder ihren Liebhaber umbrächte. Im übrigen leistete sie sich als verheiratete Frau auch nicht viele Seitensprünge (i. 219, 234).

All das war keineswegs ungewöhnlich. Die Troubadours, jene beredten Zeugen des Liebeslebens jener Zeit und Weltgegend, haben bekanntlich von den Leiden der unbefriedigend verheirateten Frau viel zu sagen. Der Ehemann erscheint in ihren Liedern als »eifersüchtiger Elender«, als geiziger Hahnrei, einer der, wie Marcabru singt, »den Arsch von jemand anderem kratzt«. Die Frau »s'échappe d'un autre côté«, wenn möglich, machte sich anderwärts davon. Eheliche Liebe, die Zuneigung zwischen Ehegatten, wurden von den Dichtern des Languedoc als geradezu geschmacklos betrachtet. Die Frauen, die sie zur Kenntnis nahmen, fürchteten immer von ihren Männern eingekerkert oder wenigstens verprügelt zu werden. In Bischof Fourniers voluminösen Vernehmungsprotokollen haben wir den Beweis (wenn es eines solchen bedarf), daß es solche Frauen nicht nur in Gedichten gab.

Béatricens Zuneigung galt weniger ihren Ehemännern als den Kindern, die sie von diesen hatte. Und wie

es scheint, wurde diese Zuneigung erwidert. Als ihr die Verhaftung durch die Inquisition drohte, vergossen ihre vier Töchter, Condors, Esclarmonde, Philippa und Ava, bittere Tränen (i. 257).

Als junge hübsche Frau hatte Béatrice in den neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts, noch zu Lebzeiten ihres ersten Mannes, ein erstes außereheliches Liebesabenteuer, das jedoch nicht weit, jedenfalls nicht bis zur Reife gedieh. Ein junger Bauer des Pays d'Aillon, dem man in den Akten später als verheirateten, auf eigenem Acker wirtschaftenden Hausvater wiederbegegnet, war der etwas klägliche Held dieser frustrierten Idylle.

Raymond Roussel – so hieß er – war im Schloß von Montaillou für den Sire de Roquefort und dessen Gattin Béatrice als Verwalter tätig. Das hieß – unter den damals in Okzitanien gegebenen Umständen –, daß er sich nicht nur um den bescheidenen Haushalt der Herrschaften kümmerte, sondern auch um die dazu gehörige Landwirtschaft. Er bestimmte die Aussaat, überwachte die Knechte, sorgte für die Instandhaltung der Pflüge und anderen Geräte.

Béatricens Verhältnis zu den Bewohnern des Dorfes war so, wie ich oben das zu dieser Zeit und in dieser Gegend gewöhnliche Verhältnis des niederen Adels zu den Bauern beschrieben habe. Als sie verwitwete, zog sie aus dem Schloß in ein gewöhnliches Haus im Dorf. Dort pflegte sie mit den Nachbarinnen am

Feuer zu sitzen, über dies und jenes zu schwatzen und Neuigkeiten vom Treiben und von den Geschicken der Ketzer auszutauschen. Sie hatte keine Scheu, sich mit dem gemeinen Volk gemein zu machen. Sie ließ sich sogar wegen ihres angeblichen Standesdünkels necken: »Ihr habt große Augenbrauen, Ihr seid hochmütig«, sagte etwa Alazaïs Azéma, »ich werde Euch nicht sagen, was mein Sohn macht.« Sie brauchte sich deswegen auch nicht zu beunruhigen. Denn Alazaïs brannte natürlich darauf, der einstigen Kastellanin zu erzählen, was ihr Sohn machte (i. 237): »Ja, es ist wahr, mein Sohn Raymond bringt den guten Leuten Essen.«

Diese Vertrautheit zu ihren Nachbarn hatte Béatrice schon, als sie Kastellanin war, und so war es kein Wunder, daß sie sich bald, einigermaßen verliebt, mit ihrem Verwalter, besagtem Raymond Roussel, anfreundete. Roussel, der katharische Neigungen hatte, lud sie ein, mit ihm in die Lombardei zu fliehen, wo damals viele Ketzer Zuflucht suchten. Namentlich aus dem Languedoc gingen viele ›parfaits‹, die im eigenen Lande dauernd auf der Hut vor der Inquisition sein mußten, in die Lombardei, um sich eine Zeitlang dort auszuruhen. Béatrice aber wollte von Roussels Vorschlag nichts wissen. »Ich bin noch jung«, sagte sie (i. 221), »wenn ich mit dir weggehe Raymond, werden die Leute gleich reden und sagen, wir hätten nur, um unserer Lust zu frönen, das Land verlassen.« Dabei fand sie den Gedan-

ken an einen solchen Ausflug anziehend genug, und so dachte sie sich einen Kompromiß zwischen Raymonds Vorschlag und den Forderungen der Schicklichkeit aus. Unter der Bedingung, daß zwei ihren guten Rufen zu schützen geeignete Damen mit von der Partie wären, erklärte sie sich zu der Reise bereit. Raymond Roussel willigte gern ein in diese Bedingung und schickte sogar zwei Frauen aus der Gegend zu Béatrice, die sich erboten, die Reise in die Lombardei mitzumachen (i. 222). Die beiden Frauen hatten Beziehungen zur ›domus‹ der Clergues: Alazaïs Gonela war die Geliebte Guillaumes, des Bruders des Pfarrers, und Algaia de Martra war die Schwester der alten Mengarde, der Mutter des Pfarrers. Obwohl aus der gemeinsamen Reise dieser beiden mit der Kastellanin (und deren Verehrer) nichts wurde, trat doch mit ihnen die ›domus‹ der Clergues in Béatricens Leben.

Raymond Roussel war ein Bauer zwar, aber wortgewandt. Gelegentlich einer Unterhaltung über die geplante Reise machte er die Angebetete – die eben damals schwanger war – mit seinen Begriffen von der Seelenwanderung vertraut (i. 220): Er erklärte ihr, »wie die zukünftige Seele eines noch ungeborenen Kindes durch jeden Teil ihres Körpers in den Schoß der Mutter und den dort wachsenden Fötus eingehen könnte«. Béatrice fragte weiter: »Wenn das so ist, warum reden denn die Kinder nicht gleich bei der Geburt, da sie doch alte Seelen erben?«

»Weil Gott es nicht will!« antwortete der nie um eine Antwort verlegene Verwalter.[1]

Bisher steht die ganze Geschichte durchaus in der Tradition der Troubadour-›Romane‹. Die junge und schöne Dame von Montaillou hat einen Liebhaber, der, wie es sich gehörte, von niederem Stand ist. Béatrice trug also praktisch zur Durchsetzung jener ›Demokratisierung‹ der Liebe bei, von welcher die Dichter der Languedoc mit Vorliebe theoretisierten. Einem »geduldigen, schmeichelnden und diskreten« Liebhaber war sie Muse – und dieser seinerseits belehrte und bildete sie. Seine Bekanntschaft mit häretischen Doktrinen gab Raymond ein unerschöpfliches Thema verliebter Rhetorik. Alles wäre in Ordnung gewesen – und selbst Béatricens Gemahl hätte keinen Grund zum Klagen gehabt –, wenn Raymond sich auf die Dauer mit der

1 Nach der vorgetragenen Lehre von der Seelenwanderung konnte jede Seele sich in neun Inkarnationen bewähren; ein einziges Mal in einem ›Guten Christen‹ inkarniert, war ihr die Erlösung sicher; wie die Verdammung, im Falle es ihr nicht gelang, wenigstens einmal in den Leib eines solchen zu schlüpfen: »Item dicebat ei quod anime hominum et mulierum quando sunt egresse de corporibus lllorum hominum et mulierum qui non fuerunt de bonis chnstianis subingrediuntur alia corpora hominum et mulierum usque ad novem corpora. Et si inter dicta novem corpora non erat aliquod corpus boni christiam, tunc dicta amma dampnabatur. Si autem inter dicta novem corpora erat aliquod corpus boni christiam, tunc dicta anima salvabatur.«

Rolle des schmachtenden Verehrers abgefunden hätte, jenes »Liebhabers von Smaragd und Sardonyx«, den Marcabru jeder wahrhaft hofierten Dame wünschte: Dem ›Bréviaire d'amour‹ zufolge symbolisierte der Smaragd die Unterdrückung des Geschlechtstriebs und der Sardonyx keusche Demut. Unglücklicherweise aber hatte Raymond Roussel die weiterreichenden Ambitionen, die ein anderer Troubadour, Bernard de Ventador, wie folgt umschrieb: »Ich wünschte sie allein zu finden, schlafend oder Schlaf vortäuschend, so daß ich jenen süßen Kuß ihr stehlen könnte, den zu erbitten ich nicht würdig bin« (siehe dazu R. Nelli, ›L'érotique des troubadours‹, Toulouse 1963, S. 154).

Wie der verliebte Verwalter es anfing, sich diesen Wunsch zu erfüllen, wissen wir nur aus dem diesbezüglichen Bericht seiner Angebeteten (i. 222): »Eines Abends hatten Raymond und ich zusammen gegessen. Danach ging er heimlich in mein Schlafzimmer und versteckte sich unter dem Bett. Ich hatte inzwischen im Hause aufgeräumt. Dann ging ich zu Bett. Endlich schlief das ganze Haus und ich auch. Da kam Raymond unter dem Bett vor und schlüpfte im Hemd zu mir unter die Decken. Er fing an, sich zu gebärden, als wollte er mir fleischlich beischlafen. Und ich schrie: ›Was ist hier los?‹ Und Raymond antwortete mir: ›Sei still.‹ Und darauf ich: ›Ah, du Bauer, wie sollte ich wohl still sein?‹ Und ich fing an zu schreien und meine Dienerinnen zu rufen, die in ihren Betten neben meinem, im gleichen

Zimmer schliefen. Und ich sagte zu ihnen: ›Da ist ein Mann in meinem Bett!‹

Sofort machte Raymond sich aus meinem Bett und meinem Zimmer davon … Wenig später verließ er seinen Dienst bei uns und kehrte in sein ›ostal‹ nach Prades zurück.«

Raymond Roussel ab (theatralisch gesprochen): Pathau auf.

Dieser Pathau war, wie schon erwähnt, ein Bastard; doch nichtsdestoweniger ein Vetter Pierre Clergues und derart zwar nicht von Adel, aber ein (wenngleich illegitimer) Sprößling der mächtigsten Familie des Dorfes. Pathau hielt sich nicht lange bei den Präliminarien des wahren Liebeslebens auf, sondern notzüchtigte die Kastellanin – noch zu Lebzeiten ihres beamteten Gemahls. Ihm scheint Béatrice aber die mangelnde keusche Demut nicht verübelt zu haben, denn, wie gleichfalls hier schon in anderem Zusammenhang erwähnt: nach dem Tode Berenger de Roqueforts wurde sie ihres Notzüchtigers Konkubine. »Pathau hielt mich offen als seine Geliebte«, erklärte sie jedenfalls später vor Bischof Fournier.

Doch das wirkliche Liebesabenteuer der ersten Witwenschaft Béatricens erfüllte sich nicht mit Pathau, sondern mit dessen Vetter, dem Priester. Die Affäre begann im Beichtstuhl und endete auch in der Kirche, wo Pierre Clergue in einer dunklen Nacht seiner Geliebten ein Bett machte.

Aber zunächst war Béatrice nur ein Beichtkind unter anderen gewesen. Freilich verkehrte sie seit langem in der Familie des Pfarrers, hatte dort viele Abende am Feuer verbracht (i. 235–237). Eines Tages aber, da sie wieder einmal beichten wollte, schnitt ihr der Pfarrer das Wort ab, ehe sie mit der Aufzählung ihrer Sünden fertig war, und sagte: »Du gefällst mir besser als irgendeine Frau auf der Welt«; dabei küßte er sie stürmisch. Béatrice ging nach Hause, nachdenklich, verwirrt, aber nicht entrüstet.

Aber das war nur der Anfang, denn Pierre ließ sich bei dieser stolzen Eroberung Zeit. Von leidenschaftlicher Liebe zwischen den beiden konnte auch später nie die Rede sein – nur von Leidenschaft einerseits, Zuneigung und Freundschaft andererseits. Denn die Gefühle Pierres und Béatricens findet man in Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen mit dem Verbum ›diligere‹ – gern haben – bezeichnet, während bei der Schilderung von Béatricens späterem Verhältnis zu Barthélemy Amilhac mit Verben wie ›adamare‹ und ›adamari‹ – inbrünstig lieben und inbrünstig geliebt werden – eine merklich höhere emotionale Temperatur festgestellt ist.

Nach einer Werbung von angemessener Dauer – sie hatte in der Fastenzeit begonnen – erlag Béatrice Anfang Juli dem Zauber und der Beredsamkeit des Pfarrers. Während der Peter-und-Paul-Oktave, in einem jener »schönen Sommer, in denen Liebeslust

sprießt« (wie der Troubadour Marcabru fand), gab sie sich Pierre hin. Sie war ihm in allem willfährig und scheute nicht einmal vor dem Sakrileg zurück, wenn ihr Geliebter es von ihr verlangte. So ließ sie sich in der Weihnachtsnacht und einmal sogar in der Pfarrkirche von ihm lieben. Trotz ihrer angeborenen Schüchternheit gehörte Béatrice in die Reihe der kühnen Liebenden, von denen die Literatur und das Leben des Languedoc so viel wissen.

Das Verhältnis zwischen Pierre und Béatrice war angenehm für beide, soweit wir wissen. Zwei Jahre lang trafen sie sich zwei- oder dreimal wöchentlich, insgeheim vermutlich; und bei jeder dieser Begegnungen pflegten sie der Liebe »zweimal oder öfter« (i. 226, 244). Zwischendrin entlauste Béatrice ihren Liebhaber – im Bett, am Feuer oder am Fenster –, während er ihr Vorträge über Familiensoziologie, katharische Theologie und Empfängnisverhütung hielt.

Aber nach zwei Jahren beendete Béatrice das Verhältnis. Intellektuell war ihr der katharische Pfarrer zweifellos überlegen, seine Dialektik war jedem Einwand gewachsen, den sie etwa zur Verteidigung der Orthodoxie vorbringen mochte. Aber sie war innerlich hin und her gerissen zwischen der häretischen Bergheimat ihres Liebhabers und ihrer Freunde und den Ebenen, die inzwischen der Kirche zurückgewonnen waren. Schließlich wandte sie sich der Ebene zu, wo sich ihr auch die Aussicht auf eine zweite Ehe eröffnete.

Die Predigten der Minoriten, die sie eifrig besuchte, und das Drängen ihrer Schwester Gentile, einer frommen Katholikin, werden auf diese Entscheidung Einfluß genommen haben. In gewisser Hinsicht erschien Pierre seiner Geliebten auch jetzt noch als guter Mann; aber aus der Sicht der frommen jungen Frau, die als Mädchen der Heiligen Jungfrau bunte Kerzen geweiht hatte, war er der Teufel (i. 223). Seinetwegen drohten ihr die Flammen des Scheiterhaufens, von denen der Hölle ganz abgesehen. So beschloß sie, ihn zu verlassen und ins Flachland zu gehen, um dort den Edelmann Othon de Lagleize zu ehelichen, ohne sich von ihren Freunden im Gebirge zurückhalten zu lassen, die, Pierre an der Spitze, nichts unversucht ließen, sie von ihrem Entschluß abzubringen (i. 231, 254): »Wir haben Euch verloren; jetzt geht Ihr also da hinunter, unter die Wölfe und Hunde.«

Nach ihrer Heirat mit Othon de Lagleize wohnte Béatrice dann nacheinander im Crampagna, Dalou und Varilhes, Dörfern, die alle zwischen fünfzehn und zwanzig Kilometer nördlich und unterhalb des Pays d'Aillon lagen. Unter diesen Umständen blieb der Umgang zwischen Béatrice und ihrem einstigen Liebhaber auf gelegentliche Besuche und Begegnungen beschränkt. Doch hatten sie einander noch immer gern. Zum letzten Mal »mischten sich ihre Leiber« im Keller von Béatricens Haus in Dalou, indessen eine Magd an der Kellertür Wache stand. Pierre hatte sich als ein

Pfarrer aus Limoux ausgegeben, um sich Eingang ins Haus zu verschaffen (i. 239). Danach setzten sie ihre Beziehungen nur auf geistiger Ebene fort. Pierre stattete der inzwischen zum zweiten Mal verwitweten Béatrice einen Besuch ab, aber bei dieser Gelegenheit kam es zu keiner Mischung der Leiber mehr. Der Pfarrer erkundigte sich nach dem Herzen seiner alten Freundin (aber das war nicht metaphorisch-erotisch zu verstehen, eine Frage nach dem Befinden vielmehr). Später schickte er ihr noch ein geschnittenes Glas und etwas Zucker (›zacara‹) aus dem Lande der Mauren: Der Pfarrer konnte, wenn er wollte, auch ein anhänglicher, zärtlicher Freund sein. Doch benahm er sich, nach dem Ende seines Verhältnisses zu Béatrice, immer seltener als romantischer Liebhaber. Mit zunehmenden Jahren wurde er immer unbeständiger in seinen Neigungen, immer rastloser im Verfolg der Lust. Und wenn auf die Frauen von Montaillou und Ax-les-Thermes, bei denen er seine Lust suchte, auch wohl noch immer die starke persönliche Anziehungskraft des alternden Verführers wirkte, so verließ sich dieser inzwischen doch nicht mehr allein auf sie, sondern half ihr, wie schon erwähnt, mit Drohungen nach.

Béatrice erinnerte sich ihrer beiden Jahre mit Pierre nicht ohne Bedauern und Sehnsucht. Ihre zweite Ehe war offenbar nicht befriedigender als die erste: befriedigend nur, insofern sie ihr eine gewisse gesellschaftliche Stellung garantierte. Abgesehen von dem

erwähnten Seitensprung mit Pierre im Keller, scheint sie Othon treu gewesen zu sein. Sie gebar diesem zwei Töchter. Doch nach dem Tode ihres zweiten Mannes schlug ihr die Stunde der großen Leidenschaft.

Auch diesmal war ihr Geliebter Priester, ein junger Vikar nur, aber ein Kleriker nichtsdestoweniger: Später, im Gefängnis, redete ihn Bernard Clergue sehr ehrerbietig als »seigneur curé«, »Herr Pfarrer«, an. Freilich machte dieser junge Mann, Barthélemy Amilhac, neben Pierre Clergue eine vergleichsweise blasse Figur. Zwar schlug auch er gelegentlich erotisch über die Stränge, doch komplizierte er diese verhältnismäßig läßlichen Sünden nicht durch ketzerische Theologie, und als Angeber betätigte er sich nicht freiwillig, allerdings auch ohne seine Verräterei zu bereuen.

Béatrice machte seine Bekanntschaft in Dalou, wo sie nach dem Tode ihres zweiten Mannes wohnte. Ihre Töchter Ava und Philippa (geboren in den Jahren zwischen 1303 und 1306) gingen zu dem jungen Vikar in die Schule. »Sie hat sich mir an den Hals geworfen«, kennzeichnete dieser später die Modalitäten, unter denen sein Verhältnis mit der schon nicht mehr ganz jungen Mutter seiner Schülerinnen anfing (i. 252): »Eines Tages, da ich eben aufhörte, meine Schüler zu unterrichten – Ava und Philippa gehörten zu diesen –, sagte Béatrice zu mir: ›Komm heute abend zu mir.‹ Ich gehorchte. Als ich in ihr Haus kam, fand ich sie dort allein.

Ich fragte: ›Was willst du von mir?‹

Und sie darauf: ›Ich liebe dich, ich will mit dir schlafen.‹

Ich antwortete: ›Gut, einverstanden.‹

Und ich tat ihr den Willen gleich auf der Stelle im Vorraum des ›ostal‹. Später besaß ich sie noch oft. Aber nie in der Nacht. Immer am Tage. Wir warteten, bis die Töchter und die Dienerin aus dem Haus waren. Und dann begingen wir die fleischliche Sünde.«

Die Leidenschaft beruhte bald auf Gegenseitigkeit: »Beatrix Bartholomeum nimis adamabat … et ipse dictam Béatricem adamabat« (i. 249, 256). Leider war der junge Vikar am Ende doch nur ein schwacher Charakter, ja ein Feigling, seiner Geliebten nicht würdig. Er ließ sie sitzen, teils weil sie eben nicht mehr die jüngste war, vor allem aber weil er fürchtete, durch sie zu einer Anklage wegen Ketzerei zu kommen. Sie liebte ihn wegen seiner Zärtlichkeit und Leidenschaftlichkeit. »Ihr Priester und Prioren und Äbte und Bischöfe und Kardinäle, ihr seid die schlimmsten! Ihr sündigt mehr im Fleische und begehrt die Frauen mehr als andere Männer«, sagte sie einmal zu ihm (i. 255).

Béatrice war so in ihren feurigen Vikar verliebt, daß sie ihm vorwarf, sie behext zu haben (i. 249): »Die Sünde der Zauberei habe ich nie begangen«, sagte sie, »aber ich glaube, daß der Priester Barthélemy mich einmal verhext hat, denn ich liebte ihn zu leidenschaftlich, war ich doch, da ich ihn traf, schon über die Wechsel-

jahre hinaus.« (»Interrogata si aliqua maleficia fecerat vel docuerat vel ab aliquo edocta fuerat, respondit quod non. Aliquando tamen, ut dixit, opinata fuit quod dictus Bartholomeus presbiter aliquid maleficium ei fecisset, quia eum nimis adamabat, et cum eo esse volebat, cum tamen iam quando primo eam cognovit sibi muliebria deffecissent.«)

Der Beschuldigte kommentierte derartige Anwürfe mit der Bemerkung: »Auf die Weise versuchte Béatrice zu rechtfertigen, daß sie Unzucht mit mir trieb.«

Der fernere Verlauf dieses Abenteuers entsprach dem dramatischen Anfang. Der Dorfklatsch kam natürlich bald hinter das Verhältnis, und die ›lauzengiers‹, bösen Zungen, des Kirchspiels – die des Pfarrers an der Spitze – setzten Béatrice arg zu. Ihre Brüder ließen sich diese Gelegenheit, sich auf gut okzitanisch-ländlich-sittliche Manier als Wächter der Tugend ihrer Schwester aufzuspielen, natürlich nicht entgehen. Béatrice mußte fürchten, von ihnen malträtiert zu werden, und dachte daran mit ihrem Liebhaber nach Palhars zu ziehen. Dies war eine zwischen Aragon und Comminges-Couserans in den Pyrenäen entlegene Diözese, wo es Priestern, nach der alten vorgregorianischen und nikolaitischen Tradition, noch gestattet war, mit ihren Haushälterinnen oder ›focarias‹ eheliche Gemeinschaft zu pflegen. Die Genehmigung war gegen eine Gebühr beim Bischof erhältlich. Béatrice also packte ihre Sachen und drei-

ßig Livres Tournois und beschloß sich nach Palhars abzusetzen. In Vicdessos stieß Barthélemy zu ihr, und gemeinsam gingen sie weiter in das Land, wo ein ihrer Liebe so günstiges Klima zu herrschen schien. Ein auch als Notar fungierender Priester »verheiratete« sie dort, ohne allerdings die Verbindung einzusegnen. Ein Jahr lang lebten sie dann in Palhars gemeinsam unter einem Dach, ohne den mindesten Anstoß zu erregen. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie recht und schlecht aus den dreißig Livres Tournois, die Béatrice ›in die Ehe gebracht‹ hatte. Mit der Zeit kam Barthélemy aber hinter die katharische Vergangenheit seiner Geliebten. Die machte ihm Angst. Es gab Streit. Er schimpfte sie »ein böses altes Weib und eine Ketzerin«. Die Lebensgemeinschaft ging in die Brüche.

Beide sahen einander erst vor den Toren des Gefängnisses wieder, sozusagen. Béatrice hatte schon Ärger mit der Inquisition und hatte ihren früheren Liebhaber um Hilfe gebeten. Der hatte inzwischen hier und da, auf dem Lande und im Gebirge, verschiedene Pfarrer vertreten, war immer noch Vikar. Sie feierten ihr Wiedersehen in einem Weinberg. Wieder war, wie bei Béatricens letztem Schäferstündchen mit dem Pfarrer Clergue, damals im Keller des Hauses ihres zweiten Ehemanns in Dalou, eine treue Dienerin zur Hand, die aufpaßte, daß niemand die Liebenden störte: Diesmal handelte es sich um ein Mädchen mit dem seltenen Namen Alazaïs. Den nächsten Abschnitt auf

dem Lebensweg Béatricens und Barthélemys gestaltete der Bischof Fournier. Er steckte, wie angedeutet, beide ins Gefängnis. Ein Jahr später wurden beide am gleichen Tage – es war der 4. Juli 1322 – freigelassen. Béatrice mußte das doppelte gelbe Kreuz tragen. Der Vikar nicht (i. 553).

Die Qualität des Liebeslebens von Montaillou erschließt sich uns nicht allein aus den Geschichten Béatricens und ihrer Freunde, der Clergues. Und nimmt man alles in allem, so will es scheinen, als sei die um 1320 in Montaillou und überhaupt in der Grafschaft Foix gültige Sexualmoral verhältnismäßig liberal gewesen. Während der Gegenreformation, während des 17. und 18. Jahrhunderts, herrschten in der nämlichen Gegend strengere Bräuche. Von den Abenteuern des Pfarrers einmal abgesehen, finden wir in Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen für die Zeit von 1300 bis 1320 in Montaillou fünf oder sechs »in Sünde lebende« Paare erwähnt. Dabei muß angenommen werden, daß es noch mehr gab. Doch selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, stellten doch bei einer insgesamt aus höchstens fünfzig Paaren bestehenden Bevölkerung schon fünf oder sechs ohne den Segen der Kirche bestehende Lebensgemeinschaften den Anspruch der Kirche empfindlich in Frage. Daß ein Zehntel der Bevölkerung eines Orts in wilder Ehe lebte, hätte um 1700 den jansenistischen Bischof von Montpellier, Monseigneur Colbert (mit dessen bischöflichen Visitationen mich zu beschäftigen ich vor nun fünfzehn Jahren Gelegenheit hatte), zutiefst entsetzt. Und was ihn dabei am tiefsten entsetzt hätte, war die

Freimütigkeit, mit der das um 1320 in Montaillou geschah, die Tatsache, daß dort damals Leute sich ganz »öffentlich« und »unverhohlen« zu ihren Konkubinen bekannten (i. 238). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, zu Monseigneur Colberts Zeit, hielt man illegitime Verhältnisse sorgfältig geheim, um nicht den Zorn des Pfarrers und die Nachrede der Frommen auf sich zu ziehen. Im frühen 14. Jahrhundert in Montaillou ging statt dessen der Pfarrer mit schlechtem Beispiel voran. Wie wir schon beobachten konnten, fanden die Schäfer nichts dabei, sich in der Stadt oder auf der Weide Geliebte zu halten, wenn sie sich welche leisten konnten. Begegnete man damals einem Paar, das zusammenlebte, fragte man sich wohl: Sind die nun verheiratet oder nicht? Gelegenheit zu dieser Frage hatte Guillaume Escaunier aus Ax-les-Thermes, und der Ton, in dem er sie aufwarf, läßt erkennen, daß er sie nicht wichtiger nahm, als man sie heute nähme (ii. 12): »Im Hause des Martin François aus Limoux sahen wir eine Frau, die sein Eheweib gewesen sein muß, wenn sie nicht seine Beischläferin war; denn sie wohnte bei ihm, und er hielt sie aus.« Man kann nicht gerade sagen, daß die Leute in der Grafschaft Foix zu jener Zeit von Unzucht überhaupt keinen Begriff gehabt hätten – unter gewissen Umständen hätten sie eingeräumt, daß Liebe Sünde sein kann –, aber ihr Sündenbewußtsein war nicht sehr wach in diesem Punkte. Arnaud de Verniolles fand die Sodomie zwar sündig – aber nicht

sündiger als Unzucht zwischen Männern und Frauen. Grazide Lizier aus Montaillou und Pierre Vidal aus Axles-Thermes waren sogar der Meinung, gewöhnliche Unzucht sei überhaupt nicht als Sünde zu betrachten, wenn sie nur beiden Spaß machte und der Mann die Frau für sein Vergnügen anständig bezahlt hatte. Und die öffentliche Meinung scheint nicht viel strenger gewesen zu sein: Nach dem Tode ihres zweiten Ehemannes lebte Béatrice eine Zeitlang in wilder Ehe mit dem Bastard Pathau Clergue in Montaillou, ohne bei irgend jemandem Anstoß zu erregen, obwohl natürlich gewisse Leute sich über das Verhältnis die Mäuler zerrissen. Gauzia Marty, die spätere Frau des anderen (nicht des ›bayle‹) Bernard Clergue, war zeitweilig die Konkubine des Raymond Ros aus Montaillou, »dessen Knochen nach seinem Tode als die eines Ketzers auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollen« (i. 459). Raymonde Testanière, die sogenannte Vuissane, war Bernard Belots Geliebte; sie hatte Kinder von ihm, darunter einen Sohn, den sie nach dem Vater Bernard nannte. Sie arbeitete schwer im Hause ihres Dienstherrn und Geliebten (i. 456): »Ich dachte, Bernard Belot würde mich heiraten; deshalb arbeitete ich fleißig und tat für sein Haus, was ich konnte.« Ihre Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Arnaud Vital erklärte ihr, warum: »Selbst wenn du so reich gewesen wärst wie nur irgendeine Frau in der Grafschaft Foix, hätte dich Bernard doch nicht zur Frau genommen, denn du bist

nicht seines Glaubens, und er hätte dir also niemals trauen können.«

Arnaud Vital wußte, worauf es ankam. Seine Bemerkung beleuchtet über den besonderen Fall, dem sie galt, hinaus eine Situation, in der manchem Mann, nach sorgfältiger Prüfung der dort lauernden Gefahren, ein provisorisches Arrangement mit einer Konkubine ratsamer als die vom Priester eingesegnete ewige Bindung zu sein schien. Bei einer Ehe stand zu viel auf dem Spiel: die Gefühle des Mannes für seine Angetraute; deren Träume von gesellschaftlichem Aufstieg; und endlich die Religion. Konnte ein Ketzer einer katholischen Eheliebsten trauen?

Arnaud Vital, der Schuster und Satellit der Belots, selbst lebte zeitweilig in wilder Ehe mit einer gewissen Alazaïs Guilhabert, der Tochter eines Herdenbesitzers aus Montaillou: »Ich hatte Arnaud sehr gern«, sagte diese (i. 413), »und lebte in unehrenhafter Gemeinschaft mit ihm. Er hatte mich in der Häresie unterrichtet; und ich hatte ihm versprochen, meine Mutter aufzusuchen, um ihre Einwilligung dazu zu erlangen, daß mein junger Bruder [der sehr krank war] häretiziert würde.«

Bemerkenswert ist, daß Arnauds einstige Geliebte ihre frühere Gemeinschaft mit ihm rückblickend »unehrenhaft« nennt, sich dieser aber zur Zeit ihres Bestehens keineswegs geschämt zu haben scheint. Und Arnaud Vital blieb auch nach dem Ende seiner wilden

Ehe mit Alazaïs ein guter Freund von deren Mutter Allemande Fauré.

Die öffentliche Meinung im Dorf hielt solche Gemeinschaften jedenfalls nicht für so unehrenhaft, daß sie Frauen, die auf dergleichen zurückblicken konnten, als für alle Zeiten entehrt angesehen hätte. Die Damen, von deren Abenteuern hier die Rede gewesen ist, fanden später alle Männer, die sie heirateten. Béatrice de Planissoles wurde nach ihrem Konkubinat mit Pathau und ihrer dramatischen Liaison mit dem Pfarrer Pierre Clergue von dem höchst achtbaren Othon de Lagleize heimgeführt, einem Edelmann, der ihr wenigstens ebenbürtig war. Gauzia Marty, Alazaïs Guilhabert und Vuissane verheirateten sich mit Bauern aus dem Pays d'Aillon (mit dem Namensvetter des ›bayle‹ Bernard Clergue, mit Arnaud Fauré, mit Bernard Testanière), die gleichfalls alle sehr ehrenwerte Männer waren.

Interessanterweise waren andererseits die Geliebten, denen sich die betreffenden Damen in ihrer Jugend hingegeben hatten, fast alle notorische Katharer, eingefleischte Ketzer. Katharer hatten wenig Achtung für das Sakrament der Ehe. Martin François, jener Bürger von Limoux, dessen häusliche Verhältnisse betreffend wir die Erwägungen Guillaume Escauniers mitgeteilt haben, wurde von den Authiés in seinem eigenen Hause darüber belehrt, daß »die Ehe nichts wert ist« (ii. 12–13) – was ihn beruhigt haben wird, im Falle seine Beischläferin etwa nicht auch sein Eheweib

war. Denn mit der dogmatischen Geringschätzung der Ehe ging bei den Katharern eine große Toleranz gegen uneheliche Verbindungen einher. Gänzliche Enthaltsamkeit wurde nur von den ›parfaits‹, den vollkommenen Katharern, erwartet. Unvollkommene einfache Gläubige durften sich mit Kompromissen behelfen, was in der Praxis darauf hinauslief, daß sie sich in Liebesdingen, da ihnen streng genommen alles verboten war, behelfsmäßig alles erlauben konnten.[1] Dennoch wäre es falsch, die vergleichsweise liberale Sexualmoral der Leute von Montaillou und Umgebung in den Tagen des Inquisitors Fournier ganz aus ketzerischen Doktrinen abzuleiten. Béatricens Vikar Amilhac war kein Ketzer, stand aber als Schürzenjäger kaum hinter dem Pfarrer von Montaillou zurück. Der Katharismus hat zwar sicherlich nichts getan, die Leute von Montaillou zur Abschaffung des Konkubinats

1 Pierre Clergue bewies seiner Béatrice geradezu, daß außerehelicher oder ehebrecherischer Geschlechtsverkehr, da gewöhnlich von Sündenbewußtsein begleitet, objektiv weniger sündhaft sei als der subjektiv guten Gewissens vollzogene, jedoch objektiv nicht weniger sündige eheliche: »… ut dixit, maius peccatum erat de marito quam de alio homine, quia uxor non credit peccare quando cognoscitur a marito, et tamen quando cognoscitur ab aliis hominibus, pec-care credit, propter quod gravius peccatum est quando cognoscitur carnaliter a marito quam ab alio homine« (i. 224).

zu bewegen; im Gegenteil haben seine Lehren wohl eher zu dessen Rechtfertigung beigetragen: Aber das Konkubinat war keine ketzerische Erfindung. Denn es sprachen auch ganz unmetaphysische Erwägungen dafür: wirtschaftliche und familienpolitische. Die Eltern der Frau sparten dabei die Mitgift, die Familie des Mannes mußte nicht die Zersplitterung ihres Besitzes besorgen, wenn keine rechtsgültige Ehe geschlossen wurde. Daher war das Konkubinat in jenen Gebieten der Pyrenäen, in welchen die Doktrinen der Katharer kaum Anhänger hatten, gleichfalls sehr verbreitet: In der Diözese von Palhars durften sich ja, wie wir sahen, sogar Priester, mit bischöflicher Genehmigung, Konkubinen halten.

Zugleich mit dem Konkubinat wurden in Montaillou mehr oder weniger wirksame Methoden der Empfängnisverhütung praktiziert; und zwar natürlich je eifriger je unregelmäßiger die außerehelichen oder unehelichen Verhältnisse waren. Als Béatrice de Planissoles sich mit Pierre Clergue einließ, fürchtete sie sich vor einer Schwangerschaft (i. 243–244): »Was soll ich machen, wenn ich von Euch schwanger werde?« fragte sie den Pfarrer. »Ich wäre verwirrt und verloren.«

Aber der Pfarrer konnte sie beruhigen. Er besaß ein Kraut, das Schwangerschaften verhütete: »Wenn ein Mann es trägt während des Beischlafs kann weder er zeugen noch die Frau empfangen.«

Béatrice, die trotz ihrer adligen Geburt schließlich doch ein Mädchen vom Lande war, fragte interessiert: »Was ist das für ein Kraut? Ist es dasjenige, welches die Kuhhirten über den Milchkessel hängen, in den sie Lab getan haben – und welches, solange es über dem Kessel hängt, das Gerinnen der Milch hinauszögert?«

Der Hinweis auf Lab ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse. Seit den Tagen des Dioskorides – und so noch bei Magnino von Mailand, der dessen Lehren im 13. Jahrhundert beherzigte – galt das Lab des Hasen als empfängnisverhütendes Mittel. Nicht daran dachte freilich Béatrice hier, sondern an das geheimnisvolle Kraut, dessen Anwesenheit imstande sein sollte, das in den Milchkessel geschüttete Kälberlab an der Entfaltung seiner natürlichen Wirkung zu hindern und also das Gerinnen der Milch hinauszuzögern. Ähnlich schien ihr das von Pierre gemeinte Kraut imstande zu sein, den Samen des Mannes davon abzuhalten, nach seiner Art im Schoß der Frau zu keimen. Daher ihre Frage.

Die Anwendung dieses Mittels betreffend gab sie einen recht ausführlichen Bericht zu Protokoll: »Immer, wenn Pierre Clergue mich fleischlich zu erkennen wünschte, pflegte er dieses Kraut bei sich zu tragen, eingewickelt in ein Stück Leinen ungefähr von der Dicke und Länge des ersten Gliedes meines kleinen Fingers. Und er hatte eine lange Schnur, die er mir um den Hals legte, während wir uns liebten; und dieses

Kräuter-Ding am Ende der Schnur hing mir zwischen den Brüsten hinab bis zur Öffnung meines Bauches. Wenn der Pfarrer aufstehen und unser Bett verlassen wollte, nahm ich mir das Ding vom Halse und gab es ihm zurück. Manchmal wollte er mich in einer Nacht zweimal oder öfter im Fleische erkennen; dann pflegte er im Wiederholungsfalle, ehe er seinen Leib mit dem meinen vereinte, zu fragen: ›Wo ist das Kraut?‹

Und ich fand es stets ohne Mühe, denn ich hatte ja die Schnur um den Hals; ich gab ihm also dann das Kraut in die Hand, und er selbst legte es an die Öffnung meines Bauches, wobei die Schnur immer zwischen meinen Brüsten durchlief. Und auf diese Weise vereinigte er sich mir im Fleische und nicht anders.«

Trotz der Ausführlichkeit dieser Gebrauchsanweisung wird man kaum entscheiden können, ob es sich bei dem benützten Präparat um ein magisches Amulett oder vielleicht um ein primitives Pessar handelte (worauf die etwas unklaren Erwähnungen der »Öffnung des Bauches« hinzuweisen scheinen). Es wirkte jedenfalls in der gewünschten Richtung, jedenfalls glaubte Béatrice das.

»Eines Tages bat ich den Pfarrer«, sagte sie, »laß mir dein Kraut hier.«

»Nein«, antwortete der, »ich denke nicht daran, denn du könntest dich sonst fleischlich mit einem anderen Mann vereinigen, ohne besorgen zu müssen – dank dem Kraut –, von ihm geschwängert zu werden!«

»Der Pfarrer sagte das«, erklärte Béatrice den Inquisitoren, »weil er eifersüchtig war auf Pathau, seinen Vetter, der vor ihm mein Liebhaber gewesen war.«

Weit entfernt davon, der Gleichberechtigung der Geschlechter vorzuarbeiten und die Frau im Besitze ihres Bauches zu bestätigen, war also damals in Montaillou das empfängnisverhütende Kraut in der Hand des Pfarrers ein Mittel, die Geliebte in der Abhängigkeit von ihm zu befestigen.

Die Furcht vor unehelichen Kindern war damals in Okzitanien allgemein und besonders lebhaft bei Leuten von Stand, zu denen ja Béatrice de Planissoles gehörte. Ein Bankert, nirgends sehr gut angesehen, mußte Damen aus edlem Geschlecht besonders unwillkommen sein. War die betreffende Dame verheiratet, konnte sie zwar hoffen, das Kind ihres Liebhabers dem Ehemann unterzuschieben. Manchmal gelang das, die Troubadours haben solche Fälle schadenfroh besungen: »Ehemänner tätscheln die kleinen Lumpen und bilden sich ein, die eigenen Söhne mit väterlicher Liebe zu umhegen«, hieß es einmal bei Marcabru, und ähnlich äußerten sich Cercamon und Bernard Marti (wie man in R. Nellis ›Érotique des Troubadours‹ des Näheren erörtert findet). Aber das war den Ehemännern natürlich durchaus bewußt, weswegen sie zur großen Sorge ihrer ungetreuen Gattinnen dieserhalb sehr auf der Hut waren. So mögen gewisse Dichter den Damen auch um des lieben Friedens willen empfohlen haben,

sich bei außerehelichen Liebesverhältnissen der platonischen Liebe zu befleißigen. Natürlich gab es trotz alledem in den adligen Familien der Grafschaft Foix nicht wenige ganz ausgezeichnete Leute, über deren illegitime Geburt kein Zweifel bestand – aber prinzipiell mußte der Adel wohl oder übel legitimistisch denken. Und so hatte Béatrice de Planissoles mehr Grund als ihre bäuerlichen Geschlechtsgenossinnen, eine illegitime Schwangerschaft zu fürchten. Ihr Liebhaber, der Pfarrer, verstand das, obwohl selbst nicht in den Vorurteilen des Adels befangen: »Ich würde dich nicht schwängern wollen, solange dein Vater Philippe de Planissoles lebt«, sagte er zu ihr (i. 244, 245). »Es würde ihn zu sehr beschämen.« Der Begriff der Scham spielte, wie wir noch sehen werden, in jenen Tagen bei moralischen Erwägungen an den Ufern der Ariège eine große Rolle. Aber es beschämte eben nicht jeden das gleiche. Pierre, als der Bauer, der er von Geburt war, hätte sich eines Bankerts in der Familie nicht geschämt: »Wenn Philippe tot ist, will ich dir gerne ein Kind machen«, fuhr er fort.

In Montaillou gab es Bastarde in Hülle und Fülle; verhältnismäßig mehr als später, während des 17. und 18. Jahrhunderts, weil einerseits mehr Bastarde gezeugt und andererseits, einmal geboren, auch daheim großgezogen wurden: Man entledigte sich zur Zeit der Untersuchung des Bischofs Fournier unehelicher Kinder noch nicht wie später dadurch, daß man sie

einer Amme in Pflege gab, bei der ihre Aussichten, mit dem Leben davon zu kommen, nicht besonders günstig waren. Oder doch nur notfalls: Raymonde Arsen gab, wie wir gesehen haben, ihr uneheliches Kind zu einer Amme, als sie sich als Magd bei den Belots verdingte.

Die gesellschaftliche Stellung der Bastarde (oder Bankerte) im Dorfe war erträglich, wenn auch nicht gerade privilegiert. Damals schon war die Bezeichnung ein Schimpf: »Du Bankert!« zürnte Bernard Clergue, als Allemande Guilhabert sich weigerte, ihre Tochter zu veranlassen, gewisse die Clergues belastende Aussagen vor der Inquisition zu widerrufen. Einer von den Bastarden, die wir aus den Akten kennen, Béatricens Notzüchtiger Pathau Clergue, war ein roher Geselle. Aber die ehemalige Kastellanin scheute sich später dennoch nicht, ihn als ihren sozusagen offiziellen Liebhaber anzunehmen. Unehelich geborene Mädchen allerdings wurden meist nur Mägde oder sogar Bettlerinnen und gehörten insgesamt der niedrigsten Schicht der dörflichen Gesellschaft an. Brune Pourcel war ein armes Mädchen, das sogar von seinem natürlichen Vater, dem reichen ehemaligen Weber und stolzen ›parfait‹ Prades Tavernier, verachtet wurde. Brune diente eine Zeitlang den Clergues als Magd, heiratete dann zwar und wurde selbst Mutter, blieb aber immer arm, darauf angewiesen, bei wohlhabenderen Nachbarn zu betteln und zu borgen (i. 382ff.; i. 385). Die übrigen unehelichen Töchter von

Montaillou, deren Schicksal uns aus Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen bekannt ist, scheinen sich ohne große Schwierigkeiten mit einheimischen Bauernsöhnen verheiratet zu haben. Mengarde, Bernard Clergues natürliche Tochter, wohnte lange in dem großen Haus ihres Vaters, wo sie für das Brot und die Leinenvorräte zu sorgen hatte. Später heiratete sie einen gewissen Raymond Aymeric, der in Prades d'Aillon, einem Nachbardorf, ansässig war (i. 416). Was aus den unehelichen Kindern, die Bernard Belot mit Vuissane hatte, im späteren Leben wurde, geht aus unseren Unterlagen nicht hervor. Vielleicht hatten sie kein späteres Leben. Von Arnaud Clergue wissen wir nur, daß er in die Sippe der Liziers einheiratete (i. 227) und mit seinem Liebesleben bewies, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, ohne Ansehung der Legitimität: Denn er war wie die legitimen Clergues einerseits sehr abenteuerlustig, andererseits stets darauf bedacht, Besitz nicht durch legitime Mesalliancen zu verzetteln. Unehelich geboren war auch Pierre Clergues Cousine Fabrisse Rives – die Frau des Pons Rives. Wie schon berichtet, deflorierte der Pfarrer Pierre Clergue deren Tochter Grazide – seine Nichte, genau genommen –, um sie endlich zu verheiraten, ebenfalls mit einem Sprößling der ›domus‹ Lizier.

So verhältnismäßig frei auch zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Montaillou die Sitten gewesen zu sein

scheinen, war man dort doch damals keineswegs sittenlos. Die Leute paarten sich nicht »wie Ratten im Stroh«. Und trotz der extremistischen Konsequenzen, die manche aus der doktrinären Verdammung der fleischlichen Liebe in jeder Gestalt durch die katharischen ›parfaits‹ ziehen zu dürfen meinten (daß nämlich, wo alles eigentlich gleich schlecht, auch alles gleich gut sei), war das gesunde Volksempfinden keineswegs blind für die Unterschiede zwischen mehr oder weniger schweren Sünden. Arnaud de Verniolles – der freilich pro domo sprach – fand Inzest, die Verführung von Jungfrauen und Ehebruch verwerflicher als die Sodomie unter Männern (iii. 42). Inzest – obwohl gelegentlich praktiziert – galt gleichwohl als schändlich, selbst wenn er nur im Intimverkehr mit der Konkubine eines Vetters bestand, wie wir sahen: Man wäre ja anders Gefahr gelaufen, sich in seinen Verwandtschaftsverhältnissen nicht mehr zurechtzufinden. Verführer von Jungfrauen wurden gelegentlich gezwungen, die Verantwortung für die Verführte zu übernehmen: nachdem ein Konsortium von ›matrones‹ die Patientin untersucht und den Tatbestand der Entjungferung verifiziert hatte (iii. 56). Anscheinend galt die Verantwortung als übernommen, wenn der Verführer das Opfer zu seiner Konkubine machte oder sie mit jemandem anderen verheiratete. Der Pfarrer Clergue tat, wie wir sahen, im Fall der Grazide Lizier das eine wie das andere. Das Verfahren war natürlich

nur anwendbar, wenn der als Ehemann Erkorene sich die dabei von seiner Frau zu spielende Doppelrolle gefallen ließ.

Die vielseitige Verwendbarkeit von Ehefrauen betreffend, hatte man am Oberlauf der Ariège ein Sprichwort:

Tostemps es e tostemps sira,
qu'home ab autru moilherjaira.

Also sinngemäß:

So ist's, und daran wird sich nichts ändern,
Jeder Mann liegt gern bei den Weibern der Andren.

Aber daraus darf man nun natürlich nicht schließen, daß die jeweils anderen das gern gesehen hätten. Pierre Clergue konnte bei Pierre Lizier und bei Pierre Benet (i. 329) seinen Willen durchsetzen, weil er reich und mächtig und die betreffenden Ehemänner arme Würmer waren. Normalerweise hatten Liebhaber es nicht so leicht. Ein erzürnter Ehemann konnte lebensgefährlich sein, und Eheweiber, die sich die Freiheiten nehmen wollten, die man Mädchen oder Witwen zugestand, mußten darauf gefaßt sein, unsanft über ihre Pflichten belehrt zu werden:

»Laßt uns fortlaufen und unter die guten Christen gehen«, sagte Raymond Roussel, der Verwalter, zur

Gattin des Kastellans, in der Hoffnung, sie zu seiner Geliebten zu machen (i. 219). Aber Béatrice de Planissoles erwiderte: »Aber wenn mein Mann sieht, daß wir weg sind, wird er uns hinterherkommen und wird mich umbringen.«

Unbeschadet der Verwegenheit, die sie als Witwe bewies, war Béatrice doch eine vorsichtige, sogar treue Ehefrau.

Soweit sich das nach den Vernehmungsprotokollen des Bischofs Fournier beurteilen läßt, waren überhaupt die Ehefrauen von Montaillou, angesichts der Unternehmungslust, die sie als Mädchen ausgezeichnet hatte und die sie als Witwen zurückgewinnen sollten, bemerkenswert keusch und züchtig. Eine gewisse Lockerung der Sitten auch bei Ehefrauen zeigte sich allerdings im katalanischen Exil. Dort kam es vor, daß sich Familienmütter, die durch die Zufälle der Flucht von ihren Männern getrennt worden waren, nach einem neuen Lebensgefährten umsahen, ohne sich erst des Todes ihrer Angetrauten zu versichern. Bélibaste zögerte deshalb nicht, seiner bereits verheirateten Konkubine Raymonde eine neuerliche Verehelichung mit einem anderen Mann vorzuschlagen (iii. 188): »Ob er nun lebt oder tot ist, hier wird uns Arnaud nicht mehr stören.«

Daheim in Montaillou aber herrschten, wie gesagt, strenger geordnete Verhältnisse. Diesen fügten sich übrigens auch die Ehemänner, obwohl nicht in dem

gleichen Maße wie ihre Frauen. Arnaud Vital blieb als Ehemann ein unermüdlicher Schürzenjäger, aber das war ungewöhnlich. Und wir haben keinen Grund zu bezweifeln, was Pierre Authié der Schäferin Sybille Pierre anvertraute: »Die meiste Liebe wird immer noch im Ehebett gemacht.«

Tatsächlich war die Monogamie die zentrale gesellschaftliche Institution, an der auch in Montaillou kein Weg vorbeiführte; keine Frau im Kirchspiel beschloß ihr Leben als alte Jungfer. In den Vernehmungsprotokollen, von denen wir uns hier über die Zustände in Montaillou und Umgebung belehren lassen, steht eine Rechtfertigung der Einehe, die um so interessanter ist, als sie dort einem Mann zugeschrieben wird, von dem man dergleichen nicht erwarten sollte: dem Propheten und soi-disant katharischen ›parfait‹ Guillaume Bélibaste nämlich (iii. 241; ii. 59):

»Es kommt auf das gleiche heraus und ist gleichermaßen sündig, seinem Eheweibe beizuschlafen oder einer Konkubine«, sagte er, die katharische Lehre von der Verworfenheit der irdischen Existenz des Menschen überhaupt resümierend. Doch dann fuhr er fort: »Obwohl das aber so ist, ist es doch besser, wenn ein Mann sich an eine einzige Frau hält, anstatt von einer zur anderen zu irren, wie die Biene von einer Blüte zur anderen fliegt. Denn tut er das, wird er Bankerte zeugen; und jede einzelne von den Frauen, mit denen er verkehrt, wird versuchen, etwas von ihm zu kriegen, und so werden sie ihn alle miteinander an den Bettelstab bringen. Hält sich aber der Mann an eine einzige Frau, wird sie ihm helfen, ein gutes ›ostal‹ zu halten.

Inzest entweder mit blutsverwandten Frauen oder den Frauen von Blutsverwandten ist schändlich, und ich kann Gläubigen keineswegs dazu raten …

So wollt ihr beiden also heiraten? Wenn ihr einander begehrt, so sei's denn. Versprecht, daß ihr einander treu sein wollt und in guten und schlechten Tagen einander dienen. Küßt euch! Und fertig, nun seid ihr verheiratet. Zur Kirche braucht ihr deswegen nicht mehr zu gehen.«

Die Predigt ist höchst aufschlußreich. Der Prophet verbietet Inzest – auch mit angeheirateten Verwandten (und damit den Ehebruch innerhalb der ›domus‹). Er stellt die Einehe auf der Grundlage gegenseitiger Treue, gegenseitiger Neigung und Unterstützung als die beste Garantie für die Erhaltung des häuslichen Wohlstands dar. Eine Geliebte nimmt Geschenke, ein Eheweib bringt Mitgift. Die Ehe wird derart ausdrücklich in Beziehung zur ›domus‹ gesetzt, in welcher die Bewohner der Pyrenäen den grundlegenden Wert ihrer sozialen Existenz anerkannten; eine gute Ehe war gut für die ›domus‹; das sprach für gute Ehen.

So ging es bei Eheschließungen in Montaillou um wesentlich mehr als einen Vertrag zwischen zwei Individuen. Lévi-Strauss bemerkt einmal, daß jeder Mann seine Frau als Gabe eines anderen Mannes empfängt. In Montaillou wurden die Frauen oft nicht einfach von ihren Vätern (oder Brüdern) vergeben, sondern durch vielköpfige Kommissionen vermittelt. Die Vor-

geschichte der zweiten Ehe der Raymonde d'Argelliers ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Als sie diese zweite Ehe mit Arnaud Belot einging, war sie durchaus kein junges Mädchen mehr. Aber die Verwandten, Freunde und der Pfarrer, die ihre zweite Ehe arrangierten, scheinen sie nach ihren eigenen Wünschen in der Angelegenheit kaum gefragt zu haben (iii. 63). »Nach der Ermordung meines ersten Mannes, des Arnaud Lizier aus Montaillou«, erzählt sie, »lebte ich drei Jahre lang als Witwe. Nach Verhandlungen, die von den Brüdern Guillaume, Bernard und Jean Barbes aus Niort und von den Brüdern Bernard und Arnaud Marty aus Montaillou geführt wurden und an denen zudem der Pfarrer von Freychenet Pierre-Raymond Barbes sowie Bernadette Taverne und Guillemette Barbes aus Niort beteiligt waren, heiratete ich Arnaud Belot aus Montaillou, der damals dreißig Jahre alt war; er war ein Bruder der Bernard, Guillaume und Raymond Belot aus Montaillou.«

Raymonde d'Argelliers hatte während ihrer ersten Ehe mit Arnaud Lizier lange in Montaillou gelebt. Aber sie dachte nicht daran, sich wiederzuverheiraten, ohne die Vermittlung verschiedener Bruderpaare und anderer durch Verwandtschaft oder sonstwie qualifizierter Ehestifter in Anspruch zu nehmen. Nicht alle Ehen in Montaillou wurden natürlich von so zahlreichen Vermittlern gestiftet, aber meistens waren zum Zustandekommen einer Ehe mehr Leute in Übereinstimmung

zu bringen als nur das zukünftige Ehepaar: Vater, Mutter, Brüder, Freunde, Liebhaber, eine Tante oder die Priester pflegten sich zu diesem Ende ins Mittel zu legen. Pierre Azéma aus Montaillou war zu jedem Entgegenkommen bereit, wenn Gauzia Clergue einen ihrer Söhne mit seiner, Pierres, Tochter verheiraten und so die beiden ›domus‹ konsolidieren wollte. Rixende Cortil, die Witwe des Pierre Cortil aus Ascou, trug dem Schäfer Jean Maury aus Montaillou ihre Tochter Guillemette als Braut an. Jean Maury interessierte sich für das Angebot, denn, sagte er, beide Familien teilten gleiche häretische Überzeugungen. (Guillemette harte die ihren von der Mutter, Jean die seinen vom Vater.) Verstieß Rixende mit ihrem Angebot gegen die Regel, nach der eine Frau stets die Gabe eines Mannes an einen Mann zu sein hat? Ja und nein. Das Angebot – übrigens nicht der einzige Heiratsantrag einer Mutter namens ihrer Tochter, von dem wir wissen – wurde gelegentlich eines Imbisses im Hause von Rixendes Vater gemacht. Anwesend dabei waren der Vater, dessen Frau, Rixendes Sohn und erwachsene verheiratete Tochter und Rixende selbst; sowie andererseits Jean Maury. Woraus erhellt, daß Rixende zwar den Antrag vortrug – doch im Auftrag der versammelten Familie. In anderen Fällen, die während der Untersuchungen des Bischofs zur Sprache kamen, waren denn auch Männer die Unterhändler: Bélibaste »verheiratete«, wie wir gesehen haben, seine Raymonde mit Pier-

re Maury, der Pfarrer Pierre Clergue seine Grazide mit Pierre Lizier. Der Pfarrer von Albi in Katalonien verhandelte mit Esperte Cervel über eine Heirat von deren Tochter Mathena mit Jean Maury. Die Brüder Belot arrangierten die Ehe ihrer Schwester. Selbst wenn man sich in kleinstem Kreise und fern der Heimat verehelichte, verlor man nicht die Notwendigkeit aus den Augen, seine abwesende Verwandtschaft davon zu unterrichten: »Vergeßt nicht mit meinem Onkel, dem anderen Pierre Maury, von meiner Heirat zu reden«, sagte Pierre Maury zu Bélibaste, ehe der ihm (für ein paar Tage nur, wie wir sahen) seine Geliebte »antraute« (iii. 189). Arme Mägde andererseits gingen meist jung aus dem Hause; und es mag sein, daß sie sich eher nach eigenem Gutdünken verheiraten konnten als die Töchter wohlhabender Bauern.

Gewöhnlich aber wurden Hochzeiten als Haupt- und Staatsaktionen behandelt. Als Arnaud Sicres Schwester Arnaud Maury, den Sohn der Guillemette Maury aus Montaillou, ehelichen sollte, machte sich Bélibastes halbe Gefolgschaft aus dem katalanischen Exil auf den Weg nach Norden. Bei der geplanten Hochzeit wäre gleichwohl ein Exempel strengster Endogamie konstatiert worden, denn Braut und Bräutigam waren beide im Oberland der Ariège zu Hause und beide Katharer. Doch wurde am Ende nichts daraus, denn die Hochzeitsgäste aus dem Süden gingen vorher der Inquisition in die Falle.

Einer Hochzeit ging in Montaillou gewöhnlich eine Verlobungszeit voraus, während der ein Bräutigam, wenn er nur wußte, was gut für ihn war, sich in der ›domus‹ seiner Braut angenehm zu machen suchte, und namentlich seine zukünftige Schwiegermutter so verschwenderisch, wie er nur konnte, mit Aufmerksamkeiten und Geschenken bedachte (ii. 271; siehe auch i. 248, 254). Das Datum der Hochzeit wurde oft durch einen ›parfait‹ festgesetzt, der die diesem Unternehmen förderliche Mondphase eruierte (i. 291). Lud man einen Außenstehenden zur Hochzeit ein, konnte das als höchst bedeutsame Geste interpretiert werden: »Wenn wir unseren Sohn Jean mit der Frau, die er liebt, verheiraten, werden wir am Hochzeitstag nach Euch schicken«, sagte Guillemette Maury zu Bélibaste (iii. 189). Doch der Prophet wollte seine religiösen Überzeugungen nicht kompromittieren: »Nein«, sagte er, »bei einer Hochzeit von Leuten, die kein Einsehen in das Gute haben, will ich nicht dabei sein.« Gewisse Freunde und Verwandte erhielten besonders dringlich formulierte Einladungen: diejenigen, die als Trauzeugen und Bürgen bei der Hochzeit vorgesehen waren. So fungierten bei der Hochzeit von Raymond Belot und Guillemette Benet (i. 371, 455) sechs Frauen, Angehörige, Freunde und Bedienstete des jungen Paares, als Trauzeugen und Bürgen. Alle sechs waren wichtige Mitglieder der weiblichen Gesellschaft des Pays d'Aillon.

Die Hochzeit war das große Ereignis im Leben einer Bauersfrau von Montaillou. Das Brautkleid wurde bis zum Tode sorgfältig aufgehoben. Als Pierre Maurys Schwester Guillemette ihrem Mann davonlief, nahm sie außer einem Bettlaken auch ihr Brautkleid mit auf die Flucht (iii. 154).

Für den Mann waren natürlich mit der Verehelichung zunächst allerhand Kosten und unbequeme neue Pflichten verbunden. »Du brauchst dich weder um Sohn oder Tochter noch irgend jemand außer dir selbst zu kümmern«, sagte Emersende Marty zu Pierre Maury, der jünger als sie und unverheiratet war, »also könntest du in dieser Gegend, ohne dich groß anzustrengen, ein gutes Leben führen.«

Doch auf lange Sicht versprach auch dem Mann die Ehe Reichtum, Sicherheit und Glück, denn mit der Zeit wurden ja aus Kindern Leute und konnten den Eltern im Alter die in der Jugend für sie aufgewendete Mühe danken. Im Alter konnte auch eine liebende Ehefrau ein rechter Trost für ihren Mann sein. Bélibaste beklagte sich gelegentlich darüber, daß sich wieder einmal eine Frau geweigert hätte, das Bett ihres sterbenden Mannes zu verlassen. Der ›parfait‹ war derart daran gehindert worden, das katharische ›consolamentum‹ zu administrieren – denn diese ketzerische »Tröstung« wurde durch die Anwesenheit eines unreinen Weibes illusorisch (iii. 189).

In Montaillou war zu Beginn des 14. Jahrhunderts lokale Endogamie die Regel. Man blieb unter sich. Von draußen kam wenig neues Blut herein, obwohl nicht wenige aus ihrem Heimatdorf auswanderten. Ein Kirchenbuch, an Hand dessen diese Feststellung statistisch zu erhärten wäre, liegt uns für die hier in Frage stehende Zeit zwar nicht vor, aber sie ergibt sich doch einigermaßen zwingend aus den Aussagen der vor den Bischof von Pamiers und Inquisitor Jacques Fournier zitierten Zeugen. F. Giraud hat das in seiner Arbeit über Montaillou für das Diplôme d'Etudes Supérieures (Paris) des Näheren belegt, ich zitiere: »Von dreiundsechzig Frauen verheirateten nur sieben sich außerhalb des Dorfes; nur eine heiratete aus einem anderen Dorf in Montaillou ein. Von fünfzig nachweisbaren Ehepaaren bestanden dreiundvierzig aus einem in Montaillou geborenen Mann und einer in Montaillou geborenen Frau; nur in sechs Fällen kam einer der Ehepartner aus einem anderen Dorf.« Wenn wir einige von Giraud nicht berücksichtigte Ehen in die Betrachtung einbeziehen – so die Männer der Familie Maury in Katalonien –, zeigt sich, daß achtzig vom Hundert der Eingeborenen von Montaillou innerhalb des heimatlichen Kirchspiels heirateten. Giraud weist im übrigen nach, daß fünf der sieben Dörfer, aus denen Leute in Montaillou einheirateten, weniger als zehn Kilometer von Montaillou entfernt lagen.

So ist das Dorf allerdings als ein ›connubium‹, eine endogame Einheit, zu betrachten, und daraus erklären sich zum Teil die häretischen und auch linguistischen Eigenheiten seiner Bewohner. Denn man redete in Montaillou und dem umgebenden Pays d'Aillon anders als in der weiteren Nachbarschaft, wie Arnaud Sicre gelegentlich erwähnt: zwar okzitanisch, aber auf besondere Weise.

Obwohl Männer in nicht geringer Zahl – flüchtige Katharer und Wanderschäfer – das heimische Dorf verließen, heirateten doch nur wenige von diesen fremde Frauen. Die meisten Schäfer blieben ja, wie wir sahen, unbeweibt, weil sie meinten, sich eine Frau nicht leisten zu können, oder weil sie frei bleiben wollten. Andererseits verheirateten sich auch Auswanderer am liebsten mit einer ›payse‹, einer Landsmännin aus Montaillou, oder, wenn die nicht zur Hand war, aus einem der benachbarten Gebirgsdörfer. Drei Männer der Familie Maury lebten südlich der Pyrenäen, aber nur einer von diesen heiratete – aus Liebe – ein katalanisches Mädchen. Die beiden anderen, Pierre und Jean, heirateten Frauen, die in Tarascon-sur-Ariège und Junac zu Hause waren. Die Auswanderer aus der Grafschaft Foix fühlten sich nicht eben wohl unter den Katalanen. »Die Leute hier sind zu stolz«, sagte Bélibaste (iii. 189). Wer sich bei ihnen verheiratete, lief, meinte er, Gefahr, sich der eigenen Familie in den Bergen der Heimat zu entfremden. So machte mancher

Auswanderer die nicht immer ungefährliche weite Reise in die Berge der Heimat zurück, um daheim auf Brautschau zu gehen. »Pierre Maurs flüchtete aus Montaillou, nachdem dort die Inquisition die ersten Verhaftungen vorgenommen hatte«, sagte 1323 (ungefähr fünfzehn Jahre nach diesen Ereignissen) Jean Pellissier: »Er ließ sich in Katalonien nieder und blieb dort. Aber vor zwei Jahren kam er nach Montaillou zurück, um eine Frau zu nehmen, und heiratete die Tochter des Guillaume Authié[1] aus Montaillou, der jetzt als Ketzer in Carcassonne im Gefängnis sitzt. Er blieb im Dorf wohnen bis zum Anfang dieses Winters. Dann ging er ganz plötzlich nach Katalonien zurück« (iii. 76). Bélibaste und ein Teil seiner Gefolgschaft wurden, wie berichtet, auf einer ähnlich motivierten Reise in die alte Heimat verhaftet.

Überdies sprachen Gewissensgründe für Endogamie: Katharer legten Wert auf katharische Lebensgefährten, Bélibastes Jünger glaubten: »Es ist besser, eine Frau zu heiraten, die gläubig ist, ob sie gleich kaum das Hemd am Leibe ihr eigen nennt, als eine Ungläubige mit großer Mitgift.« Wie wir sahen, war auch Bernard Belot der Meinung, daß als Ehefrau nur eine wasch-

1 Nicht zu verwechseln mit dem zu dieser Zeit schon längst auf dem Scheiterhaufen verbrannten ›Vollkommenen‹ dieses Namens, der übrigens nicht in Montaillou sondern in Tarascon zu Hause gewesen war.

echte Ketzerin für ihn in Frage käme; jedenfalls gab Arnaud Vital der Vuissane Testanière dies als Grund dafür an, daß ihr Geliebter ihr keinen Heiratsantrag machte. Bei Vuissane mag freilich erschwerend ins Gewicht gefallen sein, daß sie eine große Mitgift auch nicht hatte. Ganz rätselhaft fand man in Montaillou deshalb den Entschluß der Raymonde d'Argelliers, sich in zweiter Ehe mit Arnaud Belot zu verheiraten. Man verdächtigte sie, bei der Ermordung ihres ersten Mannes, Arnaud Lizier, der als strenger Katholik und Feind der Katharer gegolten hatte, die Hand im Spiel gehabt zu haben – aus Neigung zu den Lehren der Katharer (iii. 65). Nun war aber ihr zweiter Mann, Belot, nicht nur arm wie Hiob auf dem Misthaufen (sein ganzer Besitz war kaum fünfzehn Livres Tournois wert) und ohne Handwerk, das für seine Zukunft hätte hoffen lassen – sie wußte nicht einmal, ob er Katharer war (iii. 64). Da sie ihn augenscheinlich auch nicht leidenschaftlich liebte, verstand niemand, warum sie ihn heiratete. Sie selbst hatte keine Erklärung dafür.

Daß Katharer sich zu Katharern halten sollten, wurde in Montaillou nicht nur geglaubt, es hielten sich tatsächlich Katharer zu Katharern. Die großen albigensischen ›domus‹, die Clergues, die Belots, die Benets, die Forts, die Maurys, die Martys und andere verheirateten ihre Kinder untereinander.

Diese »Endogamie aus Gewissensgründen‹ beschränkte jedoch den Heiratsmarkt nicht zusätzlich,

da sie mit der lokalen Endogamie praktisch übereinstimmte: In Montaillou sympathisierte ja fast jeder mit den Katharern. Das ›connubium‹ in Montaillou ging indessen über Standesunterschiede nicht hinaus. Béatrice de Planissoles, die von Adel war, mochte sich plebejische Liebhaber zulegen, als Ehemann kam dennoch nur ein Adliger (oder im äußersten Fall ein Priester) für sie in Frage. Pierre Maury, ein Schäfer, bezweifelte, daß Raymonde Piquier die richtige Frau für ihn wäre: War sie nicht Tochter eines reichen Schmiedes?

Wegen der ziemlich enggefaßten Grenzen des ›connubium‹ von Montaillou stellte sich dort natürlich das Problem des Inzests und der Ehe zwischen Blutsverwandten schärfer als anderswo. Wie wir sahen, setzten sich manche Leute, in freier Umkehrung der katharischen Lehre von der Verwerflichkeit jedweden Geschlechtsverkehrs, über die demselben durch Blutsverwandtschaft gesetzten Schranken bis zu einem gewissen Punkte hinweg, doch Bélibaste, obgleich selbst kein Asket, beklagte das (iii. 241). »Viele Gläubige«, sagte er, »bilden sich ein, es sei keine Schande, Frauen, mit denen man durch gemeinsame Abstammung oder Einheirat verwandt ist, im Fleische zu erkennen. Sie meinen, sie könnten das tun ohne Schande, weil sie hoffen, am Ende ihres Lebens von den guten Leuten empfangen zu werden, wodurch alle ihre Sünden ausgelöscht und ihre Erlösung gesichert wäre. Ich halte aber Inzest dieser Art für böse und schändlich.«

Raymond de l'Aire, ein Bauer aus Tignac, der sich als Atheist und Materialist zugleich gab, sah für den Verkehr zwischen Vettern und Basen zweiten Grades keinen Hinderungsgrund (ii. 130). »Mit der eigenen Mutter, Schwester oder leiblichen Base zu schlafen ist zwar keine Sünde, aber schändlich. Andererseits finde ich, daß es weder sündig noch schändlich ist, mit einer Base zweiten Grades oder irgendeiner anderen Frau zu schlafen; und davon bin ich fest überzeugt, denn im Sabarthès gibt es ein Sprichwort, das sagt: ›Bei der Base zweiten Grades, geh ran !‹«[1] (»… ita quod, ut dixit, non credebat quod aliquid homo peccaret, etiam si carnaliter cognosceret matrem, filiam vel sororem suam, vel etiam cognatam germanam, licet turpe factum hoc esset, set de cognata secunda et de aliis mulieribus, si homo cognosceret eas carnaliter, non credebat quod

1 »The translator, Barbara Bray«, sagt John Kenyon in seiner Besprechung der englischen Ausgabe von ›Montaillou‹ im ›Observer‹ (28. Mai 1978), »has her offmoments – for instance, I doubt if there was ever ›a common proverb in Sabarthès‹ which said, ›With a second cousin, give her the works …‹« Der Leser mag nach Prüfung des hier zitierten okzitanischen Wortlauts des »commune proverbii terre Savartesii‹ selbst entscheiden, ob er sich John Kenyons Zweifeln anschließen will oder nicht: Wörtlich wäre die den Rezensenten befremdende Bauernregel wohl genauer mit »Ist zweiten Grades das Bäslein, ramm's ihr ganz rein« übersetzt. Nur klingt die Ermahnung so eher noch befremdender als in der von Miss Bray gewählten Formulierung.

esset peccatum vel turpe factum, adherens huic credentie propter commune proverbium terre Savartesii: ›A cosina secunda tot leli afonia!‹«) Pierry Maury hielt Geschlechtsverkehr zwischen allen, deren Leiber in natürlicher Berührung‹ standen – zwischen Mutter und Sohn, also, zwischen Vater und Tochter, zwischen Geschwistern und Geschwisterkindern – für untunlich; Kinder von Geschwisterkindern dagegen und alle überhaupt nicht in natürlicher Berührung‹ Stehenden durften einander, seines Erachtens, ›fleischlich berühren‹ (iii. 149).

Geschlechtsverkehr zwischen Geschwisterkindern kam gleichwohl gelegentlich vor, allerdings meist nicht in ehelichen, sondern in uneingesegneten Verbindungen und häufiger in indirekter als direkter Weise. Fabrisse Rives, eine leibliche Base des Pfarrers, bedauerte, daß dieser mit ihrer Tochter schlief, unter anderem wegen ihrer Verwandtschaft mit ihm – so sagte sie's wenigstens ihrer Tochter (i. 326): »Sündige nicht mit dem Pfarrer, denn du hast einen guten Mann, und dann ist der Pfarrer doch mein eigener Vetter.«

Immerhin galten Geschwisterkinder in Montaillou als so eng verwandt, daß ein Techtelmechtel mit der Geliebten eines Vetters als unanständig galt. Vuissane Testanière weigerte sich, wie wir sahen, dem forschen Arnaud Vital unter Berufung auf diesen Tatbestand: »Ich bin doch die Geliebte deines Vetters« (i. 458). Auch warf man im Dorfe dem Pfarrer Pierre Clergue vor, mit Béa-

trice de Planissoles ein inzestuöses Verhältnis zu haben, nur weil diese zuvor die Geliebte des bewußten Pathau, eines Vetters des Pfarrers, gewesen war (i. 310, 238).

Will man sich vor Inzest hüten, muß man seine Verwandten kennen.

»Wußtet Ihr«, wurde Grazide Lizier von dem sie vernehmenden Inquisitor tadelnd gefragt (i. 302), »daß der Priester, Euer Geliebter, ein illegitimer zwar, aber doch ein Vetter Euer Mutter Fabrisse ist?«

»Nein, das wußte ich nicht«, antwortete ihm Grazide – wohl nicht ganz wahrheitsgemäß, jedenfalls im Widerspruch zur oben zitierten Aussage ihrer Mutter. »Hätte ich's gewußt, ich hätte dem Priester verboten, mich im Fleische zu erkennen.« Dabei war sie mit dem Geliebten ja gar nicht so verwandt, daß die Beziehung nach den geltenden Kriterien als Inzest hätte bestimmt werden müssen.

Die Flüchtlinge in Katalonien hatten oft wirklich unzureichende Kenntnisse ihrer Stammbäume. Eines Tages bat Pierre Maury seine Base Jeanne Befayt, eine Tochter seiner Tante Emersende Maury, ihm ein paar Eier zuzubereiten. Das Mädchen nahm die Bitte sehr ungnädig auf: »Einen dicken Kanker sollt Ihr kriegen, ehe ich Euch Eier brate!«

»Aber Base!« sagte da Pierre Maury, »seid doch nicht so böse!«

Jeanne war überrascht: »Wieso seid Ihr mein Vetter?«

»Ich bin ein Sohn des Raymond Maury aus Montaillou.«

»Und wieso hat das gute alte Weib, meine Mutter, mir das verheimlicht, als Ihr das letzte Mal hier wart?«

Pierre kriegte auf diese Enthüllung hin das Gewünschte. Jeannes Unkenntnis der zwischen ihr und dem Gast bestehenden Verwandtschaft hätte sie ebensogut wie zu der Unhöflichkeit, die sie sich tatsächlich zuschulden kommen ließ, zu verliebten Anerbietungen verführen können.

Gab es unter diesen Umständen, die die Auswahl möglicher Ehepartner so eng beschränkten, überhaupt die Möglichkeit einer Liebesheirat? Die Troubadours kannten Liebe bekanntlich nur außerhalb der Ehe. Aber man sollte die Troubadours nicht zu wörtlich nehmen. Pierre Bourdieu (›Annales‹, Juli 1972, S. 1124) hat in einer Untersuchung über die in einem Dorf im Bearn (wo die Auswahlmöglichkeiten nicht größer waren als in Montaillou) zwischen 1900 und 1960 geschlossene Ehen festgestellt, daß die süßen Triebe einen, wenn erforderlich, auch auf Bahnen treiben, die durch andere, objektivere Interessen festgelegt sind. »Glückliche Liebe, von der Gesellschaft gutgeheißene und damit erfolgversprechende Liebe, ist in Lesquire [wie das von Bourdieu studierte Dorf heißt] nichts anderes als jenes ›amor fati‹, jene Liebe zur

eigenen sozialen Bestimmung, die bewirkt, daß sich gesellschaftlich füreinander bestimmte Partner auf den anscheinend zufälligen und willkürlichen Wegen der freien Gattenwahl finden.« Ebenso wie in Lesquire noch heute war es vorlängst in Montaillou möglich, sich in einen Partner, den einem die starre Notwendigkeit verschrieb, leidenschaftlich zu verlieben.

Dennoch verfiel man in der Fremde leichter als daheim der großen Leidenschaft, in Katalonien, wo die Sitten freier und die jungen Leute unabhängiger von den Eltern waren. So verliebte Jean Maury, Sohn der Guillemette Maury aus Montaillou, sich in San Mateo (wo er Zuflucht vor der Inquisition gesucht hatte) leidenschaftlich (›adamat‹, sagt der Text, iii. 189) in ein Mädchen namens Marie, das dort zu Hause und nicht einmal wie er selbst häretisch gesinnt war. Die Ehe war sehr erfolgreich. »Für unsere Familie«, sagte Guillemette (ii. 188–189), »ist Marie genau die richtige Schwiegertochter. Was immer wir wollen, will auch Marie und tut es sogar.« Dabei war sie sehr dafür, daß sich prüfe, was ewig sich zu binden beabsichtige. Im gleichen Atemzug, sozusagen, in dem sie ihre Schwiegertochter Marie lobte, brachte sie ihr nach wie vor ungebrochenes Mißtrauen gegen die Töchter des Landes, in welches das Schicksal sie verschlagen hatte, zur Sprache (ii. 188):

»Warum geben wir nicht Eurem Sohn Arnaud eine Frau?«, fragte sie ein zum Essen eingeladener junger

Priester. Worauf sie ohne zu zögern die Antwort gab:

»Nein, wir werden ihm dieses Jahr noch keine Frau geben! Erst müssen wir Leute oder eine Frau finden, denen wir trauen können. Wir kennen hier die Leute nicht.«

Die Ehe eines anderes Jean Maury, des Bruders des Schäfers Pierre Maury, zeigt uns Schicksal und Neigung auf charakteristische Weise zur Übereinstimmung gelangend. Jean war aus den Weidegründen einer katalanischen Gemeinde vertrieben worden, die Fremden nur, wenn sie mit einem einheimischen Mädchen den Nacken ins Ehejoch beugten, Weiderechte auf dem Gemeindeland einzuräumen gewöhnt war. Er war daraufhin mit seiner Herde nach Albi bei Tarragona gezogen, um dort einen Mönch zu besuchen, dem er irgendein Eigentum anvertraut hatte. In Albi hieß es, der sei nach Juncosa gegangen, wohin Jean ihm alsbald folgte. Und in Juncosa fand er, o Wunder, eine Frau, die ihm zwar nicht den Kopf verdrehte – aber gefiel.

Ein Priester legte sich ins Mittel – als Heiratsvermittler fungierten Priester nicht selten auch nördlich der Pyrenäen –, und bald waren Jean und Mathena (so hieß die Frau) verheiratet. Beide waren Flüchtlinge aus der Grafschaft Foix, er aus Montaillou, sie aus Tarascon. Beide stammten aus katharischen Familien, obwohl Jean der Häresie mehr oder weniger abgeschworen hatte.

Das Beispiel eines daheim in Montaillou verheirateten und in seine Frau verliebten Mannes haben wir in dem ›bayle‹ Bernard Clergue. Jedenfalls sagte dieser 1321 aus (i. 273–274): »Vor über zwölf Jahren, während des Sommers, war ich rasend verliebt in Raymonde, die heute meine Frau ist. Ich wollte ins Haus der Belots gehen … bemerkte aber vor unserer Haustür meinen Bruder, den Pfarrer Pierre Clergue. Deshalb mochte ich nicht gehen, denn mein Bruder, der Pfarrer, pflegte mich auszulachen, weil ich so rasend in Raymonde ›Belote‹ verliebt war.«

Wie schon erwähnt, schloß der ›bayle‹ in diese Liebe die ganze ›domus‹ seiner Zukünftigen ein. Insbesondere liebte er auch seine zukünftige Schwiegermutter Guillemette, der er Wein zu kredenzen pflegte. Als diese starb, sagte Guillemette Benet zu Alazaïs Azéma (i. 462): »Die ist nicht zu beklagen. Guillemette ›Belote‹ hatte alles, was sie wollte. Ihr Schwiegersohn tat so viel für sie, daß es ihr nie an etwas fehlte.« Bernard hatte seine Schwiegermutter so gern, daß er sie, als sie im Sterben lag, beschwor, ihre Zuflucht in die ›endura‹ zu nehmen – nämlich keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen, freiwillig Hungers zu sterben, was die Katharer als sicheren Weg zur Rettung ihrer Seelen ansahen.

Bernard war noch jung, als er Raymonde heiratete, und da er als ›bayle‹ ein mächtiger Mann und überdies reich war, fiel es ihm leichter als anderen, eine

Liebesheirat zu machen. Wer eine so gute Partie zu bieten hatte, konnte sich unter den Töchtern der angesehensten Familien des Dorfes die Braut aussuchen. Wohlhabend war auch Raymond Pierre aus Arques, ein Herdenbesitzer, von dem wir ebenfalls erfahren, daß er seine Frau, Sybille war ihr Name, liebte (›diligit‹). Die Neigung soll erwidert worden sein (ii. 415). Eine Verstimmung zwischen den Ehegatten ergab sich aus ihren verschiedenen Meinungen zu der Frage, ob ihr krankes Kind häretiziert werden sollte oder nicht. Doch fanden die beiden schließlich zu einer gemeinsamen ideologischen Basis zurück, und von neuem liebte Raymond seine Frau Sybille.

Oft freilich wurden Ehen ganz ohne Rücksicht auf die Gefühle der unmittelbar Beteiligten arrangiert, auch (oder vielleicht vorzüglich) die Ehen zwischen Standespersonen. Die beiden ersten Ehen der Béatrice de Planissoles etwa scheinen rein auf Grund von genealogischen und Standeserwägungen geschlossen worden zu sein. Manchmal sahen die Brautleute einander zum ersten Mal bei der Hochzeit. Der Ritter Bertrand de Taix sagte (iii. 322): »Ich war sehr enttäuscht von meiner Frau, denn ich dachte die Tochter des Pons Issaura aus Larnat zu heiraten, während es in Wirklichkeit die Tochter des Maitre Issaura aus Larcat war, die ich heiratete.« Das war ärgerlich unter anderem aus dem Grunde, daß die beiden Damen verschiedene religiöse Überzeugungen hatten: Statt einer katharischen Glaubensgenossin hat-

te der unglückliche Bertrand eine strenge Katholikin zur Frau erhalten. So mußte er, der sich auf häretische Unterhaltungen mit seinem Weibe gefreut hatte, statt dessen zwanzig Jahre lang seine tiefsten Gedanken für sich behalten. So etwas hätte allerdings in Montaillou, wo alle einander kannten, nicht passieren können. Doch auch dort heiratete man gewöhnlich mehr mit Rücksicht auf die beteiligten ›domus‹ als auf die Individuen, die jeweils den ewigen Bund schlossen.

Immerhin kamen Liebesheiraten vor – wenigstens für Männer. Frauen fiel es vergleichsweise noch schwerer als den Männern, bei Gelegenheit ihrer Verehelichung die Stimme ihres Herzens zu Gehör zu bringen. Überhaupt spitzt der nach dieser Stimme aushorchende Historiker die Ohren fast vergeblich. Die Stimmen der Herzen von Ehefrauen scheint man in der hier untersuchten Epoche und Landschaft nicht der Rede wert gefunden zu haben; sie sind wenigstens nicht aktenkundig. Eheliche Liebe wurde höchstens als Männersache mal zur Sprache gebracht.

Überhaupt redeten die Frauen von Montaillou selten von Liebe (›adamare‹ oder ›diligere‹), um ihre Gefühle für einen Mann zu kennzeichnen, nie wenn es sich bei dem Betreffenden um ihren Gemahl handelte. Wie die Troubadours hielten sie echte Liebe nur außerhalb der Ehe für möglich. Béatrice de Planissoles und Alazaïs Guilhabert erinnerten sich, verliebt gewesen zu sein – aber nicht in ihre Eheherrn.

Allerdings arbeiteten die Frauen daraufhin, die Liebe der Eheherren zu erregen. Béatrice de Planissoles tränkte mit dem ersten Menstruations-Blut ihrer Tochter Philippa ein Amulett, das den zukünftigen Mann des Mädchens so in seine Frau verliebt machen sollte, daß er für andere Frauen keinen Gedanken mehr haben sollte (i. 248). Philippas Gefühle für den Betreffenden dagegen ließ sie deren Sache sein.

Tatsächlich hatten die Mädchen, da sie fast durchweg sehr jung heirateten, kaum Zeit, sich in ihren Zukünftigen zu verlieben. Für den Bräutigam kam es deshalb darauf an – wie Bernard Clergue sehr richtig erkannte –, sich die zukünftige Schwiegermutter geneigt zu machen. Guillemette Maury, Pierre Maurys jüngere Schwester, wurde von ihrem Vater mit dem Zimmermann Bertrand Piquier aus Laroque d'Olmes verheiratet, als sie noch nicht achtzehn Jahre alt war. Sie sympathisierte mit den Katharern, er war ein strenger Katholik, und die Ehe wurde unglücklich, wie wir wissen. Zweimal lief die junge Frau ihrem Mann davon, kehrte einmal für kurze Zeit ins Haus ihres Vaters nach Montaillou zurück, ließ sich dann von ihrem Bruder dem verhaßten Ehemann endgültig entführen. Grazide Lizier wurde als Fünfzehn- oder Sechzehnjährige verheiratet. Ein Mädchen wurde Pierre Maury als Sechsjährige anverlobt. Philippa, Béatricens Tochter, sollte schon gleich nach ihrer ersten Menstruation verheiratet werden; wenigstens ist in einer nicht ganz

deutlichen Stelle des hier untersuchten Protokolls[1] von einer Verlobung und sogar von einem Ehemann die Rede, wenngleich die Ehe weder vollzogen noch eigentlich geschlossen worden zu sein scheint. Béatrice war jünger als zwanzig Jahre, als sie zum ersten Mal heiratete. Raymonde Maury, eine andere Schwester des Schäfers Pierre, heiratete, als sie höchstens achtzehn Jahre alt war, einen Mann aus Montaillou namens Guillaume Marty.

Esclarmonde Clergue, geborene Fort, hatte wahrscheinlich schon mit vierzehn Jahren geheiratet.

Andererseits scheinen die Männer in Montaillou nicht jung geheiratet zu haben. Die jungen Leute zwischen fünfzehn und zwanzig, die in unseren Unterlagen

1 Die fragliche Stelle (i. 248) sagt: »… quod et dicta Philippa fecit [nämlich Tücher mit ihrem Menstruations-Blut tränken] et deinde dictos pannos decicavit, intendens, quando maritum duxisset dicta Philippa, quod daret dicto marito ad bibendum de dicto menstruo, quod exprimeretur de dictis pannis quando madefacti fuissent. Et cum hoc anno dicta Philippa desponsasset virum, ipsa fuit in proposito bis quod daret ad bibendum de dicto menstruo sponso dicte Philippe, sed, ut dixit, cogitavit quod melius hoc fieret quando maritus dicte Philippe eam carnaliter cognovisset … Et quia quando ipsa que loquitur [nämlich Béatrice, die Mutter] capta fuit nondum matrimonium consummatum erat inter dictam Philippam et virum suum, nee eciam nupeie facte erant, ideirco non dedit bibere viro dicte Philippe de dicto menstruo.«

erwähnt werden, waren sämtlich noch unverheiratet. Die Ehe war für den Mann eine verantwortungsvolle Angelegenheit, und so heiratete kaum einer, der noch nicht mindestens fünfundzwanzig Jahre alt war und es nicht schon zu etwas gebracht hatte. Bernard Clergue war bereits ›bayle‹ des Dorfes – und Vater einer unehelichen Tochter –, als die große Leidenschaft für Raymonde Belot ihn überkam. Bernard Belot hatte schon eine ganze Reihe von unehelichen Kindern, als er heiratete – übrigens ein Mädchen, dem er noch kein Kind gemacht hatte. Pierre Maury war über dreißig, als man versuchte, ihn zu verheiraten. Arnaud Vital hatte schon ein langes, lustiges Junggesellenleben hinter sich, als er Raymonde Guilhou heiratete. Raymond Roussel hielt um die Hand von Pierre Clergues (eines Namensvetters des Pfarrers) Schwester erst an, nachdem er lange Verwalter des Schlosses von Montaillou und Béatricens platonischer Liebhaber gewesen war (i. 338). Arnaud Belot war weit über dreißig, als er Raymonde d'Argelliers heiratete (iii. 63). Jean Maury verheiratete sich mit Mathena Cervel erst, nachdem er schon lange beiderseits der Pyrenäen seine Schafe gehütet hatte, als er schon mindestens fünfundzwanzig Jahre alt war (ii. 469–470).

Kurzum, Männer heirateten in Montaillou gewöhnlich als Erwachsene – und oft genug heirateten sie junge Unschuldslämmer. Für die Bräute fing das Leben erst an, während die Männer schon von der Jugend

Abschied nahmen. Da damals jung gestorben wurde, waren nicht wenige der jungen Bräute Witwen, kaum daß sie geheiratet hatten. Und so heirateten viele Frauen nach dem ersten Mann einen zweiten. Und nicht selten begruben sie den auch, um dann einen dritten zu heiraten.

Beneidenswert war die Lage der jungen Braut in Montaillou und Umgebung um 1300 nicht. Mit einer Tracht Prügel ab und zu hatte jede verheiratete Frau zu rechnen. Ein etwas zweideutiges Sprichwort behauptete zwar (iii. 243):

> Aquel que bat sa molher am le coyshi
> le cuia far mal e no lui fa ges

also ungefähr:

> Wer seine Frau mit dem Kissen verhaut,
> Tut ihr nicht weh, schreit sie auch laut.

Aber es spricht viel dafür, daß die meisten Männer ihren Frauen auch wehzutun wußten. Bernard Befayt, ein Holzfäller, verprügelte seine Frau zwar einmal, um seine Schwiegermutter gegen sie zu schützen, wie wir erfahren (iii. 178), aber es ist zu befürchten, daß Weibesmißhandlungen in den seltensten Fällen aus so lauteren Beweggründen entsprangen. Dazu scheinen sie zu gewöhnlich gewesen zu sein. So wußte denn auch Prades Tavernier gleich, was er von Guillemette Clergues blauem Auge zu halten hatte (i. 337): »Hallo, Guillemette, was ist los? Hat dich dein

Mann verprügelt?« rief er. »Nein«, antwortete sie, »ich habe nur irgendwas am Auge.« Sie redete in diesem Fall die Wahrheit, aber ihren Eheherrn fürchtete sie allerdings.

Eines Tages war sie mit ihrer Mutter Alazaïs auf einem Feld, das ihrem Vater, Bernard Rives, gehörte, bei der Kornernte. Die beiden Frauen unterhielten sich über die ›guten Leute‹ (i. 334–335):

»Sie retten Seelen, sie essen kein Fleisch und berühren keine Frau«, sagte Alazaïs.

»Aber laß ja meinen Mann nicht hören, daß wir von diesen Leuten gesprochen haben«, bat Guillemette die Mutter. »Er würde mich umbringen. Denn er haßt die Ketzer.«

Guillemette machte auch dem sie vernehmenden Bischof Fournier gegenüber keinen Hehl aus ihrer Furcht vor ihrem Mann (i. 341):

»Habt Ihr Eurem Mann gesagt, daß Ihr den Häretiker Prades Tavernier schon mal gesehen hattet?« fragte der Bischof.

»Nein«, erwiderte die Frau, »ich hatte Angst, er würde mich schlagen, wenn ich's ihm sagte.«

Wir haben schon gesehen, wie es Pierre Maurys Schwester Guillemette bei ihrem Mann erging.

Übrigens waren in dieser Hinsicht Bürgersfrauen und selbst Damen von Adel nicht besser dran als ihre Schwestern auf dem Lande. Gewalttätig waren die Ehemänner aller Stände. Béatrice de Planissoles fürch-

tete, ihr Mann würde sie umbringen, wenn er sie bei einem Seitensprung mit dem Verwalter ertappte. Sie fürchtete sich auch vor ihren Brüdern, die sich grob in ihre Herzensangelegenheiten einmischten, als sie für Barthélemy Amilhac entbrannt war. Die entsprechenden Gewohnheiten des Bürgertums finden wir in einem Gespräch des großen Pierre Authié mit seinem Schwiegersohn beleuchtet:

»Arnaud«, sagte Authié, da er sich mit diesem auf dem Platz von Ax-les-Thermes erging, »Ihr vertragt Euch nicht mit meiner Tochter Guillemette, Eurem Weibe; Ihr seid hart und grausam gegen sie; und damit verstoßt Ihr gegen die Schrift, welche bestimmt, daß der Mensch friedfertig sei, sanft und zärtlich.«

»Das ist die Schuld Eurer Tochter«, erwiderte Arnaud Teisseire, der Schwiegersohn, der allerdings hart und grausam gegen dieselbe war. »Sie ist übellaunig und ein Klatschweib. Und paßt auf, daß Ihr nicht selbst was in die Fresse kriegt, Eurer katharischen, losen Zunge wegen.«

Guillaume Ascou aus Ascou, ein treuer Sohn der Kirche, verdächtigte sein Weib Florence, Beziehungen zu den Ketzern zu unterhalten (ii. 365): »Du Sau!« schrie er sie an, »… dich und deine Komplizin Rixende, diese Aussätzige und Ketzerin, Weib Pierre Amiels von Ascou; man sollte euch beide verbrennen … Und ich, ich würde mich gewiß nicht zieren, so einer alten Sau die Leber und die Eingeweide rauszureißen!«

Raymond Sicre, der Zeuge dieser ehelichen Auseinandersetzung gewesen war, erinnerte sich weiter: »Und dann ging Guillaume d'Ascou wütend ins Bett und steckte, Drohungen gegen seine Gemahlin ausstoßend, den Kopf unter die Decken. Die besagte Gemahlin, diese Drohungen vernehmend, ging durch die Kammertür aus dem Haus und verschwand.«

Die mitgeteilten Anekdoten sind keineswegs die einzigen derartigen, die wir im Protokoll der Untersuchungen des Bischofs von Pamiers finden. Schläge kriegten außer den Frauen natürlich auch die Kinder. Doch scheint die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, als eine ganz natürliche, irgendwie herzlicher gewesen zu sein als die wenigstens ursprünglich sozial verabredete zwischen Ehegatten.

Aufgeklärte Katharer, die sich, wie Pierre Authié, in der Bibel auskannten, sprachen sich für eine humanere Behandlung der Frauen aus (ii. 213). Aber hinsichtlich der Institution der Ehe wenigstens war die bäuerliche Kultur des Hochlands der Ariège zu Anfang des 14. Jahrhunderts zweifellos frauenfeindlich. Selbst Pierre Authié hielt, trotz der Zuneigung, die er seiner Tochter bewies, die Frauen im allgemeinen für gemein (ii. 409). Und Bélibaste, der seine Geliebte für ein paar Tage mit Pierre Maury zu verheiraten keinen Anstand nahm (aus welchen Gründen haben wir schon erörtert), bekannte sich auch theoretisch zu einer aufgeklärtes Empfinden erschreckenden Geringschätzung des schönen Ge-

schlechts. Die Seele einer Frau, lehrte er, war als solche vom Paradies ausgeschlossen; um dort Zugang zu finden, mußte sie erst, und sei es nur für kürzeste Zeit, einer Reinkarnation männlichen Geschlechts teilhaftig werden.[1] Eines Tages sagte Bélibaste zu Pierre Maury und Raymonde (iii. 191): »Ein Mann ist nichts wert, wenn er nicht seines Weibes Herr ist.« Pierre Maury selbst fand bei einer anderen Gelegenheit: »Frauen sind Teufel (ii. 415). Arnaud Laufre aus Tignac stellte – während einer Auseinandersetzung mit einer Frau natürlich – apodiktisch fest (ii. 131): »Die Seele einer Frau und die Seele einer Sau sind ein und dasselbe – mit anderen Worten, nicht viel wert.« Von einem Umtrunk unter Männern wurden Frauen ausgeschlossen (iii. 155).

Männer prügelten ihre Frauen nicht nur häufig, manchmal redeten sie auch nicht mit ihnen. Das Schweigen konnte beiderseitig sein, wie wir aus den Geschichten von Guillemette Clergue, Raymonde Marty, Béatrice de Planissoles und Raymonde Guilhou wissen. Daran war nicht immer nur ein aus der

1 ii. 441–442. Die Waldenser von Pamiers, die im ganzen weltlicher gesinnt waren als die Katharer im Gebirge, waren auch in diesem Punkte konzilianter. Einer von ihnen, Raymond de la Côte, bestritt ausdrücklich die Möglichkeit (und damit wohl auch die Notwendigkeit) eines solchen postumen Geschlechtswandels der Weiber. »Jeder«, sagte er (i. 88), »wird in seinem eigenen Geschlecht wiedergeboren.«

Unterschiedlichkeit der religiösen Überzeugungen der Ehepartner resultierendes Mißtrauen schuld. Untereinander redeten die Frauen, außer Hörweite ihrer Männer. Denn sie fürchteten diese, selbst wenn sie sie liebten: »Ich fürchte und liebe meinen Mann sehr«, bekannte Sybille Pierre (ii. 424).

Doch die Frauen von Montaillou machten das Beste aus ihrer beklagenswerten Lage. Und wo es ihnen gelang, ein ›Matriarchat‹ zu errichten, hatten sie auch einen gewissen institutionellen Rückhalt bei diesem Bemühen. Matriarchalische Verhältnisse ergaben sich, wenn nach dem durch Tod oder sonstwie verursachten Abgang des Familienoberhaupts die Geschicke des Haushalts zeitweilig oder dauernd in die Hände der hinterbliebenen Hausmutter gerieten. Dies geschah, wenn kein männlicher Nachfolger vorhanden war, der die Stelle des verstorbenen oder wie auch immer abhandengekommenen Hausvaters einnehmen konnte. Normalerweise bemühte sich ein Hausvater, der keine männlichen Erben hatte, um einen Schwiegersohn, dem er seine ›domus‹ anvertrauen könnte. Mitunter nahm er denselben dann offiziell an Sohnes Statt an, wodurch er dann mit Leib und Seele in die ›domus‹ gehörte, in die er zuvor nur eingeheiratet hatte. Freilich brachte dies den Betreffenden hinsichtlich des Namens und der Person seiner Frau in eine schwierige Lage.

Guillaume de l'Aire aus Tignac konnte ein Lied davon singen (ii. 129). »Er nahm eine Frau aus Lordat und wurde hinfort, nach der Familie seiner Frau, in deren Haus er eintrat, Guillaume de Corneillan genannt. Dieser Guillaume soll noch am Leben sein und noch immer in Lordat wohnen.« Hier zeigt sich, daß der Name, welchen der Schwiegersohn annahm, nicht eigentlich derjenige seiner Frau, sondern vielmehr derjenige seines um männliche Erben verlegenen Schwiegervaters, der Name der ›domus‹, war, in die er einheiratete. Immerhin konnte eine tatkräftige und unternehmende Frau aus der Situation, die sich ergab, wenn ihr Mann ins Haus ihres Vaters einheiratete und dessen, ihren Namen annahm, sich viel Macht verschaffen. Wie das der Fall der Sybille Baille aus Ax-les-Thermes zeigt. Sybille hatte ein Haus in Ax geerbt, von dem ihre Kinder als von dem ›ostal‹ ihrer Mutter sprachen. Ihr Mann war Arnaud Sicre, Notar in Tarascon; doch da sie das Haus in die Ehe gebracht hatte, war sie weniger demütig und unterwürfig als andere Frauen. Arnaud, der sehr gegen die Katharer eingenommen war, hatte das Unglück, den Widerwillen seiner sehr eigenwilligen und noch jungen Frau zu erregen, und wurde daher eines Tages ohne Umstände vor die Tür gesetzt. Arnaud mußte sich fortan wieder als Notar in Tarascon sein Brot verdienen, wohin ihm etwas später die Gemahlin den inzwischen siebenjährigen gemeinsamen Sohn Arnaud nachsandte, mit

der Bitte, gefälligst dessen Erziehung in die Hand zu nehmen. Frau Sybille betätigte sich unterdessen katharisch-propagandistisch. Ihre Söhne, zwischen Vater und Mutterhaus einigermaßen hin und her gerissen, wie es scheint, nannten sich manchmal Sicre nach dem Vater, manchmal Baille nach dem Haus, aus dem sie stammten. Arnaud Baille-Sicre, der, um die verlorene mütterliche ›domus‹ wieder an sich zu bringen, der Inquisition Spitzeldienste leistete, ließ niemanden im Zweifel darüber, daß er sich in erster Linie dieser ›domus‹ zugehörig fühlte.

Auch von Guillemette Maury ist in diesem Zusammenhang zu reden. Dieselbe – eine nahe Verwandte Pierre Maurys, doch nicht zu verwechseln mit dessen gleichnamiger Schwester – war die Gattin Bernard Martys, der eine ›domus‹ in Montaillou hatte. Nachdem im Jahre 1308 die Inquisition auch im Gebirge hart durchzugreifen begonnen hatte, waren die Martys nach Katalonien geflüchtet, wo sie lange ohne festen Wohnsitz von Stadt zu Stadt gewandert waren. Unterdessen war Bernard Marty gestorben. Die beiden Söhne, starke junge Burschen, und die Mutter hatten sich nach dem Tod des Vaters und Gatten in San Mateo niedergelassen (iii. 169), einer Stadt, »wo etwas zu holen war«, wie es hieß. Hier waren denn auch tatsächlich die drei Hinterbliebenen imstande, sich ein eigenes ›ostal‹ zu verdienen. Dazu gehörten schließlich außer einem Haus mit mehreren Räumen

ein Hof, Garten, Kornfeld, Weinberge, Weiden, ein Esel, ein Maultier, Schafe. Guillemette, die das Unternehmen leitete, bewirtete (wie wir schon bei anderer Gelegenheit erwähnten) mitunter zwölf Gäste. Dieses neue ›ostal‹, ganz auf den Fleiß und Geschäftssinn Guillemettes und ihrer Söhne gegründet, schuldete natürlich dem verstorbenen Bernard Marty überhaupt nichts mehr. Tatsächlich geriet dieser auch ganz in Vergessenheit. Guillemette konnte sich »Euer Gnaden, Frau Guillemette« nennen lassen (ii. 28) und nahm ihren Mädchennamen Maury wieder an. Und als Jean und Arnaud Maury kannte man sogar die Söhne des langverblichenen Bernard Marty.

Wie in matriarchalischen Systemen gewöhnlich, spielte auch in diesem Haushalt ein Bruder der Mutter eine wichtige Rolle: hier Pierre Maury, nur ein Namensvetter, doch ein leiblicher Onkel des Schäfers, mit dem wir nähere Bekanntschaft haben. Doch blieb Guillemette selbst der Haushaltungsvorstand. Sie befand über die Heiratspläne ihrer erwachsenen Söhne. Sie führte das Zepter im Hause.

Montaillou, Prades d'Aillon, Mérens, Belcaire – alles Gebirgsdörfer in der Grafschaft Foix und im Pays de Sault – hätten ähnliche Geschichten erzählen können. Denn auch aus diesen Orten hören wir von tatkräftigen Witwen oder Erbinnen einer ›domus‹, die sich ähnliche Machtstellungen schufen. Die Leute pflegten solchen Frauen zu dem durch die weibliche Endung auf -a

veränderten Namen ihres Vaters oder verstorbenen Mannes den Ehrentitel Na – kurz für ›domina‹, also Herrin – zu geben. Die alte Na Roqua in Montaillou war eine der Mütter der katharischen Gemeinde und Beraterin der dazu gehörigen Familienoberhäupter. Na Carminagua war ebenfalls eine einflußreiche Frau und Herrscherin einer ›domus‹ (i. 458; iii75). Na Ferriola in Mérens besaß ein Haus und eine Ziegenherde, die sie von zu diesem Zwecke angestellten Hirten hüten ließ. Auch sie war häretisch (ii. 461, 477; iii. 163). Na Ferreria in Prades d'Aillon war als Augenheilkundige bekannt (i. 337). Der Schmied Bernard den Alazaïs (d. i. de Na Alazaïs) stammte wahrscheinlich von einer solchen Frau ab; wir wissen allerdings nicht, ob die besagte Alazaïs seine Mutter oder eine fernere Vorfahrin war. Dieser Schmied besaß, wie Na Ferreria, überlieferte geheime Wissenschaft, das Schicksal der Seelen nach dem Tode betreffend. Hatte er sie geerbt? Ist die Überlieferung solcher Kenntnisse in der abendländischen Gesellschaft nicht immer von den Frauen am sorgfältigsten besorgt worden?

Festzustellen ist jedenfalls, daß die Frauen, wenn sie in die Jahre kamen, eher als in der Jugend hoffen konnten, sich Gehör zu verschaffen in der Männerwelt. Macht wuchs ihnen, wenn überhaupt, erst nach den Wechseljahren zu.

Eine beschränkte, aber gleichwohl unleugbare Emanzipation gewannen manche Frauen auch durch

die von ihnen ausgeübten Tätigkeiten, bei denen es sich nicht immer um spezifisch weibliche Tätigkeiten handelte. Wie wir schon sahen, verdiente sich Fabrisse Rives ihren Lebensunterhalt als Weinhändlerin in Montaillou (i. 325–326). Recht und schlecht, weil sie in Montaillou nicht viele potentielle Kunden hatte. Alazaïs Azéma verkaufte Käse. In Laroque d'Olmes und jenseits der Pyrenäen betrieben Wirtinnen die Wirtshäuser an den Straßen und auf den Märkten.

Angesichts der Macht, die sich die Männerwelt anmaßte, war zu der Zeit und in der Gegend, die wir hier untersuchen, das schwache Geschlecht wirklich schwach. Doch ganz hilflos waren die Frauen gleichwohl nicht.

Im eigenen Hause mußte die Frau zweifellos hart arbeiten. Aber aus ihren Pflichten wuchs ihr auch eine gewisse Macht zu. Und mit zunehmendem Alter stieg ihr Ansehen in der Familie, wenn auch nicht unbedingt bei ihrem Mann: Der mochte sie wohl ein altes Weib, eine alte Ketzerin, gar alte Sau schimpfen. Aber für Kinder, Nichten und Neffen war sie Respektsperson: Die Frau mochte verächtlich behandelt werden, die Mutter galt immer als ehrwürdig.

Die Katharer hatten es wegen dieser (sicherlich nicht nur in den Mittelmeerländern) tiefverwurzelten Überzeugung auch nicht leicht, ihren Anhängern den Kult der Muttergottes abzugewöhnen. Und selbst wenn sich ihre Proselyten belehren ließen dahingehend,

daß Maria nur das fleischerne Faß gewesen, in welchem Jesus Christus ›verschattet‹ gewohnt habe, eine Zeitlang, zogen die doch aus der empfangenen Lehre keine Nutzanwendung im Umgang mit ihren eigenen Müttern. Pierre Clergue, der nichts und niemanden sonst achtete, liebte und verehrte das Andenken seiner Mutter. Guillaume Austatz, der ›bayle‹ von Ornolac, ein Bauer, redete seine Mutter respektvoll mit ›Ihr‹ an. Seine halb ketzerischen, halb materialistischen Anschauungen hatte er übrigens von ihr.

Natürlich gab es auch am Oberlauf der Ariège schlechte Söhne. Stephanie de Châteauverdun wurde von ihrem Sohn tyrannisiert. Aber in den weiblichen Lebensgeschichten, die den Protokollen der Untersuchung des Bischofs von Pamiers zu entnehmen sind, begegnen wir doch fast stets der charakteristischen Verwandlung der von einem älteren Ehemann unterdrückten jungen Frau in eine von ihren Söhnen verehrte alte Mutter. Daß auch Töchter ihre Mutter liebten, sei, der Vollständigkeit des Bildes wegen, nicht verschwiegen. Ava, Philippa, Esclarmonde und Condors, die Töchter der Béatrice de Planissoles, weinten bei dem Gedanken an die Gefahren, die im Falle einer Verhaftung ihrer Mutter drohten (i. 257) – eingedenk der Liebe, die sie ihnen stets erwiesen hatte (i. 246).

Bauerntöchter redeten achtungsvoll von ihrer ›Frau Mutter‹, die ihnen freilich noch, wenn sie schon verheiratet waren, manchen Dienst erweisen konnte. »Wo

ist meine Frau Mutter?«, fragte Guillemette Clergue (i. 337), als sie auf der Schwelle ihres Elternhauses ihrem Bruder begegnete, der eben den Mist hinausschaffte. Guillemette, Frau eines gewalttätigen Mannes, wollte die Mutter um Kämme zum Flachskämmen bitten. »Und was wollt Ihr von der?« fragte der Bruder zurück. Sie nannte ihr Begehren und wurde grob abgewiesen. »Unsere Mutter ist nicht da. Sie ist Wasser holen gegangen und kommt noch lange nicht wieder.«

Wie man sieht, redete in dieser übrigens nicht gerade durch feine Umgangsformen ausgezeichneten Familie sogar der grobe Bruder (der ihr bei dieser Gelegenheit den Eintritt ins Elternhaus verwehrte) die Schwester mit dem höflichen ›Ihr‹ an.

Von Vuissane Testanière wissen wir, daß auch sie ihre Mutter hochachtete. Vuissane, die junge Geliebte Bernard Belots, schwor ihrem katharischen Irrglauben ab, nachdem Arnaud Vital versucht hatte, sie zu vergewaltigen. Das Verdienst dieser Bekehrung schrieb sie aber im Verhör ausdrücklich dem Einfluß ihrer guten Mutter zu. Jean Pelissier andererseits ließ sich von seiner Tante Maura zu den Anschauungen der Katharer bekehren (iii. 79).

Natürlich gab es auch heftige Auseinandersetzungen zwischen mächtigen alten und weniger mächtigen jüngeren Frauen, auch solche zwischen Müttern und Töchtern. Zwischen Jeanne Befayt und ihrer Mutter Emersende Marty gab es sogar homerische Schlach-

ten, bei denen es nicht nur harte Worte, sondern auch Hiebe setzte. Aber solche häßlichen Szenen waren charakteristisch für die kulturelle Zersetzung, die das Milieu der katharischen Emigranten in Katalonien (wo man allgemein zum römischen Glauben hielt) früher oder später zu zerstören drohte. Vor der Flucht aus der Heimat, in Montaillou, hatte auch Jeanne ihre Mutter respektiert. Selbst der Prophet Bélibaste übrigens schätzte diese sehr hoch:

»Sie hat über zwanzig Häretiker gesehen«, sagte er (ii. 64, 75). »Sie weiß und sieht das Gute besser als wir.« Die alte Guillemette ›Belote‹ in Montaillou, die in ihrem häretischen Glauben alt geworden war, erfreute sich des höchsten Ansehens bei ihren Glaubensgenossen, bei deren Anhängern, überhaupt im ganzen Dorf.

Auch junge Bauernfrauen waren gegen die tatsächliche oder drohende Gewalttätigkeit ihrer Ehemänner nicht ganz wehrlos. Manche waren selbst sehr streitsüchtig. Pierre Maurys Schwester (jene, die mit seiner Hilfe ihrem Mann ein für alle Male davonlief) galt bei den Häretikern, deren Gesellschaft sie nach ihrer Flucht aus dem Ehebett bevorzugte, als scharfzüngige, spöttische und streitsüchtige Frau (iii. 155). Maitre Salacrou in Bouan (einem auf dem Gebiet des heutigen Departements Ariège gelegenen Dorf) pflegte Zeter und Mordio zu schreien, wenn ihm Ketzer ins Haus schneiten (ii. 425), aber auf seine Frau und seine Toch-

ter Blanche machte das nicht den mindesten Eindruck. Jedenfalls ließen sie sich durch solche Unmutsbekundungen nicht davon abhalten, auch weiterhin durchreisende ›parfaits‹ zu bewirten; sie waren nämlich beide gut katharisch gesinnt. Frauen galten überhaupt als streitsüchtig, nicht nur im Umgang mit Männern. So berichtete Fabrisse Rives (i. 325): »Mit Alazaïs Rives stritten wir uns oft. Das hörte erst auf, als wir jede das kleine häretische Geheimnis der anderen entdeckt hatten und derart in Stand gesetzt waren, eine die andere bei der Inquisition anzuzeigen. Von dem Augenblick an stritten wir nicht mehr miteinander.«

Wenn trotz alledem das gesellige Leben in Montaillou verhältnismäßig reibungslos seinen Gang ging, so hat man die Ursache dafür wohl nicht allein in der unangefochtenen Machtvollkommenheit zu sehen, aus der die Männer ihren Ordnungsbegriffen Geltung verschaffen konnten. Eine sehr wichtige Rolle spielte dabei auch ein in allen traditionell bestimmten Gesellschaften des westlichen Mittelmeerraums geltender Ehrbegriff. Pitt Rivers hat in einer Untersuchung andalusischer Verhältnisse (Pitt Rivers, ›People of the Sierra‹, 1961) die aus der allgemeinen Scheu vor dem Ehrenrührigen sich ergebenden, weitreichenden Konsequenzen nachgewiesen. ›Vergüenza‹ – Scham – bedeutet dort auch Zurückhaltung, Sorge für den guten Ruf, Wachsamkeit gegen jeden Angriff auf die weibliche Tugend,

die Ehemännern so teuer ist. Jede Frau besitzt, nach Pitt Rivers, ›vergüenza‹ in beschränkter Menge – die sich nie wieder herstellen läßt, wenn sie einmal verlorengeht. ›Vergüenza‹ kann überhaupt nur abhanden kommen, ist auf keine Weise zu gewinnen. Ein veräußerlichter, kein verinnerlichter Wert, erblich und von jeder Generation der nächsten weiterzugeben. Sinn für diese Qualität finden wir auch bei den Frauen des niederen Adels, denen wir in Montaillou begegnen; und augenscheinlich hielt dieser Sinn sie zu ehelicher Treue mindestens so nachdrücklich an wie die Furcht vor Prügeln oder Schlimmerem. So fürchtete Béatrice de Planissoles selbst ein unbegründetes Gerücht, das ihr ein Verhältnis mit ihrem Verwalter nachsagte (i. 222), aus Angst, ihr Mann könnte glauben, daß sie etwas Unehrenhaftes (›inhoneste‹) getan hätte. Hier hat man es deutlich mit einem ›veräußerlichten‹ ›point d'honneur‹ zu tun, der die Meinung der anderen, nicht das eigene Gewissen, zu fürchten hat. »Wenn ich mit Euch in die Lombardei gehe, werden die Leute sagen, wir wären aus der Heimat fortgegangen, unsere Lüste zu befriedigen«, sagte Béatrice. Bei anderer Gelegenheit äußerte sie die Furcht vor der Geringschätzung ihrer beiden Liebhaber, im Falle sie sich, nach dem Tode ihres Ehemannes, mit mehreren Männern zugleich einließe. Während ihrer ersten Witwenschaft fürchtete sie die Schande, die über ihr Geschlecht und namentlich über ihren Vater, Philippe de Planis-

soles, käme, wenn sie ein uneheliches Kind zur Welt brächte. Der Fehltritt einer Frau brachte ihrer ganzen Familie Schande. Deshalb wurde Béatrice, als sie mit Barthélemy Amilhac zusammenlebte, von ihren Brüdern gezwungen, aus deren Dorf fortzuziehen. Die Einstellung war nicht nur beim Adel anzutreffen. Pierre Maury vertraute Guillaume und Bernard Bélibaste die Ehre seiner Schwester Guillemette an (iii. 155): »Nach dem Essen sagten Bernard und Guillaume zu Pierre: ›Wir werden für deine Schwester sorgen wie für uns selbst: Sie selbst wird sich so betragen, daß wir sie mit Zuneigung und Ehre umgeben werden.‹«

Und die Schwester ihrerseits versprach: »Alles, was ich zu tun habe, will ich gut machen.«

Eine Bauerntochter hatte weniger Ehre zu verlieren als eine Dame von Adel. Aber Ehre – und vor allem deren Verlust, Schande – spielte bei moralischen Erwägungen auch der Bauern des Gebirges wahrscheinlich die wichtigste Rolle.

Ehen endeten gewöhnlich mit dem Tode eines der Partner, des Mannes in den meisten Fällen. Witwen sind in fast allen traditionellen Gesellschaften zahlreicher als Witwer. Diese Tendenz war im Pays d'Aillon, in Prades ganz wie in Montaillou, besonders ausgeprägt. Mit dem gewöhnlich großen Altersunterschied zwischen den Ehegatten haben wir eine der Ursachen dieses Phänomens schon genannt. Unter den neunzehn Frauen

aus Prades und Montaillou, die Jacques Fournier vernahm, waren sieben verheiratet, zwölf verwitwet. Die Witwen waren nicht alle arm, denn manche lebten bei ihren erwachsenen unverheirateten Söhnen oder im Hause eines verheirateten Sohns. Wie schon erwähnt, genossen einige große Autorität in der katharischen Gemeinde. Die eng miteinander befreundeten drei ›Parzen‹ von Montaillou namentlich sind da zu nennen: Na Roqua, Guillemette Clergue und Guillemette ›Belote‹. Sie berieten nach Art von Beichtmüttern die Dörfler in Gewissensfragen und gaben überhaupt in der weiblichen Gesellschaft von Montaillou den Ton an. In Katalonien hatten die Witwen Emersende Marty und Guillemette Maury ebenfalls bei ideologischen Erörterungen ein wichtiges Wort mitzureden. Manchmal verheirateten sich Witwen wieder. Einige taten dies umgehend, wie Béatrice de Planissoles und jene Raymonde Lizier, deren erster Mann ermordet worden war. Andere begnügten sich in Abwesenheit eines Heiratswilligen zeitweilig mit einem Konkubinat – wiewohl diese Lösung natürlich nicht ganz befriedigend, da auch ›unehrenhaft‹, war.

In nicht wenigen vormodernen Gesellschaften standen der Wiederverheiratung von Witwen Vorurteile entgegen – sachlich begründet, insofern die zum zweiten Mal heiratende Witwe den noch unverheirateten Mädchen einen Freier wegnahm –, die, verletzt, eine symbolische Bestrafung der Missetäterin forder-

ten. Entsprechende Bräuche, einen Charivari vor der Hochzeit einer Witwe etwa, scheint es in Montaillou nicht gegeben zu haben. Allerdings soll Mengarde Buscailh aus Prades den unsittlichen Anträgen des Pfarrers Pierre Clergue mit einem entrüsteten Hinweis auf ihren Witwenstand entgegengetreten sein (i. 491): »Nein, ich will nicht. Es wäre eine große Sünde. Vergiß nicht, daß ich Witwe bin!«

Ausnahmsweise konnte eine Ehe auch mit der Scheidung, oder wenigstens Trennung, der Ehegatten enden. In Montaillou waren die Frauen allerdings zu schüchtern und den strengen Satzungen der ›domus‹ zu gehorsam, als daß sie gewagt hätten, sich ihrerseits von einem unerträglichen Eheherrn loszusagen. Aber Männer, die ihren Frauen mit der Verstoßung drohten, gab es allerdings, einen sogar, der mit solchen Drohungen ernst machte. Fabrisse Rives konnte das bezeugen. Fabrisse zog nach ihrer Verehelichung in das Haus, das ihr Mann, Pons Rives, mit seinen Eltern, Bernard und Alazaïs Rives, bewohnte (i. 339–340). Mit dem Schwiegervater, der ein stiller, in allen Dingen seinem herrschsüchtigen Sohn Pons ergebener Mann gewesen sein muß, scheint die junge Frau Schwierigkeiten nicht gehabt zu haben. Um so mehr hatte sie deren mit der Schwiegermutter Alazaïs, die, schlau und machthungrig, die rechte Mutter ihres Sohnes war. Mutter und Sohn waren ein Herz und eine Seele, auch insofern beide katharisch gesinnt waren. Fabrisse war keine

Ketzerin, und schon aus diesem Grunde störte sie die Kreise der beiden, zumal sie die Ketzerei ausdrücklich mißbilligte, ja bei einer Gelegenheit (ahnungslos, wie sie war) dem Pfarrer die Anwesenheit von ›guten Leuten‹ im Dorf angezeigt hatte, auf daß Maßregeln gegen diese ergriffen würden. So dauerte es nicht lange, bis Pons gesprächsweise gegen seine junge Frau bemerkte: »Dich hat wirklich der Teufel ins Haus gebracht.«

Und dann verstieß er sie. Fabrisse legte sich, wie wir schon wissen, auf den Weinhandel. Ihre Tochter Grazide zog sie auf, so gut es ging (es ging nicht immer gut, der Weinhandel ging in Montaillou eher schlecht als recht), doch endlich bot die mächtige ›domus‹ der Clergues den beiden alleinstehenden Frauen Unterschlupf. Fabrisse wurde von Bernard Clergue unterstützt, und die Tochter machte Pierre Clergue, der Pfarrer, zu seiner Geliebten.

Fabrisse Rives wurde also von ihrem Mann verstoßen, weil sie keine Ketzerin war. Ein ähnliches Schicksal traf ihre Schwägerin, Guillemette Rives, eine Schwester ihres Mannes. Diese heiratete den Verwandten und Namensvetter des Pfarrers. Im Gegensatz zu diesem aber verabscheute der Pierre Clergue, mit dem Guillemette Rives den Ehebund schloß, die Häretiker und alle ihre Werke; während Guillemette ihnen ihrerseits sehr geneigt war. Sie hütete sich deshalb, mit ihrem Mann von ihren katharischen Bekannten zu sprechen. Doch Lunte roch dieser trotzdem. »Eines

Tages«, sagte sie aus (i. 346): »bedrohte mich mein Mann und sagte: ›Wenn du in die Häuser gehst, wo man die guten Leute willkommen heißt, bringe ich dich um oder verstoße dich!‹«

In diesem Falle blieb es bei der Drohung. Die Verstoßung der Fabrisse Rives ist die einzige, die während der Untersuchung des Inquisitors aus Pamiers zur Sprache kam. So gab es anscheinend bei den fünfzig Ehepaaren des Kirchspiels von Montaillou nur eine einzige Verstoßung wegen einer ideologisch begründeten Unverträglichkeit der Partner, wenn man so will; denn eine bloß charakterlich begründete Unverträglichkeit hätte wohl keine Konsequenz gezeitigt, die wie diese den starken Familiensinn der Leute von Montaillou verletzte. Für den einzigen anderen Fall der Trennung eines Ehepaars, der sich während der fraglichen Zeit in Montaillou ereignet zu haben scheint, sprachen Gründe anderer Art: Raymonde Clement kehrte aus dem Haus ihres Mannes Pierre Fauré ins Elternhaus zurück, weil Pierre Fauré impotent war.

Außerhalb von Montaillou, in den kleinen Städten des Hochlands, wo der Morgen eines städtisch-freiheitlichen Bewußtseins dämmerte, oder jenseits der Berge in Katalonien verließen oder verstießen Frauen ihre Männer auch aus anderen Gründen, ideologischen und religiösen, wie sie in Montaillou nur die Männer in Anspruch zu nehmen wagten. In Ax-les-Thermes jagte, wie wir sahen, Sybille Baille ihren Mann Arnaud

Sicre Senior aus dem Haus, weil ihrer ketzerischen Seele dessen Rechtgläubigkeit nicht paßte. Guillemette Maury lief ihrem Mann aus Laroque d'Olmes davon. In Katalonien entschied Raymonde Marty aus Junac, die Tochter eines Schmiedes, daß sie nun lange genug auf ihren Mann Arnaud Piquier, einen Forellenfischer aus Tarascon, gewartet habe, daß an ihre Wiedervereinigung mit diesem nun nicht mehr zu denken sei und infolgedessen ihrer Vereinigung mit dem Propheten Bélibaste nichts mehr im Wege stehe.

Freilich verlor auch über die kühnsten Geister die ›domus‹ ihre beherrschende Macht nie ganz. Sybille Baille hätte ihren Mann niemals vor die Tür setzen können, wenn das Haus dahinter nicht ihr Elternhaus gewesen wäre. Pons Rives konnte sich erlauben, seine Frau zu verstoßen, weil er sich zuvor der Zustimmung seiner Eltern zu dieser Maßnahme versichert hatte. In den wenigen Fällen von Trennungen von Ehepartnern, die uns aus der von Jacques Fourniers Untersuchung erfaßten Gegend und Zeit bezeugt sind, spielt individualistisches Freiheitsstreben jedenfalls eine viel bescheidenere Rolle als die Erfordernisse der Familienpolitik: die auch dem lebhaftesten Freiheitsstreben einzelner früher oder später ein Ziel setzten.

Die Bauern von Montaillou hatten, wie früher gewöhnlich die Bauern überall, große Familien. Von Mengarde und Pons Clergue wissen wir, daß sie wenigstens vier Söhne und zwei Töchter hatten. Guillemette Belot hatte vier Söhne und zwei Töchter. Guillaume und Guillemette Benet hatten wenigstens zwei Söhne und drei Töchter. Raymond Baille, von dessen möglicherweise vorhandenen Töchtern wir nichts hören, war, wie es heißt, der Vater von vier Söhnen. Pierre und Mengarde Maurs hatten vier Söhne und eine Tochter. Die Martys waren vier Brüder. Alazaïs und Raymond Maury hatten sechs Söhne und wenigstens zwei Töchter.

Es gab freilich auch kleinere Familien. Von Bernard und Gauzia Clergue sind nur zwei Kinder aktenkundig, ein Sohn und eine Tochter. Guillemette und Raymond Maurs und Bernard und Guillemette Maurs hatten je zwei Söhne und möglicherweise Töchter, von denen wir aber nichts hören. In der Zeit, auf welche die Untersuchung des Bischofs Fournier sich im wesentlichen beschränkte, in den Jahren zwischen 1280 und 1324, erfüllten sich achtzehn von der Untersuchung unmittelbar oder mittelbar erfaßte Ehen. In diesen achtzehn Familien wurden insgesamt wenigstens zweiundvierzig Knaben und zwanzig Mädchen geboren. Man darf annehmen, daß die Töchter jedenfalls

in den Akten nicht vollzählig verzeichnet sind. Auch ist wohl nur von den Söhnen dort die Rede, die die ersten Lebensjahre überlebten; da aber viele Kinder schon vor Vollendung des ersten Lebensjahrs starben, ist auch die hier zu ermittelnde Zahl nicht als vollzählig anzusehen. Immerhin ergibt sich, selbst wenn wir nur diese in Betracht ziehen, ein Durchschnitt von 2,3 männlichen Geburten in jeder Ehe. So darf man, unter Berücksichtigung verschiedener Imponderabilien, wohl einen Durchschnitt von 4,5 legitimen Geburten pro Familie – vollständig oder unvollständig – voraussetzen, eine Fruchtbarkeitsrate, die derjenigen gleicht, die für die sehr gebärfreudigen modernen Bewohner des Beauvaisis festgestellt worden ist, wenn man von den illegitimen Geburten absieht, die in Montaillou zahlreicher waren als bei diesen.[1]

1 Die Paare, um die es sich hier handelt, sind die folgenden: Pons Clergue und Mengarde (vier Knaben, zwei Mädchen: Guillaume, Bernard, Pierre, Raymond, Esclarmonde, Guillemette); eine Familie, deren sonst nirgends erwähnter Vorstand den Namen Bar führte (drei Söhne und zwei Töchter: Pierre, Raymond, Guillaume, Mengarde, Guillemette; siehe i. 418); Bernard Rives und Alazaïs (ein Sohn, zwei Töchter: Pons, Raymonde und Guillemette, die einen der Clergues heiratete); Pons Azéma und Alazaïs (ein Sohn: Raymond); Bernard Clergue (Namensvetter des ›bayle‹) und Gauzia (ein Knabe, ein Mädchen: Raymond, Esclarmonde); Bernard Clergue, ›bayle‹ von Montaillou, und Raymonde (keine Kinder); Belot Senior (der Taufname ist

Der Kinderreichtum der Ehen in Montaillou erklärt sich teilweise aus der Tatsache, daß die Mädchen sehr jung heirateten. Zu beobachten ist überdies, daß sich die uns zur Verfügung stehenden Angaben fast ausschließlich auf die endogame Gruppe der großen katharischen Bauernfamilien beziehen, die um 1300 in Montaillou den Ton angab. Die wenigen katholischen Familien, von denen wir hören – die Azémas etwa

nicht bekannt) und Guillemette (vier Söhne, zwei Töchter: Raymond, Guillaume, Bernard, Arnaud, Raymonde und, nach i. 371, Alazaïs); Guillaume Benet und Guillemette (zwei Söhne, vier Töchter: Raymond, Bernard, Alazaïs, Montagne; sowie, nach i. 400, Gaillarde und Esclarmonde); Raymond Baille und seine namentlich nicht bekannte Gattin (vier Söhne: Pierre, Jacques, Raymond, Arnaud); Vital Baille und Esclarmonde (ein Sohn: Jacques); Pierre Maurs und Mengarde (vier Söhne und eine Tochter: Arnaud, Guillaume, Raymond, Pierre, Guillemette); Raymond Maurs und Guillemette (zwei Söhne: Pierre und Bernard); Bernard Maurs und Guillemette (zwei Söhne: Raymond und Pierre); Vater und Mutter der Gebrüder Maury sind uns nicht namentlich bekannt (die vier Söhne hießen: Guillaume, Arnaud, Bernard und Jean); Testanière (Taufname unbekannt) und Alazaïs (ein Sohn und eine Tochter: Prades und Vuissane); Raymond Maury und Alazaïs (sechs Söhne und zwei Töchter: Guillaume, Pierre, Jean, Arnaud, Raymond, Bernard, Guillemette und Raymonde); Jean Guilhabert und Allemande (ein Sohn und drei Töchter: Guillaume, Alazaïs, Sybille und Guillemette – nach i. 403, ii. 256 und ü. 482, 484). Sehr lange bestehende Haushalte, wie diejenigen von Pons und Guillaume Clergue, die zu

– scheinen weniger geheiratet und weniger Kinder gehabt zu haben als die Ketzer, was freilich hier zufällig der Fall gewesen sein mag.

Bei allem Kinderreichtum gab es Einschränkungen der Fruchtbarkeit. In der reichsten Familie, bei den Clergues, scheint wenigstens in Pierres und Bernards Generation eine Art von Empfängnisverhütung praktiziert worden zu sein. Wir wissen von magischen Kräutern; Beherrschung des ›coitus interruptus‹ darf wohl vermutet werden. Die vielen Söhne des Pons Clergue zeugten viele uneheliche, aber nicht einen legitimen Nachkommen. Freilich gab es andere Clergues im Dorf, die dafür sorgten, daß der Name nicht ausstarb. Was die armen Leute angeht, so haben wir schon gesehen, daß die Schäfer gewöhnlich unverehelicht blieben. Im übrigen ist zu sagen, daß für die letzte Generation, über

der hier untersuchten Zeit schon durch viele Todesfälle nicht allein von Säuglingen und Kindern, sondern auch von Erwachsenen und alten Leuten dezimiert waren, sind hier nicht berücksichtigt. Desgleichen habe ich auch von sehr jungen Paaren abgesehen, die erst in den letzten Jahren der Zeit, über die wir Angaben haben, begannen, sich fortzupflanzen; und dabei auch durch die Veranstaltungen der Inquisition empfindlich behindert wurden. Ferner sind jung verwitwete Frauen, die in Katalonien Zuflucht suchten, unberücksichtigt geblieben. Selbstverständlich liefern die uns zur Verfügung stehenden Unterlagen zu demographischen Fragen nur indirekte und ergänzungsbedürftige Antworten.

die wir Angaben haben, diejenige, die zwischen den Verhaftungen des Jahres 1308 und den von 1320 bis 1325 dauernden Untersuchungen des Inquisitors heiratete, die Verhältnisse einer normalen Lebensführung nicht eben förderlich waren. Viele Leute steckten wenigstens zeitweilig im Gefängnis, und die überhaupt sehr unsichere Lage mag viele Ehepaare veranlaßt haben, Enthaltsamkeit oder Empfängnisverhütung in ungewöhnlichem Maße zu praktizieren. Jedenfalls scheint in der 1310 beginnenden Dekade die Fruchtbarkeit in Montaillou abgenommen zu haben.

Andererseits waren zwischen 1280 und 1305 in Montaillou wie anderswo ungewöhnlich viele Kinder geboren worden. Große Fruchtbarkeit galt als selbstverständlich. Wenn einem ein Kind starb, konnte man, wenn man noch nicht zu alt war, immer hoffen, es durch ein neues ersetzt zu sehen, mit welchem – wie man bei entsprechender Nutzanwendung der katharischen Seelenwanderungslehre glauben konnte – den Eltern die Seele des Verstorbenen zurückgegeben würde (i. 203).

»Meine Gevatterin Alazaïs Munier war traurig«, sagte Guillaume Austatz, der ›bayle‹ von Ornolac. »Innerhalb von kurzer Zeit hatte sie alle ihre vier Söhne verloren. Da ich sie so traurig sah, fragte ich nach dem Grund.

›Wie sollte ich nicht unglücklich sein‹, fragte sie zurück, ›da ich in so kurzer Zeit vier schöne Kinder verlor ?‹

›Mach dir nichts draus, Gevatterin, du wirst sie wiederfinden‹

›Ja, im Paradies.‹

›Nein, hier unten schon in der irdischen Welt wirst du sie wiederkriegen. Denn du bist noch jung. Du wirst wieder schwanger werden. Die Seele eines deiner toten Kinder wird in deinen Bauch zurückkehren. Und dann die des nächsten und so weiter!‹«

Offensichtlich hielt der ›bayle‹ von Ornolac acht Schwangerschaften für eine Kleinigkeit.

Den Leuten war der um 1300 ungewöhnlich starke Bevölkerungszuwachs gelegentlich unheimlich. »Wo«, fragte man (i. 191), »ist Platz für die Seelen aller schon Verstorbenen und die vielen der noch gegenwärtig Lebenden? Wenn das so weiterginge, müßte die Welt ja bald voller Seelen sein! Der ganze Raum zwischen der Stadt Toulouse und dem Col de Mérens würde sie ja bald nicht mehr fassen!« Glücklicherweise konnte der eben schon zu Wort gekommene ›bayle‹ von Ornolac beruhigend darauf hinweisen, daß diese Befürchtung von einer falschen Prämisse ausging: Denn tatsächlich wurden ja die abgeschiedenen Seelen von Gott immer wieder verwendet. »Aus dem verstorbenen Leichnam erhebt sich die Seele, um alsbald in einen neuen Leib zu fahren. Und so immer fort«, erklärte er.

Die katharische Lehre, der in Montaillou die meisten Leute anhingen, ohne sie freilich genauer zu kennen, riet den Gläubigen von Ehe und Fort-

pflanzung entschieden ab. Dies war den gebildeteren unter diesen und natürlich den ›parfaits‹ oder soi-disant ›Vollkommenen›(wie Bélibaste einer war) auch bekannt. Der Prophet praktizierte die Lehre zwar nicht eigentlich (wie wir wissen), aber er predigte sie. Durch Enthaltsamkeit wollte er »den Samen dieser Welt in die jenseitige gebracht« sehen (ii. 48). »Kein Mann sollte sich fleischlich einem Weibe vermählen«, sagte er auch, »noch wollte ich, daß ihnen Söhne und Töchter geboren werden. Denn wenn die Leute sich der Unfruchtbarkeit befleißigten, würden bald alle Gottesgeschöpfe beieinander sein [im Himmel]. Und das sähe ich gern.« Möglicherweise waren die von Pierre Clergue mit Béatrice de Planissoles praktizierten empfängnisverhütenden Maßnahmen teilweise von diesen Ideen inspiriert. Aber solche ideologischen Raffinessen gingen über den Horizont von einfachen Bauern. Enthaltsamkeit, Unfruchtbarkeit waren Pflichten der ›parfaits‹; einfache Gläubige verlangten so widernatürliches Betragen nicht von sich. Und so hatten katharische Bauern Kinder, so viele sie kriegen konnten. Es gab Land, vor allem Weideland genug für alle. Und wer in Montaillou kein Auskommen fand, konnte immer nach Katalonien auswandern, wo es, wie Bélibaste gelegentlich bemerkte, »weder an Weiden noch an Bergen für Schafe« fehlte (ii. 42). Geburtenüberschuß war also unter den gegebenen Verhältnissen kein Grund zur

Beunruhigung. Eine ›domus‹ mit vielen Kindern war eine ›domus‹ reich an Arbeitskräften; mit einem Wort: eine ›reiche‹ Domus! Kein Wunder also, daß die Belots, die Maurys, die Martys und tutti quanti so viele Söhne in die Welt setzten. Nur die letzte Generation der Clergues war reich genug, sich mit Handarbeit nicht mehr befassen zu müssen, somit auch an der Zeugung möglichst vieler Arbeitskräfte weniger interessiert. Von den Angehörigen dieser Generation kann also gesagt werden, daß sie sich, praktisch wie theoretisch, Anschauungen leisten konnten, welche die Empfängnis verhütet und die Ehe abgeschafft wissen wollten.

Freilich nützten die vielen Kinder der durchschnittlichen Bauernfamilie nicht gleich bei Erscheinen. Es galt vielmehr zuvor, sie aufzuziehen, zu ernähren und, vorab, zu säugen. Selten wurde das Kind eines Bauern zu einer Amme gegeben. Adlige Damen ließen manchmal ihre Kinder von Ammen säugen. Von einer der Damen von Châteauverdun, die sich zur Ketzerei bekehren ließen, hören wir, daß sie ihr Kind einer Amme anvertraute. Als Amme eines adligen Säuglings kam jedes Bauernmädchen, das die biologischen Voraussetzungen erfüllte, in Frage. Rousse Gonaud, ein Mädchen aus den Bergen, war erst Dienstmädchen bei einem Edelmann, dann Amme für die Frau eines anderen. In der Zwischenzeit hatte sie offensichtlich

jemand geschwängert. Später wurde sie die Geliebte eines ›bayle‹ und heiratete, nachdem sie eine Zeitlang mit diesem gelebt, zu guter Letzt einen Bauern.

In Montaillou wurden Ammen nur von armen Mädchen, Müttern unehelicher Kinder, in Anspruch genommen, die sich unter Umständen, wo sie ihre Kinder nicht brauchen konnten, ihr Brot verdienen mußten. Raymonde Arsen, von der schon die Rede war, gab ihr Kind einer Amme, als sie sich bei den Belots verdingte. Angesichts der geringen Nachfrage konnte eine Frau, die eine Amme für ihren Säugling wollte, wählerisch sein. Eines Tages zur Osterzeit wahrscheinlich des Jahres 1302 besuchte Alazaïs Rives eine gewisse Brune Pourcel, ein armes, ziemlich dummes, unehelich geborenes Mädchen (i. 382): »Alazaïs sagte mir, ich sollte doch meinen Sohn Raymond zu ihr ins Haus bringen. Ich säugte ihn damals gerade, er war ungefähr ein halbes Jahr alt.

›In meinem ostal‹, sagte Alazaïs, »ist eine Frau aus Razès, die zu viel Milch hat …‹

›Nie im Leben‹, erwiderte ich, ›ihre Milch wäre schlecht für meinen Sohn.‹

Endlich ließ ich mich aber doch von meiner Nachbarin überreden, brachte meinen Sohn zu ihr hinüber, und da traf ich wirklich diese Frau aus Razès. Sie saß am Feuer und wärmte sich.«

Von solchen Ausnahmen abgesehen, säugten in Montaillou die Frauen, wie das auch in anderen Dör-

fern üblich war, ihre Kinder selbst, auch die Frauen der wohlhabendsten Bauern. Wie noch heute hier und da auf dem Lande üblich, wurden die Kinder sehr spät, erst nach Vollendung des zweiten Lebensjahres, entwöhnt. Sybille Pierre, die Frau eines reichen Bauern und Herdenbesitzers, säugte ihren Sohn noch, als er »ein oder zwei Jahre alt« war (ii. 17). Während sie ihre Kinder säugten, waren die Frauen vorübergehend unfruchtbar, was die Folge der Geburten verzögerte; aber ob diese Unfruchtbarkeit physiologisch bedingt war oder durch Enthaltsamkeit während der fraglichen Zeit bewirkt wurde, wissen wir nicht.

Daß Ehepaare Kinder hätten, galt als normal, natürlich und wünschenswert. Uneheliche Kinder wurden mit gemischten Gefühlen in Aussicht genommen – unter welchen allerdings auch Zuneigung vorkam. »Ich bin ein Priester und will kein Kind«, sagte Pierre zu Béatrice. Und diese dawider: »Was soll ich machen, wenn ich eins kriege? Ich wäre entehrt.« Doch allmählich wurden beide anderen Sinnes. Zuletzt sagte der Pfarrer zu seiner Geliebten: »Wenn dein Vater tot ist, werden wir ein Kind haben« (i. 225, 243, 245).

Ein Kind katharischer Eltern war schon im Mutterleib mit einer fertigen Seele begabt. Denn, wie es in der bei den Bauern des Pays d'Aillon verbreiteten albigensichen ›Vulgata‹ hieß: »Die Welt ist voller alter Seelen, die wie verrückt umherlaufen.« Kam die Seele

gerade aus dem Leibe eines Bösewichts, fuhr sie sofort in den Bauch des ersten besten Weibchens, gleichviel ob Hündin, Häsin oder Stute, dessen Junges noch keine Seele angenommen hatte. Die Waldenser von Pamiers hatten in diesem Punkte ähnliche Anschauungen wie die Katharer von Montaillou (ii. 35; i. 220; i. 88). Diese waren aber überdies der Überzeugung, daß der Schoß der Evastöchter nur Seelen zugänglich sei, die ihre vorige Existenz mehr oder weniger anstandslos absolviert hatten.

So war den Katharern von Montaillou die Leibesfrucht gleich nach der Empfängnis mit einer garantiert reinen Seele ausgestattet, schon bei der ersten Regung kostbar und liebenswert. »Aber ich bin schwanger. Was sollte ich mit der Frucht, die ich trage, tun, wenn ich mit Euch zu den Ketzern ginge?« fragte Béatrice de Planissoles ihren Verwalter (i. 219). Solche Gefühle waren kein Privileg adliger Damen. Alazaïs de Bordes war eine einfache Bäuerin aus Ornolac: »Neulich setzten wir in einem Boot über die Ariège«, erzählte sie (i. 193), »es war gerade Hochwasser; wir hatten große Angst, Schiffbruch zu erleiden und zu ersaufen. Ich vor allem, denn ich war schwanger.« Aus der folgenden Erörterung ergibt sich zweifelsfrei, daß Alazaïs nicht um sich selbst, sondern um ihr ungeborenes Kind besorgt war. Sollte es ein Zufall sein, daß die Untersuchungen des Bischofs von Pamiers zwar die gelegentliche Praxis von Empfäng-

nisverhütung feststellen, aber nicht einen Fall von Abtreibung berühren?[1]

So sah man denn auch der Geburt mit Sorge entgegen. Doch galt es gleichwohl als richtig und gut, sich darauf zu freuen, und man freute sich auch darauf. In einer Predigt, die er Pierre Maury hielt, sagte Jacques Authié (iii. 130), indem er vorgab, für den Teufel zu sprechen: »Ihr werdet Kinder haben, und habt ihr erst eins, werdet ihr euch darüber mehr freuen als jetzt über den Frieden des Paradieses.« Mit solchen Reden hatte Satan, dem katharischen Missionar zufolge, die gefallenen Engel zum Abfall von Gott verführt. Die katharischen Missionare wußten, weshalb sie dem Teufel dieses Argument in den Mund legten. Denn die unausrottbare Lebenslust und Kinderliebe ihrer Anhänger mußten ihnen, die auf das Absterben alles Irdischen zuversichtlich ihre Hoffnung setzten, allerdings sehr ärgerlich sein. Pierre Maury, der Adressat der zitierten Ermahnungen, hatte zwar, soweit wir wissen, selbst keine Kinder, aber wir haben schon gesehen, daß er gerne Kinder in der Taufe hielt und gern aller Welt Gevatter gewesen wäre (iii. 185).

Mütter freuten sich an ihren Kindern, herzten und küßten sie. Raymond Roussel schilderte den Abschied

1 Der einzige Abort, der sich in den Akten erwähnt findet (i. 519), war, es ist nicht gewiß ob echt oder eingebildet, jedenfalls nicht induziert, spontan.

einer Mutter, die Haus und Kind verließ, um zu den Ketzern zu gehen (i. 221): »Alicia und Serena waren die Damen von Châteauverdun. Eine von diesen hatte ein Kind in der Wiege und wollte dieses noch einmal sehen, ehe sie fortging. Als sie es sah, küßte sie es. Dann begann das Kind zu lachen. Sie war inzwischen schon auf dem Wege aus der Kammer, wo das Kind lag, doch nun kam sie zurück. Das Kind fing wieder an zu lachen; und so ging es noch wiederholte Male, sie konnte sich von ihrem Kind nicht losreißen. Da sie dessen inne ward, sagte sie zu der Magd: ›Bringt ihn aus dem Haus.‹«

Ihre eigene Reise sollte sie auf den Scheiterhaufen führen.

Aus alledem ergibt sich, daß die namentlich von Philippe Ariès, aber auch von anderen gemachte Behauptung, derzufolge Kinderliebe eine vergleichsweise neue Erfindung der bürgerlichen Kultur wäre, wenigstens nicht in dem simplistischen Verstande wahr ist, den viele Leser dieser Schriftsteller davon haben.

Eltern litten unter dem Tod, der Krankheit eines kleinen Kindes, Mütter natürlich lebhafter als Väter. So erzählte Pierre Austatz, der ›bayle‹ von Ornolac (i. 202): »Bei uns im Dorf wohnte in ihrem Hause eine Frau namens Bartholomette d'Urs, die Frau des Arnaud d'Urs aus Vicdessos. Diese hatte einen kleinen Sohn, der mit ihr im Bett zu schlafen pflegte. Eines Morgens, als sie aufwachte, fand sie ihn tot. Sie begann zu weinen und zu klagen.

›Weine nicht‹, sagte ich. ›Gott wird die Seele deines toten Sohnes dem nächsten Sohn oder der nächsten Tochter, die du empfängst, einhauchen. Wenn aber nicht, wird diese Seele anderswo einen guten Aufenthalt finden‹«

Der billige Trost kam den ›bayle‹ von Ornolac teuer zu stehen. Für die Anleihe bei der katharischen Doktrin der Seelenwanderung wanderte er für acht Jahre ins Gefängnis und mußte später das doppelte gelbe Kreuz tragen (i. 203, 553).

Kinderliebe – und also Trauer beim Tode von Kindern – drückte (damals in Montaillou wie, scheint mir, auch an anderen Orten und zu anderen Zeiten) nicht zuletzt die Sorge der Eltern für das eigene Wohlergehen aus. Man merkt das, wenn man Alazäis Azéma wie folgt (i. 321) zu Protokoll genommen findet: »Als Raymond Benet, der Sohn Guillaume Benets, starb, ungefähr zwei Wochen später ging ich in Guillaume Benets Haus. Ich fand ihn in Tränen.

›Alazaïs‹, sagte er, ›ich habe durch den Tod meines Sohns Raymond alles verloren. Nun habe ich niemanden mehr, der für mich arbeitete«

Alazaïs wußte darauf nur zu sagen: »Tröstet Euch, da ist wirklich nichts dran zu ändern.«

Aber der Sohn war seinem Vater natürlich nicht nur, wie es nach dem zitierten Text scheinen könnte, eine Arbeitskraft gewesen. Guillaume hatte Raymond geliebt, und wenn ihn etwas über dessen Tod trösten

konnte, so die Gewißheit, daß der Verstorbene auf dem Sterbebett von Guillaume Authié häretiziert worden war. Denn nach katharischer Auffassung war derart dem Sterbenden der Weg ins Paradies geebnet. »Ich hoffe«, konnte also der unglückliche Vater sagen, »daß mein Sohn an einem besseren Ort ist als ich jetzt.«

Als Guillemette Benet aus Montaillou eine Tochter verlor und diese beweinte, versuchte Alazaïs Azéma sie zu trösten (i. 320): »Tröstet Euch, Ihr habt doch noch andere Töchter; und die verstorbene kriegt Ihr sowieso nicht wieder.«

Guillemette Benet aber antwortete ihr: »Ich würde den Tod meiner Tochter sogar noch mehr betrauern, wenn nicht, Deo gratias, mir die Tröstung zuteil geworden wäre, sie in der Nacht vor ihrem Tode durch Guillaume Authié, der durch einen Schneesturm an ihr Sterbelager geeilt war, häretiziert zu sehen.«

Diese Trauer war zweifellos aufrichtig, aber sie gehorchte auch sozial bestimmten Regeln. Vätern oblag vorzüglich die Beweinung verstorbener Söhne, Töchter wurden von ihren Müttern beweint. Die Freunde und Nachbarn kondolierten beim Tod eines Sohnes dem Vater, beim Tod einer Tochter kondolierten Freundinnen und Nachbarinnen der Mutter. Dieser Unterschied zwischen Vaterliebe und Mutterliebe erhellt aus der Geschichte, die uns von der Familie Pierre berichtet ist, einer Geschichte, die uns um so merkwürdiger sein muß, als es sich bei dem verstorbenen Kind, um das

es dabei geht, um ein noch nicht einjähriges Mädchen handelt. Raymond Pierre war ein Herdenbesitzer aus Arques, einem Dorf, das am Ende einer der von den Leuten aus Montaillou viel benutzten Weidestraßen lag. Von seiner Frau Sybille (iii. 414–415) hatte er eine Tochter, Jacotte. Jacotte, die, wie gesagt, noch kein Jahr alt war, wurde todkrank. Und die Eltern, entschlossen sich aus übergroßer Liebe zu dieser kleinen Tochter, sie vor ihrem Tode häretizieren zu lassen, obwohl dies nach katharischem Verständnis eigentlich ein Unding war: Ein so kleines Kind konnte noch keine ›Einsicht in das Gute‹ haben, und die Fähigkeit dazu hätte die Voraussetzung jener heiligen Handlung sein sollen. Doch der ›parfait‹, der die Durchführung der Zeremonie übernahm, Prades Tavernier, meinte, weniger rigoros als die Authiés, die Sache könne ja dem Kinde wenigstens nicht schaden. Prades Tavernier, bäuerlicher (nicht, wie die Authiés, bürgerlicher) Herkunft, glich mit dieser mangelnden Linientreue die katharische der katholischen Praxis an: Er administrierte das katharische ›consolamentum‹, wie ein katholischer Priester einen sterbenden Säugling getauft hätte. »Dabei machte er eine Menge Verbeugungen und Elevationen«, heißt es in dem Bericht, den wir davon haben (iii. 144). Auch wurde ein Buch auf den Kopf des sterbenden Kindes gelegt. Als die heilige Handlung vollendet war, konnte Raymond Pierre zu seiner Frau sagen: »Wenn Jacotte stirbt, wird sie ein Engel Gottes sein. Weder du noch

ich, Weib, könnten unserer Tochter so viel geben, wie ihr dieser Häretiker gegeben hat.«

Tiefbeglückt durch die seiner kleinen Tochter derart eröffneten paradiesischen Aussichten, verließ Raymond Pierre mit dem ›parfait‹ das Haus, um diesen anderswohin zu begleiten. Vor dem Aufbruch hatte der ›parfait‹ der Mutter eingeschärft, dem Kinde ja keine Milch und auch kein Fleisch zu essen zu geben. Wenn Jacotte am Leben bliebe, dürfe sie zukünftig nur noch Fisch und Gemüse zu sich nehmen. Das kam, bedenkt man das Alter der Kleinen, bei den damaligen Verhältnissen praktisch einem Todesurteil gleich. Der Säugling, der noch ganz auf die Muttermilch angewiesen war, wäre bei Einhaltung dieser Vorschrift, wenn aus keinem anderen Grunde, schnell an Entkräftung gestorben, durch »endura«, katharisch ausgedrückt, zu deutsch: verhungert.

Die Mutter begriff das sofort, und da sie ihre Tochter mit weniger spiritueller und sublimer als vielmehr instinktiver, sinnlicher Liebe liebte, war ihr die Gewißheit, Jacotte im Falle dieses Endes dem Paradies bestimmt zu wissen, nicht so viel wert wie die Hoffnung, dieses Endes vielleicht – und zwar um den Preis dieser Gewißheit – verzögern, aufschieben zu können. »Als mein Mann und Prades Tavernier aus dem Hause waren, konnte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte doch meine Tochter nicht einfach sterben lassen. So legte ich sie an die Brust. Als mein Mann nach Hause

kam, erzählte ich ihm, daß ich meine Tochter genährt hatte. Er war sehr betrübt und besorgt und klagte viel deswegen. Pierre Maury, [der damals Raymond Pierres Schäfer war] suchte den Herrn zu trösten: ›Es ist doch nicht Eure Schuld‹, sagte er.

Und Pierre sagte zu dem Kind: ›Du hast eine böse Mutter.‹ Und zu mir sagte er: ›Du bist eine böse Mutter. Die Frauen sind Teufel.‹ Dabei weinte mein Mann und beschimpfte mich. Bedrohte mich auch. Von diesem Augenblick an liebte [›diligere‹] er die Kleine nicht mehr; und auch mich liebte er nicht mehr [›diligere‹] für lange Zeit, bis er endlich seinen Irrtum erkannte. Meine Tochter lebte noch ein Jahr nach diesem Tag. Dann starb sie« (ii. 415).

Auch dies beweist, daß der Unterschied zwischen der heute bei uns gewöhnlichen Einstellung zu Kindern und derjenigen der Leute jener fernen Vergangenheit, von der hier die Rede ist, weniger groß ist, als man neuerdings oft hört. »Raymond Benet aus Ornolac«, berichtete dessen Schwester Guillemette (i. 264), »hatte einen neugeborenen Sohn, der im Sterben lag.« Vermutlich war die Mutter bei der Geburt gestorben, denn die Schwester des Vaters sagte weiter: »Er schickte nach mir, da ich gerade im Walde Feuerholz suchte, und bat mich, das sterbende Kind im Arm zu halten. Und das machte ich dann auch und hielt es im Arm vom Morgen bis zum Abend, da starb es.«

Selbstverständlich soll hier andererseits nicht bewiesen werden, daß elterliche Liebe bei den Bauern von Montaillou zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nicht eigentümliche, zeitbedingte Züge gehabt hätte. Aber nichts berechtigt uns zu der Vermutung, daß diese Leute ihre Kinder weniger geliebt hätten als wir unsere. Wahrscheinlich waren sie sogar genauso geneigt, sie zu verziehen, wie wir. Natürlich mußte elterliche Zuwendung damals auf mehr Köpfe verteilt werden als in den heute üblichen kleinen Familien. Natürlich mußten Eltern damals auf den Tod ihrer kleinen Kinder immer gefaßt sein. Und es hat, vielleicht deshalb, den Anschein, als hätten viele Eltern ihre Neugeborenen einigermaßen gleichmütig kommen und gehen sehen. Doch waren sie wirklich auch gegen den Verlust ganz kleiner Kinder viel weniger gleichgültig, als man kürzlich behauptet hat.[1]

Über das Verhältnis zwischen Großeltern und Enkelkindern liegen uns zwar weniger Angaben vor als über das zwischen Eltern und Kindern, doch finden sich in Bischof Fourniers Untersuchungsprotokollen

1 So schreibt B. Vourzay, »L'emigration des Cathares occitans en Catalogne …‹ Aix 1969, die Leute von Montaillou hätten Kinder nicht sonderlich geschätzt (»les enfants sont peu de chose«). Doch ist zwar ihre Beobachtung, daß die Leute nicht selten fürchteten, von Kindern an die Inquisition verraten zu werden, durchaus richtig. Aber es darf daraus kaum geschlossen werden, daß sie Kinder nicht liebten.

gleichwohl Indizien dafür, daß es liebevolle Großmütter auch damals in Montaillou gegeben hat. Béatrice de Planissoles hing sehr an ihren Enkeln (i. 249). Und wir lesen von einer toten Großmutter, die aus dem Jenseits zurückkehrte, ihre im Bette liegenden Enkelkinder zu umarmen.[1] Wenn ähnliche Hinweise auf liebevolle Großväter fehlen, so teilweise wohl deshalb, weil die meisten Männer die Geburt ihrer Enkel nicht erlebten.

Die erste Phase der Kindheit reichte von der Geburt bis zur Entwöhnung. Wann die Entwöhnung gewöhnlich stattfand, ob irgendwann im zweiten Lebensjahr oder etwa bei Vollendung desselben, wissen wir nicht genau. Wir wissen auch nicht, ob man die Kinder wickelte. Das Kind der adligen Dame von Châteauverdun lag, wie wir sahen, in einer Wiege (i. 221). Man sollte in diesem Zusammenhang sich der Tatsache erinnern, daß in der uns hier beschäftigenden Epoche, die Kinderwagen sowenig kannte wie Flaschennahrung, der unmittelbare Kontakt des Säuglings mit der Mutter

1 Arnaud Gélis, Bedienter eines Priesters in Pamiers, führte das Beispiel unter anderen an, die ihm alle, wie dieses, klar gemacht hatten, daß die abgeschiedenen Seelen noch am Leben hingen (i. 135): »Item dixit quod audivita multis mulieribus defunctis quod inter dum venerant advidendum nepotes et neptes parvulos, baptizatos tamen, et quod multum delectabantur videre illos.«

oder Amme weit enger war als heutzutage. Säuglinge wurden gesäugt und verbrachten überhaupt mehr Zeit in den Armen der Mutter als die Babys des 20. Jahrhunderts. »An einem Festtag stand ich auf dem Platz von Montaillou mit meiner kleinen Tochter auf dem Arm …« liest man in einer Aussage der Guillemette Clergue (i. 335). Und in einer Erklärung der Raymonde Arsen heißt es (i. 371): »Bei einem Familientreffen gelegentlich der Hochzeit von Raymond Belot stand ich am Herd mit der kleinen Tochter von Raymonds Schwester Alazaïs auf dem Arm.« Doch auch nach der Entwöhnung blieb diese Abhängigkeit in anderen Formen bestehen. Kinder, die das erste Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, schliefen wahrscheinlich normalerweise nicht bei den Eltern im Bett, weil in dem Fall zu befürchten gewesen wäre, daß der Säugling während der Nacht erstickte. Aber ältere Kinder verbrachten manche Nacht im Bett der Mutter oder der Eltern: »Ich lag mit meiner Tochter Bernadette im Bett, die war damals ungefähr fünf Jahre alt«, sagte Sybille Pierre (die Frau eines wohlhabenden Bauern) im Zusammenhang einer ihrer Aussagen (ii. 405). Und wir erinnern uns der Tränen jener Bartholomette d'Urs, die eines morgens aufwachte und ihren Sohn tot neben sich im Bett fand (i. 202).

Auf dem Lande gingen die Kinder nicht zur Schule; erstens gab es keine Schulen und zweitens gab es keinen Grund, weshalb sie hätten hingehen sollen,

wenn es welche gegeben hätte. Von einem Knaben allerdings lesen wir, daß er Unterricht erhielt, Jean hieß der Glückliche (i. 243). Den fraglichen Unterricht erteilte ihm der Pfarrer Pierre Clergue, der ihn nebenbei, wenn nicht sogar hauptsächlich, als ›postillon d'amour‹ beschäftigte. In den kleinen Dörfern des Unterlands und im Tal der Ariège allerdings gab es schon damals ziemlich regelmäßigen Schulunterricht für die Kinder des Adels und der Honoratioren. Höhere Ansprüche stellten und befriedigten Schulen in den bedeutenderen Städten der Gegend, etwa in Pamiers.

Wenn nun Bauernkinder keine Schulen besuchten, wo lernten sie, was sie zu wissen hatten? Vor allem bei der gemeinsam mit den Erwachsenen verrichteten Arbeit. Die Söhne halfen den Vätern beim Rübenziehen, Mädchen ernteten Getreide mit ihren Müttern. Während der Arbeit redeten die älteren Leute mit den Kindern. Auch daheim bei Tisch wurde geredet, hatten die Kinder Gelegenheit, allerlei Wissenswertes aufzuschnappen. Der Weber Raymond Maury erzählte, wie wir lesen, seinen Kindern (die schon Schafe hüteten) an einem Feierabend, was die Katharer vom Sündenfall lehrten. Kinder wurden für Boten- und Spitzeldienste verwendet, wobei ja auch das eine und andere zu lernen war: Insbesondere stärkten solche Tätigkeiten das Verantwortungsbewußtsein und schulten das Gedächtnis.

»Raymond Pierre schickte ein Kind nach mir«, sagte Pierre Maury, »der Junge hieß Pierre; sein Familienname ist mir entfallen. Pierre sagte zu mir: ›Komm zu Raymond, er will dich sprechen‹«

Und ein anderes Mal sagte derselbe Pierre Maury: »Ein Kind zeigte mir das Haus des maurischen Wahrsagers, den ich wegen Guillemette Maurys Vieh befragen wollte« (ii. 39).

Mengarde Buscailh sagte aus: »Eines Tages, zur Osterzeit, als ich vom Felde zum Mittagessen nach Hause kam, wo ich mit meinem Mann und meinem Schwager wohnte, bemerkte ich, daß Teig im Trog geknetet worden war. Ich frage ein achtjähriges kleines Mädchen aus Mérens, dessen Familiennamen ich nicht weiß, wir riefen sie Guillemette, ›Guillemette‹, fragte ich, ›wer hat hier Teig geknetet?‹

Und das kleine Mädchen, das bei uns wohnte, antwortete mir: »Es war Brune, Bernard von Savignans Frau, die hat für zwei Männer Brotteig geknetete Im Zusammenhang der Untersuchung des Bischofs von Pamiers war die Aussage der kleinen Guillemette wichtig, weil es sich bei einem dieser beiden Gäste um den ›parfait‹ Prades Tavernier gehandelt hatte.

Barthélemy Amilhac, Béatricens zweiter klerikaler Geliebter, wie man sich erinnert, kam in einer seiner Aussagen auf einen Botenjungen zu sprechen, der über Land ging und Gedächtnis beweisen mußte (iii. 129): »Am Montag nach dem St. Jakobstag schickte Béatri-

ce de Planissoles ein Kind aus Belpech [im heutigen Departement Aude], daß es mich suchte, und der Junge kam nach Mezerville, wo ich damals wohnte [als Pfarrverweser]. Und das Kind sagte zu mir: ›Eine Dame in Belpech, Eure Freundin, schickt mich, Euch zu sagen, daß Ihr sie dort besuchen sollt.‹

Ich wußte aber von keiner Freundin in Belpech. So fragte ich das Kind: ›Kannst du mir die Frau beschreiben, die dich schickt?‹

Und da fing das Kind an, mir die Gestalt dieser Frau zu beschreiben. Und ich begriff nach seiner Beschreibung, daß von Béatrice die Rede war. So ging ich gleich nach Belpech, wo ich sie in einem Haus beim Schloß auch wirklich fand« (i. 256).

Béatrice war es gewöhnt, Kinder für Botendienste zu benützen. In jener »sehr dunklen Nacht«, da der Pfarrer Pierre Clergue sie zu einer Liebesnacht in die Peterskirche von Prades bestellt hatte, hatte sie sich von des Pfarrers obenerwähntem Schüler Jean zum Stelldichein führen lassen (i. 243).

Kinder gingen aber gewöhnlich früh ins Bett. Wenn Gäste kamen und am Herdfeuer bewirtet wurden, waren gewöhnlich die Kinder nicht mehr zu sehen. Bernadette, Raymond Pierres sechsjährige Tochter, wurde einmal (iii. 122, 129) schon vor dem Abendessen ins Bett geschickt.

Kinder, die das zweite Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, bezeichneten die Schreiber des Bi-

schofs Fournier als ›infans‹ oder, noch häufiger, als ›filius‹ oder ›filia‹. Kinder zwischen zwei und zwölf Jahre alt wurden durchweg als ›pueri‹ klassifiziert. Als Dreizehn- oder höchstens Vierzehnjähriger hatte man dann Anspruch, als ›adulescens‹ oder ›juvenis‹ zu rangieren. In diesem Alter begann in Montaillou der Ernst des Lebens für die jungen Leute. Jean Pellissier, Jean Maury, Pierre Maury und Guillaume Guilhabert waren ungefähr zwölf Jahre alt, als sie ihrer Väter, oder irgendeines Dienstherrn, die sie in die Lehre genommen, Schafe auf die Weide zu führen begannen (i. 410; ii. 444–445, 470). Bei Vollendung des zwölften Lebensjahrs erlangte man, nach Auffassung der katharischen Missionare, die Fähigkeit zur ›Einsicht in das Gute‹. Wir haben das Wort Pierre Authiés dafür, der zu Pierre Maury sagte (iii. 124): »Im Alter von zwölf Jahren zuerst und erst recht von achtzehn Jahren erlangt der Mensch die Einsicht in Gutes und Böses und die Empfänglichkeit für unseren Glauben.« Pierre Maury selbst hat an einer Stelle eine Bestätigung dieser Regel zu Protokoll gegeben (iii. 143): »Gaillarde, die Schwester Guillaume Escauniers und Frau Michel Leths, und seine andere Schwester Esclarmonde, die etwa zwölf Jahre alt war, waren gläubig den Häretikern anhängig.«

So verhaftete denn auch die Inquisition jeden Bewohner von Montaillou, der so aussah, als hätte er das zwölfte Lebensjahr vollendet.

Knaben wurden in diesem Alter mit den Schafen auf die Weide geschickt. Die Mädchen nicht. Es gab in Okzitanien, anders als etwa in Lothringen, keine Schäferinnen. Doch mit der ersten Menstruation begann der Ernst des Lebens auch für die Mädchen. Mütter pflegten ihre Töchter diesbezüglich aufzuklären, so Béatrice de Planissoles, wie wir lesen (i. 248), ihre Tochter Philippa. Fortan hielten Philippas Verwandte und Freundinnen Ausschau nach einem Mann für sie.

In Prades d'Aillon, einem größeren und lebendigeren Dorf (wo auch ein regeres Geistesleben bestanden zu haben scheint, denn wir erfahren, daß dort Schach gespielt wurde), bildeten die jungen Leute über fünfzehn eine besondere Gruppe, die an Festtagen ihre eigenen Tänze und Spiele veranstaltete. Es mögen auch in Montaillou die jungen Männer und die jungen Mädchen eine oder zwei derartige Jugendgruppen gebildet haben. Aber neben der erdrückenden Vorherrschaft der ›domus‹ konnten solche nach ganz anderen Kriterien organisierten Gruppen irgendeine nennenswerte Selbständigkeit jedenfalls nicht beanspruchen. Es gab in Montaillou zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit Sicherheit nichts, was sich den Brüderschaften junger Leute vergleichen ließe, die so charakteristisch für die Provence des 17. Jahrhunderts sind. Die Mädchen verheirateten sich überdies gewöhnlich zu früh, als daß sie für den Aufenthalt in einer solchen Gruppe viel Zeit gehabt hätten. Die Knaben ihrerseits wurden

mit achtzehn unter die erwachsenen Männer aufgenommen. Diese Gruppe, obwohl natürlich nach innen differenziert, sogar gespalten, gab nichtsdestoweniger den Ton an in Montaillou.

Das Alter überkam Männer und Frauen auf verschiedene Weise. Männer waren zwischen dreißig und vierzig im besten Mannesalter; zwischen vierzig und fünfzig noch immer stark. Aber war der Mann einmal über fünfzig, war er in jener Zeit ein alter Mann; und das Ansehen eines Mannes wuchs nicht, wie das der Frauen, mit dem Alter.

Alte Männer kamen seltener vor als alte Frauen, doch wurde dieser Seltenheitswert nicht honoriert. Auf die Hochachtung, die alten Damen vom Schlage der Na Roqua, Guillemette ›Belote‹, Mengarde Clergue entgegengebracht wurde, konnten alte Männer nicht rechnen. Der alte Pons Clergue hatte keine Autorität über seinen Sohn Pierre, den Pfarrer, und konnte dessen Verrätereien zwar beklagen, aber nicht unterbinden. Bei seinem Tode war der alte Pons schon seit langem nicht mehr das Oberhaupt seiner ›domus‹.

Ebenso zitterte der alte Pons Rives vor seinem erwachsenen Sohn, der im ›ostal‹ das Régiment führte. Wir lesen, daß er sich nicht traute, seiner Tochter ein Maultier zu leihen, ohne vorher die Erlaubnis dieses Sohnes einzuholen (i. 339–340).

Eine halbwegs repräsentative Statistik der Sterblichkeit ist den Untersuchungsakten des Bischofs von Pamiers nicht zu entnehmen. B. Vourzay hat in ihrer hier bereits zitierten Arbeit über die katharischen Emigranten in Katalonien das Schicksal von fünfundzwanzig dieser Emigranten ermittelt. Rund die Hälfte stammte aus Montaillou (auch B. Vourzay arbeitete mit den Daten der Untersuchung des Bischofs Fournier), und keiner von den fünfundzwanzig war alt. Alle lebten zwischen 1308 und 1323 in Katalonien. Neun Männer und Frauen (oder sechsunddreißig Prozent des untersuchten demographischen Musters) starben an irgendeiner Krankheit; mehr als gewöhnlich in diesem Alter. Einer wurde durch einen Unfall beim Holzfällen getötet. Acht wurden von der Inquisition verhaftet und von diesen acht zwei auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die übrigen sieben waren 1323 noch am Leben, über ihr weiteres Schicksal liegen uns keine Angaben vor.[1]

1 Nachfolgend findet man B. Vourzays Liste, mit Hinsicht auf Emersende Maury und ihre Tochter Jeanne Befayt von mir berichtigt. Die Namen der aus Montaillou Stammenden sind durch kursiven Satz hervorgehoben.
Tod durch Krankheit oder Unfall:
Bernard Bélibaste, starb im Hospital zu Puigcerda; Raymond de Castelnau, erkrankte und starb in Granadella;

Abgesehen davon, daß eine von nur fünfundzwanzig Fällen abstrahierte Statistik sicherlich mit Vorsicht zu genießen ist, liegt auch die Vermutung nahe, daß unter den Bedingungen der Emigration die Sterblichkeitsrate eine andere als daheim in Montaillou gewesen sein wird. Unglücklicherweise haben wir für die uns hier interessierende Zeit kein Kirchenbuch, das uns über die Verteilung der Sterblichkeit auf die Gesamtbevölkerung Auskunft geben könnte. Wir müssen uns deshalb mit den sporadischen Angaben über die Verabreichung des ›consolamentum‹ begnügen, die unserer Unterlage zu entnehmen sind. Das ›consolamentum‹ war eine

Raymond Maurs, erkrankte und starb in Sarreal; *Bernard Marty* (der Ehemann der Guillemette Maury), starb bei Orta im Gebirge; Bernard Servel, starb in Lérida; Guillaume Marty aus Junac, starb in Katalonien; ein anderer Bruder Marty, starb ebenfalls in Katalonien; Bernard Befayt, starb durch einen Unfall im Wald; *Emersende Maury* und ihre Tochter *Jeanne Befayt*, starben an einer Seuche (iii. 214).

Verhaftung durch die Inquisition:

Guillaume Bélibaste und Philippe d'Alayrac, wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt; die Brüderpaare *Pierre und Jean Maury und Guillaume und Arnaud Maurs*, wurden eingekerkert; desgleichen Esperte Cervel und ihre Tochter Mathena Cervel.

Auf freiem Fuss:

Die Familie der *Guillemette Maury*, nämlich sie selbst, ihre beiden Söhne, *Pierre und Jean*, sowie ihr Bruder *Pierre*, die sämtlich den Familiennamen Maury führten; sowie Raymond und Blanche Marty und Raymond Issaurat.

Zeremonie, die – etwa der katholischen letzten Ölung entsprechend – den Katharer aus der Sterblichkeit verabschiedete. Soweit ich sagen kann, wurden während der Zeit, die der Inquisitor aus Pamiers untersuchte, elf Leute aus Montaillou auf dem Sterbebett ›getröstet‹ oder, wie es in den Akten meistens heißt, ›häretiziert‹. In drei Fällen liegen keine Angaben über das Alter der Sterbenden vor – nur die Namen: Raymond Banqui, Raymond Bar und Raymond Maurs. Fünf weitere waren jung oder in den besten Jahren, nämlich:

Guillemette Fauré, geborene Bar, die junge Frau des Pierre Fauré.

Esclarmonde Clergue, die Tochter Bernard Clergues (des Namensvetters des ›bayle‹ und seiner Frau Gauzia; sie erkrankte und wurde in ihres Vaters Haus häretiziert, wo sie auch bald darauf starb, in Gegenwart von Guillaume und Raymond Belot sowie von Guillaume und Guillemette Benet, sämtlich treue Glieder der katharischen Gemeinde von Montaillou.

Alazaïs Benet, Tochter der Guillemette Benet und junge Frau des Barthélemy d'Ax; todkrank, wurde sie im Hause ihrer Mutter von Guillaume Authié häretiziert, in Gegenwart von Guillemette Benet und von Guillaume und Raymond Belot (i. 473). Sie starb im Laufe der folgenden Nacht.

Raymond Benet, der junge Sohn von Guillemette Benet (i. 474). Auch er starb in seines Vaters Haus, wenige Monate nach seiner Schwester. Auf eigenen

Wunsch wurde er von Guillaume Authié häretiziert. Zugegen waren bei der Zeremonie sein Vater, Guillaume Benet, und seine Mutter, Guillemette, sowie Guillaume und Arnaud Belot und Arnaud Vital (die den ›parfait‹ ins Haus begleitet hatten).

Guillaume Guilhabert, ein etwa fünfzehnjähriger Schafhirt. Er hatte Blut gespuckt und wurde in Gegenwart seiner Mutter, dreier anderer Frauen aus dem Dorf und Guillaume Belots häretiziert. Außer diesen wurden drei ältere oder alte Leute katharisch getröstet, nämlich:

Guillaume Benet, der Mann der Guillemette Benet, der ›zu Michaelis im September‹ in seinem eigenen Hause starb, nachdem im vergangenen Winter sein Sohn und davor zu Pfingsten seine Tochter gestorben waren. Guillaume Authié veranstaltete für ihn das ›consolamentum‹ in Gegenwart von Guillemette Benet, seiner Frau, und seines Sohnes Bernard; anwesend waren außerdem Guillaume und Raymond Belot sowie Bernard Clergue. Die Zeremonie fand in dem Teil des Hauses statt, wo das Vieh übernachtete – wahrscheinlich war das Bett des Kranken dorthin gestellt worden, weil es dort am wärmsten war (i. 474, 401).

Na Roqua, eine der alten Matriarchen des Dorfes. Sie war sehr krank, und das ›consolamentum‹ für sie fand statt in Gegenwart von Guillaume Belot, Guillaume und Raymond Benet sowie einer Rixende Julia, die mit den Benets verschwägert gewesen sein

mag (i. 388). Nachdem Na Roqua häretiziert worden war, hielten drei Frauen aus dem Dorf, nämlich Brune Pourcel, Rixende Julia und Alazaïs Pellissier, an ihrem Bette Wache. Sie verweigerte fortan jede Nahrung (praktizierte also ›endura‹) und starb zwei Tage später. Alazaïs Pellissier und Brune Pourcel wickelten sie in das Leinentuch, und dann wurde sie auf dem Kirchhof des Dorfes begraben.

Guillemette Belot, die Schwiegermutter Bernard Clergues, des ›bayle‹.

Die meisten Toten auf dieser kurzen Liste – fünf von acht – waren noch jung, als sie starben. Dies bestätigt, was wir von den zur gleichen Zeit in Katalonien verstorbenen Auswanderern aus Montaillou erfahren haben: daß Krankheiten viele Leute in einen frühen Tod schickten.

Betrachten wir die Gesamtheit aller, nicht allein in Montaillou, sondern auch andererwärts gespendeten ›consolamentorum‹, deren Bischof Fourniers Protokolle mit Angabe des Alters der Empfänger erwähnen, so findet sich da ein Verhältnis von acht jung zu sieben alt Verstorbenen.[1] Esperte Cervel aus Tarascon sah

1 Von ›consolamentis% die außerhalb von Montaillou gespendet wurden, nennen Bischof Fourniers Akten als Empfänger: die alte Raymonde Buscailh in Prades (i. 494, 503); Mengarde Alibert aus Quié, Mutter einer erwachsenen Tochter (ii. 307); die Mutter eines verheirateten Mannes

ihr eigenes Schicksal nicht als außergewöhnlich an (ii. 454): »Ich hatte drei Kinder. Zwei von diesen waren Knaben. Die starben in Lerida. Mein drittes Kind, Mathena, war etwa drei Jahre alt, als ihre Brüder starben, der eine ungefähr elf, der andere ungefähr sieben Jahre alt. Der ältere starb vor sechs oder sieben Jahren im gleichen Jahr wie mein Mann.« In Montaillou verlor Guillemette Benet ihren Mann und zwei Kinder im Laufe eines Jahres. Alazaïs Munier, die junge Gevatterin des ›bayle‹ von Ornolac, Guillaume Austatz, konstatierte lakonisch (i. 19 3): »Ich verlor in einer sehr kurzen Zeit vier Kinder.« Auch Jeanne Befayt, ihre Mutter und ihr Mann starben innerhalb einer sehr kurzen Zeit; die beiden Frauen wurden kurz nach dem Unfalltod des Mannes durch eine ansteckende Krankheit hingerafft. In Junac starben eine gewisse Fabrisse, deren Familienname nicht überliefert ist und deren Tochter, die man die ›bonne femme‹ nannte, während des gleichen Jahres – vielleicht 1303 – an einer Seuche, die eine zu Epiphanias, die andere zu Maria Lichtmeß (iii. 267–268). Nicht wenige Todesfälle, die

in Ax (ii. 16); Arnaud Savignan aus Prades, alt genug, ein Großvater zu sein (iii. 149); ein noch sehr junger Mann aus Junac (iii. 267); zwei Säuglinge, gegen alle für das ›consolamentum‹ geltenden Regeln. Diese Regeln wurden von dem ›parfait‹ Prades Tavernier gebrochen, bei den getrösteten Säuglingen handelte es sich um Kinder der Sybille Pierre und der Mengarde Buscailh.

sich zwischen 1300 und 1305 im Oberland der Ariège ereigneten, scheinen von ansteckenden Krankheiten verursacht worden zu sein.

Pierre Goubert hat festgestellt, daß zur Zeit Ludwigs XIV. im Beauvaisis von vier Kindern eins vor Vollendung des ersten Lebensjahres und ein weiteres vor Vollendung des einundzwanzigsten starb. Die Kinder- und Jugendsterblichkeit bestritten derart die Hälfte aller Sterbefälle. So genaue Angaben können wir für das Montaillou des frühen vierzehnten Jahrhunderts nicht machen, doch was wir erfahren, gestattet uns die Vermutung, daß auch dort die Kinder- und Jugendsterblichkeit sehr hoch war.

Aus unseren Unterlagen ist auf die Frage, ob zwischen 1300 und 1320 in Montaillou Menschen Hungers sterben mußten, keine Antwort zu lesen. Von Hungersnöten ist die Rede, man wanderte aus, um ihnen zu entgehen. »Ich ging weg wegen der Hungersnot«, sagte Esperte Cervel (ii. 453). »Weil alles so teuer war, hatte unsere Familie nicht mehr genug zum Leben.«

Viele Menschen starben zweifellos an Seuchen. Besonders aus den ersten Jahren des Jahrhunderts hören wir häufig von Todesfällen, die sich fast gleichzeitig und in der gleichen Familie ereignen.[1] Allerdings ist

1 In den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts besuchte der Schäfer Bernard Marty die adligen Brüder Castels in ihrem

nirgends in den von den Schreibern des Bischofs protokollierten Aussagen ausdrücklich von Seuchen oder Epidemien die Rede. Möglicherweise ergriff die Furcht vor der Ansteckung das Landvolk erst im Gefolge der nach 1348 die Dörfer verheerenden Epidemien. Die Zeugen des Bischofs klassifizierten Krankheiten nur sehr oberflächlich nach den an den verschiedenen Teilen des Körpers dabei auftretenden Symptomen. Niemand dachte an eine Ätiologie. Als ihre Kinder starben, litt Guillemette Benet an ›Ohrenschmerzen‹. Raymonde Buscailh starb, ihrer Schwiegertochter zufolge, an ›Fluß‹. Der Schäfer Raymond Maurs erkrankte nach dem Genuß von Kutteln, die vielleicht verdorben waren. Aber darüber scheint sich niemand Gedanken gemacht zu haben. Er ließ sich von einem Barbier zur Ader lassen, erholte sich ein wenig, machte sich auf zu einer etwa fünfzehn Kilometer weiten Fußreise, nach deren Vollendung er von neuem erkrankte, um binnen weniger Tage zu sterben. Der junge Schäfer Guillaume Guilhabert »war schwer krank und spuckte

Hause zu Rabat. Alle vier Brüder – drei legitime Sprößlinge des edlen Geschlechts, ein illegitimer – lagen im Bett, einer in der Küche, einer im Keller und die beiden anderen in der Scheune über dem Hof. Wenigstens die drei legitimen Söhne des Hauses waren wenig später tot (iii. 281). Seuchen verbreiteten sich um so leichter, als sich am Bett der Sterbenden stets eine große Gesellschaft von Verwandten und Freunden einzufinden pflegte.

Blut«. Guillemette Clergue sagte aus: »Ich hatte die Krankheit, die gewöhnlich ›avalida‹ heißt, an meinem rechten Auge.« Aude Fauré aus Murviel litt an »Sankt Pauls Fallsucht« – an Epilepsie oder konvulsiver Hysterie wahrscheinlich. Raymonde, Bélibastes Konkubine, hatte ein schwaches Herz, und ein maurischer Wahrsager drohte ihr mit Tollwut und Fallsucht. Der Schäfer Bernard Marty erkrankte nach vierzehntägigem Aufenthalt im Hause seines Dienstherrn Guillaume Castel an Fieber – nähere Angaben über diese Krankheit fehlen. Arnaud Sicres alte Tante hatte Gicht und konnte nicht gehen. Daß man auch mit Skrofeln, Fisteln am Schenkel, Geschwüren und Beulen Bekanntschaft hatte, wissen wir, weil diese Vokabeln als Beleidigungen zur Verfügung standen.

Hautkrankheiten finden wir sogar besonders aufmerksam katalogisiert: wie das bei der in Montaillou gebräuchlichen diagnostischen Technik ja naheliegt. Krätze, Grind, Aussatz, Sankt-Antons-Feuer und Sankt-Martialis-Feuer plagten die Leute. Wer davon befallen war, konnte in den Schwefelbädern von Axles-Thermes Heilung suchen. Andererseits war nicht jeder, der dort vorgeblich Heilung von der Krätze suchte, wirklich krätzig, wie aus der folgenden Geschichte erhellt: »Ich wäre gern ins Sabarthès hinaufgegangen, um mich insgeheim mit den guten Leuten zu treffen«, erzählte Bertrand de Taix aus Pamiers, ein Edelmann, der schon lange mit den Katharern sympathisierte

(iii. 313). »So kratzte ich also aus Leibeskräften meinen Arm, als hätte ich die Krätze; und log die Leute an und sagte: ›Ich glaube, ich sollte die Bäder von Ax aufsuchen.‹ Doch meine Frau« – die Frau des guten Bertrand war nämlich den Katharern nicht geneigt, ahnte aber wohl den wahren Zweck der geplanten Reise, – »meine Frau widersprach und sagte: ›Nein, du wirst die Bäder nicht aufsuchen!‹

Und dann pflegte sie zu Leuten, die uns besuchten, zu sagen: ›Rühmt nicht die Bäder von Ax. Mein Mann käme auf die Idee, dahin zu wollen.‹«

Wenn jemand aus einem der Dörfer des Hochlands plötzlich spurlos verschwand, hatte das Gerücht dafür drei denkbare Erklärungen: Der Betreffende war entweder verschuldet, ein Ketzer oder aussätzig. War das letztere der Fall, mußte er ins Tal nach Pamiers oder Saverdun, wo Aussätzigenhospitäler bestanden.

Ab und zu wurde Montaillou von einem Arzt besucht. Manchmal begaben sich auch Kranke aus Montaillou ins Tal, um einen Arzt zu konsultieren. »Meine Tochter Esclarmonde hat, seitdem sie krank ist, schon viele Ärzte aufgesucht, aber keiner konnte sie kurieren«, sagte Gauzia Clergue, eine einfache Bauersfrau, die eigenhändig ihre Rüben verzog (iii. 360–361). Nachdem diese unfähigen Ärzte sie praktisch ruiniert hatten, ohne die Gesundung der kranken Tochter erkennbar zu befördern, wandte sich Gauzia an einen Seelenarzt, einen ›parfait‹.

Den nächsten praktischen Arzt oder Allgemeinmediziner fanden die Leute von Montaillou in Lordat. Er hieß Arnaud Teisseire und war so etwas wie ein Hans Dampf in allen Gassen der Wissenschaft, da er sich nicht allein medizinischen Problemen widmete. Seine Patienten kamen bis aus Tarascon, er bediente diese aber nicht nur mit Heilmitteln, sondern nahm auch als Notar ihre Testamente auf, die er in dem Büro, das auch sein Schlafzimmer war, aufbewahrte. Er war Pierre Authiés Schwiegersohn und stand in der ganzen Gegend im Ansehen eines Mannes, der ein gutes Leben hatte und dieses auch zu genießen wußte (ii. 219). Zur Verringerung der Sterblichkeit in den Bergen leistete er aber keinen nennenswerten Beitrag. Übrigens gab es Heilkundige auch auf den Dörfern: Na Ferreria in Prades d'Aillon konnte Augenleiden kurieren, scheint es.

Doch auf Krankheiten kam es im Oberland der Ariège nicht wirklich an; Krankheiten waren vergleichsweise nebensächliche Ärgernisse. Die Hauptsache war der Tod, der unverblümte Tod, der ohne höfliche Präliminarien und ohne Vorwarnung – ohne von den Betroffenen wahrgenommene Vorwarnung wenigstens – wie ein Fallbeil zuschlug.[1]

1 B. Vourzay zitiert hinsichtlich der Plötzlichkeit des Todes und des fehlenden Bewußtseins von dessen Annäherung bei den von Bischof Fournier vernommenen Zeugen eine Reihe sehr bezeichnender Texte aus den Protokollen. Ebenso überraschend wie der Tod kam übrigens die Heilung

Orthodoxie und Häresie kämpften erbittert um die Seelen der Sterbenden. Ein sterbender Rechtgläubiger duldete keinen ›parfait‹ in seiner Nähe, während der ›parfait‹ nichts unversucht ließ, um den Sterbenden noch an der Schwelle des Jenseits zu häretizieren. »Ihr Teufel, laßt mich in Ruhe«, sagte Arnaud Savignan aus Prades d'Aillon dreimal hintereinander zu jenen übereifrigen albigensischen Nachbarn, die dem Geschwächten das ketzerische ›consolamentum‹ angedeihen lassen wollten (ii. 140). Jean Maury, ein schwankender Katholik, aber kein Katharer, hatte noch größere Mühe, Guillemette Maury davon abzubringen, ihn durch Bélibaste ›trösten‹ zu lassen, als er einmal sterbenskrank war. Endlich versuchte ihn die gute Frau zur ›endura‹ zu überreden, zum freiwilligen Hungertod (ii. 484). Er aber antwortete ihr: »Gottes Sache ist's, den Tag meines Todes zu bestimmen, nicht meine. Hör auf, so zu reden, oder ich lasse dich verhaften.«

Wir haben schon gesehen, wie ein sterbender Katharer den Priester, der ihm das Abendmahl spenden wollte, von sich wies (i. 231). Als Guillemette Belot, von der ›endura‹ geschwächt, schon in den letzten Zügen lag, blieb ihr doch noch Kraft genug, um beim Anblick

– wenn sie stattfand. Von einem Genesungsprozeß, wie wir ihn verstehen, hatten die Leute von Montaillou keinen Begriff. Wer sich nur irgend wieder besser fühlte nach einer Krankheit, machte sich gleich wieder auf den Weg oder an die Arbeit. Vergleiche dazu ii. 484 und oben, Kap. IV.

des Priesters, der mit dem Sakrament kam, entrüstet aufzuschreien: »Sancta Maria, sancta Maria, ich sehe den Teufel.« Im Oberland der Ariège war man, gleichviel ob katholisch oder katharisch, immer für irgend jemanden der Teufel.

Selbstverständlich gab es in Montaillou (wie überall) für den Umgang mit dem Tod bestimmte Vorschriften. Bei jedem Sterbefall waren Zeremonien erforderlich, für die hauptsächlich die Frauen der ›domus‹ des Sterbenden verantwortlich waren. Die rituelle Klage um eine tote, sterbende oder sterbenskranke Mutter oder Schwiegermutter oblag deren Töchtern oder Schwiegertöchtern. Diese mediterrane Praxis des ›lamentu‹ war zwar älter als der Katharismus, ja älter sogar als das Christentum, doch in Montaillou war sie nicht mehr, wie ursprünglich, eine Angelegenheit aller Frauen des Dorfes, sondern wurde nur von den Frauen der jeweils vom Tod betroffenen ›domus‹ geübt. Die ›parfaits‹, denen diese Klagen gegen den Strich ihrer Erlösungslehre gingen, versuchten die Übung überhaupt abzuschaffen. Das zeigte sich etwa beim Tode der alten Guillemette Belot. Als diese, durch die ›endura‹ geschwächt, im Sterben lag, erwarteten die Leute im Dorf die Klagen ihrer Töchter zu hören. Aber es war nichts zu hören. Zwei Frauen aus dem Kirchspiel, Raymonde Testanière und Guillemette Azéma, staunten (i. 462): »Wenn Guillemette Belot so schwach und dem Tod so nahe ist«, sagten sie, »weshalb hören wir nicht ihre Töchter

weinen?« Doch ihre Gevatterin Guillemette Benet belehrte die beiden verächtlich: »Wie seid ihr dumm! Guillemette Belot braucht niemanden, der sie beweint: Ihr Schwiegersohn hat ja dafür gesorgt, daß ihr nichts fehlen wird.« Das bezog sich auf die Tatsache, daß Bernard Clergue seine Schwiegermutter häretiziert und zur ›endura‹ überredet hatte.

Die Klagen der Frauen erhoben sich auch angesichts drohender Gefahr: Die Töchter der Béatrice de Planissoles weinten und klagten, als sie erfuhren, daß der Mutter die Verhaftung drohte (i. 257).

Von Frauen erwartete man Klagen – Männern war Zurückhaltung aufgegeben. Und so wurden dieselben nicht nur aus tiefster Seele, unter Tränen, angestimmt, sondern auch trockenen Auges als Pflichtübung. »Als meine Schwiegermutter starb«, erzählte Mengarde Buscailh (i. 490), »ging ich zu ihrer Beerdigung und stimmte laute Klagen an. Aber meine Augen waren trocken, denn ich wußte, daß sie vor ihrem Tode häretiziert worden war.«

Wie auch anderswo üblich, wachten in Montaillou die Frauen am Bette der Sterbenden. Die Herrichtung der Leiche für die Beerdigung, wobei gern Haarlocken und Fingernagelabschnitte der Toten aufgehoben wurden, wie wir sahen, war im wesentlichen Sache der Frauen. Nach der Beerdigung, die gewöhnlich bald nach dem Tod stattfand und viel Publikum versammelte, konnte die Angelegenheit besprochen und kommentiert

werden. Die Beerdigung lieferte übrigens einen letzten Beweis für den Unterschied, den man derzeit im Oberland der Ariège zwischen Männern und Frauen machte. Für einen Mann läutete das Totenglöckchen anders als für eine Frau. Die Katharer ihrerseits, in deren Weltanschauung Frauen keine besonders gute Figur machten, taten, was sie konnten, um den Tod zu einer rein männlichen Angelegenheit zu stilisieren. Zeugen eines ›consolamentum‹ waren – neben dem Kranken und dem ›parfait‹ – gewöhnlich nur Männer, Stützen der katharischen Gemeinde, wie die Brüder Belot, Clergue oder Benet. Und wenigstens gerüchtweise muß bei den Katharern die Meinung verbreitet gewesen sein, daß Frauen vom ewigen Leben ausgeschlossen seien. Wenigstens hören wir von einem guten Katholiken, der dem Sohn eines katharischen Arztes vorhielt, daß auch Frauen ein Recht auf die Auferstehung hätten (und zwar genauso, wie sie gestorben waren, als Frauen; denn das war es eigentlich, was sein häretisch inklinierter Gesprächspartner geleugnet hatte mit der Bemerkung, es sei sinnlos, die Totenglocke für Männer anders als für Frauen zu läuten, weil der Mensch, einmal tot, weder Mann noch Frau mehr sei. Der Protokollant hat, ii. 202, die dem Ketzer erteilte Zurechtweisung so wiedergegeben: »Cui ipse respondit quod non dicebat bene, cum in resurrexione mulieres resurgant sicut et viri et Ecclesia aliter formet orationem pro mortuis viris et aliter pro mulieribus …«)

Die Beerdigung bestätigte die gesellschaftliche Stellung der Verstorbenen. Die ›reiche‹ Mengarde Clergue wurde in der Kirche begraben, unter dem Altar der Heiligen Jungfrau von Montaillou. Aber das gewöhnliche Volk bestattete man draußen auf dem Kirchhof.

Allen sozialen Vorkehrungen zum Trotz plagte Furcht den Sterbenden und dessen Nächste; Furcht weniger vor dem Tode selbst als vielmehr vor dem Jenseits.

Ein guter Katholik – und obwohl Bischof Fourniers Untersuchungsprotokolle von guten Katholiken nicht viel zu melden haben, gab es natürlich auch solche in Montaillou – war in seinem letzten Stündlein bemüht, seine Seele Gott zu befehlen. Auf Gottes Willen berief sich Jean Maury, als er sich weigerte, ›endura‹ zu praktizieren.

Die Katharer, die ihrerseits nicht weniger als die Katholiken um ihr Seelenheil besorgt waren, suchten sich desselben mit anderen Mitteln zu versichern. Pierre Maury meinte zu wissen, daß die Bettelmönche keine Seelen retten konnten. Sie reichten einem Sterbenden die Sakramente und dann fraßen sie sich selber voll – was war von solchen Leuten zu erwarten? (ii. 29, 30). Pierre Maury zog die Konsequenz aus dieser Beobachtung: »Gehen wir zu den ›parfaits‹! Sie wenigstens können Seelen retten.« Dieser Überzeugung begegnet man immer wieder in den von den Schreibern des Bischofs von Pamiers protokollierten Aussagen, wenn

von dem ›consolamentum‹ und der ›endura‹ die Rede ist. Und die ›parfaits‹ waren gewöhnlich auch beeilt, die Wünsche der Gläubigen zu erfüllen. Nur einmal hören wir von einem ›parfait‹, der wegen heftigen Regens dem Ruf nach einem ›consolamentum‹ nicht nachkam (iii. 308).

So konnten die Bauern von Montaillou, wenn die Krankheit ihnen wenigstens einen Rest von klarem Bewußtsein ließ, sich auf den Tod vorbereiten. Wer sich das ›consolamentum‹ gefallen ließ, wußte, was auf ihn zukam: die quälende ›endura‹, die zu den Leiden an der Krankheit noch die Qualen des Hungers und, wenn einer besonders ausdauernd war, des Durstes fügte. Unsere Quelle berichtet uns von Leuten, die in diesem Zustand noch dreizehn (iii. 131), ja sogar fünfzehn (i. 235) Tage lebten.

Raymond und Guillaume Benet, der Sohn und der Ehemann der Guillemette Benet (i. 474), ließen sich von einem ›parfait‹ ›trösten‹ und verpflichteten sich gern zur ›endura‹. Doch bewahrte ein rascher Tod diese beiden vor langen Leiden. Beide starben in der Nacht, die ihrem von Guillaume Authié ins Werk gesetzten ›consolamentum‹ folgte.

Guillemette Belot und Na Roqua, alte Frauen beide, trafen es weniger glücklich. Aber beide erduldeten standhaft Hunger und Durst. Guillemette Belot schickte, wie wir sahen, den Priester fort, der ihr das Sakrament reichen wollte; und vom Sterben Na Ro-

quas haben wir einen ausführlichen Bericht von Brune Pourcel (i. 388): »Vor fünfzehn oder siebzehn Jahren, zu Ostern, um die Dämmerung brachten mir Guillaume Belot, Raymond Benet (der Sohn des Guillaume Benet) und Rixende Julia aus Montaillou die Na Roqua ins Haus, sie trugen sie in einer groben Kotze. Na Roqua war schwerkrank und war gerade häretiziert worden. Und sie sagten zu mir: ›Gib ihr nichts zu essen oder zu trinken, du darfst das auf keinen Fall.‹

Diese Nacht verbrachte ich mit Rixende, Julia und Alazaïs Pellissier an Na Roquas Bett. Wir sagten ihr immer wieder: ›Rede mit uns! Sag doch was!‹ Aber sie brachte die Zähne nicht auseinander. Ich wollte ihr eine Brühe von gepökeltem Schweinefleisch zu trinken geben; aber wir konnten ihren Mund nicht aufkriegen. Als wir es einmal versuchten, um ihr zu trinken zu geben, schloß sie ihn nur um so fester. Zwei Tage und zwei Nächte blieb sie in diesem Zustand. Nach der dritten Nacht, bei Morgenrot, starb sie. Als sie starb, kamen zwei Nachtvögel auf das Dach meines Hauses von der Art, die man ›gavecas‹ [das heißt: Eulen] nennt, die schrien auf dem Dach. Und als ich sie hörte, sagte ich: ›Da sind die Teufel, die die Seele der Na Roqua holen.‹«

Nicht weniger erbaulich gestaltete sich das Sterben der Esclarmonde Clergue aus Montaillou. Esclarmonde war die Tochter des Namensvetters des ›bayle‹, Bernard Clergue, und der Gauzia, dessen Frau. Die

Eltern waren Bauern. Esclarmonde war noch jung, als sie sich mit einem gewissen Adelh aus dem Dorf Comus verheiratete. Guillaume Benet, Pate und Beschützer der jungen Frau (ein Gevatter von deren Mutter, Gauzia, überdies), erklärte: »Das ist eine gute Heirat, und Esclarmonde hat einen guten Anfang gemacht.« Unglücklicherweise aber wurde bald darauf Esclarmonde ernsthaft krank. So kehrte sie, wie es Sitte war, ins Vaterhaus zurück, um dort zu sterben. Ihr Bett wurde in der Küche am Herdfeuer aufgeschlagen; ihre Mutter pflegte sie hingebungsvoll und schlief auch nachts bei ihr, während der Vater im benachbarten Schlafzimmer allein schlief. Gauzia liebte ihre Tochter, doch wünschte sie zuletzt, daß Gott sie zu sich nähme, denn die Ausgaben für Ärzte und Medizin, welche Esclarmondes Krankheit erforderlich gemacht hatte, hatten die Mutter ruiniert.

Guillaume Benet, als Pate der Kranken, fühlte sich für deren Seelenheil in besonderem Maße verantwortlich; und so überzeugte er Gauzia von der Notwendigkeit eines baldigen ›consolamentums‹ für dieselbe. Nun war nur noch Esclarmondes Einwilligung dazu einzuholen. Esclarmonde tat ihrem Paten den Willen. Zum Reden war sie zu schwach, aber sie hob zustimmend die Arme. Man schickte nach dem ›parfait‹ Prades Tavernier, und trotz verschiedener Schwierigkeiten war dieser endlich zur Stelle. Zur Stelle waren als Zeugen der Zeremonie auch eine Anzahl Männer und

Frauen aus der Sippschaft der Belots und Benets. Das ›consolamentum‹ fand in der Küche statt, an einem Freitagabend zu einer Zeit, da gewöhnlich die Leute im ersten Schlaf lagen. Esclarmondes Vater schnarchte denn auch im Nebenzimmer, ohne zu ahnen, was sich am Krankenbett seiner Tochter abspielte. Raymond Belot brachte, wie es üblich war, eine Wachskerze mit, so daß es nicht nötig war, das Küchenfeuer anzuzünden. Es war während der Fastenzeit vor Ostern, und der Raum, in dem Esclarmonde lag, war kalt. Aber das Seelenheil war allen Beteiligten wichtiger als das leibliche Wohl. So wurden denn das ›consolamentum‹ administriert und der ›parfait‹ durch ein Geldgeschenk (iii. 364–365) für seine Dienste belohnt. Darauf ging er weg. Jetzt stellte sich das Problem der ›endura‹. Gauzia Clergue reagierte auf die Zumutung, ihre Tochter verhungern und verdursten zu lassen, wie man das von einer normalen, liebenden Mutter erwarten sollte: Sie wollte nichts davon wissen.

»Gib von jetzt an deiner Tochter nichts mehr zu essen oder zu trinken, selbst wenn sie's verlangt«, sagte Raymond Belot (iii. 364).

»Wenn meine Tochter mich um Speise oder Trank bittet, wird sie beides von mir kriegen«, erwiderte Gauzia.

»In dem Fall wirst du aber Esclarmondes Seele keinen Gefallen tun«, wurde ihr versichert.

Glücklicherweise blieb der Mutter eine praktische

Entscheidung in dieser Sache erspart. Esclarmonde Clergue starb am nächsten Tag um die dritte Stunde, ohne noch einmal um Essen oder Trinken gebeten zu haben. Wir wissen nicht, ob aus heroischer Überzeugung oder aus Schwäche. Sicher ist, daß sie sich, ehe ihr das ›consolamentum‹ zuteil wurde, ernste Sorgen um ihr Seelenheil gemacht hatte.

Von ähnlichen – und ähnlich von einer liebenden Mutter komplizierten – Bemühungen um das Seelenheil eines jungen Schäfers, Guillaume Guilhabert mit Namen, berichten verschiedene Zeugen (i. 390–430).

Guillaume mußte als Fünfzehnjähriger, in einem Alter also, in dem die Hirtenjungen gewöhnlich im Gebirge besser zu Fuß sind als ihre Väter, von den Herden Abschied nehmen, er spuckte Blut, war vielleicht schwindsüchtig. Freunde, die älter waren als er – so Guillaume Belot und Raymond Benet –, kamen an sein Krankenbett und redeten ihm ins Gewissen. Diese Freunde waren Katharer. Guillaume Belot war der Domus der Guilhaberts auf vielfache Weise verbunden und war dort, wie überhaupt die Belots, sehr angesehen. Die Bande zwischen den beiden Häusern waren, wie das in Montaillou üblich war, durch gemeinsame Gevatterschaft und, auf indirekte Weise, durch ein Konkubinat befestigt. Guillaume Belot war ein Gevatter des Arnaud Fauré, der erst jüngst eine Schwester des jungen Guillaume Guilhabert, Alazaïs

Guilhabert, zur Frau genommen hatte (i. 429). Diese Alazaïs aber war vor ihrer Verehelichung die Geliebte des Schusters Arnaud Vital gewesen, eines engen Freundes der Brüder Belot, der somit zwischen Belots und Guilhaberts nicht nur erotische, sondern auch ideologische Bande knüpfte (i. 413).

Aus all diesen Umständen im Verein ergab sich wie von selbst, daß bald ein ›consolamentum‹ für den jungen Schäfer den Angehörigen erforderlich zu sein schien. Er war von seiner Krankheit schon sehr geschwächt. Übrigens stand es mit der Gesundheit verschiedener anderer Familienangehöriger gleichfalls damals nicht zum Besten. Guillaumes Schwester Guillemette, die Frau des Jean Clement aus Gebetz, lag ebenfalls krank in ihres Vaters Haus (i. 329). Sie schlief in der Küche der Guilhaberts, nicht weit vom Sterbebett ihres Bruders und hatte ihr Kind bei sich im Bett. Guillaume Belot unternahm es, die Einwilligung des jungen Kranken zu der beabsichtigten Zeremonie – und zu den daran geknüpften Bedingungen – zu erlangen. Alazaïs, die Frau Arnaud Faurés, legte ebenfalls Wert auf ›Häretisierung‹ ihres Bruders, teils weil sie aufrichtig von der Effektivität dieser Maßnahme zur Seelenrettung Sterbender überzeugt war, teils weil sie hier eine günstige Gelegenheit sah, einen Familienstreit zwischen ihrem Mann und ihrem Vater, Jean Guilhabert, zu schlichten. Jean hatte Alazaïs' Mitgift nicht ausgehändigt. Arnaud Fauré schloß sich den Vorstellungen seiner Frau, seines

Gevatters Guillaume Belot und seiner Schwiegermutter Allemande Guilhabert an. Doch war diese letztere hinsichtlich des Nutzens der geplanten Zeremonie noch nicht ganz mit sich im reinen. Denn zwar liebte sie ihren Sohn zärtlich und wollte alles getan sehen, was dessen Los in der anderen Welt zu erleichtern geeignet schien, doch hatte sie auch an die Zukunft der Domus hier auf Erden zu denken, und wenn es bei der Inquisition ruchbar wurde, daß für den jungen Guillaume ein ›consolamentum‹ veranstaltet worden war, standen der ›domus‹ schlechte Tage bevor.

»Hör zu Kamerad«, sagte Guillaume Belot zu dem sichtlich schwächer werdenden Guillaume Guilhabert (i. 422–423), »hättest du's gern, wenn ich ginge und dir einen Seelenarzt holte?«

»Ja«, erwiderte der Kranke, »das hätte ich sehr gern. Geht und sucht einen guten Christen, der mich in seinen Glauben und seine Sekte aufnehmen will und mir behilflich sein, ein gutes Ende zu nehmen.«

Doch Allemande, seine Mutter, warnte ihn: »Laß das lieber«, sagte sie. »Schlimm genug, wenn ich dich verliere, denn ich habe ja keinen anderen Sohn. Aber ich will wegen dir nicht auch noch meinen ganzen Besitz einbüßen.«

Guillaume jedoch war nicht abzubringen von seinem Vorsatz: »Mutter«, sagte er höflich, »ich bitte Euch, mir diesen Wunsch zu erfüllen; legt mir keine Hindernisse in den Weg.«

Schließlich gab Allemande nach. Guillaume Belot versicherte ihr, daß man in Montaillou den Schutz des Pfarrers Pierre Clergue genieße, der insgeheim katharisch sei und deshalb die Aufmerksamkeit der Inquisition von den ketzerischen Aktivitäten fernhalte (i. 414).

So wurde denn Guillaume Guilhabert in Anwesenheit all seiner Verwandten, seiner Schwestern, seiner Mutter und seines Schwagers von dem ›parfait‹ Prades Tavernier ›getröstet‹. Er starb wenig später. Prades Tavernier wurde mit einem Krug Öl und ein paar Schafpelzen für seine Bemühungen belohnt.

Na Roqua, Guillaume Guilhabert und andere, die ihnen glichen, gingen in gläubiger Zuversicht aufs Ganze. Aber solcher Idealismus verursachte Spannungen. Wie wir sahen, gab es gute Frauen im Dorf, die sich nicht dazu bequemen wollten: »Soll ich denn mein Kind verhungern lassen?« »Und wenn herauskommt, daß mein Sohn häretiziert wurde, soll ich dann meinen ganzen Besitz einbüßen?« Immerhin war in Montaillou der Katharismus eine Macht, mit der man zu rechnen hatte, und wo man sich infolgedessen weniger leicht als anderswo Abweichungen von katharischen Idealen gestatten konnte, wenn man als rechter Ketzer gelten wollte. In anderen Dörfern, in Quié, Arques, Junac und sogar in Prades waren die Ketzer weniger orthodox. Da kam es häufiger vor, daß jemand sich

das ›consolamentum‹ verabreichen ließ, später aber gegen das strenge Fastengebot rebellierte, die ›endura‹ nicht aushielt. Mütter riskierten das Seelenheil ihrer Kinder, weil sie die Leiden, mit denen es angeblich zu verdienen war, nicht mit ansehen konnten. Wir erinnern uns der Geschichte der Sybille Pierre aus Arques (ii. 414–415). Mengarde Buscailh aus Prades – eine französische Meile von Montaillou entfernt gelegen – ließ, als ihr von ihrem Schwager Guillaume Buscailh vorgeschlagen wurde, sie solle doch ihr schwerkrankes, erst zwei oder drei Monate altes Kind ›trösten‹ und dann verhungern lassen, »auf daß es ein Engel werde«, den Ratgeber nicht im Zweifel über das, was sie zu tun gedachte: »Ich werde meinem Kind die Brust nicht verweigern, solange es noch lebt« (i. 499).

In Ax-les-Thermes veranstaltete man das ›consolamentum‹ für die Mutter des Viehzüchters Guillaume Escaunier und ließ sie dann fasten; doch war die alte Frau nicht geneigt, sich in diesem Punkt den Wünschen ihrer Kinder zu fügen (ii. 15,16). Sie verlangte Fleisch und beschimpfte ihre Tochter, die ihr – um ihres Seelenheils willen – keines geben wollte. Ein guter Bissen war ihr aber wichtiger als ein gutes Gewissen. In Junac wurde der schwerkranke Bernard Marty von Guillaume Authié ›getröstet‹; er hielt anschließend zwei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung aus – aber dann war es mit seiner ›endura‹ oder Ausdauer vorbei. Am dritten Tag verlangte er etwas Kräftigeres als das Wasser, das

man ihm seit seinem ›consolamentum‹ einzig gewährt hatte; und seine Geschwister ließen sich erweichen und gaben ihm Brot, Wein und Fleisch (iii. 264–266).

Manchmal, wenn sich die Anforderungen der Häresie als zu streng erwiesen, konnte auch ansonsten überzeugten Ketzern ein katholischer Tod als Ausweg erscheinen. Mengarde Buscailh zog diese Möglichkeit für ihr Kind in Erwägung. Am Sterbebett ihrer Schwiegermutter Raymonde lösten der ›parfait‹ und der Priester einander ab (i. 494–507).

Kehren wir aber zu guter Letzt nach Montaillou, in den Mittelpunkt unserer Untersuchung, zurück. Da zeigt sich in allen Fällen von ›haereticatio‹, von denen die Akten berichten, gleichviel ob Männer oder Frauen, junge oder alte Leute Nutznießer der Zeremonie waren, daß es in Hinsicht auf den Tod nur eine Anschauung gab. Jeder ist um seine Erlösung besorgt; Angst vor der Vernichtung als solcher scheint nicht vorzukommen. Manchmal, wie im Falle des Guillaume Guilhabert, der im Kreise seiner Familie und Freunde ›getröstet‹ wurde, erscheint die Veranstaltung zur Errettung der Seele eines Sterbenden als gewissermaßen öffentliches Anliegen; in anderen Fällen, wie in dem der Na Roqua, sieht man den Sterbenden, einsam und auf sich selbst gestellt, um seine Erlösung bemüht. Doch kann wohl überhaupt die Sorge um die Zukunft der Sterbenden als eine die Allgemeinheit angehende

Sache gelten: Und so findet man, daß unter dem Druck der Dorfgemeinschaft der ›parfait‹ Prades Tavernier gelegentlich um dieser Sorge willen sogar gegen das katharische Dogma verstieß, wenn er etwa Leuten, die nicht mehr bei Sinnen waren, das ›consolamentum‹ zukommen ließ oder, was in katharischer Sicht fast noch skandalöser war, einen Säugling ›tröstete‹.

Dabei ist zu beachten, daß diese kulturell geprägte und kollektiv empfundene Sorge gleichwohl christlich, ja sogar katholisch – im traditionellen Sinn des Begriffs – bestimmt war. Diese Landleute waren keine Hugenotten, glaubten nicht unmittelbar mit Gott verkehren zu können. Sie sahen sich auf Mittler angewiesen – die orthodox gebliebenen Katholiken auf den Priester, die Ketzer, die den Dorfpfarrern und den Minderbrüdern nicht mehr trauten, auf den ›bonhomme‹, den ›parfait‹. Jeder, ob Katharer oder Katholik, legte Wert darauf, bei seinen Leute, im Schoße seiner Domus zu sterben. Nicht allein zu sterben, darauf kam es jedem an – und erlöst zu werden.

Geselligkeit und Überlieferung: Buch und Gespräch am Herdfeuer

Die Untersuchungsprotokolle des Bischofs Fournier vermitteln uns ein zwar nicht lückenloses und umfassendes, doch nichtsdestoweniger sehr plastisches und farbiges Bild der bäuerlichen Kultur von Montaillou. Dies ergibt sich zunächst aus der Gründlichkeit, mit welcher die Untersuchung durchgeführt wurde. Der Inquisitor konzentrierte ja nahezu seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in diesem einen Dorf (und was er bei deren Untersuchung in Betreff der benachbarten Kirchspiele entdeckte, war bestens geeignet, bestätigend oder differenzierend, das in Montaillou gewonnene Bild abzurunden). Sodann und vor allem aber verdankt man den hohen Zeugniswert dieser Protokolle der Ergiebigkeit des Gegenstandes der Untersuchung, die sie dokumentieren. Die katharische Häresie, der die Untersuchung des Bischofs hauptsächlich galt, war zur Zeit der Untersuchung schon seit ziemlich zwanzig Jahren in den Städten und beim Adel fast ohne Anhang. Bei den Hirten und Bergbauern hatte sie Zuflucht gefunden: Diese waren zur Ketzerei geneigt, nicht zuletzt weil der von der Kirche erhobene Anspruch auf den Zehnten ihnen ungerecht und maßlos vorkam, was sie an der Legitimität der von der Orthodoxie erhobenen Ansprüche überhaupt zweifeln ließ. Sie blieben dann

der einmal angenommenen Ketzerei treu, weil man sich auf dem Lande widerspruchsloser als in der Stadt von den Eltern gesagt sein ließ, was gut und richtig war. Und so überlebte der Katharismus auf dem Lande, im Verborgenen, seine Ausrottung in den Städten schon seit einem Vierteljahrhundert.

Derart zu einer spezifisch bäuerlichen Ideologie geworden, dokumentiert sich die katharische Lehre in den von Bischof Fournier gesammelten Zeugnissen in einer Gestalt, die es uns erlaubt, hinter den zur Sprache kommenden Dogmen – die uns hier ja nicht hauptsächlich interessieren – die Mentalität aufzuspüren, aus der sie zur Sprache gebracht werden, die Mentalität der Bauern.

Wirklich war zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Heterodoxie in einem ganz überraschenden Maße zu einer bäuerlichen Spezialität geworden. Das erhellt besonders aus der Tatsache, daß wir in des Bischofs Protokollen die traditionell als ketzerisch geneigte Unruhestifter bekannten Handwerker nur ausnahmsweise häretischer Umtriebe überführt finden. Der Schuster Arnaud Sicre, »der die besten Schuhe der Welt aus einem einzigen Stück Leder macht« (ii. 184), war Katharer nur vorgeblich, in Wirklichkeit ein Spitzel der Inquisition. Der Weber Prades Tavernier andererseits wurde zwar ein echter ›parfait‹, wählte aber, wie man liest (i. 339) diese gefährliche Laufbahn unter anderem deshalb, weil er ›fatigatus de texando‹, der Weberei müde, war. In den

Jahren von 1300 bis 1320 konnte im Oberland der Ariège die Häresie jedenfalls nicht mehr als ein Privileg von Webern und Spinnern angesehen werden; sie war den Bauern längst so vertraut und selbstverständlich geworden wie der Käse, den sie machten. Auch Schmiede hingen ihr an; die Cervels und die Martys aus Tarascon und Junac waren Katharer. Bélibaste mochte zwar die einfältigen Leute, die, wie er meinte, so dumm waren, an die Götzenbilder und Wunder der römischen Kirche zu glauben, als ›gavets‹, Gebirgsidioten, verspotten – es ist nichtsdestoweniger unleugbar, daß, von einigen wenigen ländlichen Handwerkern abgesehen, die allerdings bei der Ausbreitung der Häresie eine führende Rolle spielten, Bauern wie Bélibaste selbst, Schäfer wie Pierre Maury und große, eingewurzelte und weitverzweigte bäuerliche ›domus‹ wie die Benets, die Belots, die Forts und die Clergues der letzten Blüte der katharischen Häresie den Boden bereitet haben.

In Montaillou sprach aus den Ketzern unverblümter und erschöpfender als anderswo die bäuerliche Mentalität, weil zwischen 1300 und 1320 die Ketzer in Montaillou ziemlich die ganze Einwohnerschaft für sich hatten. In anderen von der Häresie infizierten Orten – im Sabarthès, im Capcir und im südlichen Narbonnais – bildeten die Ketzer nur oft recht kleine Minderheiten. Freilich provozierten auch diese nicht selten den latenten Antiklerikalismus der Mehrheit und beeinflußten derart die ganze Gemeinde.

So sind denn die Protokolle der in Montaillou durchgeführten Untersuchung ein höchst wertvolles Dokument der bäuerlichen Weltanschauung. Die Tatsache, daß wir in diesen Protokollen die Bauern für sich selbst sprechen hören, mindert den Erkenntnisgehalt dieses Dokuments keineswegs, denn, wie sich darin zeigt, waren diese Bauern keineswegs so sprachlos, wie sich akademisch gebildete Weltverbesserer die einfachen Leute gern vorstellen. Die Leute, deren Aussagen wir in diesen Protokollen fixiert finden, waren vielmehr keineswegs dumm, abstraktem Denken durchaus nicht abgeneigt und sogar an philosophischen Fragen und metaphysischen Spekulationen interessiert. Wir begegnen ihnen in Gesprächen und Debatten mit häretischen Missionaren und Juristen aus der Stadt, die von der Geistesgegenwart und Sprachmächtigkeit der okzitanischen Bauern das beste Zeugnis ablegen und beweisen, daß, aller Unterschiede des Besitzstandes ungeachtet, zwischen dem Landmann einerseits und dem Edelmann, dem Priester, Kaufmann und Handwerksmeister andererseits unüberwindbare soziale Schranken nicht vorhanden waren: Die Handarbeit, das Handwerk insbesondere, galt niemandem als verächtlich.[1] Wie schon

1 Für die Abwesenheit oder doch nur geringe Effektivität sozialer Schranken sprechen Vorkommnisse wie die folgenden: Eine Adlige umarmt eine Bauersfrau (i. 300); die Schloßherrin verkehrt mit den Frauen aus dem Dorf ganz ohne maternalistische oder karitative Attitüden; die Frau

angedeutet, nahm es oft eine Vermittlerrolle zwischen den Bauern und den höheren Ständen, den Edelleuten, Juristen und Kaufleuten ein. Aber auch untereinander redeten und diskutierten die Dörfler ununterbrochen, auf den Feldern, bei den Mahlzeiten und vor allem abends am Herdfeuer, dort manchmal bis in die frühen Morgenstunden.

Diese bäuerliche Kultur war sehr lebendig, trotz der Angriffe, der Durchsuchungen und Verhaftungen, von denen sie seitens der Inquisition ständig bedroht war;

eines Forellenfischers freundet sich mit dem Schloßherrn von Junac an (iii. 61); die Bélibastes, wohlhabende, doch im übrigen ganz einfache Leute, laden, ohne das im geringsten ungewöhnlich zu finden, den Stellvertreter des Erzbischofs von Narbonne bei sich zu Tisch; Bernard Clergue lebte einerseits als Bauer unter Bauern in Montaillou und verkehrte andererseits auf vertrautem Fuße mit den höchstgestellten Autoritäten der Grafschaft Foix. DiesesFehlen sozialer Gegensätze, deren Geringfügigkeit jedenfalls, läßt den sozioreligiösen Konflikt, der die Bewohner von Montaillou und überhaupt der Grafschaft Foix spaltete, um so tragischer erscheinen.

Auch im Oberland der Ariège genoß besonderes Ansehen, wer nicht mit den Händen zu arbeiten brauchte. Nichtsdestoweniger hören wir von Söhnen guter Familien, die, teils durch wirtschaftliche Not dazu gezwungen, teils sogar freiwillig, ein Handwerk ergriffen, ohne sich dadurch im mindesten entehrt zu fühlen. Der Schuster Arnaud Sicre war der Sohn eines Notars, die Authiés, deren Vater ebenfalls Notar gewesen war, ergriffen ohne Widerrede das Schmiedehandwerk.

oder vielleicht auch gerade wegen dieser ständigen Bedrohtheit! Wirklich gefährdet war ihre Existenz dagegen in der Emigration, in Katalonien – dort freilich nicht durch gewaltsame Eingriffe, sondern durch die allmähliche Auszehrung. Katharische Emigranten aus den Bergen des Nordens hatten es auf die Dauer schwer, inmitten einer durchaus katholisch geprägten Gesellschaft auf ihrer ketzerischen Identität zu beharren. Namentlich die jüngere Generation – noch in den Bergen geboren, aber aufgewachsen schon im Süden – war stets versucht, sich der Umgebung anzupassen; das brachte die jungen Leute in erbitterten Gegensatz zu ihren Eltern, führte zu Auseinandersetzungen, bei denen mitunter Handgreiflichkeiten der Kinder gegen die Eltern vorkamen, die in der Heimat undenkbar gewesen wären. Und so zersetzte sich der bäuerliche Katharismus in Katalonien;[1] während er in Montaillou,

1 B. Vourzay hat namentlich diesen Aspekt der Emigration nach Katalonien untersucht (1969). Siehe S. 103 ihrer Arbeit, wo von den Beziehungen der Emigranten zu den katalanischen Händlern die Rede ist; S. 80, 81 und 127, wo Armut und sozialer Abstieg alleinstehender Frauen; S. 85 und 102, wo der Hochmut der altansässigen Katalanen erörtert werden. Vergleiche auch die Angaben über Zersetzung der Familien, S. 100, 124–125; über die Neigung der Frauen, aus der geschlossenen heimatlichen ›domus‹ auszubrechen, S. 104, 117–118; über die hohe Sterblichkeit und geringe Fruchtbarkeit der Emigranten, S. 100 und 123 sowie über den durch die Emanzipationsbestrebungen der jungen Leute verursachten Generationenkonflikt, S. 81.

zur Zeit der Untersuchung Fourniers, noch herrschend war.

Inwieweit war in Montaillou die Überlieferung auf Bücher angewiesen? Die Predigt der Authiés, die dort so entscheidende Wirkungen zeitigte, beruhte im wesentlichen auf schriftlich vermittelten Lehren.

»Pierre und Guillaume Authié«, sagte die Bäuerin Sybille Pierre (ii. 403), »waren studierte Leute; sie kannten die Gesetze [da sie Notare waren]; sie hatten Weib und Kind; sie waren reich. Eines Tages saß Pierre zu Hause und las eine bestimmte Stelle in einem Buch. Er gab seinem Bruder Guillaume, der eben im Zimmer war, die Stelle zu lesen.

Nach einer kleinen Weile fragte Pierre den Bruder: ›Wie findest du das?‹

Und Guillaume antwortete: ›Mir scheint, daß wir unsere Seelen verloren haben.‹

Und Pierre schloß: ›So laß uns gehen, Bruder; laß uns auf die Suche nach unseren verlorenen Seelen gehen.‹

Und so veräußerten die Brüder ihren ganzen Besitz und gingen in die Lombardei, wo sie gute Christen wurden; dort empfingen sie auch die Kraft, die Seelen anderer zu erretten; und dann kehrten sie nach Axles-Thermes zurück.« Der legendäre Ton des letzten Abschnitts ist im Text des Protokolls noch deutlicher: »Et hoc dictum dimiserunt omnia que habebant et iverunt apud Lombardiam, et ibi fecerunt se fieri bonos

Christianos et acceperunt potestatem quod etiam alios possent facere bonos Christianos et ducere animas aliorum ad salvationem.«

Wir wissen nicht, durch welches Buch die Brüder Authié zur katharischen Häresie bekehrt wurden. Sicherlich aber ist der Aussage zu entnehmen, daß die Juristen, die für die ökonomische und juristische Renaissance des 13. und 14. Jahrhunderts weitgehend verantwortlich waren, nicht nur Gesetzbücher lasen. Manche besaßen sogar kleine Bibliotheken, die zur Ketzerei anstifteten. Der Ausbreitung gefährlicher Ideen förderlich waren außerdem der zunehmende Gebrauch des Papiers und die Ausbildung einer okzitanischen Schriftsprache, Phänomene, zu denen die Tätigkeit namentlich der Notare einen nicht gering zu schätzenden Beitrag leisteten – und Notare waren ja die Authiés, ehe sie katharische Missionare wurden.

So erinnerte sich Pierre de Gaillac aus Tarascon-sur-Ariège (ii. 196), ehemals Notariatsschreiber bei Arnaud Teisseire (der seinerseits in Lordat als Arzt praktizierte und Pierre Authiés Schwiegersohn war), im Jahre 1320: »Vor vierzehn Jahren war ich ein halbes Jahr lang im Hause des Arnaud Teisseire angestellt. Ich hatte dort die Aufgabe, die bei diesem hinterlegten Verträge zu schreiben; als ich eines Tages in seinen Papieren stöberte, auf der Suche nach seinen Rechnungsbüchern, fand ich dort ein in der Volkssprache auf Papier geschriebenes und in ein altes Pergament gebundenes

Buch. Ich begann darin zu lesen. Es enthielt Erörterungen und Auseinandersetzungen in der Volkssprache, bei denen es um die Theorien der manichäischen Häretiker und der Katholiken ging; bald pflichtete das Buch den Meinungen der Manichäer bei und verurteilte die Lehren der Katholiken, bald bestätigte es diese und verwarf die manichäischen. Während ich so las, kam mein Dienstherr, Meister Arnaud Teisseire; ganz plötzlich, außer sich vor Zorn, entriß er mir das Buch, versteckte es, und ich hörte, wie er in der folgenden Nacht seine Frau und Guillaume, seinen unehelichen Sohn, verprügelte, denen er die Schuld daran gab, daß ich das Buch hatte finden können. Schamrot und zutiefst verwirrt, verließ ich das Haus und kehrte nach Hause, nach Tarascon-sur-Ariège zurück. Am dritten Tag kam Arnaud Teisseire mir nach und holte mich in sein Haus zurück.«

Bücher waren immer potentiell gefährlich, wie dieser Text verrät. Und so ist es kein Wunder, daß manche Bauern alles überhaupt Schriftliche für Ketzerei zu halten geneigt waren. »Eines Nachts, es war gerade eine Nacht vor Vollmond«, gab der Viehzüchter Michel Cerdan (iii. 201) zu Protokoll, »stand ich vor Morgengrauen auf – es war im Sommer –, um mein Vieh auf die Weide zu führen; da sah ich auf einer Wiese hinter Arnaud Teisseires Haus Leute, die bei Mondschein etwas Geschriebenes lasen; ich bin überzeugt, die Leute waren Ketzer.«

Wie es in der Gegend, von der hier die Rede ist, im Gebiet der heutigen Departements Ariège und Aude, einen kleinen Markt für Bücher gab, so gab es dort auch in bescheidenem Umfang eine Buchproduktion. Abgesehen von Pamiers, dem geistigen Mittelpunkt der Gegend, fand man auch in ganz unbedeutenden Dörfern wie Beipech (im heutigen Aude) und Merviel (Ariège) hier einen Pergamentmacher, dort einen ›scriptor‹ von Büchern (i. 256; ii. 91). Der Umfang dieser Buchproduktion war, wie gesagt, bescheiden, aber doch groß genug, um, durch wandernde ›parfaits‹ kolportiert und ausgelegt, das ganze Sabarthès und Pays d'Aillon mit häretischen Ideen zu infizieren. Auch wuchs er, als statt des teuren Pergaments das billigere Papier in Gebrauch kam. So gab es Wege, auf denen die gelehrte Kultur die bäuerliche beeinflußte – obwohl natürlich dieser Einfluß so langsam und mittelbar wirkte, daß er von denen, die ihn erfuhren, kaum wahrgenommen wurde.

Nichtsdestoweniger galten den Bauern Bücher als seltene Kostbarkeiten. Diese Hochachtung für das geschriebene Wort übertrugen sie natürlich auch auf die Leute, die das Geschriebene lesen konnten, die Gelehrten. Guillemette Maury aus Montaillou, die nach Katalonien ausgewandert war, bewunderte den ›parfait‹ Raymond Issaura aus Larcat über alle Maßen (ii. 63): »Er predigt so gut und weiß so viele Sachen über unseren Glauben.« Mehr noch als den

Schriftgelehrten aber verehrte sie, auf Anweisung des Propheten Bélibaste, die katharische Heilige Schrift selbst, von der sie wußte, daß Gott im Himmel sie verfaßt hatte.[1] Aus diesem Grunde war ein ›parfait‹ ohne Buch in der Situation eines Soldaten ohne Gewehr. Der ›parfait‹ Raymond de Castelnau – er war ungefähr vierzig Jahre alt, hochgewachsen, mit rotem Gesicht und weißen Haaren – verfehlte denn auch nicht, sich bei den Schäfern von Montaillou dafür zu entschuldigen (er sprach mit Tolosaner Akzent), daß er »bedauerlicherweise seine Bücher in Castelsarrasin gelassen« hätte (ii. 475).

Eine der Ursachen für die hohe Wertschätzung, deren Bücher sich damals in jener Gegend erfreuten, war sicherlich die Tatsache, daß fast niemand Zugang zu ihnen hatte. Abgesehen von den ›parfaits‹ besaßen oder borgten oder lasen ja nur die Priester Bücher. Der Priester Barthélemy Amilhac besaß ein Stundenbuch, was ihm, als er im Gefängnis saß, den

1 ii. 45,46. Die analpabetischen Bauern betrachteten die Schrift (in jedem Sinne des Wortes) als eine unfehlbare Autorität. So fragte Raymond de Laburat, ein katholischer Bauer, nachdem er wegen Verweigerung des Zehnten exkommuniziert worden war, einen Priester: »Steht die Exkommunikation in irgendeiner Schrift?« (ii. 318–319). Ähnlich behauptete ein Müller (i. 152): »Die Auferstehung ist eine bewiesene Tatsache, denn die Priester sagen, daß sie in Urkunden und Büchern verzeichnet ist.«

Spott des Albigensers Bernard Clergue zuzog. Durch den Verkauf oder die Verpfändung dieses Buches hatte Barthélemy gehofft, sich Mittel zu beschaffen, um mit seiner Geliebten nach Limoux fliehen zu können (ii. 283; i. 247). Pierre Maury begegnete einem Priester aus der Gascogne, von dem wir nur erfahren, daß er aus reichem Hause war, dreißig Jahre alt, graugrüne Augen und braunes Haar hatte und ein in rotes Leder gebundenes »Buch des Glaubens der Häretiker« sein eigen nannte (ii. 188, 383, 483, 484). In Junac, einem von Bergbauern und Schmieden bewohnten kleinen Dorf, besaß der ständige Vikar Amiel de Rives ein »Buch von Homilien«, es stand ihm jedenfalls zur Verfügung, obwohl es vielleicht Eigentum der Pfarrkirche war (iii. 7–10). Er zog aus dieser Sammlung erbaulicher Evangeliumstext-Auslegungen verschiedene häretische Anschauungen, die er später, in Gegenwart des Pfarrers seines Kirchspiels, des Schloßherrn und der zahlreich erschienenen Gemeinde in einer Predigt darlegte. Ein Teil des Ansehens, in dem Pierre Clergue, der Pfarrer von Montaillou, stand, war durch die Tatsache verursacht, daß er zeitweilig im Besitz eines ›Kalenders‹ war – er hatte diesen von Guillaume Authié entliehen –, der von den Zeugen als ein »Buch der Häretiker« oder »Buch des heiligen Glaubens der Häretiker« beschrieben wurde (i. 315, 375; i. 292; ii. 504). Es handelte sich dabei wahrscheinlich um eine Art Kalender, dem irgendein kurzer, erbaulicher Text

beigebunden war. Derartige Almanache waren noch im frühen 18. Jahrhundert häufig. Jedenfalls blieb das fragliche Buch aus der ganze drei Bände starken Leihbibliothek der Authiés (i. 375) nicht lange im Besitz des Pfarrers von Montaillou. Nachdem er in verschiedenen Häusern des Dorfes abends am Herdfeuer daraus vorgelesen hatte, gab Pierre Clergue es über Guillaume Belot den rechtmäßigen Eigentümern zurück. Doch schon die kurzfristige Anwesenheit dieses Buches im ›ostal‹ der Clergues wurde in Montaillou als wichtiges Ereignis empfunden und erregte die Aufmerksamkeit von vier Zeugen, von denen einer das analphabetische Dienstmädchen, Raymonde Arsen, war. Der Schäfer Jean Maury vermutete, daß die vollkommene Bekehrung der vier Brüder Clergue, und namentlich des Pfarrers selbst, zur Häresie durch eben diesen ›Kalender‹ bewirkt wurde (iii. 504). Da Bernard Clergue überall in Montaillou als gelehrter Mann galt (i. 302) und das Amt des Pfarrers eine gewisse Gelehrtheit ja voraussetzte, werden die Clergues für geschriebene Propaganda tatsächlich besonders empfänglich gewesen sein.

Es kamen, vermittelt durch ›Gute Menschen‹, das heißt ›bonshommes‹, wie den ehemaligen Weber Prades Tavernier, gelegentlich auch andere Bücher ins Dorf. So bezeugte Guillemette Clergue (i. 340–341): »Eines Tages wollte ich zur Rübenernte aufs Feld mit meinem Maultier; aber vorher mußte ich diesem Heu

geben. Ich ging also zum Heuschober meiner Mutter, um welches zu holen. Dabei versteckte ich mich vor meinem Bruder, denn ich hatte Angst, er würde mir das Heu verweigern. So bemerkte ich, daß ganz oben in besagter Scheune Prades Tavernier saß: Im Sonnenschein las er ein schwarzes Buch, so lang wie eine Hand. Überrascht stand er auf, als wollte er sich verstecken, und sagte: ›Bist du das, Guillemette?‹

Und ich antwortete: ›Ja, Herr, ich bin's.‹«

Doch wie wir schon gehört haben wurden in Montaillou verdächtige Bücher nicht nur insgeheim gelesen. Wie Pierre Clergue, der Pfarrer, trugen auch die durchreisenden ›parfaits‹ gelegentlich abends am Herdfeuer einem größeren Publikum daraus vor. Alazaïs Azéma, die verwitwete Käsehändlerin, erinnerte sich (i. 315): »Eines Abends, zu der Zeit, da ich mit den Häretikern umging, besuchte ich das Haus Raymond Belots, ohne zu wissen, daß dort gerade Ketzer zu Gast waren. Aber am Herdfeuer fand ich die Ketzer Guillaume Authié und Pons Sicre sitzen; anwesend waren außer diesen Raymond, Bernard und Guillaume Belot, die drei Brüder, und ihre Mutter Guillemette. Guillaume Authié, der Ketzer, las ein Buch und sprach zu den Anwesenden … Er erwähnte Sankt Peter, Sankt Paul und Sankt Johann, die Apostel; also setzte ich mich neben Guillemette auf eine Bank; die Brüder Belot saßen auf einer anderen; die Ketzer aber auf einer dritten. Und so bis zum Ende der Predigt.«

In Dörfern, die etwas größer, städtischer und bedeutender als Montaillou waren, gab es manchmal neben dem Pfarrer und dem ›parfait‹ noch den einen oder anderen gewöhnlichen Laien, der Texte entziffern und Okzitanisch oder sogar Lateinisch lesen konnte. »Vor neunzehn oder zwanzig Jahren«, sagte Raymond Vayssiere aus Ax-les-Thermes (i. 285), »saß ich eines Tages hinter dem Haus, das ich damals in Ax besaß – ich habe es später an Allemande, die Geliebte des gegenwärtigen Pfarrers von Junac, verkauft –, in der Sonne. Vier oder fünf Klafter weiter saß Guillaume aus Andorra und las seiner Mutter Gaillarde aus einem Buch vor. Ich fragte ihn: ›Was lest Ihr da?‹

›Wollt Ihr es sehen?‹ sagte Guillaume.

›Gern‹, sagte ich.

Guillaume brachte mir das Buch, und ich las: »Am Anfang war das Wort …‹

Es war ein Evangelium, in einer Mischung aus Latein und romanischer Sprache geschrieben, in dem viele Dinge standen, die ich schon aus dem Munde des Ketzers Pierre Authié kannte. Guillaume aus Andorra hatte sich, wie er mir sagte, das Buch bei einem gewissen Händler beschafft.«

Selbstverständlich war die Buchzirkulation im 14. Jahrhundert unvergleichlich viel geringer als später im 18. Jahrhundert. Doch der Unterschied zwischen Stadt und Land, den Rétif de la Bretonne im 18. Jahrhundert beobachtete, war schon im 14. deutlich aus-

geprägt. In Pamiers, dem Bischofssitz der Diözese, las, wie wir erfahren, der homosexuelle Arnaud de Verniolles Ovid; dort gab es jüdische Flüchtlinge, ortsansässige Waldenser, Schulmeister, von denen jeder seine eigene kleine, aber explosive Bibliothek besaß. Doch auf die Dörfer gelangten nur ein paar Erbauungsschriften – im Unterland vornehmlich katholische, ketzerische im Oberland. Immerhin kann man die bescheidenen Triumphe der Häresie im Oberland sicherlich zum Teil auch darauf zurückführen, daß geschriebene häretische Propaganda eher als orthodoxe dorthin gelangte.

In Montaillou kannte man verschiedene Ränge von ›Schriftgelehrten‹. Den obersten Rang okkupierte die zugleich gelehrte und charismatische Elite, deren einzige Vertreter die Authiés und ein paar andere ›parfaits‹ waren, Männer wie Issaura und Castelnau, die sich hauptsächlich um die katalanische Diaspora kümmerten. Diese Elite hatte Zugang zu dem, was Jacques Authié die ›doppelte Schrift‹ nannte: Die von der römischen Kirche verbreitete und schlechte und die gute, erlösende, vom Gottessohn selbst herrührende und von den ›bonshommes‹ verkündete häretische Schrift waren damit gemeint (iii. 236). Der Zeuge Pierre Maury hatte Jacques Authié sagen hören, »quod due littere erant, quarum una erat littera eorum, quam dedit eis Filius Dei quando venit in mundum; et illa littera erat vera, firma et bona. Set postquam Dei

Filius fecerat dictam litteram, venit Sathanas, et ad similitudem prime littere fecit aliam falsam, malam, et infirmam, et illam litteram tenet romana Ecclesia« und so weiter (zum Schriftverständnis der Katharer siehe auch ii. 504).

Eine gelehrte Elite ohne besonderes Charisma, Leute, die lesen konnten und ein wenig Latein verstanden, nahm den zweiten Rang ein. In den Protokollen der Untersuchung des Bischofs Fournier findet man zur Charakteristik dieser Elite eine Reihe von Aussagen, in welchen von Angehörigen derselben zwar nicht aus Montaillou, aber aus ähnlichen Dörfern die Rede ist. So gab es in Goulier (Ariège) einen gewissen Bernard Franc (i. 352), einen Bauern, der wie irgendein anderer sein Hirsefeld umgrub, doch einst die niederen Weihen empfangen hatte und etwas Latein verstand. »Eines Sonntags vor vier Jahren«, erinnerte sich Raymond Miegeville aus Goulier (i. 351), »die Messe in der Sankt-Michaels-Kirche in Goulier war gerade zu Ende, stand ich dort mit Arnaud Augier, Guillaume Seguela, Raymond Subra, Bernard Maria und Bernard Franc am Altar. Da begannen Bernard Franc und Arnaud Augier, Kleriker beide, auf Lateinisch miteinander zu disputieren; und wir anderen Laien, deren Namen ich genannt habe, konnten nicht verstehen, was die beiden einander sagten. Plötzlich, nach dieser lateinischen Diskussion, sagte Bernard Franc in der Volkssprache: ›Es gibt also zwei Götter! Einen guten und einen bösen.‹

Wir bestritten das.«

Man entnimmt diesem Zeugnis, daß für einen Bauern wie Raymond Miegeville die lateinische Sprache den Sprecher als Kleriker auswies. Ähnlich setzten die Leute in Ax-les-Thermes bei ihrem Pfarrer die Fähigkeit voraus, seinem Bischof lateinische Briefe zu schreiben (ii. 358). Und in Montaillou schrieb man dem Pfarrer Pierre Clergue und dessen Nachfolger oder Vertreter Raymond Trilh das nämliche Vermögen zu (ii. 239).

Unterhalb dieses Ranges lateinisch gebildeter Kleriker – die gleichwohl einfache Bauern sein konnten – gab es den der des Lesens und Schreibens, nicht aber der lateinischen Sprache mächtigen Laien. Diese Leute galten als Leute ›sine litteris‹, als schriftlos also, weil sie die eigentliche Schriftsprache, die lateinische, nicht beherrschten. Auch von Analphabeten wurden sie im Vergleich zu den Latinisten ziemlich geringschätzig beurteilt. Von dem ehemaligen Weber Prades Tavernier, der zwar als ›parfait‹ auftrat, von dem aber niemand mit Sicherheit wußte, ob er die für diese Stellung erforderlichen Kenntnisse besaß, erlaubte sich deshalb der Schafzüchter Raymond Pierre in einigermaßen herablassendem Ton zu reden (ii. 416; i. 100): »Pierre, Guillaume und Jacques Authié«, sagte er, »sind weise Männer; sie werden von vielen Leuten geliebt. Wer ihnen Geschenke macht, nützt sich selbst. Deshalb kriegen die Authiés von allen Leuten

haufenweise Geschenke, und es fehlt ihnen an nichts. André Prades Tavernier dagegen erfreut sich nicht der gleichen Hochachtung; er hat keine Kenntnis der Schrift; er hat viel weniger Bekannte und Freunde als die Authiés; deshalb ist er auch arm. Man muß ihm das Nötige schenken, damit er sich Kleider, Bücher und alles übrige verschaffen kann.«

Die letzte Schranke lag zwischen den wenigen, die wie jener Prades Tavernier immerhin die Volkssprache lesen konnten, und der Masse der Analphabeten. Sie wurde durchaus wahrgenommen, scheint aber keine Spannungen verursacht oder irgend jemandes Stolz verletzt zu haben: Man war auf beiden Seiten dieser Schranke in der gleichen Welt und wußte das auch.

Die große Masse der Analphabeten wirft allerdings die Frage nach der Möglichkeit einer Verbreitung von Ideen durch Bücher auf. Von den 250 Einwohnern des Dorfes Montaillou konnten nur vier wirklich lesen;[1] selbst die ehemalige Kastellanin, Béatrice de Planisso-

[1] Nämlich Pierre Clergue, der Pfarrer; dessen Schüler (›scolaris‹); Bernard Clergue und Prades Tavernier, der sich mehrmals für längere Zeit in Montaillou aufhielt, obwohl er nicht wirklich dorthin gehörte und aus einem benachbarten Kirchspiel stammte. Der Pfarrer, dessen Schülerund vielleicht auch Bernard Clergue, die als gelehrt galten, hatten überdies etwas lateinische Bildung. Alles in allem konnten jedenfalls nur 1,6 Prozent der Bewohner von Montaillou lesen und schreiben.

les, war – im Gegensatz zu ihren Töchtern – Analphabetin. So konnte sie ihrem Geliebten keine Liebesbriefe schreiben, sondern mußte diesem ihre Botschaften durch einen Botenjungen mündlich übermitteln.

Angesichts dieser Verhältnisse wird begreiflich, daß Bücher in Montaillou nur wirken konnten, wenn deren Inhalt mündlich verbreitet und von Hörensagen bekannt wurde. Von den mehreren Dutzend häretischer Versammlungen in Montaillou und benachbarten Orten, die uns bezeugt sind, wurden nur zwei von ›parfaits‹ geleitet, die ihre Lehre direkt aus Büchern schöpften. Gewöhnlich predigten die ›parfaits‹ ganz aus dem Gedächtnis, ohne Lesung geschriebener Texte. Bücher traten in Montaillou deshalb gewöhnlich nur als Requisiten des ›consolamentum‹ in Erscheinung: wenn es galt dem Sterbenden für ein paar Minuten die heilige Schrift auf den Kopf zu legen. Aus Orten in der Nachbarschaft von Montaillou ist uns der Brauch bezeugt, auf Bücher zu schwören: Die Zeugen und Angeklagten des Inquisitionsgerichts mußten sich für ihre Wahrhaftigkeit durch den Schwur auf die Bibel verbürgen (ii. 358 et passim). Der homosexuelle Arnaud de Verniolles ließ seine Freunde bei irgendeinem heiligen Buch Verschwiegenheit geloben (iii. 14–50).[1] Da derart schriftliche Dokumente kaum der

1 Einfache Leute schworen bei ihrem Kopf oder bei Brot und Wein oder bei Mehl.

Erinnerung von Tatsachen dienten, war das Bild- und Wortgedächtnis der Leute von Montaillou sehr gut ausgebildet. Unter diesen Umständen versteht sich die hohe Wertschätzung der Beredsamkeit in Montaillou von selbst. »Wenn man einmal die ›bonshommes‹ reden gehört hat«, sagte Raymond Roussel, der Verwalter des Schlosses von Montaillou (i. 219), »kann man nicht mehr auf sie verzichten, ist man ihnen für alle Zeit ergeben.« Von Pierre Authié, wie auch von seinem Sohn Jacques, hieß es, er habe den »Mund eines Engels« (ii.406: »loquebatur ore angelico«), während deren Schüler, Guillaume Bélibaste, sich als Redner überhaupt nicht ausgezeichnet haben soll (ii. 28–29: »… dominus de Morela nescit predicare …«).

Es gab andere Verbindungen zwischen schriftlicher und mündlicher Überlieferung. So war etwa bei den Bauern und Handwerkern im Oberland der Ariège die Vorstellung von der Ewigkeit der Welt anzutreffen. Diese Vorstellung hatte natürlich einen gewissen Rückhalt in der volkstümlichen Weltanschauung, doch war sie andererseits wohl auch literarisch angeregt, aus belletristischen und philosophischen Werken, von deren Aussagen man, durch Männer belehrt, die, wie der Steinbrecher Arnaud de Savignan, irgend etwas davon läuten gehört hatten, eine Ahnung haben mochte, ohne, wo die herkam, genau zu wissen. Arnaud de Savignan nämlich berief sich zur Bestätigung seiner Behauptung der Ewigkeit der Welt einerseits

auf das Sprichwort, demzufolge die Männer immer des Nächsten Weib begehren werden, immer und ewig – andererseits auf die Lehren des Arnaud Tolus. Da dieser Arnaud Tolus Schulmeister in Tarascon war, werden diese Lehren wohl aus Büchern geschöpft gewesen sein (i. 163, 165).

Ein anderes Beispiel hat man in der Verbreitung des Einflusses der Troubadours. Den Protokollen der Untersuchung Bischof Fourniers zufolge – deren Zeugnis in diesem Punkte allerdings nur negativ ist –, berührte dieser Einfluß weder Montaillou noch ähnliche Dörfer unmittelbar und machte sich überhaupt, von ein paar adligen Häusern abgesehen, nur in der Stadt Pamiers geltend. Selbst dort aber scheinen die Gedichte hauptsächlich mündlich verbreitet worden zu sein: Im Chor der Kirche von Pamiers flüsterten die Leute einander Pierre Cardenals ›cobla‹ zu (iii. 319).

Haltungen und Anschauungen wurden in der Familie tradiert: von Vater zu Sohn, Mutter zu Tochter, von älterem Bruder oder Vetter zu jüngerem Bruder oder Vetter und so fort. Und Pierre Maury bekannte (iii. 174): »Meines Vaters Haus in Montaillou ist wegen Ketzerei schon dreimal zerstört worden. Und so kann ich der Ketzerei nicht abschwören. Ich muß dem Glauben meines Vaters treu bleiben.« Ähnlich sagte Pierres Bruder Jean Maury (ii. 470): »Ich war zwölf Jahre alt und hütete meines Vaters Schafe. Als ich eines Abends

nach Hause kam, fand ich meinen Vater, meine Mutter, meine vier Brüder und beiden Schwestern beim Feuer sitzen. Und in Gegenwart meiner Mutter und Brüder und Schwestern sagte mein Vater zu mir: Philippe d'Alayrac und Raymond Faur sind gute Christen und gute Menschen. Sie sind Männer, auf die man sich verlassen kann. Sie lügen nicht.‹«

Der Wert einer guten Erziehung war den Leuten von Montaillou bewußt. Als Bernard Bélibaste ihn mit einem erst sechsjährigen kleinen Mädchen zwecks späterer Verehelichung verloben wollte, fragte Pierre Maury (iii. 122): »Und woher wißt Ihr, daß Bernadette, wenn sie erst groß ist, wissen wird, was gut ist?«

Und Bélibaste antwortete: »Der Vater des Mädchens wird sie so gut erziehen, daß sie, mit Gottes Hilfe, sicherlich wissen wird, was gut ist.«

Wo der Vater fehlte, nahm sich die Mutter oder eine Tante der Erziehung der Kinder zum Guten an. So wurde Guillaume Austatz hauptsächlich durch seine Mutter – die ihrerseits von Pierre Authié bekehrt worden war (i. 203 –204) – für die ketzerischen Ideen gewonnen. Mutter und Sohn pflegten während der langen Abende am Herdfeuer oder unterwegs zwischen Montaillou und Carcassonne die Lehren des katharischen Missionars zu erörtern. Andere waren, wie Jean Pellissier und Vuissane Testanière, durch andere nahe Verwandte mit den heterodoxen Ideen bekannt gemacht worden (i. 461, 469; ii. 86, 87).

Insgesamt läßt sich feststellen, daß die Verbreitung von Ideen und Überzeugungen selten in einer Gruppe von Gleichen stattfand. Wie wir sahen, ist es fraglich, ob es etwa eine Gruppe junger Leute, die sich kollektiv als die Dorfjugend verstanden hätte, in Montaillou überhaupt gab. Und der Anspruch, eine Lehre gleich welcher Art zu überliefern, mußte gewöhnlich durch eine soziale Überlegenheit – die des Priesters, des Dienstherrn, des Weidenbesitzers – oder durch höheres Alter begründet sein. So unterrichtete insgesamt die ältere Generation die jüngere.

»Mein Vetter Raymond Maulen«, sagte Pierre Maury (iii. 110), »verabredete mit Raymond Pierre, daß ich [als sein Schäfer] in seinem Hause wohnen sollte, so daß mich besagter Raymond Pierre zum Glauben der Häretiker erziehen möchte.« Die Brüder Belot, die damals selbst noch unverheiratete junge Männer waren, instruierten ihre jüngeren (zwischen fünfzehn- und achtzehnjährigen) Gefährten (›socii‹).

Ein Beispiel der selbstverständlichen Achtung des Alters, die Voraussetzung solcher Verhältnisse ist, hat man in dem folgenden Bericht des Raymond de l'Aire aus Tignac (ii. 129): »Vor ungefähr zwanzig Jahren kaufte ich Gras oder Heu von einer Wiese bei Junac, die Pierre Rauzi aus Caussou gehörte. Wir verabredeten uns auf einen bestimmten Tag zur Mahd. Während er seine Sichel wetzte, sagte er: ›Glaubst du, daß Gott und die Heilige Jungfrau wirklich etwas sind?‹

Und ich antwortete: ›Ja, natürlich glaube ich das.‹

Dann sagte Pierre: ›Gott und die Heilige Jungfrau sind nichts anderes als die sichtbare Welt um uns her, nichts anderes als was wir hören und sehen.‹

Da Pierre Rauzi älter war als ich, nahm ich an, daß er die Wahrheit gesagt hätte. Und blieb deshalb sieben oder zehn Jahre lang in dem Glauben, daß Gott und die Jungfrau Maria nichts anderes wären als die sichtbare Welt um uns her.«

Raymond de l'Aire war gewöhnt zu glauben, was ältere Leute ihm sagten. Eines Tages, da er in Gesellschaft seines Mitbürgers Guillaume de l'Aire Maultiere hütete, schickte Guillaume (mit dem er übrigens trotz des gleichen Familiennamens nicht verwandt war) eins der Maultiere zum Grasen ins Kornfeld. Es war Mai, das Korn stand schon ziemlich hoch. Raymond tadelte den Gefährten deshalb. Aber Guillaume antwortete ihm (ii. 129): »Das ist schon in Ordnung. Das Maultier hat eine gute Seele, genau wie der Eigentümer dieses Felds. So mag es denn auch Weizen essen, genau wie dieser Mann.«

Raymond muß damals noch ziemlich jung gewesen sein, vielleicht noch ein Kind. »Ich glaubte das alles«, sagte er später, »weil Guillaume de l'Aire älter war als ich.«

Übrigens hatte Raymond auch keine Ursache, an Guillaumes Behauptung zu zweifeln. Als naiver Materialist glaubte er, daß alle Seelen ohnehin nur Blut wä-

ren, so daß menschliche sich allerdings vor tierischen durch nichts Besonderes ausgezeichnet hätten.

Selten ließen ältere Leute sich von jungen belehren. Wir haben schon gesehen, daß Jeanne Befayt, als sie in Katalonien zur katholischen Orthodoxie zurückkehrte, bei ihrer Mutter Emersende, einer alten Ketzerin aus Montaillou, für diesen Schritt kein Verständnis fand. Zuletzt kam es deswegen zwischen der katholischen Tochter und der katharischen Mutter sogar zu Handgreiflichkeiten. Selbst ein Pfarrer, der als solcher eine unbestreitbare Autorität für sich in Anspruch nehmen konnte, hatte auf die Meinungen seines Vaters und seiner Mutter nicht eben viel Einfluß. So erzählte Guillemette Clergue vor Gericht (i. 335–336): »An einem Feiertag stand ich in Montaillou auf dem Dorfplatz mit meiner kleinen Tochter auf dem Arm … In dem Schafstall neben meines Vaters Haus war Guillemette Jean, die Frau des Pierre Jean aus Prades, eine Schwester meiner Mutter. Sie rief mich … und sagte dann: ›Ich hätte gern mit meinem Bruder Prades Tavernier gesprochen … Die Häretiker oder guten Menschen retten Seelen … Aber die Priester verfolgen die guten Menschen.‹

Dann sagte meine Tante: ›Wenn mein Sohn Pierre Prades, der Priester ist und jetzt in Joucou wohnt [einem Dorf auf dem Gebiet des heutigen Departements Aude], wüßte, daß ich hier bin, um mit Prades Tavernier zu reden, würde er mich nie wieder eines Blickes würdigen oder mir irgend etwas Gutes tun.‹«

Und Guillemette Clergue fuhr fort: »Wirklich schickte später der Priester Pierre Prades nach seiner Mutter Guillemette Jean und ließ sie nach Joucou kommen, wo sie dann bis an ihr Lebensende blieb. Das tat der Priester, weil er begriff, daß meine Tante sich andernfalls den Häretikern angeschlossen hätte.«

Wie man sieht, mußte also der Sohn in diesem Falle, obgleich Priester, quasi Gewalt anwenden, um seine Mutter zur Räson zu bringen.

Der Sohn des Bauern Raymond de Laburat aus Quié, ein Kleriker auch er, hatte bei seinem Vater überhaupt keinen Erfolg. Raymond, der katharische Verbindungen hatte, war ganz rabiat antiklerikal, hauptsächlich aus Widerwillen gegen den von der Kirche geforderten Zehnten von den Schafherden. Ihn hörte man einmal zornig rufen (ii. 328): »Ich wünschte, alle Kleriker wären tot, mein Sohn, der Priester, nicht ausgenommen.« (»Dixit etiam quod vellet quod omnes clerici essent mortui, etiam filius eius qui est presbiter cum eis, vel quod omnes layci essent in paradiso, ad hoc ut clerici qui omnia volunt habere totum haberent, nullo layco remanente, licet hoc ultimum, ut dixit, in corde suo noluit.«)

Die allgemeine Regel, derzufolge die Autorität des Vaters über den Sohn mehr galt als die des Priesters über den Laien, bestätigte sich auch im Verhalten des alten Pons Clergue gegen seinen Sohn Pierre, den Pfarrer von Montaillou, gelegentlich von dessen spätem

Paktieren mit Orthodoxie und Inquisition. Pons wollte mit diesen Machenschaften seines Sohnes nichts zu tun haben. Ein alter Vater mußte sich wohl gelegentlich von seinen Söhnen alle möglichen Grobheiten gefallen lassen; aber wenn deren Ideen von seinen abwichen, dachte er nicht daran, sich zu diesen zu bekehren. Ein Bauer mochte sich wohl von seiner Frau oder seiner Schwiegermutter ideologisch an der Nase herumführen lassen – niemals jedoch von seinem Sohn.[1]

Diese unerschütterliche Autorität des Alters, die ja auch charakteristisch für die Konstitution der ›domus‹ war, hat zu dem großen Erfolg der Authiés zweifellos beigetragen. Diese katharischen Missionare aus Axles-Thermes benahmen sich nicht wie junge Männer, die versucht hätten, gleichaltrige oder sogar ältere Leute zu bekehren. Die Brüder Pierre und Guillaume und Pierres Sohn Jacques traten gewissermaßen als ›domus‹ auf: Und als Familie belehrten sie andere Familien. Auf diese Weise brauchten sie das Prinzip der Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren, der Söhne unter die Väter nicht anzutasten.

Montaillou hatte während des frühen 14. Jahrhunderts ein reges geselliges Leben. Doch Laienbruder-

1 Bei dem hier berührten Generationskonflikt widersetzten sich durchweg katharisch gebliebene Eltern der Beeinflussung durch ihre in die katholische Kirche zurückgekehrten Kinder.

schaften, wie sie damals in Toulouse und anderen großen Städten bestanden, gab es in diesem – anders als die katalanischen Dörfer des Südens, Puigcerda etwa – vom Einfluß der Minoriten kaum berührten Dorf nicht. Pierre Clergue, der Pfarrer, versah sein Amt mit einiger Gewissenhaftigkeit, war aber im übrigen zu sehr mit amoureusen Privatangelegenheiten beschäftigt, als daß er Zeit oder Neigung gehabt hätte, Laienbruderschaften zu organisieren. Es gibt allerdings auch keine Hinweise, die dafür sprächen, daß seine weniger extravaganten Kollegen in den Nachbardörfern dergleichen versucht hätten. Solche Bruderschaften waren ein besonderes Anliegen der Bettelorden und fehlten also in dieser Gegend wohl, weil die Bettelorden hier keine Wirksamkeit entfalteten. Das gesellige Leben blieb deshalb hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, auf die ›domus‹ beschränkt. Dort aber spielte es sich vor allem abends am Herdfeuer ab.

Wir haben den Bericht von einem solchen Abend in einem Haus zu Ascou bei Ax-les-Thermes, der wohl als typisch auch für die Abende an den Herdfeuern in Montaillou gelten mag. Raymond Sicre hatte sich mit seiner Frau gestritten – »alte Sau« hatte er sie genannt, »truiassa« –, nun aber hatte er sich wieder beruhigt und ging hinaus, nach seinen Schafen zu sehen (ii. 365–366). Er kam am Hause der Amiels vorbei. Dort wohnten Jean-Pierre Amiel, wohl das Haupt der ›domus‹, und dessen Mutter Rixende Amiel. Vor sechs

Jahren hatte Rixende mit ihrem Mann Pierre Amiel das Dorf verlassen; weil Pierre aussätzig war, hieß es im Dorfe, obwohl es andererseits auch hieß, daß beide als Ketzer das Weite gesucht hätten. Seitdem war Rixende zurückgekehrt, ohne ihren Mann, von dessen Verbleib niemand etwas wußte. Und so wohnte sie nun allein mit ihrem Sohn.

Raymond Sicre sah Licht in dem Haus der Amiels, was darauf schließen ließ, daß diese Gäste hatten. Raymond war nicht eingeladen worden, und also öffnete er die Haustür, um seine Neugier zu befriedigen. Er konnte die Gäste nicht sehen, weil ihm ein innen vor der Tür hängender grober Vorhang die Sicht versperrte. Da er seinerseits dahinter von innen gleichfalls nicht zu sehen war, konnte er unbemerkt mit anhören, was da geredet wurde. Als er eintrat, ging es gerade um das Essen, um Brot namentlich.

»Ich fürchte, das Brot, das ich Euch gebacken habe, hat Euch nicht geschmeckt«, sagte Rixende Amiel gerade zu ihren Gästen. »Wir Frauen hier im Gebirge haben nicht so feine Siebe. Und wir können nicht einmal gutes Brot kneten!«

»Aber nicht doch«, erwiderte ein unbekannter Gast, »Euer Brot war schön und gut.«

»Na, da bin ich aber entzückt, wenn es Euch doch geschmeckt hat«, ließ sich, nun wieder geschmeichelt, Rixende vernehmen.

Raymond Sicre wollte unbedingt herausbringen,

wer die unbekannten Gäste der Amiels waren. Die Methode, die er zu diesem Ende anwandte, erhellt besser als eine lange Beschreibung den hinfälligen Zustand der Hütte, in welcher diese Abendunterhaltung stattfand.

»Ich ging zur Ecke des Hauses, die nahe bei der Tür war. Und mit dem Kopf stemmte ich ein Stück des Daches in die Höhe. Dabei achtete ich aber darauf, das Dach nicht zu beschädigen. Nun sah ich [in der Küche] zwei Männer auf einer Bank sitzen. Sie saßen vor dem Feuer, mit dem Rücken zu mir. Sie hatten Kapuzen auf den Köpfen, und ich konnte ihre Gesichter nicht sehen.«

»Das ist guter und schöner Käse«, sagte einer von ihnen.

»Sie machen sehr guten Käse in unseren Bergen«, stimmte Jean-Pierre Amiel zu.

Aber darauf erwiderte der andere, nicht sehr höflich: »Nein, in den Bergen von Orlu und Mérens gibt es besseren Käse.«

Dann leistete der andere Fremde einen Beitrag zur Unterhaltung: »Der Fisch, den Ihr uns gegeben habt, war genauso gut wie Euer Käse! Wirklich guter Fisch war das!«

»Ja, allerdings«, nahm nun sein Gefährte wieder das Wort, »besser und frischer als der Fisch, den man in den Tälern von Ascou und Orlu gewöhnlich kriegt.«

»Derjenige, der mir diesen Fisch geschickt hat, tat

eine gute Tat«, sagte Rixende.«Und Gaillarde d'Ascou war auch sehr freundlich zu mir. Sie hat das Öl für den Fisch zubereitet. Sie hat mir dieses Öl insgeheim und mit Zittern und Zagen zubereitet! Sie wäre wirklich sehr gut, diese Frau; besser als alle anderen Frauen im Dorf. Aber sie hat so schreckliche Angst vor ihrem Mann.«

»Ja, Gaillarde ist eine brave Frau«, pflichtete ihr einer der Fremden bei. »Aber der Mann ist ein elender Bauer, ein räudiger Heuchler.«

»Gaillardes Mann ist eigentlich ganz in Ordnung«, widersprach Rixende. »Er ist freundlich, wenn man mit ihm redet. Und er ist ein guter Nachbar; er zertritt den anderen nicht die Saaten und sieht darauf, daß ihm niemand seine eigenen zertritt.«

Nach einer Pause, während der Wein ausgeschenkt wurde, kamen die beiden Fremden auf ihr eigentliches Anliegen zu sprechen.

»Es wäre gut, wenn die Leute von Ascou und Sorgeat eine gemeinsame Kirche hätten«, sagte der erste. »Dann brauchten sie nicht mehr nach Ax-les-Thermes hinunterzugehen.«

Doch der zweite wandte ein: »Nein, ich bin anderer Meinung. Es ist besser, wenn die Leute von Ascou nach Ax zur Kirche gehen. Eine eigene würde sie zu viel kosten. Aber überhaupt unterrichten die Priester weder in Ax noch sonst irgendwo die Leute von Ascou so, wie es richtig wäre. Sie lassen sie Gras fressen wie

der Schäfer seine Schafe, die er mit dem Schäferstab zusammentreibt.«

Dieser Meinung war nun auch der erste der beiden mit blauen Kapuzen vermummten Fremden: »Die Pfarrer unterrichten das Volk sehr wenig. Kaum die Hälfte der Leute geht zu ihren Predigten oder versteht irgendwas von dem, was sie sagen.«

Wir wissen nicht, was zwischen den Amiels und ihren beiden Gästen weiter besprochen wurde. Raymond Sicre hatte es fünfzehn Jahre später vergessen. Viel mehr als den mitgeteilten Ausschnitt aus den Gesprächen am Herdfeuer der Amiels wird er ohnehin nicht gehört haben, denn man entnimmt seiner Aussage, daß er, nachdem er eine kleine Weile gelauscht hatte, seinen Beobachtungsposten an der Ecke des Daches verließ und nach seinen Schafen sah (ii. 367). Doch spricht ja der Charakter des Ganzen aus dem erinnerten Fragment deutlich genug: Man redete vom Essen, von den Nachbarn, von den Angelegenheiten des Kirchspiels. Die beiden vermummten Gäste waren katharische Missionare. Unter einer der blauen Kapuzen steckte der berühmte Notar Pierre Authié persönlich. Pierre Authié, der im Umgang mit Leuten jeden Schlages sehr geschickt war, verstand sich, da er als Besitzer einer Viehherde selbst Landwirtschaft betrieb, vortrefflich auf die Mentalität der Bauern und wußte seine bäuerlichen Gesprächspartner, indem er deren traditionelles antiklerikales Ressentiment

anstachelte, für katharische Propaganda empfänglich zu machen.

Erbauliche Gespräche über geistliche Gegenstände waren üblich bei solchen Abendunterhaltungen in Montaillou sowohl als bei den Auswanderern in Katalonien. Nicht als ob man, wenn sich die Gelegenheit bot, nicht auch untertags – beim Frühstück, bei einem Mittagessen mit Gästen – letzte Fragen erörtert hätte. Aber die beste Gelegenheit für solche Erörterungen fand man doch abends am Herdfeuer.

»Wir aßen den kleinsten der Fische«, sagte Arnaud Sicre (ii. 37), »und der Häretiker [wir sind in Katalonien, und es ist von dem Propheten Bélibaste die Rede] sagte zu Pierre und Guillemette Maury: ›Hebt den größten Fisch für das Abendessen auf, denn dann werden Arnaud und Jean Maury, Guillemettes Söhne, und Pierre Maury, Guillemettes Bruder, bei uns sein.‹«

An einem anderen Abend brachte Jean Maury, der Bruder des Schäfers Pierre, ein totes Schaf ins Haus, das er für ein Abendessen bei Guillemette gestohlen hatte.

Nach dem Essen begann dann gewöhnlich die lange Abendunterhaltung am Herdfeuer. In Guillemettes Haus waren dabei meistens deren erwachsene Söhne zugegen, wenn sie nicht gerade draußen bei den Herden übernachteten, sowie verschiedene Freunde und Verwandte, auch Pierre Maury. Dazu kamen auswärtige Gäste: ein reisender ›parfait‹, ein Priester,

der mit seiner Geliebten unterwegs war, Bettler, Wollkämmerinnen, die Guillemette in ihrem kleinen Betrieb beschäftigte, Guillemette schlug, wie es scheint, niemandem ihre Gastfreundschaft aus.

Man redete von allen möglichen Sachen; wenn man sich unter Freunden wußte mit Vorliebe von den Lehren der Ketzer und den eigenen Erfahrungen damit. Alte Katharer tauschten abenteuerliche Erinnerungen aus: Wie eine schlaue Ketzerin die Spione der Inquisition an der Nase herumgeführt hatte, wurde da berichtet; Pläne, einen Verräter oder eine mißratene Tochter (wie die Jeanne Befayt) um die Ecke zu bringen, wurden erörtert. Es kamen aber auch alltäglichere Angelegenheiten zur Sprache: die schwierige Suche nach der richtigen Frau für einen Sohn, Fragen der Gesundheit, das Problem, wie am wirksamsten dem auf einer verhexten Schafherde liegenden Zauber zu begegnen sei. Man saß beisammen, bis die Glut des Herdfeuers in der Asche versank.

Die lebhaftesten Disputanten redeten manchmal bis zum ersten Hahnenschrei – noch lange nachdem sich ihre weniger ausdauernden Brüder, die ja schließlich schon vor Morgengrauen wieder zu ihren Herden zurückmußten, zu je zweien und dreien in die Betten zurückgezogen hatten.

An den Abenden in Montaillou und ähnlichen Dörfern in der Gebirgsheimat der Emigranten ging es nicht viel anders zu. Bei den Belots (i. 319 et passim) waren

abends oft die Authiés zu Gast und belebten mit ihrer Beredsamkeit die Unterhaltung am Herdfeuer. Auch in Pierre Maurys Vaterhaus gab es fröhliche Abendgesellschaften, wir lesen in des Bischofs Vernehmungsprotokollen von einer ausgelassenen Weihnachtsfeier dort – im Jahre 1304 oder 1305. Im Hause Raymond Pierres in Arques, wo das nördliche Ende der Weidestraße der Wanderhirten war, nahm Pierre Maury an einem großen Festessen in der Küche teil. Im Verlauf dieses Abends trat auch ein ›parfait‹ in Erscheinung (iii. 122, 124). Die reichen Bélibastes in Cubières hatten bei einer Gelegenheit zwar den Stellvertreter des Erzbischofs von Narbonne zum Essen, aber nachdem dieser schlafen gegangen war, verbrachten auch sie den Rest des Abends mit einem Häretiker (iii. 139).

Die besten Beschreibungen von solchen Abendgesellschaften in Montaillou haben wir in den Aussagen Jean Maurys, des Bruders von Pierre Maury (ii. 469ff.). Die fraglichen Gesellschaften interessierten das Inquisitionsgericht, weil ein ›bonhomme‹ dabei gewesen war. Im übrigen waren sie aber offensichtlich nicht außergewöhnlich, so wie an diesen scheint man sich ziemlich an jedem Abend versammelt zu haben. Jean Maurys Erinnerungen vor Gericht betrafen zwei Abende des Jahres 1307 oder 1308. An dem ersten waren sein Vater und seine Mutter anwesend sowie seine vier Brüder Pierre, Arnaud, Bernard und Guillaume (die früher oder später alle einmal, wie Jean

selbst, mit dem Gefängnis von innen Bekanntschaft machen sollten). Ebenfalls zugegen waren Jeans beide Schwestern Guillemette und Raymonde, die beide sehr jung heirateten, die eine in Laroque d'Olmes, die andere in Montaillou. Schließlich waren da die beiden ›parfaits‹ Raymond Faur aus dem Roussillon und Philippe d'Alayrac, die am frühen Abend gekommen waren. Hier wie anderswo suchten die katharischen Propagandisten nach Möglichkeit eine ganze ›domus‹ zugleich zu bekehren.

Jean Maury war damals zwölf Jahre alt und hütete seines Vaters Schafe. Als er in die Küche kam, waren die anderen schon da. Beim Essen saßen nur die erwachsenen Männer der Familie – der Vater und Jeans ältester Bruder Guillaume – mit den beiden ›parfaits‹ am Tisch. Die Mutter und die Töchter bedienten. Die jüngeren Söhne saßen am Feuer und verzehrten respektvoll schweigend das vermutlich von den ›parfaits‹ gesegnete Brot, welches ihnen vom Tisch der Erwachsenen gereicht wurde. Den beiden Missionaren wurde eine bescheidene Mahlzeit aus runden Broten und mit Öl angerichtetem Kohl aufgetischt. Nach dem Essen saßen die Männer auf einer Bank. Die Mutter – als Frau ein nach katharischer Auffassung vergleichsweise unreines Wesen – saß auf einer anderen Bank. Die Kinder gingen früh zu Bett und überließen die Erwachsenen ihren ernsten Gesprächen. Immerhin beobachtete Jean Maury, ehe er schlafen ging, daß die Unterhaltung

zuerst von seinem Vater, dann aber von dem ›parfait‹ Philippe d'Alayrac beherrscht wurde.

Der zweite Abend, dessen er sich vor Gericht erinnerte, ein tief verschneiter Januarabend, verlief ganz ähnlich. Die Gesellschaft war fast die gleiche: Auch an diesem Abend war Philippe d'Alayrac zu Besuch. Wieder saßen am Tisch nur die erwachsenen Männer: Philippe, der ›parfait‹, der Vater Maury mit seinem ältesten Sohn und der Nachbar Guillaume Belot, der den ›parfait‹ durch den tiefen Schnee zum Haus der Maurys geführt hatte. Die jüngeren Söhne saßen diesmal mit den Schwestern und der Mutter am Feuer. Auch diesmal reichte der Hausherr den Söhnen Brotstücke vom Tisch, die der ›parfait‹ gesegnet hatte.

Die Beleuchtung der Versammlung lieferte das Herdfeuer. Kerzen oder Fackeln waren nur erforderlich, wenn etwa ein ›consolamentum‹ in einem anderen Raum des Hauses stattfand. Das Herdfeuer sorgte auch für die in manchen Jahren bis zu Pfingsten erforderliche Heizung (iii. 99).

Die Leute von Montaillou tranken gewöhnlich Wasser. Aber bei solchen Abendunterhaltungen wurde Wein ausgeschenkt. Im allgemeinen tranken ihn aber nur die Männer. Die Frauen und Mädchen pflegten sich zu zieren. Oft wurde ihnen der Wein erst gar nicht angeboten. Etwas üppiger lebte man in den Städten und in den Weinbergen der katalanischen Diaspora, wo wenigstens die Männer gelegentlich auf ein Glas

in die Taverne gingen oder Wein holten (ii. 29,33), um eine Freundschaft zu begießen oder einen Abend unter Kameraden zu vergolden. In den Bergen jedenfalls artete ein abendlicher Umtrunk niemals in ein Besäufnis aus. Die wenigen Fälle von Trunkenheit, von denen wir in Bischof Fourniers Vernehmungsprotokollen lesen, ereigneten sich in der Stadt, waren vereinzelt und manchmal nur geheuchelt (iii. 209; iii. 14–50).

Die Hauptsache bei den Abendgesellschaften in Montaillou war jedenfalls nicht der Wein, sondern das Wort. Die Bauern des Ariège-Gebiets waren, selbst wenn es mit ihren eigenen rhetorischen Fähigkeiten nicht weit her war, jedenfalls kritische Bewunderer der kunstvollen Beredsamkeit. Die Emigranten in Katalonien verlangten, wenn sie in Stimmung kamen, eine Rede ihres Propheten Bélibaste, obwohl dieser, wie wir von Pierre Maury wissen, als Redner Pierre und Jacques Authié nicht das Wasser reichen konnte. Pierre Maury seinerseits glaubte mit der ihm eigentümlichen Bescheidenheit, für die Beredsamkeit überhaupt nicht begabt zu sein. Einmal, als gerade kein ›parfait‹ zur Hand war, forderten Guillemette und ihre Tischgäste ihn auf (iii. 180): »Na los, Pierre, eine Rede, halt uns eine schöne Rede!« Aber Pierre lehnte ab: »Ihr wißt doch, daß ich kein Redner bin, ich weiß keine schönen Predigten.«

Derartige Abendunterhaltungen, bei denen höchstens ein Dutzend Leute gemeinsam letzte Fragen und

jüngste Vorkommnisse durchnahmen, fanden natürlich nicht nur bei Bauern und Handwerkern statt. Bei Amiel de Rives, dem Vikar von Junac, pflegten sich Laien und Priester aus mehreren Dörfern zu ähnlichen Gesprächen zu treffen. Einmal erörterten sie die Thesen einer Erbauungsschrift über die Auferstehung des Leibes. Die Frage war: überdauerte der Leib das Jüngste Gericht oder nicht. Alazaïs, die Haushälterin des Priesters, war dabei – wo hätte sie sonst auch bleiben sollen? Man lebte ja auch im Pfarrhaus in einer Welt, wo zwischen Küche, Eßzimmer und Salon kein Unterschied war.

Das ›ostal‹ oder die ›domus‹ gab den Rahmen ab, innerhalb dessen soziale Beziehungen und kulturelle Überlieferung hauptsächlich stattfanden. Doch gab es über diesen Rahmen hinausgehende, allgemeinere gesellschaftliche Gruppierungen.

Mit den Frauen anzufangen: Selbstverständlich waren diese nicht als solche organisiert; reine Frauenorganisationen, also etwa Nonnenklöster, gab es in der uns hier beschäftigenden Gegend überhaupt nicht. Klösterlich lebende Frauen oder Glöcknerinnen kann ich zu der von dieser Untersuchung betroffenen Zeit nur weit unterhalb des Pays d'Aillon nachweisen: In Tarascon am Zusammenfluß von Ariège und Vicdessos dienten derart Brune de Montels und Marie in der Kirche der Heiligen Jungfrau von Savart. Sie bewirteten durchreisende Priester oder (wie in einem Fall, der vor Gericht zur Sprache kam) Pseudopriester mit den gastronomischen Spezialitäten der Region. Den Bauern, die wegen Verweigerung des Zehnten exkommuniziert worden waren, verriegelten sie mitleidslos die Kirchentür. Freilich stellten auch diese beiden noch nicht eigentlich eine klösterliche Gemeinschaft dar (ii. 316 und ii. 3 3. In Castelnaudary fand Blanche Marty aus Junac zeitweilig bei einer Begine Zuflucht; iii. 285.).

Immerhin gab es im oberen Ariège zu Anfang des 14. Jahrhunderts so etwas wie eine unbestimmte und spontane weibliche Solidarität, namentlich angesichts männlicher Übergriffe. »Gaillarde d'Ascou wäre eine der besten und mutigsten Frauen im Dorf«, sagte etwa Rixende Amiel aus Ascou (ii. 366–367), »wenn sie sich nicht so vor ihrem Mann fürchtete.« Doch wichtiger als dieses unbestimmte Zusammengehörigkeitsgefühl waren Freundschaften, die kleine Gruppen einflußreicher Frauen verbanden. Eine solche Freundschaft bestand in Montaillou zwischen den drei Matriarchen Mengarde Clergue, Guillemette ›Belote‹ und Na Roqua (i. 326, 328). Alle drei gehörten der wohlhabenden bäuerlichen Oberschicht an. Wir hören, daß sie einander besuchten, daß sie gemeinsam an der Kellertür der ›domus‹ der Clergues in der Sonne zu sitzen liebten, und wenn eine von ihnen von der Inquisition eingesperrt wurde, schickten ihr die anderen Lebensmittel (i. 229). Alle drei waren von anderen verführt worden; wenigstens scheint es, als seien diesen die katharischen Glaubensartikel weniger Herzenssache gewesen als vielmehr nur von ketzerischen Verwandten oder Freunden ans Herz gelegt worden. Insgesamt hatten die Ketzer unter den Frauen von Montaillou, soweit wir wissen, zehn Anhängerinnen.

Auch unter den laueren Bekennerinnen des katharischen Glaubens in Montaillou gab es einen Freundschaftsbund: zwischen Gauzia Clergue, Guillemette

›Maurine‹, Guillemette ›Benete‹ und Sybille Fort. Alle vier waren sie Frauen von mittelmäßig begüterten oder armen Bauern und gehörten somit der stärksten Gruppe innerhalb der Dorfgemeinschaft an. Übrigens verband diese vier Frauen außer ihrer persönlichen Freundschaft auch die gemeinsame Patenschaft.[1]

Derartige weibliche Freundeskreise gab es natürlich schon, ehe die katharischen Missionare auftraten. Diese wußten sie aber zu nutzen und zu verstärken. Pierre Authié zum Beispiel hatte eine weitverzweigte weibliche Anhängerschaft im oberen Ariège-Gebiet, zu der Sybille Pierre auch eine verheiratete Frau und ein junges Mädchen in Ax-les-Thermes rechnete (ii. 425). Guillaume Authié versammelte in Montaillou und Junac wiederholt Gruppen von Frauen zu geheimen Predigten (i. 477; iii. 68–69, 273).

Die geselligen Beziehungen zwischen Frauen gingen, namentlich in ländlichen Kirchspielen, über Standesgrenzen hinweg. Um nicht völlig isoliert dazustehen, mußte die Schloßherrin mit den Frauen aus dem Dorf verkehren. Béatrice de Planissoles, der ehemaligen Schloßherrin von Montaillou, scheint das nicht schwer

1 So war Mengarde Clergue Guillemette Belots Gevatterin. Bedeutsam scheint auch, daß Béatrice de Planissoles Gevatterin des Priesters Clergue, des Sohns der Mengarde Clergue, war: Die Beziehungen zwischen der ehemaligen Schloßherrin und der Gruppe katharischer Matronen wurden durch dieses zusätzliche Band noch enger (i. 253).

gefallen zu sein. In Dalou gewann sie wenigstens fünf Freundinnen, »denen sie ihre Geheimnisse anvertrauen konnte« (i. 214, 215). Diese scheinen alle einfache Leute gewesen zu sein, Bauersfrauen. Sogar Mägde waren darunter: Mägde freilich spielten in der rustikalen Gesellschaft, mit der wir es hier zu tun haben, eine nicht gering zu schätzende Rolle. Sie schliefen nicht selten mit der Hausfrau in einer Kammer und waren gewöhnlich über deren Herzensangelegenheiten und andere Interna des Haushalts besser unterrichtet als der Hausherr. Da sie ihrerseits Leute, denen sie geneigt waren, diesbezüglich gerne ins Vertrauen zogen, nahmen sie im Kommunikationssystem der Gemeinde eine wichtige Funktion wahr.

Béatrice pflegte sowohl während ihres Aufenthalts in Montaillou als auch später, von Prades aus, gelegentliche Reisen nach Caussou und Junac zu machen. Sie besuchte ihre Schwester, die eben niedergekommen war. Sie begegnete Raymonde de Luzernac, »die sie ans Herz drückte und küßte, weil sie von ihrer Verwandtschaft war« (»amplexata et osculata fuit ipsam, quia erat de parentela eius« – i. 237–238). In Montaillou verkehrte sie mit den einfachsten Bäuerinnen und ließ sich am Herdfeuer von Raymonde Maury und Alazaïs Azéma den neuesten Klatsch auftischen (i. 234–237, 308). Gern hörte sie von den ›bonshommes‹ erzählen, denen sie bei einer Gelegenheit, durch das Gehörte gerührt, einen Sack Mehl stiftete.

Solche Beziehungen zwischen Frauen gab es natürlich nicht nur auf dem Lande zwischen Anhängerinnen der Katharer, sondern auch in rechtgläubigen Kreisen und in den Städten. In Pamiers ging die Frau des Edelmanns Guillaume de Voisins mit einem Kreis von Freundinnen zur Messe in der Kirche Saint-Jean-Martyr. Auf dem Lande bestanden außerdem vielerorts zwischen den adligen Schloßherrinnen und Frauen aus dem Dorf gutnachbarliche Beziehungen. Alazaïs Azéma aus Montaillou, eine Witwe, die Schweine züchtete und mit Käse handelte, kaufte einmal frische Ware bei Rixende Palhares, einer Sennerin aus Luzenac, die Geliebte des dortigen Schloßherrn war (iii. 496). Wenig später traf Alazaïs eine andere Kundin Rixendes, Raymonde de Luzenac, eine adlige Dame, die sie alsbald umarmte und küßte im Namen ihrer gemeinsamen Liebe zu Alazaïs Sohn, der ein ›parfait‹ werden wollte.

Diese Damen vertrieben sich nicht die Zeit mit eitlem Geschwätz. Ihre Geschäfte boten ihnen Gelegenheit zum Austausch wichtiger Nachrichten. Rixende Palhares handelte nicht nur mit Käse, sondern übermittelte auch Botschaften und war nicht zuletzt zu diesem Zweck unermüdlich zwischen Limoux, Lordat, Ax-les-Thermes und Tarascon unterwegs. Auch Alazaïs Azéma diente, indem sie ihren Handelsgeschäften nachging, verstreut wohnenden ketzerischen Sympathisantinnen als Kontaktperson. »Eines Tages«,

erzählte letztere im Verhör (i. 318), »ging ich nach Sorgeat, um Käse einzukaufen, und sah dort Gaillarde, die Frau des Raymond Escaunier, vor der Tür ihres Hauses sitzen. Da diese Gaillarde meine Base war, setzte ich mich zu ihr. Und sie sagte mir: ›Base, wußtest du, daß die Authiés wieder da sind?‹

Und ich antwortete ihr: ›Aber wo sind sie denn gewesen ?‹

›In der Lombardei‹, sagte sie. ›Sie haben dort ihren ganzen Besitz aufgegeben und sind Häretiker geworden.‹

›Und was sind diese Häretiker für Leute?‹

›Gute und heilige Menschen sind sie.‹

›In Gottes Namen denn‹, sagte ich, ›so haben sie vielleicht das Richtige gemacht.‹

Und damit ging ich weg.«

Zweifellos machte diese Geschichte alsbald mit Alazaïs, der Käsehändlerin, die Runde.

Auch die Mühle war ein Treffpunkt, wo die Frauen Neuigkeiten austauschten. Die im oberen Ariège gebräuchliche Arbeitsteilung brachte es mit sich, daß gewöhnlich die Frauen das Korn zum Mahlen brachten. Eines schönen Tages im Jahre 1319 sah der Müller Guillaume Caussou in Ax-les-Thermes seine zahlreich versammelten Kundinnen aufs höchste erregt. Jüngst war Valentin Barra, ein Verwandter der mit den Katharern sympathisierenden Schloßherren des Orts, ermordet worden. Seitdem hörte man nachts von dem

Kirchhof, wo er begraben lag, so viel eindeutig übernatürlich verursachten Rumor, daß der Priester in der Kirche, wo er sein Nachtlager hatte, kein Auge mehr zutun konnte. Jaquette den Carot nahm die Gelegenheit einer allgemeinen Erörterung der Natur dieser beängstigenden Geräusche wahr, um die Auferstehung des Fleisches zu leugnen. »Heilige Marie«, sagte sie, »wir sollten nach unserem Tode noch Vater und Mutter kennen! Aus dem Tod ins Leben zurückkehren! … Mit den nämlichen Knochen, die wir jetzt haben, und im nämlichen Fleisch wiederauferstehen! Also machen wir uns nichts vor!« Der Müller war entsetzt. Die Auferstehung des Fleisches sei unzweifelhaft wahr, sagte er, »denn die Minderbrüder und die Priester sagen davon und sagen, daß in Papieren und Büchern davon geschrieben steht« (»et ita invenitur scriptum in cartis et libris, ut dicunt capellani« – i. 152). Und damit ging er an seine Arbeit zurück, es reichte ihm. Ein zwölfjähriges kleines Mädchen, das im Hause eines Priesters diente, stand unter Jaquettes Zuhörerinnen und zeigte die Zweiflerin wegen Gotteslästerung an.

Ein anderer Ort des Gedankenaustausches war der Brunnen vor dem Dorf, wohin tagein, tagaus, einen Krug auf dem Kopf, die Frauen zum Wasserholen gingen. »Vor fünfzehn Jahren«, berichtete Raymonde Marty aus Montaillou, »ging ich zusammen mit Guillemette Argelliers aus Montaillou zum Brunnen. Und Guillemette sagte zu mir: ›Hast du diese guten Leute

(die Häretiker also) in deines Vaters Haus gesehen?‹

›Ja‹, sagte ich.

›Diese Häretiker‹, erklärte mir darauf Guillemette, ›sind gute Menschen und Christen. Sie haben den römischen Glauben, den die Apostel Peter, Paul, Johannes hatten.‹« (In der indirekten Rede des lateinischen Protokolls: »quod dicti heretici erant boni homines et boni christiani, et quod tenebant fidem romanam quam tenuerant apostoli Petrus et Paulus et Johannes … iii. 103.)

Andere Gelegenheiten zu geselligem Verkehr der Frauen miteinander ergaben sich abends, ehe die Männer vom Feld nach Hause kamen, in der Küche; wir hören von einer angeregten Unterhaltung in einem Bett, das eine adlige Dame und zwei Bäuerinnen zugleich akkomodierte (iii. 67; ii. 291,366); von anderen beim Läuseabsuchen (i. 462–463; iii. 288); auf dem Dorfplatz (i. 335–337, 316); bei der Totenwache (zwischen dem Sterbebett und dem Grab war man wie als Säugling ganz in der Hand der Frauen). Der alltägliche Verkehr unter Nachbarinnen bot viele Gelegenheiten zu Unterhaltungen.

Diese Tag für Tag in jedem Dorf sprudelnden Quellen von Nachrichten und Gerüchten brachten Einzelheiten, die ketzerischen Neigungen dieser und die Liebschaften jener Nachbarin betreffend, zur Sprache. Will man die Bedeutung dieses Geschwätzes einschätzen, sollte man bedenken, daß zu jener Zeit

auf dem Lande die Frauen im allgemeinen weder mehr noch weniger gelernt hatten als ihre Männer. Die mit der Einrichtung der hauptsächlich von Knaben besuchten Dorfschulen einsetzende Benachteiligung der Frauen in Hinsicht auf die höhere Bildung lag damals noch in der Zukunft. So waren damals weibliche Unterhaltungen noch ebenso ernsthaft und vernünftig wie Männergespräche. Zwar war auch damals schon die Frau dem Manne gegenüber benachteiligt, aber in diesem Nachteil befand sie sich auf Grund ihrer geringeren Körperkraft und ihrer Beschränktheit auf Tätigkeiten, die als untergeordnet angesehen wurden (Kochen, Gärtnern, Wasserholen, Kinderkriegen und Kinderaufziehen). Doch galt das Wort der Frau noch nicht weniger als das des Mannes.

Zur Mittagszeit gab es gegen besagtes Wort keine Widerworte, sozusagen. Als Guillemette Clergue zum Hause ihrer Eltern ging, um sich das Maultier zu holen, mit dem sie Korn aus Tarascon bringen wollte, fand sie die Haustür verschlossen. Das war nicht weiter verwunderlich. Die Männer waren noch auf dem Feld mit dem Maultier bei der Rübenernte. Zugegen aber waren, auf der Straße und auf ihren Türschwellen, die Nachbarinnen (i. 340). Manchmal ging vielleicht ein einzelner Mann vorbei, mit einem Scherz oder gar einem handgreiflichen Annäherungsversuch den versammelten Schönen huldigend, welche, da sie ja größtenteils verheiratete Frauen waren,

einige Entrüstung deswegen wenigstens zu heucheln pflegten: »Du tust Unrecht!«

»Nicht mehr als der Bischof von Pamiers!« war die Antwort (ii. 368, 258).

Manche Frauen sahen einander täglich. »In Montaillou«, sagte Alazaïs Fauré (i. 416), »gingen Guillemette ›Benete‹, Guillemette Argelliers, Gauzia ›Belote‹ und Mengarde, die Mutter des Pfarrers, fast jeden Tag in Raymond Belots Haus.«

Die Unternehmenderen versuchten manchmal, ihre schüchterneren Geschlechtsgenossinnen zum Widerstand gegen ihre Männer zu ermuntern – einen eigenen Willen durchzusetzen (ii. 415; i. 338); freilich meist erfolglos wie in dem Fall, von dem Raymonde Marty aus Montaillou dem Gericht berichtete (iii. 107):

»Vor vierzehn Jahren ging ich zum Haus meines Schwagers Bernard Marty in Montaillou. Da saßen Guillemette ›Benete‹ und Alazaïs Rives (die Frau des Bernard Rives) vor der Tür. Die sagten: ›Setz dich einen Augenblick zu uns, Nichte!«

Ich blieb aber stehen. Da sagten sie: ›Du solltest den Häretikern Almosen geben. Wenn du ihnen keine Geschenke machst (da du doch von den Gütern dieser Welt deinen Teil hast, Wolle nämlich und den anderen Reichtum deines Mannes), versündigst du dich! Denn die Häretiker sind gute Menschen.«

›Die Häretiker werden von meinem Eigentum nichts genießen«, sagte ich …

›Du bist böse! Du bist kaltherzig!‹ sagten sie. Ich aber wandte mich von ihnen ab.«

Weiblicher Freiheitsdrang äußerte sich in Montaillou und anderswo damals wohl noch am deutlichsten in der unersättlichen Wißbegier oder Neugier der Angehörigen des schwachen Geschlechts. Die Frauen mochten weniger Rechte haben als die Männer, aber je besser sie über deren Treiben unterrichtet waren, desto mehr Macht stand ihnen zu Gebote; das wußten sie, das brauchte ihnen niemand zu sagen. Daß sie keine Mühe scheuten, ihre Wißbegier zu befriedigen, erhellt etwa aus der folgenden Aussage der Raymonde Testanière (i. 459–460): »Als ich bei Raymond und seinen Brüdern wohnte, bauten die Belots sich ein neues ›solier‹ über die Küche [stockten also ihr Haus auf]. Ich hatte den Verdacht, daß oben in dem neuen Stockwerk Häretiker eingekehrt waren und dort übernachteten. Als ich deshalb eines Tages zur Vesperzeit, nachdem ich Wasser geholt, da oben leise reden hörte, ließ ich die Brüder Bernard und Raymond Belot und ihre Mutter Guillemette am Feuer sitzen, wo sie sich wärmten, und ging in den Hof hinaus. Dort im Hof befand sich ein großer Misthaufen, von dessen Spitze man durch einen Spalt in der Wand sehen konnte, was in dem neuen Obergeschoß los war. Also kletterte ich auf den Misthaufen und spähte durch erwähnte Ritze oder Spalte. Da sah ich denn in einem Winkel Guillaume Belot, Bernard Clergue und den Häretiker

Guillaume Authié miteinander flüstern. Plötzlich kam Guillaume Clergue unten dazu. Ich kriegte Angst. Da stieg ich von meinem Misthaufen herab.

›Was suchtest du auf dem Hof?‹ fragte mich dieser Guillaume.

›Ich suchte das Kissen, das ich unter den Wasserkrug lege, wenn ich damit zum Brunnen gehe‹, antwortete ich.

›Mach jetzt aber, daß du wegkommst. Geh nach Hause. Es ist Zeit‹, sagte er zuletzt.«

Beispiele für diese Neugier liefern uns die hier untersuchten Dokumente in Hülle und Fülle. Raymonde Capblanch erzählte Emersende Garsin (i. 278): »In Prades sah ich durch ein Loch in der Tür, wie Pierre oder Guillaume Authié einen kranken Mann häretizierten.«

Raymonde war diesbezüglich so indiskret, daß die Leute fürchteten, die Inquisition würde kommen und das ›ostal‹ ihrer Eltern vernichten. Als eines Tages Guillemette Clergue mit einem Wasserkrug auf dem Kopf die Dorfstraße von Montaillou hinabging, sah sie zwei in grünes Zeug gekleidete Männer ins Haus der Belots treten. Gleich kehrte sie um, die Fremden in Augenschein zu nehmen. Die versteckten sich aber sofort: Es mußte sich also um Ketzer handeln (i. 347). Alazaïs Azéma war noch skrupelloser: Sie schlich sich heimlich ins Haus der Belots, um einen ›bonhomme‹ zu belauschen (i. 311). In Prades schickte Gaillarde Authié,

die Frau des ›parfait‹ Guillaume Authié, Mengarde Savignan und Alazaïs Romieu ins Bett – ein und dasselbe übrigens –, um die Zeremonie, mit welcher Guillaume den schwerkranken Arnaud Savignan, Mengardes Schwiegervater, an diesem Abend zu häretizieren beabsichtigte, möglichst geheim zu halten. Mengarde aber ließ die Tür zwischen der Schlafkammer und der Küche, wo der alte Mann im Sterben lag, einen Spalt breit offen. Und durch diesen Spalt betrachtete sie, was in der Küche vor sich ging, so gut das die spärliche Beleuchtung derselben – die Herdglut versank schon in Asche – nur irgend zuließ (ii. 149). Beim Begräbnis der Guillemette ›Belote‹ in Montaillou beobachteten und belauschten die katholisch und die katharisch gesinnten Frauen des Dorfes einander gegenseitig (i. 462).

Auch die Männer, von denen unsere Quelle spricht, waren neugierig, manche sogar krankhaft neugierig. Aber insgesamt waren ihnen in der Neugier die Frauen weit voraus. Neugier galt übrigens damals noch als ein verhältnismäßig legitimes Bedürfnis. Das Recht auf jeder Neugier vorzuenthaltende Privatangelegenheiten war die Errungenschaft eines späteren, insgesamt schon bürgerlich bestimmten Zeitalters.

Die Frauen von Montaillou, namentlich die jüngeren, fragten einander gern aus. So lesen wir (i. 337–339), daß Guillemette Clergue von ihrer Schwägerin Alazaïs Roussel wissen wollte: »Was ist passiert – hat dich dein Mann geschlagen? … Und wohin geht dein Onkel

[Prades Tavernier]? … Und warum ist Alazaïs, deine Mutter, nicht gekommen? … Und warum webt Prades Tavernier kein Leinen mehr?«

Bei einer anderen Gelegenheit, auf dem Felde während der Ernte, fragte Guillemette Clergue ihre Mutter aus (i. 334–335):

»Und wo ist mein Bruder Pons?«

Antwort: »Er ist mit Onkel Prades Tavernier weggegangen.«

»Und was macht Onkel Prades Tavernier mit Frau Stephanie de Châteauverdun? Warum hat er Haus und Handwerk verlassen und seinen Besitz verkauft?«

Antwort: »Er ist mit Stephanie nach Barcelona.«

»Und was wollen Prades und Stephanie in Barcelona?«

Antwort: »Die guten Menschen besuchen.«

»Und wer sind diese guten Menschen?«

Antwort: »Sie rühren weder Frauen noch Fleisch an. Man nennt sie Häretiker.«

»Und wie können sie gute Menschen sein, wenn man sie Häretiker nennt?«

Antwort: »Du bist ein dummes, unwissendes Mädchen. Gute Menschen sind sie, weil sie Seelen in den Himmel bringen können.«

»Und wie können Häretiker Seelen in den Himmel bringen, da doch die Priester die Beichte abnehmen und den Leib des Herrn austeilen, auf daß, wie es heißt, Seelen gerettet werden?«

Antwort: »Du bist eben jung und unwissend.«

Damit endete die Unterhaltung, und die beiden Frauen wandten sich wieder ganz ihrer Arbeit zu, schnitten weiter Korn auf einem der Familie gehörenden Feld, das an einem über dem Dorf Montaillou gelegenen Ort namens Alacot sich befand.

Die Frage, ob es damals spezifisch weibliche Wertmaßstäbe gegeben habe, ist nicht leicht zu beantworten, weil die Frauen von Montaillou mit wenigen bemerkenswerten Ausnahmen die katharische Agitation passiv an sich herankommen ließen, ohne sie ihrerseits aktiv zu fördern.[1] Sie nahmen den Katharismus auf ziemlich unbestimmte Weise hin als etwas von außen an sie Herangetragenes, in das sie durch ihre Männer, Väter, Brüder, Liebhaber, Freunde, Dienstherren, Vettern oder Nachbarn verwickelt worden waren. Häufig hingen die Frauen von Montaillou, von den drei standhaften Matriarchen des Dorfes einmal abgesehen, der Ketzerei nur oberflächlich und zeitweilig an; die meisten hatten keine Neigung, dafür auf den Scheiter-

1 Charakteristisch sind die Fälle der Alazaïs Azéma, Raymonde Arsen, Brune Pourcel, Alazaïs Fauré, Allemande Guilhabert, Guillemette Argelliers, Guillemette Maury und Gauzia Clergue. Die Zusammenkünfte dieser Frauen mit den ›parfaits‹ und die Verehrung, die sie den heiligen Männern entgegenbrachten, waren bei näherem Zusehen keineswegs spontan, aus eigenem Antrieb, gesucht und bezeugt (i. 311, 373–375, 386, 415, 423; iii. 68, 99, 363).

haufen zu gehen. Die ihnen durch die Ketzerei verpaßte neue, unorthodoxe Identität war der Mehrzahl dieser nur oberflächlich bekehrten Frauen so unbequem, daß sich in ihren von jeher dem Althergebrachten und Überlieferten zugetanen Herzen schon bald Widerstand dagegen regte. Brune Pourcel beispielsweise, der arme Bankert, ließ sich, da ihr Alazaïs Rives auseinandersetzte, daß nur die ›bonshommes‹ Seelen retten könnten, von deren Argumenten für kurze Zeit hinreißen; doch nur für kurze Zeit, wie sie aussagte (i. 383): »Noch ehe ich den Hof vor Alazaïs' Haus verließ, kam ich wieder zu mir, und ich sagte zu ihr: ›Aber wie können diese Leute, die dauernd auf der Flucht sind, Seelen retten?‹« (»quomodo possunt isti homines animas salvare, qui vadunt latitando?«).

Béatrice de Planissoles, von Raymonde de Luzenac gefragt, ob sie nie den guten Menschen begegnet sei, deren es doch bei ihr zu Hause viele gäbe, antwortete einigermaßen unwillig (wie sie jedenfalls vor Gericht bekannte, i. 238): »Nein, ich habe die guten Menschen nicht gesehen und finde auch in meinem Herzen nicht, daß ich sie sehen wollte« (»respondit quod non viderat aliquem de dictis bonis christianis, nee poterat invenire in corde suo quod ipsa eos videre vellet«).

Sowohl bei ihrer Neugier, das Treiben ihrer männlichen Nachbarn betreffend, als auch bei ihrer Neigung, dem alten Glauben die Treue zu halten, ließen sich die Frauen gewöhnlich ganz von ihren Gefühlen leiten.

Freundschaft zwischen Frauen war im allgemeinen, ohne Gedanken an irgendeinen Wettstreit der Freundinnen, eine Sache der Komplizität.

Die Beziehungen, die die Männer des Dorfes miteinander verbanden, waren umfassender und politisch bedeutender als der gesellige Verkehr der Frauen. Am Abend pflegten, wie wir sahen, die Männer – möglicherweise durch die katharische Doktrin von der Unreinheit der Weiber in ihrer natürlichen Neigung zu gelegentlicher Absonderung von diesen bestärkt – miteinander am Tisch oder auf der Herdbank zu sitzen. Gelegenheit zu Gesprächen unter Männern ergab sich aber auch am Tage auf den Feldern, namentlich beim Pflügen und während der Ernte (i. 400 et passim). Männer fanden sich mitunter zu gemeinsamen Spielen und gemeinsamem Gesang zusammen. In Prades d'Aillon, unweit von Montaillou, trafen sich sieben oder acht Männer aus dem Dorf, häufig im Hause eines gewissen Pierre Michel (der den Beinamen ›der Rote‹ führte), um dort zu würfeln oder Schach zu spielen. Dies entnimmt man einer Aussage der Tochter des ›Roten‹, in der es weiter heißt: in den Keller, wo damals Prades Tavernier, der Ketzer, versteckt gewesen sei, sei aber keiner der Spieler je gegangen, ihres Wissens. (»Non vidit tamen ipsa, ut dixit, quod intrarent dictum sotulum ad videndum dictum hereticum«, ii. 401.)

Musik war namentlich bei den Schäfern beliebt; da hatte jeder seine Flöte, und so konnte es von einem, der ins Unglück geraten war, heißen, nun hätte er nicht einmal mehr seine Flöte (ii. 182).

Angelegenheiten von öffentlichem Interesse wurden auf der Dorfstraße oder unter der Ulme auf dem Dorfplatz erörtert, vor allem sonntags. »Eines Sonntags, nicht lange nachdem bei Pamiers der Ketzer Raymond de la Côte verbrannt worden war, standen sechs Männer in Ornolac bei der Ulme auf dem Dorfplatz«, sagte Guillaume Austatz, ›bayle‹ von Ornolac, aber im übrigen ein einfacher Bauer: »Sie redeten von der Verbrennung des besagten Häretikers. Da ich dazu kam, sagte ich: ›Laßt euch sagen, der Mann war ein guter Priester.‹« (i. 208; Raymond de la Côte war ein in Pamiers wohnender Waldenser.)

Bei einer anderen Gelegenheit waren wieder einmal sieben Männer (von denen vier schon an der eben erwähnten Diskussion teilgenommen hatten) auf dem Dorfplatz von Ornolac versammelt (i. 202). Diesmal erörterte man, was nach dem Tode aus den Seelen würde und wie groß der Himmel sein müsse, um die Seelen der Menschen, die täglich stürben, alle beherbergen zu können. (Vielleicht gab es eben damals eine Seuche im Dorf.) Guillaume Austatz beruhigte die sieben: »Et cum astantes ei dicerent si paradisus erat ita magnus locus, quod omnes anime in eo recipi possent, ipse respondit quod magnus erat, et ita magnus quod si de

Tholosa usque ad Merenx esset una domus facta que totum dictum spacium occuparet, adhuc maior locus est paradisus, et plures in eo anime recipi possunt.« (Das Paradies sei größer als ein Haus, das von Toulouse bis zum Col de Mérens in den Pyrenäen heraufreichte, und sei darin für mehr Seelen Platz, als in einem solchen Hause unterkämen.)

In einer Aussage des Pfarrers von Bedeillac (er hieß Bernard Jean) ist von einer anderen Diskussion unter Männern die Rede, bei der ketzerische Meinungen zur Sprache kamen (iii. 52): »An einem Feiertag, ich glaube, es war der Sonntag vor dem Johannistag, waren nach dem Mittagessen, zwischen Nonen und Vesper, Arnaud de Bedeillac und ich sowie ein paar andere Männer aus dem Dorf, von dreien weiß ich noch die Namen, unter der Ulme auf dem Kirchhof. Ich saß als einziger, die anderen standen herum. Wir sprachen über die Weizenernte. Einer, dessen Name mir entfallen ist, sagte: ›Seht, dieses Jahr fürchteten wir keinen Weizen zu kriegen, weil kaum etwas davon aufgegangen zu sein schien; weil aber Gott allmächtig ist und alles macht, ist unser Weizen doch gut gewachsen und haben wir nun reichlich.‹

Darauf antwortete besagter Arnaud de Bedeillac: ›Gott macht alle Dinge außer den Bäumen und Pflanzen, welche nämlich der Erde Natur hervorbringt. . .‹« Selbstverständlich hatte der Priester den Mann eines Besseren belehrt und zurechtgewiesen.

Doch ließ sich der Freigeist von Bedeillac anscheinend auf die Dauer nichts gesagt sein. Ein paar Tage später erregte er wieder Anstoß mit ganz ähnlichen Glaubensbekenntnissen bei einer Diskussion unter Männern – wenigstens sagte Adhemar de Bedeillac in diesem Sinne aus (iii. 52): »Arnaud de Bedeillac und ich, dazu Bernard Jean, der Pfarrer, und ein paar andere Männer, deren Namen ich nicht mehr weiß, standen unter der Ulme vor der Kirche in Bedeillac und redeten von einer gewissen Quelle in der Diözese Couserans. Von der hieß es, daß in alten Zeiten jemand in ihrer Nähe Fische gebraten hätte; die Fische seien aber aus der Pfanne gehüpft und in besagte Quelle, wo sie noch heute zu sehen seien, lebendig, nur auf einer Seite gebraten. Da sagte nun Arnaud de Bedeillac, ja, damals in alter Zeit habe Gott wohl allerdings eine Menge Wunder getan.«

Der Priester, der merkte, woher der Wind wehte, habe, so sagte der Zeuge weiter aus, den vorlauten Mann belehrt, daß Gott auch gegenwärtig noch viele Wunder täte, und das Aufblühen der abgestorbenen Pflanzen und Bäume in jedem Frühling als Beispiel genannt: welches, mit einem erneuten Hinweis auf die alleinige Zuständigkeit der Natur für diesen Vorgang, der Angeklagte nicht habe gelten lassen wollen.

Ähnliche öffentliche Diskussionen fanden natürlich damals auf allen Dorfplätzchen statt. Sehr lebhaft ging es einmal in Goulier zu (einer zum Kirchspiel von le

Vicdessos gehörigen Ortschaft). Da kam es im Laufe einer Diskussion über die ›zwei Götter‹ (an der diesmal auch ein paar Frauen teilnahmen) sogar zu Handgreiflichkeiten (i. 350–369).

Manchmal wurden in solchen öffentlichen Diskussionen Erörterungen fortgesetzt, die im Familienkreis, in der ›domus‹ begonnen hatten (i. 350). Aber Männer scheinen ihre nächsten Angehörigen nicht immer in ihre Gedanken eingeweiht zu haben. Raymond de l'Aire, ein Bauer aus Tignac, war ein verwegener Freidenker, der sich nicht scheute, auf einen Streich die Auferstehung, die Kreuzigung und die Menschwerdung Christi zu leugnen. Eines Tages hatte er im Gespräch mit drei, vier oder mehr Nachbarn auf dem Dorfplatz behauptet, daß die Seele nur Blut sei, sterblich, und daß es außer der gegenwärtigen Welt und Zeit eine andere nicht gäbe. An diesem Punkt seiner Aussage unterbrach der ihn vernehmende Inquisitor den Angeklagten:

»Hast du von diesen Irrtümern mit deiner Frau Sybille geredet?«

»Nein.«

»Hast du mit deiner Schwägerin Raymonde Rey, die, obwohl deine Schwägerin, eine Zeitlang deine Geliebte war, von diesen Irrtümern geredet?«

»Nein.«

»Oder mit Raymond, deinem Sohn?«

»Auch mit ihm nicht.«

Die Männer, wie man sieht, hielten in der Öffentlichkeit mit ihren ketzerischen, kritischen und aufsässigen Meinungen, namentlich was die Anordnungen der Kirche betraf, nicht hinter dem Berge. Im Jahre 1320 redeten unter der Ulme auf dem Platz von Lordat fünf Bauern von dem Zehnten ihrer Lämmer, der demnächst fällig wurde (ii. 122):

»Bald müssen wir die ›carnelages‹ abgeben.«

»Nichts werden wir abgeben«, erwiderte ein anderer. »Laßt uns lieber hundert Livres Geld auftreiben, um zwei Männer zu bezahlen, die den Bischof umbringen.«

»Da würde ich gerne was zu beitragen«, sagte ein Dritter, »besser kann man Geld gar nicht anlegen.«

Die anschaulichsten Bilder von solchen Versammlungen subversiv gesinnter Männer liefern uns die Zeugenaussagen zu Vorgängen in Quié, einem etwas unterhalb von Montaillou gelegenen, im übrigen aber von diesem nicht groß verschiedenen Dorf. Raymond de Laburat, Viehzüchter und Winzer, hatte, wie seiner Aussage zu entnehmen ist (ii. 309–328), bei verschiedenen Gelegenheiten – zu Ostern und Palmsonntag, einmal im Dorf, ein andermal vor der Kirche Sainte-Marie-de-Savart in Tarascon-sur-Ariège, einer Stadt also, zu deren Kirchspiel das Dorf Quié aber gehörte – erst seinen Nachbarn, dann einem aus Bauern und Städtern gemischten Publikum freimütig bekannt, was ihn gegen die Geistlichkeit aufbrachte. Seine Aussage

ist besonders aufschlußreich, insofern sie zeigt, wie es zwischen den Männern aus dem Dorf und den Männern in der Stadt, wo die Bauern zur Kirche und zum Markt gingen (oder sich in der Walkmühle trafen, die ein männliches Reservat war wie die Kornmühle ein Treffpunkt der Frauen), mitunter über die sonst so deutliche Grenze zwischen Stadt und Land hinweg zum Ideenaustausch und zur Verständigung über beiderseits dieser Grenze gemeinsam erduldete Unbill kam.

Die Kirche etwa wurde von allen Männern des Kirchspiels gemeinsam als ihre Sache angesehen. In gemeinsamer Fron – oder freiwilliger Arbeit – hatten sie das Gebäude errichtet. Der Bischof und die Priester hatten Anspruch, ihrer Meinung nach, nur auf den Nießbrauch. »Die Kirche und die Glocke gehören uns«, sagte Raymond de Laburat. »Wir haben sie gebaut und alles Erforderliche zu ihrer Einrichtung besorgt. Wir halten sie instand. Wehe dem Bischof und den Priestern, die uns aus unserer Pfarrkirche vertreiben wollen, die uns verbieten, dort die Messe zu hören und uns zwingen, draußen im Regen zu stehen.« Wie die Mehrzahl seiner bäuerlichen Zuhörer war auch der Redner exkommuniziert worden, weil er sich geweigert hatte, den Zehnten zu entrichten. Im übrigen sei er der Meinung, eigentlich sollten alle Kirchen zerstört werden, fuhr er fort (ii. 311); ein, zwei Priester, die im Wald und auf den Feldern, auf irgendeinem Stein oder

Tragaltar die Messe feierten, wären vollkommen ausreichend, und die übrigen Bischöfe, Äbte, Geistlichen und Mönche sollten über See nach Jerusalem gehen; das jedenfalls würde er anordnen, wenn er Papst wäre. (»Et addebat quod ipse vellet quod omnes ecclesie essent destructe, et prostrate ad terram, et satis essent pro toto mundo uno vel duo capellani qui celebrarent missas per versanas seu campos et per bozigas super lapides vel super scrinnia, habita ara, et quod omnes alii episcopi, abbates, capellani et religiosi, clerici irent ultra mare in Jherusalem, et hoc ipse ordinaret et faceret si Papa esset …«)

Bei solchen Versammlungen äußerte sich spontan eine sozusagen inoffizielle Gemeinde, aus der schließlich auch die offizielle, die verfaßte Gemeinde mit ihren Flurwächtern, Gemeindeboten und Konsuln hervorging. Auf solchen formlosen Versammlungen verteidigten die Bauern ihr überliefertes Gewohnheitsrecht gegen die ihnen von der Kirche diktierten neuen Gesetze. Als die Agenten des Bischofs und die Konsuln erschienen, um den leidigen Zehnten vom Vieh einzutreiben, sagte Raymond de Laburat vor etwa einem Dutzend Bauern (ii. 315): »Wenn nur die Kleriker und Priester alle hingingen und die Erde umgrüben und pflügten … was aber den Bischof angeht, so will ich ihn wohl auf einem Paßweg im Gebirge treffen; da könnten wir dann diese Frage des Zehnten miteinander auskämpfen; und ich wollte bald sehen,

was dieser Bischof im Bauch hat!« (»… viderem quid dictus episcopus haberet in pansa!«)

In Montaillou selbst scheinen öffentliche Versammlungen der Männer, wie sie uns in Quié und Lordat bezeugt sind, weniger üblich gewesen zu sein, vielleicht weil hier (das Dorf war ja zwischen Ketzern und Rechtgläubigen ziemlich durch die Mitte gespalten) die Spannungen zu groß waren, zu groß auch die Furcht vor Spitzeln und Anzeigen. Dazu kam, daß in Montaillou, im Pays d'Aillon überhaupt, viele Männer Wanderschäfer waren, und deren Versammlungen fanden nicht im Dorfe, sondern irgendwo draußen auf der Weide statt oder auf einem der Märkte in den Städten, wo sie ihre Wolle und ihre Lämmer verkauften. Der Mittelpunkt der sozialen Welt dieser Männer lag nicht unter der Ulme auf dem Platz vor der Dorfkirche. Nichtsdestoweniger gaben auch in den Dörfern des Pays d'Aillon die Männer den Ton an, und bei Gelegenheit traten Gruppen von Honoratioren (sozusagen) als Repräsentanten des Dorfes auf. So wurden in Prades und Montaillou die auf diesen oder jenen das Dorf betreffenden inquisitorischen Prozeß bezüglichen Schreiben des Bischofs einer Gruppe von Männern verlesen, welche alle uns nun schon sehr vertraute Familiennamen wie Benet, Clergue, Argelliers usw. führten. Übrigens brachten auch im Lande der Wanderschäfer gerade Namen oft eine enge Bindung der Männer an ihren Heimatort zum Ausdruck: So hießen

in Prades d'Aillon mindestens sieben Männer wie der Ort, Prades, und anderswo verhielt es sich ähnlich.

Zeugnisse, die uns über den geselligen Verkehr der Jugend in Montaillou unterrichten, haben wir kaum. Es mag damit tatsächlich nicht weit her gewesen sein, nicht zuletzt weil so viele junge Männer das Dorf verließen und auswanderten. Auch das Mißverhältnis zwischen dem Heiratsalter der Mädchen, die sich schon als halbe Kinder verheirateten, und dem der Männer, die gewöhnlich mindestens bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr ledig blieben, könnte dabei eine Rolle gespielt haben. Andererseits scheint der Geschlechtsunterschied in Montaillou wichtiger genommen worden zu sein als der Altersunterschied. Immerhin ist in unserer Quelle hier und da von kindlichen Spaßen und Jugendstreichen die Rede, bei denen die Dorf jugend als solche in Erscheinung tritt. Daß es sich bei den erwähnten Spaßen und Streichen um solche mit blasphemischer Tendenz handelte, erklärt sich aus der Natur unserer Quelle. So lesen wir, daß in La Bastide-Serou bei Junac Kinder beim Vieh- und Schweinehüten waren, als eins davon – es gab Rüben zu essen, und die jungen Hirten ließen sich gerade welche schmecken – plötzlich ein Stück Rübe in die Höhe hob und vor den versammelten Kameraden (und Schutzbefohlenen Kühen und Schweinen) den Priester bei der Erhebung der Hostie nachahmte. (Solche Parodien, bei denen

gleichfalls Rübenschnitzel die Rolle der Hostie spielten, praktizierten später die Hexen in den Pyrenäen.) Bei einer anderen Gelegenheit verlustierten sich während der Hirseernte junge Erntearbeiter nach Feierabend in der Scheune, wo sie ihr Nachtlager hatten; und einer von diesen, namens Pierre Aces, ließ es sich einfallen, eine Parodie des Meßopfers zur Unterhaltung beizutragen, wobei ihm ein gewöhnliches Trinkglas als Meßkelch diente. Seine Kameraden nahmen aber Anstoß an der Blasphemie. Ein paar Tage später entließ der Dienstherr den Gotteslästerer, der ihm ein gefährlicher Faulenzer und Schwätzer zu sein schien. Einer der Zeugen zeigte ihn endlich bei der Inquisition an, und so hatte er seinen jugendlichen Leichtsinn vor Bischof Fournier zu verantworten (iii. 455–456).

Die Akten der von diesem durchgeführten Verhöre enthalten auch verstreute Hinweise darauf, daß die Dorfjugend, als Altersklasse, sehr wohl wahrgenommen wurde und, obwohl Schulpflicht und Militärdienstpflicht damals noch in ferner Zukunft lagen, eine soziale Gruppe mit bestimmten Rechten und Pflichten bildete. Aude Fauré, die mit ihrem Mann in Murviel (Ariège) wohnte, aber aus Lafage (Aude) gebürtig war, hatte, als sie im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren die Ehe schloß, noch niemals vorher kommuniziert (ii. 82–83). Als ihr Bräutigam sie nach der Ursache dieser Unterlassung fragte, antwortete sie: »Bei uns in Lafage, wo ich zu Hause bin, gehen

die jungen Männer und die jungen Frauen noch nicht zur Kommunion.« Die Kommunion scheint in jener Gegend also auch die Funktion eines ›rite de passage‹ versehen zu haben, der den jungen Leuten im Alter von neunzehn oder zwanzig Jahren (in dem die meisten Mädchen heirateten) den Eintritt in die Welt der Erwachsenen bestätigte.

Im übrigen scheinen die jungen Leute damals in Montaillou wie zu anderen Zeiten und an anderen Orten Gesang und Tanz und jede Art Kurzweil zu schätzen gewußt zu haben. Guillemette Clergue, in Montaillou geboren und verheiratet, sagte aus (i. 338): »An Peter und Paul nach der Messe und dem Mittagessen, ging ich mit den anderen Burschen und Mädchen des Dorfes Prades spielen und tanzen; abends ging ich zum Essen ins Haus meines Onkels in besagtem Dorf.«

Die von dem Päderasten Arnaud de Verniolles verführten Knaben rangen und tanzten miteinander, ehe sie die Bedürfnisse ihres Verführers befriedigten (iii. 42). Doch war das Tanzen kein Privileg der ganz jungen Leute. Auf Béatrice de Planissoles Hochzeit im Jahre 1296 zeichnete sich der schon längst der ersten Jugend entwachsene Guillaume Authié als Tänzer aus; und als Tanzführer war er noch später in Montaillou geschätzt und bewundert (i–218).

Doch bildeten nicht nur Geschlechts- und Altersunterschied soziale Gruppen. Eine Taverne, die diesen

Namen wirklich verdiente, wurde von einer Frau oder einem Ehepaar gehalten. Die Gäste eines solchen Etablissements waren zwar größtenteils Männer, aber auch Frauen fanden sich gelegentlich dort ein. Daß es sich bei den mittelalterlichen Tavernen wie bei den Dorfkneipen in neuerer Zeit um Orte gehandelt hätte, wo die Männer streng unter sich blieben, ist ein Irrtum, jedenfalls was Frankreich angeht.

In Montaillou, wie in den meisten Dörfern, die Wein von außerhalb einführen mußten, gab es allerding eine Taverne als öffentliches Wirtshaus nicht. Fabrisse Rives verkaufte dort zwar Wein, wie wir hörten (i. 325–326), aber ob sie in ihrem Laden Gäste bewirtete, wissen wir nicht. Es erscheint angesichts ihrer spärlichen Ausrüstung (sie hatte ja manchmal nicht mal ein Weinmaß parat) kaum wahrscheinlich.

Richtige Tavernen mit öffentlichen Schankräumen gab es in den kleinen Städten, in größeren Dörfern, wo Bauern und Hirten aus dem weiteren Umkreis an Markttagen und Festtagen sich einfanden. Hier begegneten sie Männern und Frauen, Priestern und Laien, Leuten aus anderen als ihren gewöhnlichen Verhältnissen. In Foix befand sich eine große Taverne, wo ein gewisser Pierre Cayra der Wirt war; Gaillarde, die Wirtin, schenkte aus. Hier erörterten eines Tages Gäste aus den Dörfern und Städten der Grafschaft Foix – größtenteils Männer, doch waren auch einige Frauen anwesend – die Hinrichtung eines Waldenser

Häretikers und die mirakulösen Begleitumstände dieser Hinrichtung: »Der Verurteilte erhob die Hände zum Himmel, und das Feuer verzehrte seine Fesseln.« Leute wie Berenger Escoulan aus Foix machten die Runde durch die verschiedenen Tavernen der Stadt, ließen sich das Neueste erzählen und erzählten das Neueste (i. 174). Das in den Tavernen Gehörte wurde in den Dörfern weitererzählt und nährte dort den Verdruß der Bauern über die kirchliche Obrigkeit, die Ketzer verbrannte und ihnen den Zehnten von ihren Lämmern nehmen wollte (i. 195). Gewisse Tavernen waren als Versammlungslokale der Ketzer bekannt: »Unterwegs nach Ax-les-Thermes«, sagte Guillaume Escaunier, der dort zu Hause war (ii. 14), »kehrte ich in Coustaussa bei einem Wirt ein auf ein Glas. Ein paar von den Gästen in der Taverne kannten mich als Gläubigen und fragten: ›Wohin gehst du?‹

›Nach Ax‹, sagte ich. ›Ich suche einen Häretiker, der meine Mutter häretizieren kann, sie liegt nämlich im Sterben.‹

Darauf sagte einer der jungen Leute, die da waren (es war, glaube ich, Pierre Montanier): ›Du brauchst nicht allein zu gehen. Ich komme mit.‹

Und so gingen wir zusammen nach Ax.«

Dennoch stand das Wirtshaus als Ort der Begegnung hinter der Kirche zurück. Die sonntägliche Messe war das große Ereignis, das die Leute, die während der

Woche in ihren Häusern, auf dem Feld und auf den Weiden ihre Geschäfte besorgten, stets fast vollzählig versammelte. Tavernen waren, obwohl auch von Bauern besucht, doch nur in den Städten zu finden. In jedem Dorf aber (von solchen abgesehen, die keine eigene Pfarrkirche hatten und zum Kirchspiel eines Nachbarorts gehörten) wurde sonntags die Messe gefeiert.

Die Messe versammelte Gläubige und Ungläubige, denn es konnten bei Gelegenheit einer so allgemeinen Zusammenkunft auch unfromme Pläne ausgeheckt werden; wir hören von einer während der Messe geplanten Entführung (iii. 151). Nichtsdestoweniger waren die Ungläubigen beim sonntäglichen Gottesdienst wohl nur eine kleine Minderheit. Gaillarde Cayra (die Tavernenwirtin) sagte (als Zeugin vor Gericht, i. 169): »Unsere ganze Erlösung besteht in der Messe.« In Montaillou gingen sogar Sympathisanten der Katharer wie Pierre Maury und Béatrice de Planissoles regelmäßig oder doch wenigstens von Zeit zu Zeit sonntags zur Messe (iii. 136). Mit einer gewissen Inkonsequenz (denn die Heiligenverehrung vertrug sich schlecht mit der Doktrin der Katharer) bekundeten sowohl Béatrice als auch Pierre besondere Verehrung für bestimmte Heilige: Béatrice stiftete bunte Kerzen für den Altar der Jungfrau, Pierre dem Altar des heiligen Antonius etliche Schaffelle. Die Inkonsequenz scheint weder sie selbst noch ihre ketzerischen Freunde sehr beunruhigt zu haben.

Da sich zur sonntäglichen Messe fast die ganze Gemeinde vollzählig versammelte, bot sich hier natürlich auch eine gute Gelegenheit zur Verbreitung subversiver Gedanken. Das geschah mitunter nicht nur während des Gottesdienstes, sondern geradewegs von der Kanzel herab. Vor einer etwa fünfzigköpfigen Gemeinde predigte Amiel de Rieux, Vikar in Junac, daß mit einer Auferstehung des Fleisches auf die Dauer nicht zu rechnen sei (iii. 19): »Du mußt wissen«, sagte er (gleichsam jedem einzelnen ins Gewissen redend), »daß du zum Jüngsten Gericht in Fleisch und Blut auferstehen und also dein Urteil mit Leib und Seele vernehmen wirst. Aber nach dem Urteil wird deine Seele entweder zum Himmel oder zur Hölle fahren; dein Leib aber zurück ins Grab, und wird dort zu Staub werden … So habe ich's in einem Buch gelesen!«

Andererseits nahmen antiklerikale Gemüter mitunter an der Form der Messe Anstoß; einer ließ, aus der Kirche kommend, vernehmen, was die Priester da sagten und sängen, wären alles Lügen (i. 145, 148).

Doch für die Mehrzahl der Bewohner von Montaillou scheint gleichwohl die sonntägliche Messe weniger Stein des Anstoßes als vielmehr der Ort gewesen zu sein, an dem sie einander und der äußeren weiten Welt begegneten.

Die wichtigsten nach Geschlecht und Lebensalter differenzierten sozialen Kategorien verursachten keine

Segmentierung oder gar Spaltung der Gesellschaft, sondern bestärkten deren Zusammenhalt. Die in Montaillou von den erwachsenen Männern ausgeübte Vorherrschaft reizte weder Frauen noch Jugendliche zur Rebellion. Diese Vorherrschaft wurde hingenommen und galt als natürlich.

Gespalten wurde die Dorfgemeinschaft durch verschiedene mächtige und machtlüsterne Sippen, von denen jede sich mit anderen, an der Auseinandersetzung ursprünglich nicht beteiligten Familien zu verbünden suchte, um die Übermacht zu erlangen. Im schlimmsten Fall kam bei diesem Prozeß eine Spaltung des Dorfes in zwei ungleich starke Parteien heraus. Dies war zwischen 1295 und 1300 der Fall, als die Clergues und ihre Vasallen das Dorf beherrschten. Wie der Pfarrer selbst sagte, hatte zu dieser Zeit die Sippe das ganze Dorf »zwischen den Füßen«. Damals konnte besagter Pfarrer – ein Clergue, wie man sich erinnert – den Anspruch erheben, mit allem, was er tat, den Willen des Dorfes zu vollstrecken. »Der Pfarrer Pierre Clergue beschützt uns; niemand im Dorf wird uns verraten«, sagte Alazaïs Fauré zu Allemande Guilhabert, ihrer Mutter, da sie ihr nahelegte, ihren kranken Sohn häretizieren zu lassen. Für die tonangebenden Familien von Montaillou – für die Belots, Benets, Clergues, Forts, Maurys, Martys und Rives – war die katharische Häresie so etwas wie ein exklusiver Klub. Die Clergues und die beiden nächst ihnen mächtigsten Familien, die

Belots und Benets, waren untereinander verschwägert. Bernard Clergue, der ›bayle‹, heiratete seine geliebte Raymonde Belot, obwohl sie ihm eine kleinere Mitgift brachte, als er kraft seines Ansehens und seiner Stellung anderswoher hätte erhalten können. Dies, weil er Wert auf die Feststellung legte, daß sich die Sippen der Clergues und der Belots in dogmatischen Fragen einig waren, daß also die Belots die richtige Religion hatten (»… acceperat, cum minori dote quam alias habuisset sororem dels Belhotz de Monte Alionis, pro eo quia sciebat quod dicta soror eorum et ipsemet erant amici hereticorum, et tenebant fidem eorum« – ii. 427).

Auch die Belots und die Benets waren miteinander verschwägert. Guillemette Benet heiratete Bernard Belot, dessen Mutter, die alte Guillemette, die Gefahren, welche diese Verbindung mit sich bringen würde, kommen sah (i. 455): »Diese Benets werden unserem ›ostal‹ Unglück bringen, die stecken mit den Authiés unter einer Decke«, warnte sie den Sohn. Am Ende rechtfertigten die Tatsachen diese Befürchtungen, aber vorerst, ehe die Inquisition Zugriff, waren die Benets wichtige Leute im Dorf. Die ketzerische Infektion, die schließlich das ganze Dorf ansteckte, ging von ihrem Hause aus. Hier hielten sich mit Einwilligung Guillaume Benets und seiner Frau die Authiés auf, als sie im Jahre 1300 aus Italien zurückkamen. Dank der Verbindung der Benets mit den Belots – die ihrerseits, wie gesagt, mit den Clergues verbunden waren, aus

deren Mitte sowohl der Pfarrer als auch der ›bayle‹ des Dorfes stammten – waren die Ketzer in Montaillou in einer so beherrschenden Stellung, daß sie keinen Widerstand zu fürchten hatten – aus dem Dorf.

Obwohl sich sogar dort Widerstand gegen die allmächtigen Familien noch immer regte. Zwei Familien, die Liziers und die Azémas, wollten sich dem Belot-Benet-Clergue-Bündnis nicht beugen. Die Liziers mußten freilich bald aufgeben: Unbekannte und vielleicht von den Clergues gedungene Meuchelmörder beseitigen Raymond Lizier, das Haupt des ›ostal‹, der ein einfacher Bauer gewesen war und »ein guter Katholik, der die Häretiker haßte« (iii. 65; i. 296). Möglicherweise hatte Raymonde, Raymond Liziers Frau, eine geborene d'Argelliers, den Mördern die Arbeit erleichtert. Wenigstens verheiratete sie sich bald nach der Ermordung ihres Mannes mit einem von dessen Feinden, Arnaud Belot. Doch die Umstände des Mordes wurden nie aufgeklärt, und man begnügte sich diesbezüglich mit der Feststellung: »Weil Arnaud Lizier aus Montaillou die Häretiker nicht liebte, richteten's diese ein, daß ihm übel mitgespielt wurde, und so ward er erschlagen vor dem Tor des Schlosses von Montaillou gefunden.« (»Quia Arnaldus Lezerii quondam de Monte Alionis non dilegebat hereticos, ipsi fecerant taliter quod male fuit tractatus et fuit repertus interfectus in porta castri de Monte Alionis.«) Und die Katharer leugneten nicht, daß der Mörder ihnen einen Gefallen getan

hatte: »Seit dem Tode Raymond Liziers haben wir von seinem Hause nichts mehr zu fürchten«, sagte Pierre Maury (iii. 162).

Sehr viel besorgniserregender war die ›domus‹ Azéma, der die alte und höchst bedrohliche Raymonde Azéma oder, wie man sie im Dorf nannte, Na Carminagua, vorstand. Einer ihrer Söhne war jene ›rara avis‹ im Montaillou der Jahre 1300–1305: ein frommer Katholik. Die Rechtgläubigkeit ihres anderen Sohnes allerdings war nicht über jeden Zweifel erhaben, so daß Pierre Authié diesen Pierre Azéma zunächst für einen Freund der Häretiker halten konnte. Die Clergues wußten es denn später auch einzurichten, daß Pierre der Häresie angeklagt und in Carcassonne eingekerkert wurde. Neigte er tatsächlich in seiner Jugend zum Katharismus und bekehrte sich später zur Orthodoxie? Oder bezog er auf Seiten der katholischen Kirche Stellung nur, weil seine Gegner im Kampf um die Macht in Montaillou auf der anderen Seite standen? Sicher ist jedenfalls, daß er sich, als die Familie Clergue an Einfluß und Ansehen verlor, als deren stärkster Herausforderer und als der stärkste Anwärter auf die Macht im Dorf zu erkennen gab.

Die Azémas waren Bauern wie alle Bewohner von Montaillou, aber sie waren entfernt mit Bischof Fournier verwandt und verdankten dieser Verwandtschaft eine gewisse Sonderstellung im Dorf. Zu ihren Verbündeten dort gehörten die Pellissiers, die Fourniers

und die Familie der Na Longa (iii. 75), der Mutter der Gauzia Clergue. Diese Na Longa war vielleicht die Witwe von Raymond Marty aus Camurac; in Montaillou wohnte sie wahrscheinlich im Hause ihres verstorbenen Vaters.

Die Clergues, denen so leicht niemand Angst machte, würdigten gleichwohl die Azémas eines respektvollen Mißtrauens. Um 1305 gingen sie ebenso wie die Belots der schrecklichen Na Carminagua und ihrem Sohn nach Möglichkeit aus dem Wege.

Natürlich hatten sie von solchem Widerstand innerhalb des Dorfes allein nichts zu befürchten. Gefährlich wurden ihnen auch die Azémas erst, als sich nach 1305 die Inquisitoren in Carcassonne für die Vorgänge in Montaillou zu interessieren anfingen. Zu dieser Zeit gelang es der von den Clergues geführten Partei, zwar einerseits ihre Position zu befestigen, doch zeigten sich andererseits schon die Grenzen ihrer Macht: Der Abstieg begann. Noch konnten Freunde und Klienten auf die Unterstützung der Clergues rechnen. Raymonde d'Argelliers, Raymond Liziers Witwe, berichtete dem Pfarrer Pierre Clergue, wie sie einige Frauen aus dem Dorf in der verdächtigen Gesellschaft eines ›parfait‹ beobachtet habe, und wurde gleich scharf zurechtgewiesen (iii. 71): »Es wird dir etwas Schlimmes passieren, wenn du Gauzia Clergue, Sybille Fort, Guillemette ›Benete‹ und Guillemette ›Maurine‹, die alle besser sind als du, etwa anzeigen wolltest. Wenn du auch nur

ein Sterbenswörtchen gegen eine dieser Frauen sagst, paß ja auf, oder du kommst um Leib und Leben, Haus und Hof.« Raymonde, wahrscheinlich des Schicksals ihres Mannes eingedenk, ließ sich das nicht zweimal sagen.

Als aber die Inquisition härter durchgriff, zeigten sich Risse in den von den Clergues aufgeführten Befestigungen ihres Lagers. Das Bündnis mit den Belots wurde erschüttert und wäre fast gelöst worden. Bernard Clergue zwar, der ›bayle‹, blieb seiner geliebten Raymonde Belot treu, die auch ihrerseits treu zu ihrem Mann stand: Raymonde scheute sich nicht drohend im Dorfe zu erklären, es möge sich nur ja niemand einfallen lassen, ihren Mann bei der Inquisition in Pamiers anzuzeigen (i. 466).

Doch obwohl so das Verhältnis des ›bayle‹ zu seiner Ehefrau ungetrübt blieb, spannte sich das zu ihrer Familie merklich an. Die Inquisition in Carcassonne setzte einerseits die Clergues als Agenten ein und verfolgte andererseits die Häretiker, als solche aber auch die Belots. Da konnten Verstimmungen nicht ausbleiben. Schon 1306 drohte Bernard Clergue seiner Schwiegermutter Guillemette ›Belote‹, die er doch einst geliebt hatte, er erwäge, sie in Carcassonne einkerkern zu lassen (i. 347). Mit ähnlichen Drohungen bedachte er seinen Schwager Guillaume, Guillemettes Sohn. Wie ernst solche Drohungen zu nehmen waren, wissen wir natürlich nicht; er war damit schnell bei der Hand und

verschonte nicht einmal seine eigene Mutter damit (ii. 432). Mengarde Clergue, die von ihren anderen Söhnen sehr geliebt wurde, kam jedenfalls ungeschoren davon. Guillemette ›Belote‹ war zwar weniger glücklich – sie saß bald tatsächlich in Carcassonne im Kerker –, aber inwiefern dabei ein verräterischer Schwiegersohn die Hand im Spiel gehabt hatte, ist nicht festzustellen. Als sie im Gefängnis auf den Tod erkrankte, ließ sich dieser immerhin herbei, eine Kaution für sie zu stellen und sie nach Hause zu holen. Hier ließ er die Sterbende häretizieren, bewegte sie, sich auf die ›endura‹ einzulassen, und veranlaßte endlich ihre Beerdigung (i. 416).

Man täte also Unrecht, allzusehr auf dem Verrat der Clergues zu bestehen. Zwar spielten sie den Inquisitoren in Carcassonne in die Hand, doch blieb ihnen ja, wenn sie selbst im Spiel bleiben wollten, nichts anderes übrig. Und insgeheim blieben sie ihren katharischen Überzeugungen treu.

Unbestreitbar ist freilich, daß sie bei ihrem doppelten Spiel schließlich gegen schwächere Spielverderber immer rücksichtsloser vorgingen. Früher einmal hatten sie Widerstrebende mit kleinen Geschenken und Liebesdiensten zum Einlenken genötigt. Jetzt hatten ihnen ein paar Angehörige der Familie Maurs das Exil und Schlimmeres zu verdanken. Und ein paar junge Leute, die früher zu ihren Schützlingen gehört hatten, machten, abgestoßen durch ihr Paktieren mit der Inquisition, neuerdings gegen sie Front. Junge

Leute aus den Häusern der Maurs, Maury und Baille entzogen sich der Gewalt des Pfarrers und des ›bayle‹, indem sie als Wanderschäfer das Weite suchten, über die Berge gingen. Bernard Clergue tat, was in seinen Kräften stand, um die in Montaillou Verbliebenen zu disziplinieren und die bröckelnde Basis der Macht seines Hauses zu konsolidieren. Dazu suchte er vor allem die Frauen heranzuziehen, wenn nötig mit Drohungen. Raymonde Arsen, Vuissane Testanière, Fabrisse Rives, Raymonde Guilhou, Grazide Lizier und Béatrice de Planissoles sollten vor Gericht bei dem anstehenden Prozeß gegen seinen Bruder, den Pfarrer, falsch aussagen. Sie taten ihm den Gefallen nicht. Noch als er selbst schon unter Hausarrest stand, ja noch als er später selbst nach Pamiers ins Gefängnis gebracht worden war, versuchte er sich mit Drohungen und Versprechungen falsche Zeuginnen für seinen Bruder gefügig zu machen. »Glaubst du, irgend jemand würde auf den Scheiterhaufen steigen, nur um dir einen Gefallen zu tun?« fragte Grazide Lizier (ii. 291). Fabrisse Rives meinte sogar: »Lieber soll Bernard braten als ich« (ii. 293).

Irgendwann im Laufe des Jahres 1321, hinter Gittern, überdachte Bernard Clergue die schrecklichen Jahre, in denen die treue Gefolgschaft, die seine Sippe sich zu verschaffen gewußt hatte, nach und nach verschwunden war. Mit Recht machte er den teuflischen Zehnten und die zu dessen Beitreibung angeordneten

Maßnahmen für den Niedergang der Macht seines Hauses mit verantwortlich. »Bischof Jacques Fournier hat uns großes Unrecht getan«, sagte er zu einem Mitgefangenen (ii. 284); »er hat alle diese Maßnahmen gegen die Leute des Sabarthès ergriffen, die nicht die ›carnelages‹ an ihn abführen wollten … auch weil er den Besitz der Häretiker an sich bringen wollte.« Der Mann, mit dem er redete, hatte sogar gemeint, viele von den gegenwärtig mit ihnen Eingekerkerten und ihrer Güter verlustig Gegangenen schienen ihm gar keine Ketzer zu sein, das wäre in Carcassonne [d.h. als die Verfolgung der Ketzer des Sabarthès noch der Inquisition von Carcassonne oblag] nicht üblich gewesen: »quod multum mirabatur, quia multi qui sunt in muro de Alamannis [das auf Anordnung Bischof Fourniers erbaute Gefängnis von Les Allemans, heute La Tour de Crieu, Ariège] erant inmurati et perdiderant bona sua, cum hereticos non vidissent, quod tamen non solebat fieri in Carcasona.«)

Die Unterhaltung berührte den Punkt, an dem das Glück der Clergues sich wendete: Solange sie es nur mit der Inquisition in Carcassonne zu tun gehabt hatten, welche die Verfolgung der Häretiker nur zögernd betrieben, sich mit einigen wenigen Opfern – die ihr gewöhnlich von einem Pfarrer oder ›bayle‹, der seinerseits irgendwelche Rechnungen mit ihnen zu begleichen hatte, bezeichnet worden waren – begnügt und auch den Zehnten nicht immer im vollen Umfang

eingetrieben hatte, war das doppelte Spiel, das sie trieben, gewinnbringend für sie gewesen. Nach 1317 aber, nachdem Jacques Fournier Bischof von Pamiers geworden war, wurde das anders. Der Bischof nahm, indem er unnachsichtig den Zehnten ohne Abstriche einzutreiben begann, den Clergues die Grundlage ihrer Macht, um sie endlich auch direkt anzugreifen. Dies geschah 1320. Und die Clergues, die inzwischen die Gefolgschaft derer, denen sie früher bei einer niedrigeren Festsetzung der Höhe des zu entrichtenden Zehnten ihre Protektion hatten angedeihen lassen können, eingebüßt hatten, standen nun, da es um ihre Existenz ging, allein.

Oder doch fast allein, denn es blieben ihnen einige wenige Freunde – auch außerhalb des Dorfes – bis zum bitteren Ende treu: Pons Gary, Bernard Clergues Neffe in Laroque d'Olmes, lieh noch zu den letzten (vergeblichen) Manövern seines Onkels klaglos die Hand (i. 396). Und der ›bayle‹ von Quié, Pierre den Hugol, ließ sich, da er von Bernards Verhaftung hörte, immerhin vor Zeugen zu dem Ausruf hinreißen: »So wenig lieb ist's mir, daß er eingekerkert sei, daß mir's lieber wäre, ein Lamm zu verlieren, als daß er eingekerkert wäre!« Oder, wie der Gerichtsschreiber übersetzte: »… parum aprecior si est inmuratus, ymo magis apreciarem si amitterem ienum anhelatz quam si ipse est inmuratus« (iii. 402).

Zugleich mit dem Niedergang der Clergues vollzog sich der Aufstieg der Azémas.

Zunächst war deren Gefolgschaft wesentlich kleiner als die der etablierten Sippe. Dann, während der schweren Zeit, die den Katastrophen der zwanziger Jahre vorausging, fand Pierre Azéma für seine ›domus‹ die Unterstützung seines Vetters Jacques Fournier, und es gelang ihm, ein Geflecht von Beziehungen aufzubauen, das zeitweilig ebenso dicht und umfassend war wie das ihren Gegnern zu Gebote stehende. Schon bei der Beerdigung der alten Guillemette ›Belote‹ um 1311 begegneten Pierres Frau, Guillemette Azéma und Vuissane Testanière (die der Häresie abgeschworen hatte) ihren katharischen Nachbarinnen Guillemette Benet und Alazaïs Azéma offen herausfordernd. Pierre Azéma bediente sich zur Konsolidierung seiner Macht der gleichen Methoden, die den Clergues so gut gedient hatten: Geschenke, Dienstleistungen – und Ehebündnisse suchte er so zu plazieren, daß sie nicht nur seinem Hause nützten, sondern auch dem gegnerischen Abbruch taten. So bot er Gauzia Clergue, einer Base des Pfarrers (iii. 70), seine Tochter als Schwiegertochter an, unter der Voraussetzung, daß sie den Clergues die Gefolgschaft kündige und sich den Azémas anschließe; und namentlich von einer für die letzteren schädlichen Aussage Abstand nehme: »So wirst du unsere beiden Häuser stärken« (iii. 367).

Bei dem Versuch, gewisse von den Clergues abgefallene Familien auf seine Seite zu bringen, scheute sich der vorgebliche Protagonist katholischer Rechtgläubigkeit, Pierre Azéma, nicht, um die Gunst von Leuten zu buhlen, die den Clergues hauptsächlich übelnahmen, die katharische Sache verraten zu haben: dies, soweit man sieht, aus eben dem Grunde, aus dem die Clergues, obgleich nach wie vor überzeugte Häretiker, mit der Inquisition in Carcassonne zusammenarbeiteten – um der Macht willen.

Vuissane Testanière sollte vor dem bischöflichen Gericht in Pamiers aussagen. Pierre Azéma schärfte ihr ein, nichts Belastendes gegen Vital und Esclarmonde Baille, Raymonde Lizier, Gauzia Clergue und die Brüder Maurs zu sagen, die zwar alle mehr oder weniger häretisch vom Pfad der Rechtgläubigkeit abgeirrt waren, aber Familien angehörten, die bei ihrendeiner Gelegenheit in Gegensatz zu den Clergues geraten waren (i. 468). Ähnlich legte Pierre Azéma auch Gauzia Clergue nahe, bei ihren Aussagen die Familie Marty zu schonen (er konnte die Martys noch gebrauchen): »Sag nichts gegen Emersende Marty«, befahl er Gauzia (iii. 366). Wie die Clergues übte er Druck auf Frauen aus. Wußte er, daß sie sich nicht wehren konnten? Suchte er sich Frauen als Werkzeuge, weil es, da so viele Männer tot, im Gefängnis oder im Exil waren, männliche Zeugen, die er hätte zu falschen Aussagen veranlassen können, im Dorfe nicht gab? Was immer

seine Gründe gewesen sein mögen, jedenfalls versuchte Pierre Azéma sicherzustellen, daß vor dem Inquisitionsgericht in Pamiers, was er vorschrieb, ausgesagt würde von: Vuissane Testanière, Na Moyshena, Raymonde Guilhou, Na Lozera und selbst von Guillemette Benet, die zwar einst zu den Feinden der Sippe Azéma gehört hatte, aber inzwischen, nach dem Niedergang des ›ostal‹ der Benets, in eine Lage geraten war, in der sie sich Empfehlungen dieser Art gefallen lassen mußte (i. 465, 468, 479; ii. 226–227, 281). Als der den Clergues wohlgesonnene Inquisitor aus Carcassonne Montaillou besuchte, beklagten sich zwei Frauen aus dem Dorf, nämlich Na Lozera und Na Moyshena bei ihm, von Pierre Azéma durch Drohungen zu falschen Aussagen vor dessen Vetter, dem Bischof Fournier, gezwungen worden zu sein (ii. 281).[1]

Pierre Azéma verließ sich aber nicht allein auf seine Freunde im Dorf. Wie Pierre Clergue sich der Inquisition in Carcassonne bediente, so suchte sein Gegenspieler die Inquisition in Pamiers zu manipulieren. Er hatte auch geschickt verteilte Agenten in

1 Nach Jean Duvernoy (1966, S. 147 und Anm.) hätte es sich bei der hier als Na Lozera bezeichneten Frau um Grazide Lizier gehandelt. Da aber die Bezeichnung ›Na‹ nur den Matronen zugestanden wurde, bin ich geneigt, die ›Frau Loserin‹ mit Raymonde d'Argelliers, der Witwe Arnaud Liziers und späteren Frau von Amaud Belot, zu identifizieren.

den kleinen Städten der Umgebung. So konnte er den Pfarrer von Prades als einen Verbündeten betrachten, desgleichen den Winkeladvokaten Pierre de Gaillac in Tarascon-sur-Ariège, der bei Gelegenheit den Spitzel machte (ii. 281, 287). Azéma wußte, daß seine Partei die Clergues nicht überwinden konnte, ohne ihnen die von ihnen besetzten institutionellen Machtpositionen zu entreißen. Solange der Pfarrer ein Clergue war und der ›bayle‹ ein Clergue, konnten die Azémas nicht hoffen, viel zu werden. Pierre bemühte sich dementsprechend nach Kräften um eine Änderung dieses Zustands. Auf der Höhe seines Einflusses war er dann imstande, die neuen Vertreter der Autorität im Dorfe – den Vizekastellan, den Konsul Bernard Marty und den Vikar Raymond Trialh (der dem verstorbenen Pierre Clergue nachfolgte) – ziemlich nach Belieben zu manipulieren (i. 406).

Die Clergues und die Azémas waren wie zwei in einer Flasche miteinander eingeschlossene Skorpione dazu verdammt, miteinander zu leben – und endlich zu sterben; wobei sie auf Kosten ihrer örtlichen Vertreter die Autoritäten in Carcassonne und Pamiers miteinander abrechneten. Noch aus dem Gefängnis in Pamiers war deshalb Bernard Clergue seinem Widersacher in Montaillou gefährlich. Seine Anregung, die Vergangenheit Pierre Azémas auf häretische Verfehlungen zu überprüfen, wurde in Carcassonne gern aufgegriffen. In Carcassonne eingekerkert, hielt es der Gehilfe des

Inquisitors von Pamiers bei der Behandlung, die ihm dort Meister Jacques, ein dicker Freund des ehemaligen ›bayle‹ von Montaillou angedeihen ließ, nicht lange aus. Sein Tod befreite Bernard Clergue von der Furcht, einen Mann über sich triumphieren zu sehen, den er immer als Verräter betrachtet hatte (ii. 281), weil er gewagt hatte, die Pläne der Clergues durchkreuzen zu wollen, deren Wohl Bernard stets ganz selbstverständlich mit dem Wohl des Dorfs identifizierte (ii. 285, 287–288).

Lange konnte er sich dieser Vernichtung seines Widersachers allerdings nicht freuen, denn Pierre Azémas verbliebene Protektoren und Komplizen in Pamiers zahlten dem Vernichter ihres Schützlings in gleicher Münze heim. Bernard Clergues Haftbedingungen wurden empfindlich verschärft, und auch er hielt es in der strengen Haft, angekettet, bei Wasser und Brot, nicht viel länger als einen Monat aus. Er starb gegen Ende des Sommers 1324, bald nach seinem Bruder, dem Pfarrer (i. 405 und Anm. 164; ii. 227, 281; iii. 376).

Der Tod der beiden Familienoberhäupter beendete den Kampf zwischen den Clergues und den Azémas in Montaillou natürlich nicht von einem Tag zum anderen. Die Clergues bewahrten sich ihre etablierte Vorherrschaft auch über den Tod des Pfarrers und des ›bayle‹ hinaus: Noch während der zwanziger Jahre des 14. Jahrhunderts waren einige Mitglieder der Familie unter den im Dorfe tonangebenden Leuten

(ii. 255, 256).[1] Dagegen scheinen die Azémas – von vornherein weniger reich und auch nicht so zahlreich wie ihre Gegner – die durch den Tod des ersten Herausforderers der Clergues erlittene Niederlage nie haben wettmachen können. Immerhin hielt aber bei den Resten der Domus Guilhabert, die einst von den Azémas dazu angestiftet worden war, der Widerstand gegen die Clergues an (ii. 255–257; i. 406).

Innere Streitigkeiten, wie sie zwischen den Clergues und den Azémas in Montaillou ausgetragen wurden, gab es zu der hier interessierenden Zeit (1300–1320) auch in anderen Dörfern des heutigen Departements Ariège. In Junac, wo der Grundherr selbst auf seinem Grund und Boden wohnte, genoß die Häresie eine Zeitlang dessen wohlwollenden Schutz: Der adlige Herr stellte sich vor die zur katharischen Ketzerei neigenden Bauern und Schmiede des Orts. Doch als zwischen 1305 und 1310 die Inquisition zunehmend drohender auftrat, kriegten es die Herren von Junac wie andere hochgestellte Leute in ihrer Umgebung mit der Angst zu tun und bemühten sich um Kompromisse. Manche ihrer früheren Schützlinge, deren Ketzerei allzu offen auf der Hand lag, ließen sie nun

1 Aus Dokumenten im Archiv des Departements Ariège und im Gemeindearchiv von Montaillou ergibt sich im übrigen, daß vom 14. bis zum 20. Jahrhundert der häufigste Familienname im Dorfe Clergue blieb.

fallen. Andererseits drohten sie Leuten, von denen sie selbst eine Anzeige wegen Ketzerei zu fürchten hatten: Dabei konnten sie sehr nachdrücklich werden. Den Vater von Bernard Marty, den sie in Verdacht hatten, den Verräter gegen sie gemacht zu haben, erwürgten sie beinahe eigenhändig (iii. 251–295).

Möglicherweise gab es in Quié ähnliche Vorgänge. Dort versuchte die vorherrschende Gruppe, zu der wie der Pfarrer auch die ›consuls‹ oder Schöffen gehörten, um 1320 eine Anordnung des Bischofs bei ihren Mitbürgern durchzusetzen. Der Bischof hatte die Herstellung einer zwischen fünfzehn und zwanzig Pfund schweren Osterkerze befohlen (ii. 324–326). Diese Forderung hielten verschiedene Bauern von Quié, allen voran Raymond de Laburat, für unbillig. Interessant ist nun, daß sich bei denen, die dafür hielten, daß der Forderung nachzukommen sei, nicht wenige Leute befanden, die noch vor gar nicht langer Zeit selbst im Geruch der Ketzerei gestanden und also, auf die Gefahr hin, in Gegensatz zu einstigen Genossen zu geraten, die Seiten gewechselt hatten (ii. 316, 324–325; iii. 487).

Philippe de Planissoles in Caussou, der Vater Béatrices, war der Häresie zeitweilig sehr ergeben, wie seine ganze Familie. Die Planissoles beherrschten Caussou nicht ohne Wohlwollen für ihre Klienten, scheuten sich aber nicht, Gewalt zu brauchen (und wenn nötig zu morden), wenn sie auf Widerstand stießen. Philippe, der als überführter Ketzer eine Zeitlang das gelbe

Kreuz hatte tragen müssen, machte im Alter seinen Frieden mit der Kirche, die ihm, als Edelmann, die Steuern und Zehnten erließ, die das gemeine Volk zu zahlen hatte. So erhob sich bei diesem großer Unwillen ob der Ungerechtigkeit: »Wir werden gerupft, und der Adel geht frei aus« (iii. 351).

Derartige böse Worte gegen den Adel waren in dieser Gegend damals noch selten. Sie zeugen letzten Endes von einer zu der fraglichen Zeit vonstatten gehenden Neuorientierung der Adligen, einflußreichen Bürger, der ›bayles‹ und Beamten des Grundherrn. Während der zweiten Hälfte des 13. und noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts waren viele von ihnen Katharer gewesen oder hatten doch mit deren Lehren sympathisiert. Als später aber, in verschiedenen Gegenden zu verschiedener Zeit, die Unterdrückung der Ketzerei energischer betrieben wurde, verschlossen die meisten von ihnen den ›bons-hommes‹ ihre Türen. Manche mögen sich ihre katharischen Überzeugungen bewahrt haben, aber sie verwahrten diese nun in ihren Herzen, ohne sie nach außen dringen zu lassen. Schon um 1290 hatte Bertrand de Taix, ein Edelmann aus Pamiers, gemeint (iii. 328): »Ich habe noch die Zeit gekannt, da viele Edelleute in der Gegend hier den Guten Menschen glaubten und sich nicht scheuten, das offen zu bekennen …, aber die Zeiten sind vorbei. Die Kleriker haben diese Leute zerstört und ihre Vermögen verschleudert.«

Wie in Pamiers um 1290 ergriff schließlich auch im Gebirge, wo in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts die Häresie wiederaufgelebt war, der zunächst mit den ketzerischen Neigungen des gemeinen Joannes sympathisierende Adel die Partei der Unterdrücker, oft nur berechnend und scheinbar, nicht selten jedoch auch guten Glaubens. Für ihre bei der Ketzerei verbliebenen ehemaligen Klienten brachte das, wie nicht anders zu erwarten, beträchtliche Anpassungsschwierigkeiten mit sich: wie wir am Beispiel der Clergues und der Azémas in Montaillou gesehen haben.

Konflikte zwischen der Grundherrschaft – also dem Adel selbst oder dessen Vertretern – und den Bauern, die ihr unterstanden, wurden in Montaillou als Konflikte rivalisierender Sippen ausgetragen. Klassenkampf, in dem sich Feudalherren und Bauern im jeweils eigenen Interesse unter allen Umständen gegenübergestanden hätten, scheint hier nicht stattgefunden zu haben. Wenn es dem Richter des Grundherrn und dessen Kollegen gelang, beispielsweise, wie um die Jahrhundertwende geschehen, den Bauern in der Frage des Zehnten und der Rechtgläubigkeit erträgliche Kompromisse zu bieten, konnte der Grundherr mit der Loyalität des größten Teils der Bauern rechnen. Niemand dachte an revolutionäre Veränderungen der bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Die Sippe, die um die Macht kämpfte, wollte die Autorität des Grundherrn nie abschaffen, sondern nur auf ihre Seite bringen.

Die sozialen Beziehungen, die wir in Montaillou beobachten, sind am ehesten im Rahmen der regionalen Historiographie einleuchtend zu erörtern. Im Vergleich zu ähnlichen Gemeinden in der Umgebung erhielt Montaillou die ›Konsularverfassung‹, das Amt des Schöffen, erst spät. Bis 1321 scheint es dort überhaupt keinen Schöffen gegeben zu haben, und auch nach diesem Termin hatte, insofern uns unsere Quelle darüber Auskunft gibt, der Inhaber dieses Amts in Montaillou nicht viel zu sagen (i. 406). Der Bürgersinn der Bürger von Montaillou war einstweilen noch sehr schwach ausgebildet. Die Sippe der Clergues verkörperte dort, was Mme Gramain ›die feudale Partei‹ genannt hat. Bernard Clergue als ›bayle‹, als Vertreter des abwesenden Grundherrn, war demnach Protagonist der Institutionen des Lehnswesens und überlieferten Methoden der Herrschaftsausübung verpflichtet. Die Azémas dagegen machten sich das erst soeben eingeführte Schöffenamt zunutze, und Pierre Azéma manipulierte, wie berichtet, schamlos den ›consul‹ oder Schöffen Bernard Marty. Damit identifizierten sich die Azémas als die konsularische Partei‹, die sich an den Bischof von Pamiers anschloß und mithin profranzösisch und für den König war.

So kamen die allmählichen Wandlungen des sozialen und politischen Lebens auf dem Wege ununterbrochener Kämpfe zwischen rivalisierenden Sippen zustande.

Bei der Untersuchung der in Montaillou gegebenen Verhältnisse finden wir dort in kleinstem Maßstab das gleiche Spiel der Kräfte, das aus den Bewegungen der Gesellschaft im großen und ganzen zu deduzieren ist. Montaillou ist nur ein Tropfen aus dem Meer. Die mikroskopische Untersuchung aber, die wir, dank der in jeder Hinsicht erschöpfenden Wißbegier des Inquisitors aus Pamiers, diesen Tropfen unterziehen können, zeigt uns im Treiben der darin gedeihenden Infusorien einen Abriß der Weltgeschichte.

Jacques Le Goff hat in einem 1960 in den ›Annales‹ veröffentlichten Aufsatz die ›Zeit der Kirche‹ und die ›Zeit des Händlers‹ charakterisiert und, die Voraussetzungen dieser beiden Zeitbegriffe miteinander vergleichend, sehr einleuchtend ihre Unverträglichkeit nachgewiesen. Aber wie verhält es sich mit der Zeit des Bauern, des Schäfers und kleinen Handwerkers? Versucht man deren Eigenart zu bestimmen, fällt zunächst auf, daß die Zeit der kleinen Leute nur zum Teil in der Zeit der Kirche aufgeht. Arnaud Sicre aus Tarascon spricht zwar einmal von der »Zeit, die man braucht, zwei Paternoster zu sagen« (»stetissent per pausam quo homo posset dicere bis Pater noster«, ii. 27), aber im Zusammenhang einer Erörterung religiöser Riten (und sogar häretischer). Normalerweise bezeichneten die Leute im Sabarthès kurze Zeitspannen mit mehr oder weniger unbestimmten Begriffen, indem sie etwa von einem ›kurzen Moment‹, einer ›kurzen Pause‹ oder einer ›langen Pause‹ sprachen. Seltener sind Zeitangaben in Begriffen der Bewegung: »Die Zeit, in der man eine Meile, eine Viertelmeile geht …« Der Schäfer Bernard Marty scheint eine Vorliebe dafür gehabt zu haben (»… et post pausam tantam qua homopotest ire per quartam parte munius leuce« iii. 257.« … Qui Arnaldus dixit ei quod expectaret eos extra, quod et

ipse loquens fecit quasi per spacium quo homo posset ire per mediam leucam« iii. 260).

Zeitpunkte wurden mit Hinsicht auf die Hauptmahlzeiten bestimmt, auf ›prandium‹ oder ›cena‹, Mittag- oder Abendessen, oder auf die kanonischen Stunden, auf die Tertie, None oder Vesper. Letztere Bestimmungen findet man naturgemäß am häufigsten bei Priestern, doch auch ›parfaits‹ und fromme Frauen scheinen sich gern daran orientiert zu haben.[1] Die Tageszeiten waren also nur sehr unvollständig christianisiert. Die Nacht war sogar vollständig nach weltlichen Zeitbegriffen organisiert, außer für Leute wie Bélibaste, den Propheten, der sich sechsmal während der Nacht erhob, um zu beten. Normale Menschen pflegten zu sagen: »nach Sonnenuntergang«, »bei Einbruch der Nacht«, »in der Stunde des ersten Schlafs«, »zur Stunde, da man mitten im ersten Schlaf liegt«, »beim ersten Hahnenschrei« oder »als der Hahn dreimal gekräht hatte«.

1 i. 335; ii. 38, 338; iü.51, 67,360, 364. Frauen, die sich solcher Begriffe bedienten, waren Gauzia Clergue, Raymonde d'Argelliers, Guillemette Clergue aus Montaillou und Bernadette de Rieux aus Ax. Auch bei den Waldensern in Pamiers waren Zeitangaben in Hinsicht auf die kanonischen Stunden üblich (i. 104,121), aber diese sagten zu diesen Stunden tatsächlich bestimmte Gebete. Der Schäfer Pierre Maury spricht gelegentlich (iii. 135) von ›Nonen‹.

Von Kirchenglocken ist selten die Rede, außer wo zu sagen ist, daß sie zu einem Begräbnis läuteten, oder bei der Elevation der Hostie während der Messe. Zur Zeitbestimmung scheint der Glockenschlag in Montaillou nicht in Frage gekommen zu sein. In der Grafschaft Foix war Zeit kein Geld. Die Leute von Montaillou fürchteten harte Arbeit nicht und konnten fest zupakken, wenn sie mußten; aber feste Arbeitszeiten waren ihnen noch fremd, und sie brauchten nicht zu hören, was die Stunde geschlagen hatte, um zu wissen, wann sie fertig waren oder eine Pause machen durften. Gelegenheiten zu einem Schwätzchen mit einem Freund nahm man gern wahr und hieß Unterbrechungen im allgemeinen willkommen: »Als ich das hörte«, sagte Arnaud Sicre, »legte ich meine Arbeit beiseite und ging zu Guillemette Maury …« Oder bei anderer Gelegenheit: »Pierre Maury ließ mich aus der Werkstatt holen, wo ich Schuhe machte …« »Guillemette ließ mir sagen, daß ich zu ihr kommen sollte, und ich tat es.« Oder schließlich: »Als ich das hörte, ließ ich die Arbeit liegen …«

Die Arbeit war also nicht so fesselnd, daß man sich nicht von ihr hätte losreißen können, bei Gelegenheit. Die gelassene Arbeitsmoral war bezeichnend nicht nur für den tüchtigen Schuhmacher Arnaud Sicre, sondern allgemein verbreitet. Die Zeit des Handwerkers scheint der Zeit des Bauern und des Schäfers noch sehr nahe gewesen zu sein. Pierre

Maury, als ausnehmend fleißiger Schäfer bekannt, war gleichwohl bei jeder Gelegenheit bereit, seine Herde stunden-, ja tage- und sogar wochenlang um irgendwelcher extracurricularen Aktivitäten willen in der Obhut seines Bruders oder eines Freundes zu verlassen. In Montaillou und um Montaillou herum ging man viel spazieren und pflegte ausgiebig der Ruhe, namentlich an heißen Tagen.

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als sei die Zeit dort in einem wöchentlichen Rhythmus verlaufen. Arnaud Sicre, eine Frau aus Ax, Béatrice de Planissoles und die Schäfer Bernard Benet und Bernard Marty sprechen gelegentlich von ›Wochen‹. Aber die meisten Leute in Montaillou kamen – wie man findet, wenn man sich die Zeugnisse daraufhin näher ansieht – sehr gut ohne dieses Gliederungsprinzip zurecht, wie sie auch die Namen der Kalendermonate und der Wochentage[1] (vom Sonntag abgesehen) selten in Anspruch nahmen. Statt von einer oder zwei Wochen zu reden, gaben sie die Zahl der Tage an, sagten »in acht

1 ii. 201. Gauzia Clergue sagte beispielsweise nicht ›Montag‹, sondern ›derTag nach dem Sonntag‹. Es wirkt als Ausnahme, wenn der Schafzüchter Raymond Sicre aus Ascou einmal den ›Donnerstag‹ nennt (ii. 364). Andererseits nannten die Schreiber der Inquisition in den Präambeln zu den Protokollen gewöhnlich die Wochentage bei Namen. Barthélemy Amilhar sagt einmal ›Montag‹ (i. 256), aber er war Priester.

Tagen« oder »vor fünfzehn Tagen«, das entsprach dann einem Viertel oder einem halben Monat. Für die Einteilung der Dinge in Hälften hatten sie überhaupt eine Vorliebe: Oft kehrt bei ihren Zeitangaben das »halbe Jahr« wieder (ii. 196; iii. 283, 289). Das entsprach zumal dem Zeiterlebnis der Wanderschäfer, für die mit den Sommerweiden die Winterweiden in halbjährlichem Rhythmus abwechselten.

Man kannte natürlich die vier Jahreszeiten, doch nannte man sie wie die zwölf Monate des Jahres nicht eben häufig beim Namen. In der Erinnerung bestimmte man Jahreszeiten anhand bestimmter erinnerter Verhältnisse in der Natur, so wie etwa Alazaïs Munier sagte (i. 260): »Guillemette Benet und ich saßen unter der Ulme – es war um die Zeit, da die Ulmen eben ihre Blätter entfaltet haben –, als Guillemette Benet zu mir sagte: ›Meine arme Freundin, meine arme Freundin, die Seele ist nur Blut.‹« Regelmäßig zu bestimmter Jahreszeit verrichtete landwirtschaftliche Arbeiten boten natürlich gleichfalls eine Reihe zuverlässiger Anhaltspunkte. »Raymond de la Côte«, sagte die Waldenserin Agnes Francou bei ihrer Vernehmung über ihre Beziehungen zu dem Mann, mit dem sie später zusammen den Scheiterhaufen besteigen sollte (i. 125), »blieb in Pamiers von der Weinernte des Jahres 1318 bis zum Fest des heiligen Lorenz im Jahr 1319.« Leute in Montaillou bezogen ihre Zeitangaben oft ausdrücklich auf die Weizen- oder Rübenernte.

Dennoch sind solche am natürlichen Jahresablauf orientierten Zeitangaben in der Minderheit gegenüber Bezugnahmen auf die Daten des Kirchenjahrs. Während nämlich die Tageseinteilung weitgehend von profanen Anhaltspunkten ausging, war die gebräuchliche Jahreseinteilung die des Kirchenjahrs. Allerheiligen, Weihnachten, Karneval, Fasten, Palmsonntag, Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt, Maria Himmelfahrt, Geburt der Jungfrau, das Fest der Kreuzeserhöhung – das war ein jedermann geläufiger Zyklus. Allerheiligen war – ganz verständlicherweise bei Leuten, die, wie wir sehen werden, mit Gedanken an den Tod und was danach zu erwarten ist, häufig beschäftigt waren – in Montaillou ein besonders wichtiges Fest. Weihnachten war ein Fest der ›domus‹ und der Familie. Ostern tat man sich an Lammbraten gütlich. Die Zeiten zwischen Allerheiligen und Weihnachten und zwischen Ostern und Pfingsten wurden genau so – durch die Feste, zwischen denen sie sich erstreckten – bezeichnet. Heilige wurden hauptsächlich im Sommer und Herbst gefeiert, sowohl in den Pyrenäen als auch in Katalonien. Der Grund dafür scheint in der Tatsache gesucht werden zu müssen, daß zwischen Weihnachten und Pfingsten zu viele große Kirchenfeste fallen, als daß noch viel Zeit für mindere Gedenktage bliebe. So war das Jahr geteilt in eine von Weihnachten bis Pfingsten laufende, Gottvater und Christus geweihte Hälfte und eine, die es,

von Pfingsten bis Allerheiligen laufend, vollendete, der Muttergottes und den Heiligen zugedacht. Dabei handelte es sich bei der ersten Hälfte zweifellos um die christlichere von beiden, denn es ist ja bekannt, daß im Kult der Muttergottes und der Heiligen viele heidnische Traditionen fortlebten.

Die Feste der Heiligen wurden in Verbindung mit verschiedenen Veranstaltungen begangen, mit Viehmärkten namentlich. Die Brüder Maury pflegten gewöhnlich am Fest des heiligen Kreuzes den Markt in Ax-les-Thermes und am Fest des heiligen Cyriacus den Jahrmarkt in Laroque d'Olmes zu besuchen (ii. 477–478; iii. 148). Kirchenfeste waren Feiertage: Die Heiligen hatten ein Herz für den Arbeiter. Zu den am Ende des Sommers gefeierten Festen kamen auch die Schäfer von den Sommerweiden im Gebirge herab. Und die Katharer, was immer sie für dogmatische Vorbehalte hatten, dachten nicht daran, sich diese Kirchenfeste entgehen zu lassen. Nur von dem ausnehmend fanatischen Propheten Bélibaste hören wir einmal, daß er sich an Festtagen einschloß, um zu arbeiten (ii. 53). Ein Zeuge hatte den Mann sagen hören, »quod Deus nullam diem festivum instituerat, sed tantum valebat una dies sicut et alia … Et ad probandum quod nulla dies erat festiva, dicebat quod ita bene pluit una die sicut et alia, et alie intemperies aeris fiunt una die sicut et alia, et secundum hoc nulla differencia erat … inter dies.«

Die Schreiber der Inquisition drückten Zeit in Zahlen aus, eine moderne Zeit der exakten Daten: »2. April 1320«, »26. Dezember 1321« und so fort. Der Gegensatz, in dem diese genau festgestellte Zeit der Schreiber zur verfließenden Zeit der Bauern stand, zeigt sich vor allem da, wo größere Zeitabschnitte zu bestimmen waren. So sagte zum Beispiel Guillaume Austatz (obwohl er als ›bayle‹ fungierte) nicht etwa klipp und klar ›das war 1316‹ oder ›1301‹, sondern erinnerte sich nur an Ereignisse, die sich »vor drei oder vier Jahren«, »vor siebzehn oder achtzehn Jahren« zugetragen hatten, sagte, »es mag gut zwanzig Jahre her sein, zwanzig oder vierundzwanzig Jahre seit …«, und so weiter (i. 202; i. 499; iii. 271; et passim).[1] Man pflegte im übrigen vergangene Zeit in ihrem Verhältnis zu bestimmten allgemein erinnerlichen Ereignissen zu bestimmen, indem man etwa sagte: »Das war, als die Häretiker in Montaillou tonangebend waren, ehe die Inquisition in Carcassonne sie alle einkerkerte« – wie man ja noch heute von der Zeit ›nach dem Kriege‹ oder ›seit dem Mai 1968‹ spricht. Je weiter ein Ereignis zurücklag, desto unbestimmter (naturgemäß) wurden die Datierungen. Auch wurden Zeitabschnitte stets abgerundet.

1 Zwar konnten die Leute von Montaillou weder lesen noch schreiben, doch konnten sie – als Besitzer mehr oder weniger vielköpfiger Schafherden hatten sie da ja viel Übung – im allgemeinen vortrefflich zählen.

Ein Kind war nie sechs oder sieben Monate, sondern statt dessen ein halbes Jahr alt. War es achtzehn Monate alt, gab man ihm ein Alter »zwischen ein und zwei Jahren« (i. 382; ii. 17). Einige unserer Zeugnisse legen die Vermutung nahe, daß Frauen sich vergangener Zeit in bestimmteren Umrissen erinnerten als die Männer. Béatrice de Planissoles datierte ihre Erinnerungen bemerkenswert präzise: »Vor neunzehn Jahren zu Maria Himmelfahrt«, sagt sie »im August vor sechsundzwanzig Jahren« (i. 218, 223, 232). Nun war zwar Béatrice von Adel, aber einfache Bauersfrauen erinnerten sich bei Gelegenheit gleichfalls viel genauer als ihre Männer. Der Schäfer Bernard Benet meinte, daß Guillaume Guilhabert »vor sechzehn oder zwanzig Jahren« gestorben sei. Alazaïs Fauré dagegen wußte, daß der Betreffende »vor achtzehn Jahren« (nämlich im Jahre 1303) das Zeitliche gesegnet hatte (i. 410).

Doch gleichviel ob sie ihre Erinnerungen genau oder ungefähr datierten, die Bauern ordneten sie gewöhnlich nicht in die Weltgeschichte ein – so oder so viele Jahre nach Christi Geburt –, sondern begnügten sich damit, deren Entfernung von der erlebten Gegenwart anzudeuten – was übrigens noch die merowingischen Geschichtsschreiber, Gregor von Tours etwa oder der Pseudo-Fredegar, nicht anders machten.[1] Agnes

1 Siehe dazu Philippe Ariès (1954, S. 119–121).

Francou zwar nannte, wie wir sahen, bei einer Gelegenheit Daten entsprechend der von Christi Geburt ausgehenden Zeitrechnung, doch sie war in Pamiers, einer Stadt, ansässig, und war städtisch gebildet. Aus dem Gebirge überliefert unsere Quelle nur eine einzige derartige Zeitangabe: Während der Fastenzeit des Jahres 1318 erzählte Bernard Cordier, damals in Tarascon ansässig, daß er in Pamiers (woher er gebürtig war) habe erzählen hören, wie im laufenden Jahr des Herren 1318 viel Krieg ausbrechen würde, da nun der Antichrist geboren sei (i. 160: daß »in Appamiis dicebatur quod quedam littera missa erat per hospitalarios ultramarinos in qua continebatur quod anno Domini M°CCC°XVIIF debebant subverti due civitates fundate in sabulo, et etiam quod Antichristus natus erat et quod dicto anno multe guerre debebant esse in mundo«).

Im übrigen war Weltgeschichte den Leuten von Montaillou kaum gegenwärtig: Was ihnen diesbezüglich bewußt war, erschöpfte sich in ein paar nur teilweise christlich geprägten eschatologischen Vorstellungen. Der katharische Mythus von Adams Sündenfall war den von der Häresie infizierten Bewohnern des Dorfes natürlich bekannt, doch scheint man von anderen im Alten Testament erörterten Ereignissen wenig Ahnung gehabt zu haben; jedenfalls werden in den vor dem Inquisitor abgegebenen Zeugnissen weder die Sintflut noch die Propheten erwähnt. Die Geschichte, die den Gebirglern geläufig war, begann mit der Muttergottes,

Jesus und den Aposteln und sollte in einer nicht näher bestimmten Zukunft, »nachdem die Welt viele Jahre gedauert« (i. 191), zu Ende gehen mit der Auferstehung und dem Jüngsten Gericht. Daß vorzüglich diese das Ende der Geschichte und der Welt eröffnenden Ereignisse in Montaillou abends am Herdfeuer mitunter besprochen wurden – sowie, daß sich während solcher an letzte Dinge rührender Gespräche gewisse Leute zu ketzerischen Spekulationen hinreißen ließen –, verraten uns Bischof Fourniers Vernehmungsprotokolle: »Vor ungefähr vier Jahren«, sagte Gaillarde, Bernard Ros' Frau, aus Ornolac, »war ich in meinem Hause zu Ornolac, zusammen mit Pierre Muniers Frau, meiner Nachbarin. Da kamen Guillaume Austatz (der ›bayle‹) und noch ein paar andere Leute, deren Namen ich vergessen habe. Wir setzten uns am Herdfeuer nieder und begannen von Gott und der allgemeinen Auferstehung zu reden« (i. 191). Wie weiter zu Protokoll genommen wurde, bezweifelte Guillaume Austatz bei dieser Gelegenheit, daß Gott wirklich, wie die Kirche lehrte, für jeden neuen Leib, der zur Welt kam, eine neue Seele machte; ihm schienen vielmehr (wie es die Katharer lehrten} eine beschränkte Anzahl von Seelen durch Generationen von Leibern zu wandern; was ja freilich (und hier war der Anknüpfungspunkt) die allgemeine Auferstehung des Fleisches um ihren Sinn gebracht hätte. (»Et creditis quod Deus fecerit tot animas humanas quot sunt homines et mulieres,

certe non! Sed cum anime egrediuntur per mortem de corporibus humanis in quibus fuerunt, subintrant alia corpora puerorum qui de novo nascuntur, et sicut egrediuntur de uno corpore, ita subingrediuntur aliud corpus.«)

Zu der Zeit, da wir sie reden hören, lag kaum ein Ereignis der profanen Geschichte, auf das sie zu sprechen kamen, weiter zurück als im Jahre 1300 oder höchstens 1290. Ein einziges Mal wird etwas erwähnt, das in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts geschah. Damals waren Alesta und Serena, zwei adlige Damen aus Châteauverdun, Ketzerinnen, bei dem Versuch, in die Lombardei zu entfliehen, gefangengenommen und dann verbrannt worden. Doch Raymond Roussel, der Béatrice de Planissoles die rührende Geschichte der beiden Unglücklichen erzählte, scheint von der Zeit, in der sie sich tatsächlich zutrug, keinen Begriff gehabt zu haben. Er erzählte sie nicht wie eine Anekdote aus der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, sondern wie eine Heiligenlegende (i. 220–221 … »allegando ei diversas nobiles mulieres que iverant ad dictos bonos christianos«. Raymond wollte Béatrice ja dazu überreden, gleichfalls, und zwar mit ihm, in die Lombardei zu den ›Guten Christen‹ zu entfliehen.)

In Pamiers hatte man immerhin von den alten Römern gehört. Aber dort gab es Schulen, und wir lesen, daß dort ein Text von Ovid die Runde machte. Die historische Erinnerung der Bauern im Gebirge dagegen

war mit einem weniger weit zurückliegenden goldenen Zeitalter zufrieden; der von ihr bevorzugte Held war der verstorbene Graf von Foix, der gut zu seinen Untertanen, aber hart gegen die Kirche gewesen war, ein Feind des verfluchten Zehnten namentlich. Und der Graf von Foix war ers† 1302 gestorben (iii. 331), vor knapp einer Generation, damals. Weitergehende historische Betrachtungen waren meist hypothetischer Natur: Ein Teufel sei er und Ketzer, wird da etwa von einem behauptet, dessen Geschlecht schon vor hundert Jahren hätte verbrannt und ausgerottet worden sein sollen (ii. 367,368: »dyabolus est et hereticus, cuius genus C anni sunt debuisset esse combustum et radicatum de terra«). Oder es wird gesagt, daß wie die Lepra auch die Ketzerei frühestens, wenn überhaupt, nach vier Generationen loszuwerden sei (ii. 110: »quod non erat aliqua infirmitas ita mala sicut f actum hereticorum, etiam infirmitas lepre, quia postquam heresis erat in aliqua domo, vix de IIIIor generationibus poterat exire vel etiam nunquam«). Historische Betrachtungen dieser Art zeugen aber unbestreitbar weder von antiquarischem Interesse noch von der Geistesrichtung, die man später ›geschichtsbewußt‹ finden sollte. Die Leute von Montaillou lebten sozusagen auf einer Insel in der Zeit, einer Insel, in deren Gesichtskreis wie das Zukünftige auch das Vergangene nicht lag. Und die blasphemische, gegen die kirchliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches gerichtete

Rede des Raymond de l'Aire aus Tignac, wonach außer der gegenwärtigen Epoche eine andere nicht wäre (»quod non erat aliud seculum nisi presens« ii. 132), charakterisiert wenigstens diese Beschränktheit der Leute von Montaillou auf ihre eigenen Angelegenheiten ganz treffend.

Zu dieser Beschränktheit ihrer Aufmerksamkeit auf das jeweils Nächstgelegene paßt es, daß Bischof Fourniers Zeugen ihre Geschichte gewöhnlich einfach, so wie das Leben spielt, hintereinanderweg erzählten, ohne dabei in die Zukunft vorzugreifen, noch Besinnungen an Vergangenes einzuflechten; und so können wir etwa der Aussage Pierre Maurys lange folgen, ohne zu ahnen, daß der Schuster Arnaud Sicre, von dem da häufig die Rede ist, den Erzähler schließlich verraten wird: Wir erfahren es erst, wenn dieser selbst es uns am Ende seiner Erzählung verrät.

Die Körperwelt, der Raum, wurde als vorhanden und handgreiflich aufgefaßt. Hand- und Armeslänge findet man oft als Maßangaben: »Ich sah Prades Tavernier beim Sonnenschein in einem schwarzen Buch lesen, das war so lang wie meine Hand«, sagte Guillemette Clergue (i. 341). Und Raymond Vayssiere (i. 285): »Ich saß hinter meinem Haus in der Sonne, und vier oder fünf Klafter [quatuor viel quinque brachiatas] weiter saß Guillaume Andorran und las ein Buch.« Der Armbrustschuß gab das Maß für eine mittlere Entfernung:

»Prades Tavernier, der vier oder fünf Lammfelle um den Hals trug, ging ungefähr einen Armbrustschuß weit neben der Straße her«, heißt es einmal in der Aussage Guillemette Clergues (i. 341). Weitere Entfernungen maß man nach Meilen (die freilich so wenig normiert waren, daß von »quinque leucas magnas«, fünf großen Meilen, gesprochen werden konnte, ii. 27) oder nach Tagesreisen (ii. 43: »usque ad locum istum sunt due diete communes«). Da gehörte zur Angabe der Entfernung die Angabe der Beschaffenheit des Weges: Im Gebirge führte der bergauf oder bergab (i. 223,462; iii. 296; et passim).

Aber Raum als solcher interessierte die Leute von Montaillou nicht sonderlich. Sie hielten sich an die Körperwelt. ›Corpus‹ und ›domus‹, Leib und Haus, waren die Begriffe, mit denen sie vorzüglich operierten; sogar in Hinsicht auf Räume, von denen sie wußten, daß sie auf solche Begriffe nicht zu bringen sind. Das Paradies sei größer als ein von Toulouse bis zum Mérens-Paß reichendes Haus, sagte ja Guillaume Austatz (i. 202: »Si de Tholosa usque ad Merenx esset una domus facta que totum dictum spacium occuparet, adhuc maior locus est paradisus, et plures in eo anime recipi possunt«).

Auf genaue Orientierung wurde in Montaillou dementsprechend kein großer Wert gelegt. Man war nicht auf die Himmelsrichtungen angewiesen, um sich zurechtzufinden. So beschrieb man den Weg irgend-

wohin durch die Namen der Orte, die daran lagen: »Willst du nach Rabastens«, sagte Bélibaste zu Pierre Maury (iii. 151), »gehst du zuerst nach Mirepoix, dann nach Bauville und dann nach Caraman. Und da fragst du nochmal.« Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Mitternacht oder Mittag waren keine Richtungen, die man einschlug. Man ging »nach Katalonien«, »ins Tal«, »über die Berge«, »auf das Meer zu« oder »gegen Toulouse«.

Die ›terra‹, das Heimatland, stellte sich den Geographen von Montaillou naturgemäß als die Mitte der Welt dar. Der Begriff bezeichnete sowohl das Lehen des Grundherrn von Montaillou als auch, auf unbestimmtere Weise, die engere Heimat der in Montaillou ansässigen Bauern. Wir müssen uns hüten, ihn mißzuverstehen. Die Bauern und Schäfer von Montaillou waren nicht, wie angeblich die Bauern aller Länder und Zeiten, von irgendeiner Gier nach Landbesitz besessen. Die hier vorherrschende Produktionsweise war häuslich, und die ›terra‹ war diesen Leuten nicht selbstverständlich das Familienland, sondern das Gebiet des Kirchspiels und, in allgemeinerer Weise, die Umgebung des Dorfes. Man redete also von der ›terra‹ eines Dorfes, einer Gruppe von Dörfern oder einer sonst irgendwie begrenzten Landschaft. Auch ein Fürstentum hatte seine ›terra‹. Die Grafschaft Foix als politische Einheit war jedem gegenwärtig. Noch deut-

licher bewußt waren aber den Leuten von Montaillou die Unterschiede zwischen den beiden Hälften dieser Einheit: zwischen Oberland einerseits, das nicht Foix, die Hauptstadt, sondern Ax und Tarascon als Mittelpunkte ansah, und dem Unterland andererseits, wo inmitten reichen Ackerlands die Stadt Pamiers gelegen war, wo die Kleriker den Ton angaben, Forderungen stellten und Häretiker einkerkerten. Die Grenze zwischen dem gegen den Zehnten verschworenen und mit den Katharern sympathisierenden Oberland und dem streng katholischen Unterland verlief ein paar Kilometer nördlich von Foix durch ein Quertal namens Pas de Labarre. »Die Leute des Sabarthès würden sich gern mit dem Grafen von Foix dahin verständigen, daß kein Priester über den Pas de Labarre hinaus dürfte«, sagte Berthomieu Hugon im Jahre 1322 (iii. 331). »Wenn der gegenwärtige Graf von Foix so gut wäre wie sein Vorgänger, kämen die Priester jetzt nicht ins Oberland und forderten den Zehnten von unseren Lämmern.«

Die Grenze zwischen Oberland und Unterland war jedem in Montaillou bewußt. Pierre Clergue, der häretische Pfarrer, warnte Béatrice vor Dalou und Varilhes, Orten im Unterland, wo es von Minoriten (gefährlichen Soldaten der römischen Kirche, sozusagen) nur so wimmele. Während später der eingekerkerte Bernard Clergue aus dem Gefängnis zu Pamiers sehnsüchtig zu den südlichen Bergen aufsah, in denen die ›terra‹ lag, deren ›bayle‹ er gewesen war.

Die südliche Grenze des im Norden durch den Pas de Labarre begrenzten Oberlandes verlief in der Linie der über die Pyrenäen nach Spanien hinabführenden Pässe. Bis zu diesen Pässen beanspruchte der Bischof von Pamiers – der sich insofern als gewissermaßen geistlicher Arm des Königs von Frankreich bewährte – inquisitorische Kompetenz. Doch an den Pässen endete seine überall ›citra portus‹, innerhalb der Pässe, geltende Autorität. »Flieht über die Pässe [›ultra portus‹]«, riet deshalb Pons Bol, der Notar von Varilhes, der Frau Béatrice de Planissoles (i. 257), »denn auf dieser Seite wird Euch der Bischof fassen.« Für die zahlreichen Gebirgler, die tatsächlich ihr Heil in der Flucht nach Katalonien suchten, begann jenseits der Kammhöhe der Pyrenäen – jenseits der Einflußsphäre des Königs von Frankreich und des Machtbereichs der Inquisition, die, wie die Leute von Montaillou lebhaft fühlten, die Interessen des Königs von Frankreich wahrnahm, wo dessen Gewalt einstweilen nicht hinreichte – das Reich der Freiheit. Frankreich dagegen, wozu sie mit feinem Sinn für die Realitäten die Grafschaft Foix rechneten, obwohl diese damals, staatsrechtlich gesehen, noch eine ›besondere politische Einheit‹ war, galt bei den Häretikern als Tummelplatz böser und namentlich ihnen, den ›Guten Christen‹, feindlich gesonnener Geister. Einer behauptete, deren Präsenz, jedesmal wenn er durch die Pässe ins Königreich Frankreich einreiste, so deutlich zu spüren,

daß ihm vor Angst die Haare zu Berge stünden (ii. 71: »Et tunc dictus hereticus dixit: ›Et maligni spiritus in partibus illis persequntur modo amicos nostros?‹ et ipse respondit quod sie, in tantum quod quando ipse transibat portus intrando regnum Francie, omnes pili sui pre timore erigebantur.«)

Die verschiedenen Ortschaften und Gegenden des Oberlandes der Grafschaft Foix standen in unterschiedlich enger Verbindung miteinander. Montaillou und Prades, ein benachbartes Kirchspiel, standen in regem Verkehr: Es gab einen Weg von einem zum anderen, und eheliche Verbindungen zwischen den Bewohnern der beiden Orte kamen häufig vor (i. 462). Camurac andererseits unterhielt wenig Beziehung zu Montaillou, obgleich es kaum weiter entfernt lag als Prades. Wir lesen zwar, daß der Pfarrer von Camurac der sterbenden Guillemette Belote die Sterbesakramente reichen wollte, doch lesen wir dann weiter, daß die Sterbende ihn mit dem Ausruf »Heilige Maria, heilige Maria, ich sehe den Teufel!« empfing (i. 462: »Quando Ramundus Cifre, rector de Camuraco, portans corpus Domini intravit domum dicte Guillelme Belote ut eam communicaret in dicta infirmitate, dicta Guillelma videns eum dixit: ›Sancta Maria, Sancta Maria, le diable ve!‹«) Ax-les-Thermes, der Hauptort der Landschaft am Oberlauf der Ariège, war das Ziel häufiger Besuche von Bauern aus Montaillou und den umliegenden Dörfern. Die Frauen aus dem Tal von

Prades verkauften dort ihre Hühner und Eier und ließen das von ihnen gesponnene Garn dort weben. Auf Maultieren wurde auch das Korn aus Montaillou zum Mahlen in die von der Ariège gedrehten Wassermühlen von Ax gebracht: »Eines Tages, nicht lange vor der allgemeinen Verhaftung der Leute von Montaillou, ich weiß nicht mehr genau wie lange, aber nicht lange«, erinnerte sich Guillemette Clergue im Verhör (i. 343), »ging ich Gras holen von einem Ort, der Alacot heißt. Unterwegs traf ich Guillaume Maury mit seinem Maultier; er kam aus Ax zurück und sang. Ich sagte zu ihm: ›Du hast getrunken. Du bist ja so lustig.‹

›Ich war Mehl mahlen in Ax; jetzt bringe ich's auf meinem Maultier zurück‹, antwortete er mir.

›Und wie geschieht es‹, fragte ich ihn da, ›daß mein Mann, wenn er zum Mahlen nach Ax geht, immer todmüde von der vielen Arbeit und dem Mehlstaub nach Hause kommt ?‹

›Die Wahrheit zu sagen‹, sagte da Guillaume, ›bin ich nicht lange in der Mühle geblieben. Sondern habe die Gelegenheit dieser Reise wahrgenommen, um die Guten Menschen zu besuchen‹«

Die Transhumanten (oder Wanderschäfer) knüpften Verbindungen zwischen Montaillou und vielen weit entfernten Orten an. Sybille Pierre, Frau eines Schafzüchters in Arques (das im Gebiet des heutigen Departements Aude liegt), war mit dem Klatsch von Montaillou bestens vertraut, wie wir lesen. Obwohl

die beiden Orte in der Luftlinie vierzig Kilometer weit voneinander entfernt sind, waren sie einander insofern benachbart, weil die Hirten hier von der Sommerweide, dort von der Winterweide regelmäßig hinzogen. Mägde und Erntearbeiter gingen von einem Ort zum anderen (ii. 427). In noch weiterer Entfernung von Montaillou lagen die kleinen Städte Kataloniens, die von den Hirten, die im Winter ihre Schafe nach Süden trieben, gleichfalls regelmäßig besucht wurden. Auch von ihnen sprechen die Zeugen Bischof Fourniers so vertraut wie von den Orten ihrer engsten Heimat.

Die engste Heimat der Leute von Montaillou und der ›terre d'Aillon‹ überhaupt (zu der auch Prades gehörte) war das Sabarthès. »Pierre Clergue ist Pfarrer von Montaillou im Sabarthès« (iii. 182). Es gab ein Sabarthès im engeren Sinne – die Umgebung von Ax und Tarascon mit der Kirche von Savart, von welcher die Landschaft den Namen hat; und es gab ein Sabarthès im weiteren Sinne, das die ganze gebirgige südliche Hälfte der Grafschaft Foix einschloß, die Umgebungen von Ax, Tarascon, Foix und die Gegend von Vicdessos. Viele Äußerungen der von Bischof Fournier vernommenen Zeugen verraten, daß diese das Sabarthès eigentlich als ihre Heimat betrachten.

»Seid Ihr nicht aus dem Sabarthès«, fragte in einer Taverne zu Laroque d'Olmes ein junger Mann den Zeugen Pierre den Hugol.

»Ja, ich bin aus Quié.«

Das Sabarthès unterschied sich von den umliegenden Landschaften nicht nur durch gastronomische und andere Idiosynkrasien der Eingeborenen – diese bekannten sich zu ihrer Herkunft auch durch einen eigentümlichen Dialekt, der dazu beitrug, daß Leute aus dem Sabarthès auch in der Fremde zusammenhielten.

So hören wir von Mathena Cervel (ii. 451): »Befragt, sagte sie auch, daß obgenannter Johannes, ihr Mann [Jean Maury], nach Juncosa [das in Spanien liegt] kam, um zwei ihm gehörige Hammel abzuholen, und da er hörte, daß sie und ihre Mutter seine Sprache redeten, habe er gleich um ihre Hand angehalten, obgleich er sie beide vorher nie gekannt hatte, noch sie ihn.« (ii. 451: »Interrogate etiam dixit quod predictus Iohannes maritus suus venerat apud Iuncosam prod duobus arietibus repetendis, et tunc sciens istam et matrem suam esse istius lingue, ipsemet tractavit quod haberet istam in uxorem, cum nunquam ante novisset eas nee ipse eum.«)

Sowohl die Pfarrer wie die Guten Menschen, ihre Gegenspieler, predigten im Dialekt (i. 454; iii. 106). Für die feinen Unterschiede zwischen den Mundarten selbst benachbarter Gegenden hatten (wie alle Leute, die Dialekt reden) die von Montaillou ein gutes Ohr. Als Arnaud Sicre in San Mateo, in Katalonien, in der Werkstatt des Schusters Jakob Vital arbeitete, machte er die Bekanntschaft einer Frau, die zunächst behaup-

tete, aus Saverdun zu kommen. »Da aber besagte Frau die Sprache von Montaillou redete«, heißt es weiter im Protokoll seiner Vernehmung (ii. 22), »zog er besagte Frau beiseite und sagte ihr, sie sei nicht aus Saverdun, sondern aus Prades oder Montaillou.

Und da fragte besagte Frau ihn: ›Und Ihr, wo seid Ihr her?‹

Und er antwortete: ›Aus Ax …‹« und so fort (»Et cum dieta mulier loqueretur linguam Montis Alionis, ipse traxit dietam mulierem ad partem et dixit ei quod non erat de Savarduno, sed de Pradis vel Monte Alionis. Et tunc dieta mulier interrogavit ipsum: ›Et vos, unde estis?‹ qui respondit ei quod de Ax …«)

Saverdun, wo die Frau herzukommen behauptet hatte (aber nicht wirklich herkam), liegt nördlich des Pas de Labarre im Unterland der Grafschaft Foix. Offensichtlich redete man dort schon anders als im Sabarthès. Möglicherweise unterschied sich sogar der Dialekt von Montaillou und Prades noch von dem im übrigen Sabarthès gesprochenen. Da aus Prades und Montaillou alljährlich so viele junge Leute auf die katalanischen Weiden zogen, mag in diesen Dörfern der Einfluß des Katalanischen spürbarer als anderswo an der Grenze gewesen sein. Die katalanische Mundart war derjenigen der Gebirgler ja nicht unverwandt oder unverständlich. Denn zwar änderten sich Ton und Ausdrucksweise manchmal von einem Tal zum anderen so merklich, daß, wer sich da auskannte, der Rede

eines Reisenden gleich anhörte, aus welchem Dorf er stammte; aber doch redeten von Tarascon und Ax-les-Thermes bis Puigcerda und San Mateo im wesentlichen alle die gleiche Sprache. Die Pyrenäengrenze schied nicht Völker verschiedener Sprache voneinander.

Nicht nur in Katalonien, auch in Valencia und auf Mallorca fanden Flüchtlinge aus den Bergen des Sabarthès Zuflucht; andere wandten sich in die Lombardei, manche kamen bis nach Sizilien. Da diese Flüchtlinge gewöhnlich die Beziehungen zu ihrer Heimat nicht gänzlich abbrachen, vermittelten sie auch den Einfluß der Kultur ihrer Zufluchtsorte in die heimischen Berge, namentlich derjenigen der spanischen Mauren. Auch das ›überseeische‹ heilige Land war der Phantasie der Leute von Montaillou gegenwärtig. Um so merkwürdiger ist das fast gänzliche Fehlen eines ›französischen‹ Einflusses im Sabarthès. Freilich, der Einfluß der Macht des Königs von Frankreich machte sich, wie wir sahen, sogar empfindlich bemerkbar. Aber mit Franzosen im genauen Wortsinn, Leuten also, die nicht die Langue d'oc sprachen, hatte man kaum Bekanntschaft.

Auch durch ihre häretischen Neigungen wurde die Aufmerksamkeit der Bewohner des Sabarthès selten anders als unangenehm berührt, wenn sie sich dem Norden zuwandte. Die Katharer hatten dort keine Freunde. Zwar hatte von Zeit zu Zeit katharische Propaganda Glauben auch bei Bewohnern der Reiche des

Nordens gefunden, doch war am Ende die katharische Häresie eine Angelegenheit des Pays d'Oc geblieben. Dagegen hatten die Waldenser, deren Zulauf im mittleren und östlichen Frankreich sehr bedeutend war, zwar einige Anhänger in Pamiers, doch im Oberland südlich davon überhaupt keinen Einfluß. Und die ›pastoureaux‹, die eben in den Jahren, in denen Bischof Fournier seine Untersuchungen durchführte, sich aus Nordfrankreich ins heilige Land aufgemacht hatten und, Schrecken namentlich unter den Juden verbreitend (die sie massenhaft totschlugen, um, wie sie sagten, die Ermordung Christi zu rächen), bis in die Gegend von Toulouse vordrangen, redeten in jeder Hinsicht eine andere Sprache als die Schäfer der Pyrenäen. [1]

Soweit wir wissen, hatte nur ein Bewohner von Montaillou Gelegenheit zu einer Reise bis in das Gebiet der Ile de France. Allerdings nicht lange, und so konnte

1 Eine packende Schilderung vom Treiben der fanatisierten ›Schäfer‹ aus dem Norden in den jüdischen Vierteln der Städte des Südens hat man in der am 13. Juli 1320 von Bischof Fourniers Schreibern protokollierten Aussage eines gewissen ›Baruc Theutonicus olim iudeus‹, der sich, um nicht wie so viele seiner Glaubensgenossen auf der Stelle kaltgemacht zu werden, von den ›pastoureaux‹ mit dem Tode bedroht, hatte taufen lassen; später aber, wie es in der Anklage hieß, »ut ›canis reversus ad vomitum‹ ad sectam et ritum iudaica« zurückgekehrt war und sich für dieses Verbrechen nun vor der Inquisition zu verantworten hatte (ii. 177–190).

er sie nicht wahrnehmen. Sein Name war Guillaume Fort. 1321 verurteilte ihn das Gericht des Bischofs von Pamiers zu einer Pilgerfahrt nach Norden, während welcher ihm in Vauvert, Montpellier, Serignan, Rocamadour, Puy-en-Velay, Chartres, Pontoise, Saint-Denis und zu Paris sowohl in der Liebfrauenkirche als auch in der Sainte-Chapelle Buße zu tun auferlegt wurde. Ehe er die Reise antreten konnte, erging aber noch ein zweites Urteil gegen ihn, das ihn zum Tod auf dem Scheiterhaufen verdammte. Und da dieses Urteil vor dem zuerst ergangenen vollstreckt wurde, wurde nichts aus der Reise (i. 453).

Handgreiflich präsent und sogar willkommen war Frankreich im Sabarthès jedoch in den Münzen, die zu der hier interessierenden Zeit auch dort schon, zwar noch nicht häufig oder zahlreich, aber doch vereinzelt und gelegentlich von Hand zu Hand gingen. Denn die Münzen, mit denen auch in die abgelegensten Gebirgstäler die den Bauern einstweilen noch recht fremde, den Schafzüchtern aber schon unentbehrliche Geldwirtschaft einzog, waren zum größten Teil ›parisis‹ oder ›tournois‹ – und die waren alle mehr oder weniger unmittelbar Prägungen des Königs von Frankreich.

Die Leute von Montaillou machten sich nichts aus den Schönheiten der Natur. Nicht, als ob sie Schönheit nicht zu schätzen gewußt hätten – sie rühmten ein »schönes Mädchen«, einen »schönen Fischauflauf«, »schöne Männer«, »schönen Kirchgesang« und die »schönen Gärten des Paradieses« –, aber deren Schönheiten waren schätzenswert um des Glücks willen, das sie mehr oder weniger unmittelbar versprachen. Interesseloses Wohlgefallen an Wasserfällen und Bergesgipfeln aber konnten sie sich nicht leisten, solche Gegenstände stellten sie ja täglich vor Probleme, die nur lösbar waren, wenn man sie nicht sein ließ.

Gleichwohl fühlten sie sich der Natur, mit der sie täglich zu kämpfen hatten, verbunden. Sie wußten, daß die Welt, die vom Herdfeuer des heimischen ›ostal‹ bis an die Sterne des Firmaments reichte, jedermanns Angelegenheit war: da Glück und Unglück von weit her, durch die ganze Welt auf einen zukamen.

Jeder hatte sein eigenes Fatum oder Schicksal, dem er sich kaum widersetzen konnte. Die Vorstellung eines derart unentrinnbar über einen jeden verhängten Fatums hatten nicht erst die Katharer mitgebracht. Sie war vielmehr den Bauern schon plausibel, ehe sie durch die Häretiker über den Modus operandi des Schicksals auf dem Wege der Seelenwanderung des

näheren unterrichtet wurden. Weshalb denn auch die Familie Maury sich von dem Propheten Bélibaste gesagt sein ließ (iii. 179): »Wenn einer raubt, fremdes Eigentum stiehlt oder Böses tut, ist er nichts als der böse Geist, der im Menschen ein- und ausgeht und ihn Böses tun und sündigen macht, ihn vom guten Wege ab und auf den schlechten bringt. Denn die ganze Luft ist voller Geister, gute und böse, da nämlich des Menschen Geist, wenn der Mensch tot ist, höchst begierig ist, sich wiederum zu verkörpern, es sei denn, er habe einem Menschen innegewohnt, der in der Wahrheit und Gerechtigkeit wohnte …, denn die bösen Geister, die in der Luft sind, kochen ihn und drängen ihn, in irgendeinen fleischlichen Leib zu fahren eines Menschen oder Tiers, in dem nämlich des Menschen Geist, kaum daß er wiederum in jemands Fleisch gefahren, zur Ruhe kommt und nicht mehr von bösen Geistern gekocht wird.« (»Quando homo rapit vel furatur aliena vel malum f acit, homo non est nisi spiritus malignus, qui intrat et exit in homine, et facit eum malum facere et peccare, et expellit eum de bona via, et mittit eum in mala. Quia totus aer vadit plenus spiritibus, et bonis et malignis, quia spiritus hominis, quando homo est mortuus, magis est voluntarius ad iterum incarnandum, nisi fuerit in homine qui steterit in veritate et iustitia … quia spiritus maligni qui stant in aere eum decoqunt, et cogunt ad intrandum in quodcumque corpus carneum, sive sit corpus hominis, sive bestie, quia, quamdiu

spiritus hominis est in carne aliqua, requiescit, et non coquitur per malignos spiritus.«) Übrigens erfuhr Bélibaste die Hinderlichkeit solcher Anschauungen für die Einsicht in Vernunftgründe, als er wenig später in Katalonien den Schäfer Pierre Maury davon überzeugen wollte, von einer geplanten Reise in die heimischen Berge wegen der dort drohenden Gefahren Abstand zu nehmen, und der Angesprochene ihm antwortete, »quod opportebat quod ipse sequeretur fatum suum«, daß es nur darauf ankäme, daß er selbst sich seinem Schicksal füge (iii. 183).

Unter den Zeugen dieses Fatalismus, die in den Protokollen der von Bischof Jacques Fournier angestellten Verhöre zu Worte kommen, ist ein Priester aus Goulier im Kirchspiel Vicdessos, Bernard Franca mit Namen, einer der beredtesten. Bernard Franca las die Messe, war aber nebenher ein echter Bauer, der selbst sein Hirsefeld bestellte, mit seinen Brüdern in der Dorfstraße die der ›frérèche‹ hinterbliebene ›domus‹ seiner Familie bewohnte und sich gern auf Diskussionen mit den Nachbarn einließ, was ihm schließlich eine Anzeige, einen Prozeß vor dem Inquisitionsgericht in Pamiers und die Verurteilung zum Tragen des doppelten gelben Kreuzes einbrachte; von der relativen Unsterblichkeit, die seinen Meinungen durch die Aufnahme ins Protokoll seines Prozesses zuteil wurde, nicht zu reden. Er selbst würde es wohl nicht der Rede wert finden, daß wir derart heute von ihm reden.

Denn er glaubte, daß alles, was einem geschieht, einem von Ewigkeit vorherbestimmt ist; ebenso, daß alles, was einer tut, einem schon zu Beginn der Weltgeschichte vorliegenden Plan entsprechend getan wird; weshalb eigentlich der Täter für seine Taten nicht verantwortlich sei: keiner der Sünder der von ihm begangenen Sünden, keiner auch um der von ihm verrichteten guten Werke willen verdienstvoll. Bernard Franca war, als er 1320 als Sechzigjähriger vor Gericht stand, von dieser Überzeugung schon seit vierzig Jahren durchdrungen und bekannte, sie nicht bei einem gelehrten Doktor gelernt, sondern von den einfachen Leuten seiner Heimat angenommen zu haben: »Interrogatus si habuit aliquem doctorem qui eum instruxisset de predictis erroribus, respondit quod non, nisi quod communiter dicitur in Savartesio quando aliquid malum vel bonum alicui evenit, quod ita promissumerat ei, nee aliter poterat fieri, et ex illo dicto fuit induetus ad credendum predieta« (i. 356). Dieser Überzeugung entsprechend, hatte er denn auch bei seiner Verhaftung nichts weiter als »Aishi ira quo ira«, und später »Ayshi ira quo Dieus voldra« gesagt– »gehn wird's, wie's gehn wird« und »gehn wird's, wie Gott wollen wird«.

Da das Schicksal in den Sternen stand – die unveränderlich, aber deshalb auch voraussehbar ihren Gang gingen –, hatte man allerdings in gewissen Grenzen die Möglichkeit, sich sein Schicksal selbst einzurichten. Es

galt nur zu wissen, welche Konstellationen das Gelingen dessen, was man gerade vorhatte, zu begünstigen geeignet waren: Und so gab es ›Tagwähler‹, die sich in dieser Wissenschaft auszukennen behaupteten. Hochzeiten waren auf einen ganz bestimmten Tag des Monats zu legen. Dies erklärte 1320 im Verhör Raymond Vayssiere aus Ax-les-Thermes vor ungefähr sechzehn Jahren von Raymond Belot in Montaillou gelernt zu haben: »Wir redeten über die richtige Zeit für Hochzeiten, wann die wäre; und da sagte Raymond: ›Als wir unsere Schwester mit Bernard Clergue verheiraten wollten, gingen wir zu Guillaume Authié, dem Häretiker, und fragten ihn: wann wird der Mond richtig stehen [quando luna esset bona] für die Hochzeit unserer Schwester mit Bernard? Und da gab er uns den Tag an, an dem die Hochzeit stattfinden sollte, und an dem Tag wurde sie dann gemacht‹« (i. 291–292).

Als Tagwähler und Wahrsager nahmen die Leute von Montaillou aber keineswegs nur Häretiker in Anspruch, die katharischen ›Guten Leute‹ oder ›Guten Menschen‹ hatten nicht einmal für ihre Anhänger ein Monopol auf die Wissenschaft vom Zukünftigen. Béatrice de Planissoles nahm die Dienste einer getauften Jüdin in Anspruch; die nach Katalonien geflohenen Ketzer ließen sich mit Hilfe eines arabisch geschriebenen Buches, ›De venientibus‹, wahrsagen (ii. 40; iii. 207). Der fragliche Wahrsager (›dictus divinus‹) benützte übrigens für seine Prophezeiungen im Ver-

ein mit »quendam librum scripto in arabico« ein von seinem Klienten in der Hand zu haltendes Pendel, das sich, während er in dem Buche las, ganz ohne Zutun des Betreffenden lebhaft bewegte: »Et tamen quantum cumque firmiter ipse loquens [nämlich Arnaud Sicre, dessen Aussage diesen Bericht enthält] teneret dictum baculum ne se moveret dum dictus divinus legebat, dictus baculus multum fortiter movebatur« (ii. 40).

Leichter zu deuten war der Vogelflug. Sah man Eulen oder Elstern, war Vorsicht geboten. Als Arnaud Sicre, der Verräter, mit Bélibaste nach Norden unterwegs war, wo er plante, den Propheten der Inquisition zur Verfügung zu stellen (was er dann auch tat), flogen den beiden zwei Elstern über den Weg, woraufhin der Prophet am liebsten nicht weitergegangen wäre. »Wolle Gott, daß du mich an einen guten Ort führst«, habe der Ketzer gesagt, berichtete der Verräter dem Gericht; und er darauf: gewiß werde er ihn an einen guten Ort führen; im übrigen sei es auch ganz zwecklos, noch daran zu zweifeln, da er ihn schon an Ort und Stelle ebenso gut wie anderswo verraten könne; worauf der Ketzer geantwortet habe: »Si Pater meus vult me vel requirit, voluntas eius compleatur«, schicksalsergeben (ii. 78).

Nicht nur vor solchen Unglücksvögeln empfahl es sich, auf der Hut zu sein. Ganz ungetrübt war offensichtlich nicht einmal das Verhältnis der Schäfer und Bauern von Montaillou zu den Hunden, die so treu ihre

Herden und Höfe bewachten. Nicht selten beschimpfte man die Pfaffen in einem Atemzug als Hunde und Wölfe, warf einem Ungläubigen vor, er habe nicht mehr Glauben als ein Hund – und so weiter.

Man war auch überzeugt, daß Katzen den Teufel im Leib haben mochten. Geoffroy d'Ablis, der Inquisitor von Carcassonne, sei, so hatte Guillemette Maury gehört, in der Nacht, allein, ohne Zeugen gestorben: »Als aber am nächsten Tage seine Leiche gefunden wurde, saßen zwei schwarze Katzen an seinem Bett, eine an jedem Ende. Das waren böse Geister, die der Seele des Inquisitors Gesellschaft leisteten« (ii. 69).

Der Befund, daß Ratten als abstoßend galten, teilt mit so mancher anderen Wahrheit, die wir den Protokollen der durch den Inquisitor von Pamiers angestellten Verhöre entnehmen, die gewisse Glanzlosigkeit, die das Selbstverständliche auszeichnet. Immerhin sei erwähnt, daß die Katharer Bélibaste und Prades Tavernier, die ihren Anhängern das Töten von Tieren prinzipiell verboten, weder Kröten und Schlangen noch eben Ratten von dieser Regelung profitieren lassen wollten.

Gewisse Geschöpfe kamen den Leuten so gottlos, gottverlassen, wenn nicht teuflisch vor, daß sie Gott nicht dafür verantwortlich machen wollten. Grazide Lizier (Pfarrer Clergues zeitweilige Geliebte, wie wir uns erinnern) wurde vor Gericht aufgefordert, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob Gott alle Gegenstände,

die wir in der Welt sehen, gemacht habe. Das gute Mädchen ließ sich wie folgt vernehmen (i. 304): »Ich glaube, daß Gott alle Dinge, die gut für den Gebrauch der Menschen sind, geschaffen hat, wie: die Menschen selbst; die eßbaren oder sonst den Menschen nützlichen Tiere, Rinder also, Schafe, Ziegen, Pferde und Maultiere; auch die eßbaren Früchte der Erde und der Bäume. Andererseits glaube ich nicht, daß Gott die Wölfe, die Fliegen, die Eidechsen und andere den Menschen schädliche Dinge gemacht hat. Übrigens glaube ich auch nicht, daß er den Teufel gemacht hat.«

Auch der oben schon zu Worte gekommene Bernard Franca bekannte sich zu einem von ähnlich einfachen Nützlichkeitserwägungen bestimmten Dualismus (i. 358): »Einerseits gibt es die Werke des guten Gottes, Himmel und Erde, Wasser, Feuer, Luft, sodann die dem Menschen nützlichen Tiere, die eßbaren und die lastbaren, die ihm Kleidung geben und die für ihn arbeiten, zu denen auch eßbare Fische gehören. Andererseits hat der böse Gott die Teufel und bösen Tiere gemacht, Wölfe, Schlangen, Kröten, Fliegen, überhaupt alle schädlichen und giftigen Biester.«

Unter den Tieren, welche nach der Lehre der katharischen Propheten des Sabarthès als Behältnisse wandernder Seelen in Frage kamen, stand das Pferd an erster Stelle. Die Stute rangierte zwar nach der Frau, aber deutlich vor der Häsin, Hündin und sogar Kuh. Arnaud Sicre hatte Bélibaste sagen hören (ii. 35):

»Wenn die Geister aus einem Gewand herauskommen, das ist aus einem Leib, rennen sie ängstlich, und so schnell rennen sie in ihrer Angst, daß, wenn ein Geist in Valencia aus einem Leibe führe und in der Grafschaft Foix in einen anderen fahren sollte, er auf dem ganzen Wege, wenn es auch in Strömen regnete, kaum drei Tropfen abkriegen würde [tarn velociter currunt quod si in Valencia unus spiritus egressus fuisset de corpore et intrare deberet in comitatu Fuxi in alio, et plueret fortiter, per totum spacium quod est inter dicta loca, vix tres gutte pluvie attingerent eum]. So aber, verängstigt rennend [currens espaurucastz], schlüpft er ins erste Loch, das er leer findet, das heißt in den Bauch des ersten Tiers, das ein noch nicht beseeltes Junges trägt, sei es eine Hündin, Häsin, eine Stute oder sonst irgendein Tier; oder eine Frau.«

Die Katharer aus Montaillou erzählten eine Geschichte, in welcher ein ›parfait‹ sich der jüngstvergangenen Inkarnation seiner nunmehr zur Erkenntnis des Guten gelangten Seele im Fleisch eines edlen Pferdes erinnert – und einen Beweis dafür beibringt. Es finden sich in den Protokollen des Inquisitionsgerichts von Pamiers vier Fassungen dieser Geschichte (ii. 36, 408; iii. 138, 221), zwei davon in der Aussage Pierre Maurys, kurz und bündig beide: So wollte der Schäfer sie von Bélibaste und Prades Tavernier gehört haben. Eine dritte, ausführlichere Fassung gibt die Aussage der Sybille Pierre aus Arques, die gestand, von Pierre

Authié unterrichtet worden zu sein; die vierte und ausführlichste endlich referierte der Verräter Arnaud Sicre, so wie er sie von dem Propheten Bélibaste gehört zu haben behauptete. Bélibaste aber wird die Geschichte wohl, wie Sybille Pierre, von Pierre Authié gehabt haben (ii. 36):

»Ein Mann war schlecht gewesen und ein Mörder. Als er starb, fuhr sein Geist in einen Ochsen. Dieser Ochse hatte einen harten Herrn, der ihn nicht ordentlich fütterte und ihn mit einem großen Stachel antrieb. Doch des Ochsen Geist erinnerte sich, daß er ein Mensch gewesen [tamen spiritus ipsius bovis recordabatur quod homo fuerat], und als der Ochs starb, fuhr er in ein Pferd. Dieses Pferd gehörte einem großen Herrn, der es wohl nährte. Eines Nachts ward dieser Herr von Feinden überfallen. Da sprang er auf sein Pferd und floh über rauhes felsiges Gelände. Da nun ein Huf des Pferdes zwischen zwei Steinen sich verfing, konnte es denselben nur mit größter Mühe wieder herausziehen und blieb das Hufeisen zwischen den Steinen stecken. Und so mußte der Herr das Pferd den Rest der Nacht am Zügel führen. Es erinnerte sich aber der Geist des Pferdes, daß er einst in einem Menschen gewesen [recordabat tamen spiritus equi quod in homine fuerat]. Da nun das Pferd starb, fuhr sein Geist in den Leib einer schwangeren Frau und ward inkarniert im Leibe des Knaben, den besagte Frau im Bauch trug. Da nun dieser Knabe aufwuchs, gelangte

er zur Einsicht in das Gute [qui puer cum crevisset venit ad entendensa de be – das heißt, er folgte der Lehre der Katharer]. Und dann ward er zum guten Christen gemacht [deinde fuit factus bonus christianus – so charakterisierten die Zeugen des Inquisitionsgerichts gewöhnlich die Läuterung eines katharischen Gläubigen zum ›bonhomme‹ oder ›parfait‹]. Dieser nun ging eines Tages mit einem Gefährten an eben der Stelle vorbei, wo das Pferd das Hufeisen verloren hatte. Da sagte besagter Mann, dessen Geist in dem Pferd gewesen: ›Als ich ein Pferd war, verlor ich in einer Nacht zwischen diesen beiden Steinen ein Hufeisen und mußte die ganze Nacht hindurch unbeschlagen weitergehen.‹ Danach suchten die beiden zwischen den Steinen nach dem Hufeisen, fanden es und nahmen es mit.«

Andererseits wurden jedoch auch Gespenstergeschichten erzählt, in denen Revenants auf den Revenants der Pferde beritten waren, die sie zu Lebzeiten geritten hatten. Arnaud Gélis, jener Kirchendiener aus Pamiers, von dessen visionären Neigungen hier schon bei Gelegenheit der Erwähnung seiner Vertrautheit mit dem Phänomen der aus dem Grabe ans Bettchen des Enkels zurückkehrenden Großmutter die Rede war, hatte zwei Geister von Rittern beobachtet, die, obgleich einer wie der andere bis zum Nabel in der Mitte durchgespalten, von den Schwertstreichen, die sie getötet hatten, derart beritten waren (i. 132).

Schafe wußte man, wie heute noch, trotz ihrer Dummheit ihrer lenkbaren Gutartigkeit wegen zu schätzen. Bernard Befayt sei ein guter Mann gewesen, »et bonus spiritus habitabat in eo, et erat homo dulcis sicut ovis«, süß wie ein Lamm (ii. 65). Man erzählte auch eine katharische Version der Legende von dem sich für seine Jungen aufopfernden Pelikan als Gleichnis des Opfers Christi (i. 357,363), die wahrscheinlich um so glaubwürdiger schien, als, anders als das Pferd oder Schaf, der Pelikan in den Pyrenäen nur als legendäres Tier bekannt war:

»Es gibt einen Vogel, heißt der Pelikan. Seine Federn scheinen wie die Sonne, und der Sonne folgt er allezeit nach. Dieser Vogel nun hatte Junge. Diese ließ er im Nest, während er selbst der Sonne nachfolgte. Während seiner Abwesenheit drang ein wildes Tier in sein Nest und riß den jungen Küken die Glieder ab und schnitt ihnen die Schnäbel weg; da nun der Pelikan zurückkehrte und seine Küken so verstümmelt und ihrer Schnäbel beraubt fand, heilte er sie. Da sich aber das gleiche mehrmals wiederholte, dachte der Pelikan bei sich, es sei wohl das Beste, wenn er seinen Glanz verberge und sich selbst im Nest verstecke, um das wilde Tier bei seinem nächsten Besuch ergreifen und töten zu können. Und so geschah es. Und die kleinen Pelikane waren nun vor den Nachstellungen jenes wilden Tiers sicher. Auf die gleiche Weise aber machte der gute Gott die Geschöpfe, und der böse Gott zerstörte

sie, bis Christus seinen Glanz ablegte oder verbarg, da er aus der Jungfrau Maria inkarniert ward, und dann den bösen Gott ergriff und ihn in die Höllenfinsternis versetzte, so daß er hinfort nicht länger die Geschöpfe des guten Gottes zerstören konnte.« (i. 357–358: »Et eodem modo … deus bonus fecerat creaturas et deus malus destruebat ipsias, quousque Christus deposuit vel abscondidit claritatem suam quando fuit incarnatus ex Maria Vergine et tunc cepit deum malum et posuit eum in tenebris inferni, et ex tunc deus malus non potuit destruere creaturas dei boni.«)

Wie auch diese Geschichte lehrt, konnten sich die bäuerlichen Anhänger der katharischen Häresie, deren Meinungen von den Schreibern des Inquisitionsgerichts in Pamiers festgehalten wurden, zu der streng dualistischen Auffassung, derzufolge sie die ganze Schöpfung hätten als Teufelswerk ansehen müssen, nicht entschließen. Nur gewisse Geschöpfe und Erscheinungsweisen der Natur scheinen ihnen die Handschrift der bösen Gottes zu verraten: Katzen, Eulen, Wölfe, Schlangen, Eidechsen, Donner und Blitz etwa mochte dieser in die Welt gesetzt haben, aber Lämmer und Füllen waren Geschenke des guten Gottes, und der gute Gott ließ das Korn wachsen; im Einzelfall vielleicht unterstützt von diesem oder jenem eben gegenwärtigen ›parfait‹ oder ›guten Christen‹.

Auffällig ist, daß die den Leuten von Montaillou geläufige Einteilung der Geschöpfe in mehr oder weniger

schädliche teuflische und mehr oder weniger nützliche göttliche nicht wirklich so von praktischer Lebenserfahrung bestimmt scheint, wie sie sich gibt. Denn Eidechsen schadeten auch in Montaillou niemand, und Katzen waren sogar sehr nützlich – dennoch sah man sie mit dem bösen Gott im Bunde.

Der englische Kulturanthropologe Edmund Leach hat in einem höchst interessanten Aufsatz die in beleidigender Absicht auf Nebenmenschen angewendeten Tiernamen zu den auf das Inzestverbot zurückführbaren Speiseverboten in Beziehung gesetzt.[1] Eine ähnliche Logik scheint die in Montaillou vorgenommene Klassifizierung der Tiere zu bestimmen. Den ›parfaits‹ rühmten die bäuerlichen ›croyants‹ vollkommene Keuschheit und vollkommene Enthaltsamkeit von Fleischspeisen nach (nur Fisch durfte ein ›parfait‹ essen, was wahrscheinlich mit der Auffassung in Zusammenhang stand, nach der Fische, da sie keine lebenden Jungen gebären, irrenden Seelen keine Zuflucht boten). Die ›croyants‹ oder einfachen Gläubigen ihrerseits enthielten sich nur derjenigen Frauen, die sie für nahe Verwandte hielten und des Fleisches der Tiere, die auf die eine oder andere Weise sozusagen

1 E. Leach, ›Anthropological aspects of language: ammal categories and verbal abuse‹, in ›New Directions in the Study of Language‹, hrsg. v. E. Lenneberg, Cambridge, Mass., 1966.

Hausgenossen waren, wie man das von Hunden und Katzen, aber auch von Ratten und Mäusen sagen kann – freilich, in Anbetracht der in Montaillou gegebenen Verhältnisse, auch von den Schweinen, die man ja aufzog, um sie zu essen: was aber Gläubigen gelegentlich schlechtes Gewissen verursacht zu haben scheint. Rief man nun einen Nebenmenschen beim Namen einer dieser Tierarten, wollte man beleidigen und beleidigte; jede dieser Arten wurde auch gelegentlich verdächtigt, den Teufel im Leib zu haben. Dann, außerhalb dieses engen Kreises der Hausgenossen, gab es den größeren Kreis der im Hof auf der Weide gehaltenen Tiere. Diese standen einem nicht mehr nahe genug, als daß man nicht ein sozusagen höfliches, unter Umständen sogar herzliches Verhältnis zu ihnen hätte unterhalten können. Die Geschöpfe des Hühnerhofs und Küchengartens galten nicht als verkappte Sendboten des Teufels; auf Menschen angewendet, konnten ihre Namen zu Kosenamen werden, unter denen sich in Frankreich ja noch heute Bezeichnungen wie ›mon poulet‹ (mein Hühnchen), ›mon lapin‹ (mein Häschen), ›mon canard‹ (mein Entlein), und ›mon chou‹ (mein Kohl) finden.

Jenseits einer ferneren Grenze lag die Wildnis, deren Vertreter – Wölfe und Schlangen, aber auch Fliegen wurden dazu gerechnet – als mehr oder weniger feindlich und vom Teufel besessen angesehen wurden, teils, wie die Wölfe und Giftschlangen, aus ohne weiteres einsichtigen praktischen Gründen; teils aus vielleicht

eher ästhetischen, wie die ungiftigen Schlangen, Kröten, Eulen, Elstern und so fort.

Der in keine dieser Kategorien passende, weder gezähmte oder doch domestizierte, noch wilde oder sogar unverhohlen feindselige Rest der Natur galt als neutral, wenn nicht gar wohlwollend. Leach trifft mit seinem Hinweis auf die Tatsache, daß vornehmlich die Namen von Tieren, deren Existenz bestimmte Bruchstellen im Zusammenhang des Menschen mit seiner natürlichen Umgebung symbolisiert, auf Nebenmenschen angewendet, zu Beleidigungen werden, sicherlich etwas Wesentliches: Der Hund unter den Haustieren, der Wolf unter den Wilden symbolisierten in Montaillou kraft ihrer unverkennbaren Verwandtschaft miteinander solche Bruchstellen. Indem man, in der beleidigenden Verwendung ihrer Namen, die unbehagliche Zweideutigkeit ihrer Existenzen feststellte, sorgte man sozusagen für klare Verhältnisse in der eigenen Umwelt, wenn man sich dieser Absicht wohl auch kaum bewußt war in dem Augenblick, wo man jemanden ›einen Hund‹ schimpfte.

Aber auch in Montaillou kann man für die Meinung, daß das kollektive Unbewußte wie eine Sprache strukturiert sei, Indizien finden. Beleidigende Metaphern der erörterten Natur gehörten in ein sehr umfassendes System von zwischen Familie, Gesellschaft und Wildnis, zwischen Kultur und Natur angenommenen Entsprechungen. Die Leute von Montaillou betrachteten

Tiere nicht (wie dies, von seinem System unter Druck gesetzt, Descartes tat) als Maschinen, sondern als Geschöpfe, die ihnen selbst in vieler Hinsicht vergleichbar schienen. »Versucht nur den Bauern weiszumachen, daß ihre Kühe Maschinen seien – sie werden euch auslachen«, behauptete denn später auch der von Voltaire zu postumem Ruhm beförderte Pfarrer Meslier, dessen vom Baron Holbach im Titel einer gegen die ›Idees surnaturelles‹ gerichteten Streitschrift (London 1772) gefeierter ›bon sens‹ zwar von manchen für apokryph gehalten wird, als solcher aber in diesem Punkte wenigstens kaum bestritten werden kann.

Man findet heute bei nicht wenigen Gelehrten die Meinung, daß bäuerliche Religiosität stets, und zwar auch im christlichen Abendland, das lebhafteste Interesse an Riten zur Beförderung der Fruchtbarkeit und überhaupt an magischen Praktiken, die handgreifliche Vorteile diesseits des Grabes verheißen, genommen hat.[1] Die Untersuchungen des Inquisitors von Pamiers jedoch beleuchten zwar ein paar Beispiele auch dieser praktisch interessierten Religiosität – die zur Erlangung guter Ernten und zur Vermeidung oder Heilung von Krankheit bemüht wurde –, aber bewei-

1 Siehe dazu etwa das Kapitel ›The magic of the medieval church‹, in K. Thomas, »Religion and the Decline of Magic‹, London 1971 und Harmondsworth 1978.

sen insgesamt, daß solche Angelegenheiten nicht die Hauptanliegen der Religion der Leute waren, denen die Untersuchungen galten. In Ax, Prades und Tarascon war Gott zunächst der überweltliche Erlöser – nicht die Instanz, an die man sich wandte, um Regen zu erhalten oder Stürme und Seuchen zu bannen. Nicht einmal Bittprozessionen zur Erlangung göttlichen Segens für die Felder sind uns bezeugt.

Man war Gott dankbar für gute Ernten: »Videte: hoc anno nos timebamus quod non haberemus blada … et modo Deus est omnipotens et facit omnia, et blada nostra prospeverunt« (iii. 51). Besondere Zeremonien zur Anrufung der Hilfe Gottes oder gar Erlangung seines guten Willens scheinen aber nicht gebräuchlich gewesen zu sein.

Magie wurde außerhalb des Gottesdienstes praktiziert und nahm Kräfte in Anspruch, von denen man wußte, daß sie auf vergleichsweise niedere Regionen beschränkt waren: »Deine Tiere sterben«, verriet der mit Hilfe des arabischen Buches und des Pendels wahrsagende Seher aus der Gegend von Teruel der Guillemette Maury. »Deine Tiere sterben, weil jemand, der dir deinen Erfolg neidet, sie verwünscht hat … aber nächstes Jahr wird sich deine Herde gut vermehren.« Die Bauern von Montaillou waren durch das arabische Buch dieses Wahrsagers vermutlich gerade deshalb zu beeindrucken, weil der Islam nicht ihre eigene Religion war. Sie hätten nie daran gedacht, die Wahrheiten der

katholischen Kirche – oder der katharischen Häresie – zu derartiger Wahrsagerei tauglich zu finden. Die Grenze, die das magische vom Heiligen schied, war ihnen bewußt. Béatrice de Planissoles unterschied sehr wohl zwischen ihrer Andacht vor der Muttergottes und den magischen Praktiken, mit deren Hilfe sie – belehrt durch eine gewisse getaufte Jüdin, die sich auf solche Sachen verstand – ihre Prozesse zu gewinnen, das eheliche Glück ihrer Töchter zu befördern und die Fallsucht zu heilen versuchte.

Dennoch gab es natürlich Berührungspunkte zwischen Religion und Magie. Ein Priester konnte leichter als ein Laie die Frauen bezaubern. Die Taufe schützte einen vor dem Ertrinken und auch vor Wölfen. Ein ›guter Mensch‹ konnte durch seine Anwesenheit die Fruchtbarkeit eines Feldes steigern. Die Heiligen Antonius und Martial hatten eine Affinität zu gewissen Hautkrankheiten, deren Heilung deshalb vielleicht namentlich von ihnen zu erbitten war (iii. 234). Trotz alledem hielten die Leute von Montaillou weise Frauen wie Na Ferreria aus Prades d'Aillon für eigentlich religiöse Angelegenheiten nicht für zuständig. Pierre Maury war gegen weise Frauen und deren Weisheiten äußerst skeptisch, was ihn jedoch nicht hinderte, lebenslänglich, mit sehr lebhaftem Gefühl für das Göttliche, um sein Seelenheil bemüht zu sein. Zwar mag, wie das kollektive Unterbewußte, auch das seine an altheidnischen bäuerlichen Vorstellungen gehangen

haben – doch suchte sein bewußtes Verlangen den Himmel und die Erlösung.

Ihr Seelenheil suchten in Montaillou die einen auf dem von der römischen Kirche vorgeschriebenen Wege – andere, die auf diesem Wege nicht zum Ziel zu kommen glaubten, folgten den Katharern; doch hatten alle das gleiche Ziel im Sinn, die Zweifel betrafen allein den Weg. Dies erhellt sehr deutlich aus den einschlägigen Belehrungen, welche ein gewisser Bernard Gombert aus Ax seiner Base Bernadette Amiel erteilte: »Die guten Leute sind auf Gottes Weg … sie allein können Seelen retten. Und alle, die vor dem Tod in ihre Sekte aufgenommen werden, gehen direkt ins Paradies, ganz gleich wie viel und welche Sünden sie zu Lebzeiten begangen haben. Die Guten Leute können die Leute von allen Sünden lossprechen. Die Pfarrer dagegen können nicht einem Menschen die Absolution von seinen Sünden erteilen. Nur die Guten Leute können das.«

Die Anhänger der ›bonshommes‹ auf dem Lande sahen das nicht anders als jener Bürger von Ax. »Eine Frau in Montaillou war schwerkrank«, erzählte Béatrice de Planissoles ihrem Liebhaber (i. 254), »da bat sie ihre Kinder: ›Bitte geht und holt mir einen Guten Menschen, auf daß er meine Seele rette !‹

›Wenn wir gehen und Euch einen Guten Menschen holen, werden wir unsere ganze Habe verlieren«, er-

widerten die Kinder (die Angst vor der Inquisition hatten).

Und die Mutter stellte fest: ›So ist euch eure Habe wichtiger als das Heil meiner Seele.‹«

Die Guten Menschen (oder Guten Leute) hatten ihrerseits wahrscheinlich keine Ursache, die ›credentes‹ hinsichtlich des einem Guten Mann Möglichen, eines Besseren zu belehren, wenigstens haben sie keine Gelegenheit dazu wahrgenommen. So erklärte Guillaume Authié dem Raymond Vayssiere aus Ax-les-Thermes (i. 282–283): »Wir Guten Leute können jeden von seinen Sünden absolvieren. Wir haben zur Absolution die gleiche Macht wie die Apostel Peter und Paul. Die katholische Kirche aber hat diese Macht nicht, weil sie eine Kupplerin und Hure ist [Ecclesia catholica illam potestatem non habebat, quia erat leno et meretrix: gedacht ist sicherlich an die Hure der Apokalypse 17,15; 19,2].«

Die Schäferbrüder Jean und Pierre Maury vereinigten zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Maße katholische mit katharischen Überzeugungen, hätten also diese Behauptung der gänzlichen Ohnmacht der Kirche wahrscheinlich nicht jederzeit hingenommen. Aber jederzeit, unbeschadet der Orthodoxie oder Ketzerei ihrer Meinungen über den besten Weg dorthin, war es ihnen um ihr Seelenheil zu tun. Pierre äußerte sich dazu, als ihm Arnaud Sicre vorhielt, beim Kauf eines Paars Schuhe für den Propheten Bélibaste unnötig

Geld ausgegeben zu haben (ii. 38–39): »Da Bélibaste im Sitzen arbeitet, hätte es ein Paar gewöhnliche Schuhe auch getan, er geht doch nicht wie wir dauernd über Berg und Tal«, hatte Arnaud zu bedenken gegeben.

Und da sagte Pierre, beim Bau eines Turmes käme es darauf an, nicht dessen Spitze – den vergänglichen Leib –, sondern dessen Grundfesten – die unsterbliche Seele – am festesten zu machen. »Aus diesem Grunde habe ich Schuhe, Kittel und Mäntel verschenkt an dreizehn Gute Männer, von denen gewisse schon jetzt im Angesicht des Heiligen Vaters sind, wo sie für mich beten … Die Seele Bélibastes wird, wenn er stirbt, sicherlich gerettet sein; von Engeln unterstützt, wird sie zum Himmel fahren …« Seine derzeitige hohe Meinung von den Fähigkeiten des ketzerischen Bélibaste ging natürlich mit einer entsprechend geringen von denen der katholischen Kirche einher: »Den Priestern zu beichten ist zwecklos. Sie halten sich Huren und haben nichts anderes im Sinn, als uns zu fressen, wie der Wolf das Lamm erwürgen will … Viel besser ist, vor dem Tode in die Sekte Bélibastes aufgenommen zu werden … da ist man dann aller Sünden ledig, und drei Tage, nachdem man gestorben ist, die Seele schon beim himmlischen Vater.«

Auch in Montaillou gab es Leute, die, wie wahrscheinlich Pierre selbst zu Zeiten, das bezweifelten. Als eines Tages Raymonde Guilhou »in limine porte Poncii Clerici quondam de Monte Alionis expedi-

culabat Mengardim uxorem quondam dicti Poncii Clerici«, auf der Schwelle von Pons Clergues Haustür in Montaillou dessen Hausfrau Mengarde das Ungeziefer ablas (ii. 223–224), kam die Rede auf die Guten Männer (›probi homines‹ übersetzte der Schreiber des Bischofs diesen Begriff), und Raymonde fragte ihre Patientin (die den Guten Männern sehr ergeben war), was denn das für Leute seien. »Sie sind«, antwortete ihr Mengarde, »gute und heilige Männer. Nur durch sie können sich die Menschen retten [et homines non possunt salvari nisi transeant per manus eorum et illi qui per manus eorum transeunt salvantur].«

Dies bestritt Raymonde (wenigstens behauptete sie das in ihrer eigenen Aussage vor dem Inquisitor): »Wie ist das möglich? Sind die Menschen nicht in den Händen des Priesters, der gute Worte spricht und den Leib Christi zur Verfügung hat, besser aufgehoben als bei jenen Leuten?«

Manche glaubten augenfällige Beweise dafür zu kennen, wie aus der folgenden Unterhaltung erhellt, die Pierre Sabatier, ein Weber aus dem im Unterland gelegenen Varilhes, der nach gewissen Abweichungen auf den von der Kirche gewiesenen Pfad zurückgekehrt war, vor Jahren mit einem inzwischen verstorbenen Schwager namens Bernard Massanes gehabt zu haben vor Gericht behauptete (i. 147): Bernard, sagte er, habe ihn gefragt, warum man eine brennende Kerze über den Mund der aus dieser Zeitlichkeit Scheidenden

halte. Worauf er ihm bedeutet habe, damit würde angezeigt, daß die Seelen derer, die ihre Sünden gebeichtet und bereut hätten, klar wie das helle Licht geworden wären und also zu Gott gingen; hätten die Sterbenden freilich nicht gebeichtet und ihre Sünden nicht bereut, könne man ihnen die Kerze ebensowohl in den Arsch als in den Mund stecken (»tantum valeret eis quod candela poneretur in ano eorum sicut in os«).

Im Zusammenhang der katholischen Heilslehre sind die Sterbesakramente unmittelbar durch die Passion Christi beglaubigt. Die Vergebung unserer Sünden hat zur Voraussetzung, daß Christus für unsere Sünden gestorben ist. Raymonde Testanière, die sogenannte Vuissane, von Arnaud Vital, dem katharischen Schuster, nach ihrem Glauben befragt, sagte (i. 457): »Ich glaube an Gott und die Jungfrau Maria, seine Mutter, und daß dieser Gott für die Vergebung unserer Sünden Schmerzen und Tod erlitten hat.«

Charakteristisch für die im häretisch infizierten Montaillou den meisten Leuten vertraute Vorstellung von der Natur des Erlösers ist, daß sich diese von derjenigen Gottvaters nicht unterscheidet: Christus ist wahrer Gott, aber nicht zugleich wahrer Mensch. Vuissane hatte diese Vorstellung wohl von ihrer Mutter, die sie, um ihr einzuprägen, daß die Guten Leute keine Seelen retten könnten, ermahnt hatte (i. 461): »Glaube ja nicht, Tochter, daß ein Mann aus Fleisch, der Exkremente von sich gibt, Seelen retten kann.

(Non credas hoc, filia, quia nullus homo carnalis potest animas salvare qui egerit stercora, sed solum Deus et Beate Virgo Maria.) Das können nur Gott und die Selige Jungfrau Maria.«

Doch in der Sorge um sein Seelenheil sah sich jeder auf Christus, den Erlöser, angewiesen. Wie, in welcher Gestalt, zeigte sich Christus den Zeugen Bischof Fourniers? Daß während des Mittelalters das Bild des Gottessohnes in der Vorstellung der Gläubigen sich in vielsagender Weise wandelt, ist eine unbestreitbare Tatsache nicht allein der Kunstgeschichte. Der romanische Christus war, wie man ihn über den Toren der romanischen Kathedralen sieht: der Christus des Jüngsten Tages, der Gericht hält über Lebende und Tote. Doch im 13. Jahrhundert wandten sich, wie Georges Duby ausführt (1973, S. 108), »die Gläubigen der Gestalt … Christi, des Arztes, zu. Und schon betonte die Predigt der Franziskaner vor allem die Passion Christi. So daß während des ganzen 14. und 15. Jahrhunderts die Vorstellung der Gläubigen zunehmend dem Schmerzensmann sich zuwandte, der anstelle der Krone des Pantokrators die Dornenkrone trug.« Ebenso sagt Alphonse Dupront (in M. François, ›La France et les Francais‹, 1972, S. 494): »Vom 11. bis zum 14. Jahrhundert wandelte sich die Religion des triumphierenden, richtenden Gottes zur Religion des leidenden Gottes … deren bange Aufmerksamkeit ganz

auf Christus und seine Mutter gerichtet war.« Delaruelle (in J. LeGoff, 1968) sieht in dieser Entwicklung den ursprünglichen Charakter der christlichen Religion zur Geltung kommen, den er »anthropozentrisch« nennt, das heißt: »mehr um das Heil des Menschen besorgt, wie immer dieses auch vorgestellt sei, als auf Gottes Lob …«

Die »christozentrische Religion des leidenden Gottes« hatte zu der Zeit, der die hier untersuchten Zeugnisse angehören, auch in den Dörfern der Grafschaft Foix schon viele Gläubige gewonnen. In Merviel, einem Dorf, das etwa in der Breite des Pas de Labarre (der Grenze also des Sabarthès zum Unterland der Grafschaft) liegt, lebte damals in, wie wir lesen, einigem Wohlstand eine gewisse Aude Fauré. Diese vertraute ihrer Tante, Ermengarde Garaudy mit Namen, an, daß sie bei Gelegenheit der Elevation, wenn also der Priester vor dem Altar die Hostie erhob, nicht mehr zu Christus beten, ja ihn nicht einmal mehr ansehen könne.

»Tante«, fragte sie, »wie betet Ihr zu Gott, und welches Gebet sprecht Ihr, wenn der Priester den Leib Christi über den Altar erhebt?«

»In diesem Augenblick«, sagte Ermengarde (ii. 87), »spreche ich folgendes Gebet [und der Protokollant der Aussage Aude Faurés hat den Text desselben in der okzitanischen Sprache festgehalten]: Herr, wahrer Gott und wahrer Mensch, Allmächtiger, der Ihr aus

dem Leibe der Jungfrau Maria ohne Sünde geboren, Tod und Leid am Baum des wahren Kreuzes littet, mit Händen und Füßen angenagelt, das Haupt mit Dornen bekrönt, die Seite mit der Lanze verwundet, bis Blut und Wasser daraus floß, welches uns von allen Sünden erlöst, Herr, gebt mir eine Träne von diesem Eurem Wasser, daß es mein Herz von aller Häßlichkeit und von aller Sünde reinwasche. [Senher, trametestz me una lagrema de aquela vostra ayga que lave le mieu cor de tota legesa et de tot peccat.] In deine Hände, Herr, befehle ich meine Seele, du erlöstest mich, Herr Gott der Wahrheit.« (Dieser letzte Satz ist im Protokoll lateinisch.)

Doch die fromme Ermengarde aus Merviel (die auch jeden Morgen beim Aufstehen ein ebenfalls in der Aussage ihrer Nichte überliefertes kurzes okzitanisches Gebet sprach) ging mit solcher Andacht über das Maß des in ihrer Umgebung Üblichen hinaus. Die meisten Leute schlugen ein Kreuz, wenn sie sich zum Essen setzten oder zu Bett gingen; beteten das Vater Unser, das Ave Maria, beugten in der Kirche das Knie; fasteten zur Fastenzeit und vielleicht noch an den Vigilien gewisser Apostel und zu Quatember; gingen Ostern zur Kommunion.

Pierre Sabatier, der Weber aus Varilhes, darf in dieser Hinsicht wohl als repräsentativ angesehen werden. Er hatte ein paar elementare theologische Begriffe und beschränkte seinen Gottesdienst auf äußerliche Übun-

gen, die er allerdings sehr gewissenhaft praktizierte. Der Beichte und Buße auf dem Sterbebett schrieb er erlösende Kraft zu: Diese Überzeugung aber war zu dieser Zeit und in dieser Gegend die allem Glauben gemeinsame Grundlage. Pierre Sabatier tadelte zwar die Priester, scheute sich nicht, ihnen vorzuwerfen, daß sie nur um des damit zu lösenden Geldes willen die Messe zelebrierten, zweifelte aber, wie er behauptete, niemals an den Sakramenten der Kirche oder an der Wahrheit der Glaubensartikel. Er hielt sich für einen guten Katholiken, und in den Beweisen, die er zur Rechtfertigung dieser Behauptung beibringt, hat man einige Indizien zu dem Bild des guten Katholiken, an das man in seiner Umgebung gewöhnt war (i. 145): »Ich bin ein guter Christ, katholisch und treu. Ich zahle den Zehnten und die Erstlinge, ich gebe den Armen Christi Almosen und mache Wallfahrten wie ein guter Christ. Im vergangenen Jahr war ich mit meiner Frau bei der Jungfrau von Montserrat; und dieses Jahr, wieder mit meiner Frau, beim heiligen Jakob von Compostela.«

Zum Gebet rief die Christen im Sabarthès schon damals das Läuten der Kirchenglocken, wie wir einer Stelle der Aussage des Guillaume Maurs entnehmen, derzufolge der weniger als sein Bruder Pierre mit den Lehren der Ketzer sympathisierende Guillaume bei Gelegenheit einer Auseinandersetzung mit dem Propheten Bélibaste, in der dieser das Glockenläuten ein schlechtes Zeichen und Zeichen für etwas Schlechtes

genannt, den Ketzer belehrt hätte (ii. 178), »quod etiam campane erant signum bonum quia in ecclesiis fiebant orationes et campane excitabant homines adorationes faciendas«, (»daß die Glocken ein gutes Zeichen wären, weil in der Kirche Gebete gesprochen und die Menschen zum Beten aufgefordert würden«). Wenn hier von den Glocken der Kirche von Montaillou die Rede war, gab es Glocken in Montaillou eher als in anderen Dörfern Südfrankreichs. Vielerorts nämlich wurden Kirchenglocken erst im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts aufgehängt.[1]

Fragt man nun, welche Gebete die Christen von Montaillou, von der Glocke gerufen, sprachen, so erlaubt uns unsere Quelle, mit einiger Sicherheit zu antworten, daß, wie schon angedeutet, den meisten wohl nur das Vater Unser und das Ave Maria bekannt waren; manchen vielleicht nicht einmal das letztere. Die Christen von Montaillou hätten also ihre Gebete gewöhnlich nicht an Christus gerichtet. Amiel de Rieux, der Vikar von Unac, sagte zwar aus, er habe während der sonntäglichen Messe das Glaubensbekenntnis Stück für Stück in der Vulgärsprache erläutert, und wir lesen von Arnaud de Savignan, dem vielleicht zur Ketzerei neigenden Steinmetz aus Tarascon-sur-Ariège, daß er außer dem Pater Noster das Ave Maria, das Glaubensbekenntnis

1 Siehe dazu: Fliehe, ›Histoire de l'Eglises Paris 1962–1964, Bd. XIV, S. 732.

und fünf Psalmen auswendig wußte (i. 164), aber zu vermuten ist, daß die Bauern und Schäfer von Montaillou ihm in der Mehrheit nur durch das Vater Unser hätten folgen können. Bezeichnend scheint mir zu sein, daß die Priester zwar in den Städten ihre Beichtkinder das Pater Noster, das Ave Maria und das Miserere beten ließen, in Montaillou aber nur das Pater Noster (ii. III; iii. 36). Da das Pater Noster wie die Kirchengebete überhaupt aber lateinisch gesprochen wurde, beschäftigte dessen Sinn wohl nur eine Minderheit von nachdenklichen Leuten. Für die Mehrzahl wird es nur ganz allgemein die durch den gottesdienstlichen Gebrauch geheiligte Formel gewesen sein, in der man sich an Gott wandte – gleichviel übrigens, ob man der Lehre der römischen Kirche treu war oder den ›Guten Menschen‹ nachfolgte.

Doch scheinen die Katholiken des Sabarthès weniger häufig und hingegeben gebetet zu haben als die Bewohner des Unterlands der Grafschaft, nicht zuletzt wohl, weil der Einfluß der Bettelorden im Oberland nie sehr bedeutend wurde. Häretiker beteten hier mit größerem Eifer als Rechtgläubige. Von Bélibaste lesen wir, daß er sich allnächtlich sechsmal erhob, seine Gebete zu sprechen. Freilich wurde so hervorragender Eifer auch bei den Häretikern nur von wenigen ›parfaits‹ praktiziert. Gewöhnlichen Sterblichen empfahl Bélibaste sogar, lieber nicht zu beten, da ihr Mund, vom Genuß des sündigen Lebens besudelt, die Worte des Vater Unser sozusagen durch den Dreck ziehen würde.

Wenigstens scheint das die Vorstellung zu sein, die sich in der Ermahnung ausspricht, die diesbezüglich Arnaud Sicre von Pierre Maury, Bélibastes gelehrigem Schüler, im Beisein des Propheten erhielt (ii. 36): »quod nullus debet dicere Pater noster nisi domini qui sunt in via veritatis, sed nos et alii quando dicimus Pater noster, mortaliter peccamus, quia non sumus in via veritatis cum comedamus carnes et iacemus cum mulieribus« – »daß niemand das Vater Unser sprechen dürfe, als die auf dem Wege der Wahrheit wandelnden Herren, daß aber wir anderen beim Sprechen des Vater Unser uns einer Todsünde schuldig machten, da wir nicht auf dem Wege der Wahrheit wandeln, Fleisch essen und bei Weibern liegen.«

Der Gekreuzigte war den Leuten von Montaillou durch das Kreuz gleichwohl überall gegenwärtig. Guillaume Maury, dessen Rechtgläubigkeit nicht immer über jeden Zweifel erhaben gewesen war, beeilte sich, seine Behauptung, der Pfarrer von Montaillou, Pierre Clergue, habe den ›bonshommes‹ Unterstützung gewährt, beim Kreuz zu beschwören (ii. 173). Auch von den Brüdern Maurs, den Schäfern, liest man, daß sie, ihrer häretischen Neigungen ungeachtet, vor dem Essen nie versäumten, ein Kreuz zu schlagen (ii. 181). Pierre Maury selbst, der gelehrige Schüler und treue Freund des Propheten Bélibaste sogar, bekreuzigte sich beim Betreten der Kirche, ganz wie es sich ge-

hört hätte, wenn er katholisch gewesen wäre. Freilich hätte er sich anders als Ketzer zu erkennen gegeben. Deshalb war auch besagtem Pierre Maury von dem Erzketzer Pierre Authié die in solchen Fällen unter Ketzern gebräuchliche, uneigentliche Form des Sich-Bekreuzigens beigebracht worden (ii. 422). Dabei sagte man, indem man das Kreuzeszeichen machte, anstatt den Namen des Vaters und des Sohns und des Heiligen Geistes anzurufen: »Asi es le front, et aysi es la barba, et aysi la una aurelha et aysi Pautra« (ii. 284): »Hier ist die Stirn, und hier ist das Kinn, und hier ist das eine Ohr, und hier ist das andere.« Die Katharer liebten das Kreuzeszeichen nicht. »Es ist wertlos, ein böses Zeichen«, sagte der Schuhmacher Arnaud Vital zu Vuissane Testanière (i. 457). Und angesichts der überall im Lande aufgerichteten Kreuze, rief Bélibaste zornig aus (ii. 53; ii. 410): »Wenn ich könnte, würde ich sie alle mit der Axt umhauen; als Feuerholz für das Küchenfeuer würde ich sie verwenden.«

So sahen sich denn auch der Ketzerei in leichteren Graden schuldig Befundene, denen das Gefängnis erspart blieb, durch auf der Kleidung zu tragende einfache oder doppelte gelbe Kreuze an den rechten Glauben erinnert, von dem sie abgewichen waren. Von den in Bischof Fourniers Protokollen festgehaltenen Verfahren führten achtundvierzig zu Verurteilungen zu Gefängnisstrafen, fünfundzwanzig zu Verurteilungen zum Tragen des gelben Kreuzes. Übrigens waren

von diesen fünfundzwanzig nicht weniger als siebzehn in der ersten Instanz ebenfalls zu Gefängnisstrafen verurteilt worden. Sieben der zum Tragen dieses Schandmals Verurteilten waren Leute aus Montaillou. Die Verurteilten suchten sich die Last desselben zu erleichtern so gut sie konnten. Arnaud de Savignan aus Tarascon bekannte (ii. 440): »An Feiertagen trage ich die gelben Kreuze offen am Mantel, aber an den übrigen Tagen, besonders bei der Arbeit, trage ich sie nicht, weil ich im Kittel oder in Hemdsärmeln arbeite.« Arnaud war, wie man sich erinnert, Steinmetz. »Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, ziehe ich wieder meinen Mantel an und trage also auch die Kreuze wieder; manchmal verstecke ich sie aber, und manchmal gehe ich auch ohne sie, im Kittel, durch Tarascon.«

Der Jahrmarkt in Ax-les-Thermes fand am Heiligkreuztag statt (ii. 477–478, 363). Zwar war im Oberland der Grafschaft Foix das Kreuz kein leeres Zeichen. Aber nur wenige Leute dort waren angesichts desselben der Leiden des Gekreuzigten eingedenk, Meditationen über den Kreuzestod des Erlösers, wie sie namentlich die Bettelorden förderten, dürften im Sabarthès selten gewesen sein.

Unmittelbarer anwesend war Christus im Sabarthès nicht als leidender Mensch, sondern einfach als ›Gott‹ in der Eucharistie. Der ›Leib des Herrn‹ oder der ›Leib Christi« war bei jeder Messe auf dem Altar. Im Augen-

blick der Elevation wurde die Glocke geläutet, und die Gemeinde kniete nieder, wobei jeder die Kapuze senkte (Pierre Maury hatte dies heuchlerisch sogar den Propheten Bélibaste tun sehen: »… vidit ipse de Guillelmo Belibasta heretico quod flectebat ienua et preponebat capucium quando elevabatur corpus Christi in ecclesia« (iii. 235–236). Dem Corpus Christi begegnete man nicht selten auch unterwegs auf Straßen und Wegen, wenn der Priester einem Sterbenden die Sakramente brachte. Die eucharistische Frömmigkeit, die im 13. Jahrhundert das ganze Abendland gewann, machte ihren Einfluß selbst in den unzugänglichen und gegen anderes so abweisenden Bergen des Sabarthès geltend. Die erste Kommunion wurde, wir wir sahen, als Beginn eines neuen Lebensalters angesehen. Danach pflegte man einmal oder öfter jährlich zu kommunizieren. Gaillarde Ros aus Ornolac beschuldigte den ›bayle‹ des Dorfes, den uns schon gut bekannten Freidenker Guillaume Austatz, denn auch mit besonderer Erbitterung, eben davon jahrelang Abstand genommen zu haben (i. 192): »Zwölf Jahre wohne ich nun schon in Ornolac«, sagte sie, »und nicht ein einziges Mal habe ich Guillaume Austatz zur Kommunion gehen sehen. Nicht einmal wenn er krank war, hat er kommuniziert. An Feiertagen ebensowenig. Und da gehen doch die meisten zur Kommunion. Hätte er's getan, ich würde es wissen. Oft habe ich ihn ja in die Kirche gehen sehen. Und schließlich ist seine Schwiegermutter meine Schwester!«

Öfter als Aude Fauré, der als Buße auferlegt wurde, viermal jährlich (nämlich zu Ostern, zu Pfingsten, zu Allerheiligen und Weihnachten) zu kommunizieren, wird in Montaillou wohl kaum jemand an den Tisch des Herrn getreten sein (ii. 104). Außer an bestimmten hohen Festtagen – namentlich zu Ostern –, nahm man in Montaillou die Kommunion vor allem dann in Anspruch, wenn man sich dem Tode nahe fühlte. Überzeugte Katharer, wie es sie auch in Montaillou gab, entzogen sich vermutlich der Kommunion so weit wie möglich. Andererseits galt es nicht als sonderlich verwerflich bei ihnen, die Annahme dieses Sakraments, wenn nötig (um keinen Verdacht zu erregen), zu heucheln. Schließlich hatte ja, wie Bélibaste in diesem Zusammenhang zu bedenken gab, »der Genuß eines kleinen Stücks Zwieback noch nie jemandem geschadet« (ii. 55). Immerhin waren Leute bekannt, die aus verschiedenen Gründen schon seit zwölf Jahren nicht einmal Ostern zur Kommunion gegangen waren. Und die Verweigerung des Sterbesakraments seitens eines zum Tod durch ›endura‹ entschlossenen Katharers offenbarte schließlich doch in dramatischer Weise, daß die Gnadenmittel der Kirche selbst den Ketzern nicht unter allen Umständen indifferent sein konnten.

Die Exkommunikation schmerzte denn auch Leute, die, wie der wegen Verweigerung des Zehnten davon betroffene Raymond de Laburat, die Priester am liebsten alle nach Übersee gegen die Sarazenen ins Feld

geschickt und die Kirchen zerstört gesehen hätten. Raymond de Laburat, der solchen Träumen nachhing, erhoffte sich daraus zuletzt ja seine Wiederzulassung zum Sakrament (ii. 311).

Das Meßwunder beschäftigte die Phantasie der Leute. In Merviel ließ sich Aude Fauré von Ermengarde Garaudy erzählen, wie eine Frau, die nicht daran hatte glauben wollen, durch den Augenschein und handgreiflich eines Besseren belehrt worden war. Diese Frau hatte eine Waffel gebacken, die sodann ein Priester als Hostie geweiht hatte. Da hatte die Frau ungläubig gelacht und gemeint (ii. 84): »Domine, et potest esse corpus Christi de placenta quam ego pistavi?« – Wie denn aus einer von ihr gebackenen Waffel der Leib Christi werden könne. Der Priester hatte daraufhin um ein Wunder gebetet, das die ungläubige Frau überzeugen würde. Da er ihr dann das Sakrament reichte, fand sich die geweihte Hostie in die Gestalt eines kindlichen Fingers verwandelt, der Wein im Kelch zeigte sich als geronnenes Blut. Und die Frau kam von ihren Zweifeln zurück.

Wie schon erwähnt, pflegten die Leute von Montaillou – sogar diejenigen, die es mit den ›bonshommes‹ hielten – des Sonntags zur Messe zu gehen, im Sonntagsstaat, versteht sich, namentlich an hohen Festtagen (ii. 440; i. 338). Der Ausschluß vom Besuch der Messe, wie der von der Kommunion, wurde auch von

den eher antiklerikalen Verweigerern des Zehnten als Strafe empfunden. Nichtsdestoweniger nahm man's mit dem allsonntäglichen Kirchenbesuch nicht sonderlich genau. Als Béatrice de Planissoles ins Unterland gezogen war, wo diesbezüglich strengere Bräuche herrschten, war sie ganz überrascht, als der Vikar ihrer neuen Gemeinde sie ermahnte, regelmäßiger zur Messe zu gehen (i. 214–215). Die Tatsache, daß in einem so verhältnismäßig großen Dorf wie Unac an gewöhnlichen Sonntagen nur rund fünfzig Leute zur Kirche gingen, beweist, daß viele vom sonntäglichen Gottesdienst fernblieben, ohne anscheinend Ärgernis damit zu erregen (iii. 9).[1]

Diese laue Praxis ist nicht überraschend. Auch im Mittelalter war christliche Frömmigkeit Angelegenheit einer Minderheit, die zwar in Notzeiten sehr groß sein mochte, aber doch stets Minderheit blieb. Die Liebe zum persönlichen Gott war im Oberland der Grafschaft Foix nur wenigen ein Begriff und nur wenigen Bedürfnis – und somit, wenigstens insoweit uns die Protokolle des Inquisitionsgerichts von Pamiers darüber belehren, ein Anliegen für Außenseiter. Denn als

1 Bei einer Auseinandersetzung über die Frage, ob nicht die Leute von Ascou, die bis nach Ax zur Kirche gehen mußten, eine eigene Kirche verdienten, sagte einer, die Priester würden sowieso nur von kaum der Hälfte der Bevölkerung angehört und verstanden: »parum media pars populi attendit ad verba eorum nee eos intellegit« (iii. 367).

solcher ist etwa jener Bernard Franca kenntlich, ein Kleriker mit einiger Kenntnis der lateinischen Sprache, der sich seine eigenen Gedanken machte und sich also nicht scheute, seine Mitbürger darauf hinzuweisen, daß Nächstenliebe bei der Liebe anfangen müsse, daß daher Almosen, die aus Angst, nicht aus Liebe gegeben würden, wertlos seien. Wer aus Angst vor dem Tod die Armen in seinem Testament bedächte, sollte sich also nicht einbilden, damit etwas auf sein Konto im Himmel einzuzahlen. Dabei ist ja nicht ganz sicher, ob Bernard Franca seine Mitbürger um der Liebe Gottes willen zur Nächstenliebe ermahnte. Pierre Authié, der ›parfait‹, stellte denen, die ihn anhörten und seiner Lehre nachfolgten, das himmlische Paradies als einen Zustand dar, in dem sie einander wie Väter und Mütter, Brüder und Schwestern lieben würden – nicht als den Ort, an dem jeder seines Gottes ansichtig würde.

Während des ganzen Mittelalters war die Marienandacht von vielen großen Männern der Kirche leidenschaftlich gefördert worden, nicht zuletzt von dem heiligen Bernhard und dem heiligen Dominicus. Im Jahre 1254 wurde durch das Konzil von Albi das Ave Maria in den Rang des Credo und des Paternoster erhoben, unter diejenigen Gebete, die mit sieben Jahren jedes Kind hätte gelernt haben sollen.

Doch inwiefern entsprach dieser Theorie die Praxis? Bei den Bürgern der kleinen Städte gehörte das Ave Maria anscheinend tatsächlich zur religiösen Bildung:

»Und wie betest du zu Gott?« fragte Bélibaste Arnaud Sicre, der, wie man sich vielleicht erinnern wird, Sohn eines Notars aus Tarascon und einer Dame aus Ax war (ii. 37, 54).

»Ich bekreuzige mich«, antwortete der Befragte, »und befehle mich Gott, der für uns am Kreuze starb, und der Jungfrau Maria, ich sage das Paternoster und das Ave Maria … und ich faste an den Vigilien von Mariae Himmelfahrt.«

»Das Schaf blökt, weil es nicht reden kann«, antwortete Bélibaste sarkastisch, »laß dir sagen, daß das Ave Maria wertlos ist. Eine Erfindung der Priester, weiter nichts. Und was dein Fasten angeht, ist's nicht mehr wert als das Fasten eines Wolfs.«

In Montaillou versagten die Honoratioren der Jungfrau wenigstens die äußeren Anzeichen der Andacht gleichfalls nicht. Selbst der Pfarrer, hartgesottener Ketzer, der er war, ließ, wie wir sahen, seine geliebte Mutter am Fuße des Altars der Heiligen Jungfrau bestatten. Als Béatrice de Planissoles sich vom Kindbett erhob, hatte sie nichts Eiligeres zu tun, als der Jungfrau eine selbstgemachte bunte Kerze zu stiften (i. 223). Und für den Adel der Gegend war das Fest der Himmelfahrt Mariae mindestens die Gelegenheit eines bedeutenden gesellschaftlichen Ereignisses (ii. 123).

Die Interjektion ›Sancta Maria‹ war im Sabarthès im Munde aller Frauen, und ab und zu wenigstens werden sie wohl dabei auch was gedacht haben. Und obwohl, wie wir schon sahen, bei den Bauern die Kenntnis des Ave Maria nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden durfte, beteten auch einfache Leute mitunter zur Muttergottes. »Oft habe ich meinen Bruder Pierre ermahnt, das Paternoster und das Ave Maria zu beten«, erinnerte sich der Schäfer Jean Maury, der diese Gebete von seiner gut katholischen Mutter gelernt hatte und dieser zuliebe, der vom Vater vernommenen ketzerischen Meinungen ungeachtet, der Kirche wenigstens halbwegs treu geblieben war (ii. 446, 449).

Ketzer hörten das Ave Maria nicht gern. Rixende Cortil, in Vaychis verheiratet und aus Ascou gebürtig, erinnerte sich 1324 (zur Zeit ihres Verhörs): »Vor ungefähr sechzehn Jahren, an einem Feiertag, ging ich in

Ax zur Kirche und kniete dort vor dem Altar der Heiligen Jungfrau und betete zu ihr. Guillemette Authié, die Frau des (seither verstorbenen) Amiel Authié, war neben mir. Als sie mich beten hörte, sagte sie: ›Hör auf, Maria anzurufen. Bete lieber zu unserem Herrn.‹

Ich aber betete weiter zu Maria.«

Ob es sich bei diesem Gebet um das Ave Maria handelte, wissen wir nicht. In Montaillou rief man, den Aussagen der Mutter und Tochter Testanière zufolge, die Jungfrau nicht nur, wie es sich für Rechtgläubige ziemte, als Fürbitterin, sondern gelegentlich auch als Helferin aus eigener Machtvollkommenheit an (i. 457, 461). Wahrscheinlich genoß die Muttergottes bei nicht wenigen göttliche Verehrung. Die Gäste einer Taverne in Foix, die sich über die jüngst stattgehabte Verbrennung eines Waldensers unterhielten, erinnerten sich, entrüstet über die ihrer Meinung nach ungerechte Verurteilung (i. 174): »quod commendaverat animam suam Deo et beate Marie«, und meinten, »ille homo qui tarn curialiter adorabat Deum et beatam Mariam«, könne ja wohl kein Ketzer gewesen sein.

Zu der Zeit, die uns hier beschäftigt, gab es in Okzitanien noch nicht viele Ortsnamen, die den der Jungfrau Maria enthielten, doch waren dieser natürlich nicht wenige Kirchen geweiht, von denen manche auch das Ziel von Wallfahrten waren. Die alljährlich abgehaltene Wallfahrt zu der Kirche von Notre Dame de Sabart (oder Savart) von Tarascon fand am Fest der

Geburt der Jungfrau, am 8. September, statt. Andere der Muttergottes geweihte Wallfahrtsorte, von denen in den Protokollen des Inquisitionsgerichts von Pamiers gelegentlich die Rede ist, lagen dem Sabarthès teilweise sehr fern: in Montserrat, auf Le Puy, dem Rocamadour, in Paris sogar. Die Geburt der Jungfrau war ein wichtiges Datum im Kalender der Wanderschäfer. »In dem Jahr verkaufte mein Bruder Pierre seine Schafe auf dem Jahrmarkt in Morella, der am Geburtstag der Jungfrau stattfindet«, sagte Jean Maury (ii. 486). Auch in Montgauzy, das wie Tarascon in der Grafschaft Foix gelegen war, gab es eine Marien geweihte Kirche, die das Ziel einer jährlichen Wallfahrt war. Gaillarde Ros aus Ornolac war bestohlen worden; eine Summe Geldes und verschiedene andere Sachen hatten die Diebe mitgehen lassen. So pilgerte sie zur Jungfrau von Montgauzy und flehte diese an, ihr das Verlorene wieder herzuschaffen; das heißt, sie stiftete der Jungfrau eine große Kerze und bat sie, den Räubern einzugeben, daß sie das Diebesgut zurückgäben.

Doch erwartete man von der Heiligen Jungfrau nicht hauptsächlich, wie beispielsweise vom heiligen Antonius von Padua, daß sie sich mit solchen mehr materiellen Verlusten befasse. Als Aude Fauré (ii. 95) merkte, daß sie nicht mehr an die Realpräsenz Christi im Altarsakrament glaubte, wandte sie sich an ihre Amme und sagte: »Bete zu Gott, daß er mich wieder gläubig mache.«

Da nun die Amme, wie geheißen, betete, so gut sie's verstand, kam Guillemette, die in Aude Faurés ›ostal‹ als Magd diente, dazu: »Guillemette«, sagte Aude, »bete zur seligen Jungfrau Maria von Montgauzy, und bitte sie, mich zu erleuchten, daß ich wieder an Gott glaube.«

Guillemette kniete alsbald nieder und machte sich ans Werk. Und als sie fertig war, fand sich Aude alsbald erleuchtet und glaubte fest an Gott, wovon sie, wie sie sagte, auch später nie wieder abkam.

Manche Katharer neigten – ihrer im ganzen eher weiberfeindlichen Weltanschauung ungeachtet–zu einer mystischen Interpretation der Gestalt Mariens. Bélibaste identifizierte sie mit der albigensischen Kirche, mit der Gemeinde der Gläubigen (ii. 52–53; i. 282). Pierre Authié sagte zu Pierre Maury, »quod mater Dei non erat nisi bona voluntas et bonum propositum de aliquo bono opere faciendo«, die Mutter Gottes sei nur der gute Wille und gute Vorsatz zu irgendeinem guten Werk (ii. 409). Und Pierre Clergue, der für die Muttergottes der katholischen Glaubenslehre wenig übrig hatte, zollte dennoch der Heiligen Jungfrau von Montaillou seine Verehrung. Im Pays d'Aillon, überhaupt im Oberland der Ariège, trug die Muttergottes unbestreitbar Züge einer Erdgottheit. Der Fruchtbarkeitskult, von dem auf den ersten Blick beim Gottesdienst der Leute von Montaillou wenig zu bemerken ist, obwohl man ihn bei Bauern doch eigentlich erwarten sollte,

fand wohl nur deshalb nicht ausdrücklich statt, weil er im Marienkult impliziert war.

Es gab, einschließlich der Sonntage, neunzig Feiertage im Jahr. Namentlich die größeren Feste hatten viele volkstümliche und sogar offenbar heidnische Assoziationen, so daß bei den Bräuchen, die dabei beobachtet wurden, die gottesdienstliche Übung nicht immer leicht von der magischen Praxis zu unterscheiden ist.

»Vor sechsundzwanzig Jahren«, berichtete im Jahre 1324 der Schäfer Bernard Marty dem Gericht, »sagte ich zu Epiphanias meinem Vater: ›Ich werde die Vigilien halten zu Ehren Sankt Julians, welcher der Patron unserer Kirche in Junac ist.‹

Da sagte der Kastellan unseres Schlosses, der eben zugegen war, spöttisch: ›Ach da wirst du also Licht auf deine Wände verbreiten?‹«

Leider wissen wir vom Kult dieses Heiligen zu der hier interessierenden Zeit in der hier interessierenden Gegend weiter nichts Näheres. Die Schäfer waren sonst dem heiligen Antonius, dem ägyptischen Einsiedler und Vater des Mönchtums, besonders geneigt. Ihm stifteten sie des öfteren ein Vlies.

Doch scheinen die beliebtesten Heiligen die Apostel gewesen zu sein. Die Apostelverehrung hatte sich, gemeinsam mit dem Ideal des apostolischen Lebens, vom 11. Jahrhundert an – wie E. Delaruelle gezeigt hat[1]

[1] E. Delaruelle, in J. LeGoff, Heresies et societes, 1968, S. 149.

– durch das ganze Abendland verbreitet. In der uns hier näher interessierenden Gegend war sie besonders lebhaft, weil die Katharer für sich den Anspruch erhoben, allein wahrhaftig dem von den Aposteln gegebenen Beispiel zu folgen. »Die guten Leute und guten Christen sind ins Land gekommen. Sie folgen dem Weg, dem der selige Petrus und der selige Paulus folgten und die übrigen Apostel, die dem Herrn nachfolgten. Möchtest du nicht diese guten Christen treffen?« wurde Pierre Maury gefragt (iii. 120).

Und Pierre antwortete: »Wenn die guten Leute so sind, wie ihr sagt, wenn sie dem Weg der Apostel folgen, weshalb predigen sie dann nicht öffentlich, wie es die Apostel taten? … Warum fürchten sie den Tod um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen, da doch die Apostel selbst nicht fürchteten, für Wahrheit und Gerechtigkeit zu sterben?«

Die regionalen Konzilien Okzitaniens ordneten an, daß die Feste der zwölf Apostel feierlich zu begehen seien, und im großen ganzen folgte man im Oberland der Grafschaft Foix dieser Anordnung (i. 121). Der heilige Dominikus hatte Okzitanien besucht und dort mit Worten und Taten das apostolische Leben gepredigt. Die von den Angehörigen seines Ordens so unbarmherzig verfolgten Ketzer meinten nichts anderes zu tun.

Im Pays d'Aillon war anscheinend Sankt Peter der beliebteste unter den Aposteln. Die Kirchen in Prades

d'Aillon und Montaillou waren der Heiligen Jungfrau und Sankt Peter geweiht, die beiden Kirchen in Savart desgleichen.

»Ach! Aber wie können wir so etwas in Sankt Peters Kirche machen?« fragte Béatrice de Planissoles beunruhigt, als der Priester, ihr Liebhaber, sie in der Kirche von Prades aufs Liebeslager einlud. »Sankt Peter wird keinen Schaden davon haben«, antwortete der Liebhaber wegwerfend (i. 243). Guillaume Bélibaste, wollte von seinen Anhängern verehrt werden, »wie Sankt Peter«, was jedoch Jean Maury zu der Beobachtung veranlaßte (iii. 25 8): »Ihr gebt einen schlechten Peter ab.«

An Peter und Paul wurde in Prades d'Aillon und Montaillou Kirchweih gefeiert, die Frauen legten ihren besten Sonntagsstaat an und bewirteten ihre Männer mit einem Festmahl; danach war Tanz auf dem Dorfplatz (i. 338).

Aber bei allem Wohlwollen, das man also den Aposteln auch für irdische Vergnügungen zutraute, sah man sie doch eigentlich als Führer zur Erlösung. Die Katharer bestanden mit besonderem Nachdruck darauf, daß nur in der Nachfolge der Apostel Erlösung zu erlangen sei. »Nur die Guten Leute folgen dem Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit, dem die Apostel folgten«, erzählten die Bauern Raymond Pierre und Bernard Bélibaste dem Schäfer Pierre Maury (iii. 122). »Sie nehmen nicht anderer Leute Sachen. Selbst wenn

sie Gold oder Silber am Wege finden, heben sie's nicht auf und stecken sie's nicht ein; sie folgen dem Glauben der Apostel: Im Glauben der Häretiker kommt man gewiß der Erlösung näher als in irgendeinem anderen.« Pierre Authié bemerkte (iii. 123): »Ich werde dich auf den Weg der Erlösung führen, wie Christus seine Apostel, die nicht logen noch betrogen … Wir lassen uns steinigen, wie die Apostel sich steinigen ließen, ohne ein Wort unseres Glaubens zu verleugnen« (iii. 123). Auch Guillaume Authié schilderte im Gespräch mit dem jungen Schäfer Bernard Marty seine Glaubensgenossen als die einzig echten Nachfolger der Apostel (iii. 253): »Die guten Leute retten Seelen … sie allein! Sie essen weder Eier noch Fleisch noch Käse; sie folgen dem Weg der Apostel Peter und Paul.« Ähnlich versicherte er dem Raymond Vayssiere aus Ax (i. 282–283): »Die ›parfaits‹ unserer Sekte haben ebensoviel Macht, Sünden zu vergeben, wie die Apostel Peter und Paul … Wer uns nachfolgt, kommt am Ende in den Himmel, die anderen aber werden zur Hölle fahren.«

Die Schäfer des Sabarthès beteten zwar nicht gerade zu den Aposteln als solchen, waren aber glücklich, Leuten zu begegnen, die zwar Menschen von Fleisch und Blut wie sie selbst, doch zugleich den heiligen Gefährten des Erlösers ähnlich waren.

Ein wichtiges Fest war im Sabarthès Allerheiligen. Nach Allerheiligen brachen die Herden zu den Winterweiden auf (ii. 479), für die Schäfer begann also

mit diesem Tag alljährlich ein neuer Abschnitt ihrer Lebensreise. Zu den Vigilien von Allerheiligen fastete sogar ein so kompromißloser Katharer wie Bernard Clergue, obgleich, wie Barthélemy Amilhac, der Mitgefangene des ›bayle‹ von Montaillou, beobachtet haben wollte (ii. 283), »ihm anzusehen war, daß er's nicht gern tat«. Allerheiligen lenkte die Gedanken auf Allerseelen, deren Gedenken am folgenden Tag auch in Montaillou mit besonderer Andacht begangen wurde.

»Vor ungefähr zweiundzwanzig Jahren, am Tag nach Allerheiligen«, erinnerte sich Ganzia Clergue (iii. 356–357), »brachte ich ein großes Stück Brot als Almosen in Pierre Martys Haus. Das ist so üblich in Montaillou, zu Allerseelen.

›Nehmt dieses Brot für die Erlösung der Seelen Eures Vaters und Eurer Mutter und der anderen verstorbenen Verwandten‹, sagte ich zu Pierre.

›Wem soll ich's denn geben?‹ fragte er mich.

›Behaltet es für Euch selbst und für Eure »domus«, und eßt es‹, antwortete ich.

›Es ist für Gott‹, sagte Pierre.

Und damit ging ich fort, und als ich, da ich das Haus verließ, Emersende, Pierres Frau, traf, sagte ich zu ihr: ›Das Almosen, das ich Euch gab, wird mir als gute Tat angerechnet werden, weil Ihr eine Freundin Gottes seid.‹«

Die erinnerte Szene ist aufschlußreich, da man ihr ansieht, daß sich in Montaillou auch bei Bräuchen, die

wie der Austausch von Geschenken zu Allerseelen die Beförderung gutnachbarlicher Gesinnung unter den Lebenden zum Zweck zu haben scheinen, die Sorge um das Leben jenseits des Grabes geltend machte.

Fragt man nun nach dem Gebrauch, den die Leute von Montaillou von den Sakramenten machten, so findet man, daß sich die Taufe ziemlich allgemeiner Wertschätzung erfreute: nicht eigentlich als Sakrament zwar – denn der sakramentale Wert der Zeremonie wurde von den Katharern ja bestritten (i. 282; ii. 410) –, doch jedenfalls als feierliche Bestätigung verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Bande und Verpflichtungen. Wir sahen ja bereits, wie wichtig den Leuten von Montaillou die Gevatterschaft war. Man hörte auf seine Gevattern eher als auf Freunde – auch wenn sie einen zur Ketzerei überreden wollten. So gestand einer dem Inquisitor (ii. 9): »Ich war zu Besuch bei meinem Gevatter Raymond Pierre in Arques, und da fingen wir an, von den Häretikern zu reden, und mein Freund sagte, die Häretiker wären gute Leute, die den wahren Glauben hätten … auch war meine Mutter sehr befreundet mit ihrer Gevatterin und mit deren Schwester … welchselbe nachmals wegen Ketzerei verbrannt wurde.«

Der orthodoxen katholischen Theologie zufolge gewährte die Taufe Absolution von der Erbsünde; die entsprechende Lehre war von mehreren Päpsten des

13. Jahrhunderts ausdrücklich bestätigt worden. Sie war auch in Montaillou bekannt. Mengarde Buscailh, eine einfache Bäuerin aus Prades, sagte bei einer Gelegenheit, von der wir lesen (i. 499): »Das Kind, das ich säuge, ist christlich [d. h. getauft] und hat keine Sünde; außer der, die es von mir hat« (»dixit quod … christianus erat, et non fecerat peccatum nisi de ipsa …«). Allerdings ist dies die einzige Stelle in den Protokollen der von Bischof Fournier angestellten Untersuchungen, an der seitens eines ländlichen Zeugen auf das Dogma von der Erbsünde angespielt wird. Die Vorstellung von der Erbsünde scheint den Bauern nicht so gegenwärtig gewesen zu sein wie die der Transsubstantiation oder die der Vergebung der Sünden für den Bußfertigen – die Vorstellungen also, denen die Sakramente der Kommunion und der Beichte entsprachen. Wie schon erwähnt, kommunizierten die meisten Leute wenigstens einmal jährlich und gingen also auch wenigstens einmal jährlich vor der Kommunion zur Beichte. Obwohl, öfter als einmal jährlich zu beichten, manche Leute keine Ursache gesehen zu haben scheinen: »Willst du mir beichten?« fragte der uns als falscher Priester schon bekannte Arnaud de Verniolles einen Bauernjungen, den er in Pamiers kennenlernte (iii. 27).

Der gab ihm aber zur Antwort: »Nein, ich habe dieses Jahr schon gebeichtet … und überhaupt seid Ihr ja auch gar kein Priester.«

Auf die alljährlich einmal für erforderlich gehaltene Beichte kommen die Schäfer Pierre und Jean Maury ebenso wie der Schäfer Guillaume Maurs bei verschiedenen Gelegenheiten zu sprechen, obwohl diese Männer sämtlich eher laue Katholiken, wenn nicht sogar, wie zwei von ihnen nachweislich wenigstens zeitweilig, ausgesprochene Ketzer waren. Pierre Clergue nahm jedes Jahr vor Ostern seiner Gemeinde die Beichte ab, obwohl er selbst an dieses Sakrament nicht glaubte (i. 224). Seine Beichtkinder wollten, selbst wenn sie einerseits zur Ketzerei neigten, auf diese Beichte andererseits meist nicht verzichten; obwohl sie sich dabei durch ihre häretischen Neigungen in Schwierigkeiten gebracht sahen, die sie nicht verkannten. »Ich beichte meine Sünden«, sagte Raymonde Marty (iii. 104), »außer denjenigen, die ich in der Häresie beging, da ich mit der Häresie keine Sünde begangen zu haben glaube.« Ganz ähnlich äußerte sich Béatrice de Planissoles gelegentlich (i. 232). Arnaud Belots Frau, Raymonde, sagte (iii. 71): »Ich bekenne alle meine Sünden außer denen, die ich in der Häresie beging, weil ich fürchte, all meine Habe zu verlieren, wenn ich dieselben beichte. Doch habe ich diese häretischen Sünden bereut und habe als Buße, die ich mir ohne Hilfe eines Beichtigers auferlegte, zwei Winter lang kein Hemd getragen.«

Wer zur Beichte ging, sagte also dem Priester nicht immer die ganze Wahrheit, wie diese Beispiele zeigen. Der Prophet Bélibaste hielt es sogar für dumm, den

Priestern, die sich untereinander vielleicht nachher darüber lustig machen würden, Geheimnisse anzuvertrauen. Doch wer nicht, wie er, von vornherein von der Wertlosigkeit der vom Priester gespendeten Absolution überzeugt war, wußte auch, daß die Beichte ihrem Zweck nur diente, wenn echte Reue aus ihr sprach. Der zynische Pfarrer von Montaillou nahm es zwar nicht so genau damit. Er ließ sich sogar ›Blanko-Beichten‹ gefallen, bei denen das Beichtkind zwar brav am Beichtstuhl kniete – doch kein Wort über die Lippen brachte. Aber nicht überall fanden die Leute aus Montaillou so gleichgültige Beichtväter. Der Schäfer Guillaume Maurs erlebte, da er einmal fern der Heimat beichtete (ii. 103): »Der Priester, der mir die Beichte abnahm, ließ mich gleichwohl nicht zur Kommunion gehen, weil ich den Pfarrer von Montaillou unverändert haßte.«

Sterben zu müssen, ohne vorherige Beichte und Absolution, fürchteten selbst Ketzer, denen ihre Lehre vorschrieb, diesbezügliche Befürchtungen, nicht ernst zu nehmen. Alazaïs de Bordes aus Ornolac erinnerte sich (i. 196): »Einmal schickte mich mein Mann zum Unkrautjäten auf unser Feld am anderen Ufer der Ariège. Als wir auf dem Heimweg wieder über den Fluß setzten, hatten wir große Angst, denn der Fluß war inzwischen sehr reißend geworden. Als wir endlich wieder Land unter den Füßen hatten, suchte ich zitternd in Guillaume Austatz' Haus Zuflucht.

›Warum diese Angst?‹ fragte er mich.

›Weil ich fürchtete, plötzlich, ohne vorher beichten zu können, sterben zu müssen‹, sagte ich, ›und ich würde lieber anders sterben, mit Beichte.‹«

Ein anderer Zeuge, auch er ein Häretiker, war der Meinung (ii. 245): »Alles Wasser einer Zisterne, ja alles Wasser auf der Welt kann die Sünden nicht abwaschen, wenn der Sünder nicht zuvor gebeichtet und Buße getan hat.«

Diese Beispiele zeigen, daß die um ihr Seelenheil besorgten Leute von Montaillou sich die Hoffnung auf die Effizienz von Beichte und Absolution auch von denen nicht gern ausreden ließen, die sie als die gegenwärtig einzig wahren Nachfolger der Apostel anzuerkennen willens waren.

Wie die Taufe erfüllten, wir sagten es schon, erste Kommunion und Hochzeit auch in Montaillou die Rolle von ›rites de passage‹, von Zeremonien, heißt das, die einen neuen Lebensabschnitt eröffnen und einweihen.

Fast unbekannt aber waren im Oberland der Grafschaft Foix die übrigen Sakramente. Zum Beispiel wurde die Firmung dort nur höchst selten vollzogen. Dafür gab es einen guten Grund: Der Bischof, der sie hätte vornehmen müssen, verließ Pamiers (wo ihn seine inquisitorischen Pflichten festhielten) überhaupt nur selten; und hatte zu Besuchen in den gebirgigen Gegenden im Süden seiner Diözese auch wenig Neigung.

Einmal reiste er immerhin nach Ax-les-Thermes, um die dortige – durch einen Mord entweihte – Kirche neu einzuweihen (ii. 108). Aber nirgends in den Protokollen ist davon die Rede, daß er irgendwo eine Firmung vorgenommen hätte – durch welches Sakrament ja dem Empfänger der Heilige Geist mitgeteilt werden soll. Man könnte deshalb meinen, daß die dritte Person der Trinität in Montaillou keine große Rolle gespielt hätte, spräche nicht der Eifer, mit dem Pfingsten dort gefeiert wurde, dagegen.

Wie die Firmung, scheint in Montaillou zu dieser Zeit die letzte Ölung fast ungebräuchlich gewesen zu sein. Wer sich dem Tode nahe fühlte, hatte das Bedürfnis zu beichten, wenn er nicht ein durchaus überzeugter, noch im Angesicht des Todes standfester Katharer war. Der Priester pflegte dann den Sterbenden in den Glaubensartikeln, insbesondere hinsichtlich der Realpräsenz, zu examinieren und ihm, wenn die Antworten befriedigend ausfielen, die Kommunion zu spenden. Von der letzten Ölung jedoch ist nie die Rede.

Seelenmessen und Gebete für die Seelen der Verstorbenen waren in den Städten üblicher als auf dem Lande und Übungen, denen der Adel mehr Aufmerksamkeit widmete als die Bauern. Aller Toten wurde im Sabarthès, wie anderswo, am Aschermittwoch gedacht, obwohl diese Zeremonie in Montaillou weniger wichtig genommen worden zu sein scheint als das Allerseelenfest am 2. November.

Neben der Teilhabe an den Sakramenten galt in der Grafschaft Foix auch die Teilnahme an Wallfahrten als Pflicht eines katholischen Christen. Die meisten Wallfahrten, an denen die Leute von Montaillou sich beteiligten, galten nahe gelegenen Zielen, und gern gaben sie auch Pilgern, die zur Heiligen Jungfrau von Montaillou wallten, Almosen (i. 255). Ein Empfänger einer derartigen milden Gabe beschenkte Béatrice de Planissoles zum Dank mit einer Beere namens »Ive«, von der es hieß, daß sie die Fallsucht heile. Sie probierte diese Beere an einem ihrer Enkel aus, doch besserte sich dessen Zustand erheblich erst, als sie ihn auf eine Wallfahrt nach Sankt Paul mitnahm (i. 249).

Wallfahrten waren so selbstverständlich, daß eine Wallfahrt vorschützen konnte, wer sich eigentlich aus dem Staube machen wollte. »Ich mache mit meinem Bruder eine Wallfahrt nach Romanie«, sagte eine Frau, die ihrem Mann fortlaufen wollte (iii. 151). Aber die Leute von Montaillou zogen gewöhnlich naheliegende den entfernteren Wallfahrtsorten vor. Wer aus Montaillou zum heiligen Jakob von Compostela pilgerte, tat dies gewöhnlich, weil es ihm als Buße für häretische Verirrungen von der Inquisition auferlegt worden war – und trug dabei das gelbe Schandkreuz am Pilgermantel.

Weitgehend eingehalten wurden in Montaillou die Fastengebote der Kirche. Wer sich nicht daran gebunden fühlte, forderte den Zorn seiner rechtgläubigen

Mitmenschen heraus. »Wenn du so weitermachst, werfe ich dir deinen Fleischteller an den Kopf«, drohte (sinngemäß, das Protokoll, i. 195, sagt: »quod in modico stabat quod ipse non proiciebat dictam scutellam ad pectus eius) Bernard Austatz aus Lordat im Sabarthès seinem Bruder Guillaume, da dieser sich, obwohl bei bester Gesundheit, mitten in der Fastenzeit zu einer üppigen Mahlzeit setzte und trotz brüderlicher Ermahnungen Miene machte, sich dieselbe schmecken zu lassen. So scheint denn Quadragesima im großen Ganzen streng eingehalten worden zu sein. Dies war übrigens den ›bonshommes‹ eben recht, denn während der Fastenzeit waren sie niemandem eine Erklärung für ihre Enthaltsamkeit von Fleischgerichten schuldig und konnten sich in aller Öffentlichkeit, ohne Verdacht zu erregen, Fisch servieren lassen (ii. 71). Die Schäfer aus Montaillou scheinen sich, ob sie Katharer waren oder nicht, sowohl während Quadragesima als auch an Feiertagen überhaupt der Fleischspeisen enthalten zu haben (ii. 382).

Manchmal wurden Fastentage aus Unkenntnis versäumt. »Ich weiß nicht, welche die Fastentage der Kirche sind, außer Quadragesima und den Freitagen«, bekannte der Wanderschäfer Guillaume Baille (ii. 382). Wer sich über das Fastengebot der Kirche demonstrativ hinwegsetzte, tat dies gewöhnlich, um antiklerikale Überzeugungen zu demonstrieren. So bekannte Bernard Austatz' aufsässiger Bruder Guil-

laume mit einigem Stolz (i. 198): »Fünf Wochen lang habe ich während der Fastenzeit Fleisch gegessen. Dabei hätte ich ohne Gefahr für mein leibliches Wohl darauf verzichten können …«

Wie man es mit dem Fasten hielt, das war schließlich in jedem Fall nicht eine Sache des leiblichen Wohls, sondern der Gesinnung. So berichtete Gauzia Clergue im Jahre 1325: »Während der Fastenzeit vor dreiundzwanzig Jahren kam ich eines Tages – nach dem Sonntag war es – vom Feld zurück, wo ich Rüben gezögen hatte. Da begegnete ich Guillaume Benet.

›Hast du schon zu Mittag gegessen?‹ fragte er mich.

›Nein‹, sagte ich, ›ich faste.‹

›Na, was mich betrifft‹, sagte da Guillaume, ›ich habe gestern in Ax-les-Thermes, wo ich eingeladen war, sehr gut zu Mittag gegessen. Erst hatte ich ja auch Bedenken. Ich habe deshalb die guten Leute um Rat gefragt. ›Das ist alles eins‹, haben die mir gesagt, ›essen ist außerhalb der Fastenzeit eine genau so große Sünde wie während der Fastenzeit. Der Mund wird jedenfalls vom Essen besudelt. Iß also ruhig, tu dir keinen Zwang an.‹ Und danach habe ich mich dann gerichtet und bin so zu einer guten Mahlzeit mit Fleisch gekommen‹«

Gauzia Clergue jedoch hatte sich von dem mitgeteilten Räsonnement der guten Leute von Ax-les-Thermes (ihrer eigenen Aussage zufolge wenigstens) nicht überzeugen lassen: »Ipsa tamen, ut dixit, non

credidit tunc vel aliter quod equale peccatum esset comedere carnes in Pascha sicut in XL …«, sagt das Protokoll (iii. 361).

Vergleichsweise gering war im gebirgigen Süden der Grafschaft Foix der Einfluß der Bettelorden, obwohl gerade zu der uns hier interessierenden Zeit die Minoriten und Predigermönche anderswo in Okzitanien äußerst tätig waren. Natürlich kannte man sie – vom Hörensagen mindestens – auch in Montaillou; aber man begegnete ihnen gewöhnlich nur einigermaßen fern der Heimat. Vuissane Testanière beichtete einem Minderbruder, daß sie im Hause der Belots einer häretischen Predigt gelauscht hatte, doch das geschah weit von Montaillou, zu Puigcerda, jenseits der Berge in Katalonien (i. 459). Pierre Maury war von der feurigen Predigt eines Bettelmönchs sehr beeindruckt, wie er zugab – doch die hatte er in Arques, weit von Montaillou gehört (ii. 123; Arques liegt auf dem Gebiet des heutigen Departements Aude). Béatrice de Planissoles geriet schließlich unbestreitbar unter den Einfluß der Franziskaner; aber erst nachdem sie Montaillou verlassen und im Unterland Wohnung genommen hatte, »unter den Wölfen und Hunden des Katholizismus«, wie Pierre Clergue das nannte.

»Als ich mit meinem zweiten Mann in Crampagna wohnte«, sagte Béatrice vor Gericht (i. 232), »konnte ich dort die Predigten der Predigerbrüder und Minoriten hören. Ich bereute meine häretischen Verirrungen.

In der Kirche der Heiligen Jungfrau von Marseillan beichtete ich einem Minderbruder aus dem Kloster von Limoux. Ich besuchte damals meine Schwester Gentile, die in Limoux geheiratet hatte und dort wohnte.« Bemerkenswert zu diesem Geständnis ist vielleicht noch, daß Gentile eine fromme Katholikin war – und daß Béatrice ihre Beichte bei dem Franziskaner in einem richtigen Beichtstuhl ablegen konnte. In Montaillou nämlich gab es dergleichen nicht, der Pfarrer hörte die Beichte hinter dem Altar (i. 224).

Ob nun zu Recht oder zu Unrecht, die Gebirgler waren wenig geneigt, den beiden neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner die Bescheidenheit und Armut zuzugestehen, die jene als ihr Ideal in Anspruch nahmen. Pierre Maury war nicht der einzige, der den Angehörigen dieser Orden nachsagte, daß sie reich, gefräßig und mit Stickereien aufgeputzt seien. Da man tatsächlich im Sabarthès wenig Bekanntschaft mit ihnen hatte, blieb man auch den Bettelmönchen gegenüber bei dem Mißtrauen, mit dem man alles ansah, was aus dem Unterland kam.

So wurde die geistliche Autorität der Kirche im Gebirge durch die Weltpriester geltend gemacht, namentlich durch die Pfarrer. Die meisten Pfarrstellen dort scheinen mit einem Pfarrer besetzt gewesen zu sein. Wie das in Montaillou aussah, wissen wir inzwischen zur Genüge. Doch auch der Amtsvorgänger des uns so sattsam bekannten Pierre Clergue wohnte wie

dieser im Dorf (i. 223). Raymond Trilh andererseits, der nach Clergues Tod dessen Pflichten wahrnahm, wird in unserer Quelle als »Vikar« von Prades und Montaillou bezeichnet, was die Vermutung nahelegt, daß der neue Pfarrer anderswo wohnte (i. 466; ii. 239).

Nicht jeder Dorfpfarrer war unglücklicherweise wirklich für sein Amt qualifiziert. Neben Geistlichen, die wie der ständige Vikar von Unac, Amiel de Rieux, bei theologischen Diskussionen mit Amtsbrüdern gelehrte Bücher zu zitieren wußten, gab es andere, die, wie Adhemar de Bedeillac, der Pfarrer von Bedeillac, vor Gericht bekunden mußten, sich nicht einmal des Evangeliums mehr ganz genau erinnerten (iii. 53).[1]

Nichtsdestoweniger und obwohl die ›parfaits‹ natürlich keine Gelegenheit versäumten, ihre beamteten Konkurrenten herabzusetzen, standen die Pfarrer bei ihren Pfarrkindern in großem Ansehen. Der Herr Pfarrer war für die Bauern der Herr Pfarrer – noch im Gefängnis redete man ihn so an (ii .273–304). Manche Priester hatten eine ›domus‹ und Landwirtschaft, der sie neben dem Ansehen, das sie kraft ihres Amtes ge-

1 Adhemar von Bedeillac bekannte in seiner Aussage gegen Arnaud de Bedeillac, sich gewisser Schriftstellen, die er einst gegen dessen Meinungen geltend gemacht habe, nicht mehr zu erinnern: »reprehendit dictum Arnaldum de predictis allegando sibi aliqua verba Evangelii vel sacre scripture, de quibus verbis Evangelii vel scripture dixit se non recordari«, sagt das Protokoll.

nossen, auch Wohlstand und die damit verbundene gesellschaftliche Stellung verdankten. Ein Priester in der Familie teilte andererseits von dem Prestige, das sein Amt verlieh, allen Angehörigen derselben – sogar den Frauen – etwas mit: »Dir werde ich nichts sagen, denn du gehörst zu einem Geschlecht von Priestern, davor fürchte ich mich«, sagte Emersende Marty zu Gauzia Clergue (iii. 357).

Die Privilegien, die ein skrupelloser Priester sich bei den Frauen seiner Gemeinde verschaffen konnte, sind hier schon gelegentlich zur Sprache gekommen. Skrupellose Priester von der Art des Pfarrers von Montaillou mögen zwar auch zu der uns hier interessierenden Zeit und in der Gegend, auf die sich unsere Untersuchung erstreckt, Ausnahmeerscheinungen gewesen sein – aber der Pfarrer von Montaillou ist keineswegs der einzige derartige Priester, den wir aus den Akten des Gerichts von Pamiers kennen; und die Betreffenden mißbrauchten eine Macht, die damals und dort tatsächlich jedem Priester in höherem Maße als an anderen Orten und zu anderen Zeiten zugetraut wurde. Der Herr Pfarrer war in Montaillou und Umgebung zu Anfang des 14. Jahrhunderts nicht beispielsweise ein demütiger Sozialarbeiter, sondern ein Mann, der unmittelbaren Zugang zum Unsichtbaren hatte. Seine Machtvollkommenheit war um so größer, als er gewöhnlich die Hierarchie, der er angehörte, in seinem Kirchspiel mehr oder weniger allein vertrat. In

einigen ländlichen Kirchspielen des Sabarthès standen dem Pfarrer zwar bei der Ausübung einiger seiner Pflichten Bauern zur Seite, die die niederen Weihen empfangen hatten und manchmal sogar ein wenig Latein verstanden; doch war dies nicht die Regel. Und mit der höheren Geistlichkeit hatte man auf dem Dorf unmittelbar nichts zu tun. Der Herr Bischof saß in Pamiers.

Natürlich war auch von Montaillou aus gesehen Pamiers nicht aus der Welt. Und daß die Anordnungen, die der Herr Bischof in Pamiers traf, auch die Leute von Montaillou betrafen, kriegten diese bei Gelegenheit sehr empfindlich zu spüren. Wer zum Bischof zitiert wurde, hatte in Pamiers zu erscheinen und verschwand dann vielleicht im Gefängnis. Wer eine solche Vorladung zu fürchten hatte, war möglicherweise gut beraten, wenn er dieser zuvorkam und sich ungeladen dem Herrn Bischof zu Füßen warf. Zweifellos gehörte also der Herr Bischof zu den Mächten, von denen die Bauern wußten, daß sie mit ihnen zu rechnen hatten.

So kannten die Bergbauern und Schäfer in den Pyrenäen natürlich auch den Papst. Die Bewohner von Arques pilgerten, wie wir sahen, zum Papst, um sich ihre früheren ketzerischen Irrtümer vergeben zu lassen. Guillemette Argelliers aus Montaillou wußte sehr wohl: »Die Priester haben, was sie sagen, vom Papst gelernt, den Gott als seinen Stellvertreter auf Erden eingesetzt hat« (iii. 95). Aber unmittelbar hatte man es

auf dem Dorfe gewöhnlich nur mit dem Herrn Pfarrer zu tun. Und was der Herr Pfarrer sagte, galt dort. Er war für die religiöse Unterweisung seiner Pfarrkinder verantwortlich. Diese sollte er einerseits durch Predigten den Erwachsenen, andererseits durch Unterricht den Kindern angedeihen lassen. Auf dem Konzil von Albi, 1254, war jedenfalls beschlossen worden, daß die Priester an Sonntagen und Festtagen den Gläubigen die Glaubensartikel zu erläutern hätten und daß Kinder, wenn sie das siebte Lebensjahr vollendet, zur Kirche zu bringen seien, um dort im katholischen Glauben unterrichtet zu werden und das Paternoster und das Ave Maria zu lernen.

Der Schritt von der Theorie zur Praxis wurde nicht überall gemacht. Wenigstens behaupteten die sogenannten ›bonshommes‹, guten Leute oder Menschen (ii. 367): »Die Priester tun nicht ihre Pflicht, unterweisen ihre Herde nicht, wie sie sollten, und fressen statt dessen ihren Schafen das Gras weg.« Dennoch wurde unbestreitbar an vielen Orten nach der sonntäglichen Messe in der Vulgärsprache gepredigt. Amiel de Rieux predigte, wie wir aus unserer Quelle erfahren (iii. 9–13), eines Sonntags einer fünfzigköpfigen Gemeinde. Allerdings erfahren wir im gleichen Zusammenhang, daß nur bei den gebildeteren seiner fünfzig Zuhörer (unter denen sich ein Edelmann und ein Priester befanden) die häretischen Behauptungen, die ihm dabei unterliefen, Anstoß erregten. Auch die

dogmatisch kaum verantwortliche Behauptung eines anderen Dorfgeistlichen, daß nämlich Christus zwar wie jeder Mensch gegessen und getrunken, aber nicht geschluckt habe, scheint bei seinen Zuhörern eher Anklang gefunden zu haben.

Daraus, daß uns die Akten des Inquisitionsgerichts von Pamiers vornehmlich über Prediger unterrichten, die mehr oder weniger heterodoxe Lehren verkündeten, darf nun natürlich nicht geschlossen werden, daß solche Predigten damals im Sabarthès die Regel gewesen seien. Amiel de Rieux und sein Kollege gerieten vielmehr in die Akten, aus denen wir hier schöpfen, eben weil sie nicht nur von der rechten Lehre, sondern auch von der allgemeinen Übung, diese bei der Predigt zu beherzigen, abgewichen waren. Barthélemy Amilhac beispielsweise, der den Kindern von Dalou Religionsunterricht in der Kirche erteilte, wurde von dem nämlichen Gericht, in dessen Akten wir die Verfehlungen jener heterodoxen Prediger verzeichnet finden, zwar wegen unmoralischer Praktiken, aber nicht wegen der Verbreitung von Irrlehren zur Rechenschaft gezogen (i. 252). Auch die Aussage des wegen Häresie angeklagten ›bayle‹ von Ornolac, Guillaume Austatz, enthält eine Bestätigung dafür, daß man sich im allgemeinen wohl darauf verlassen konnte, in der Kirche die rechte Lehre verkündet zu hören (i. 206): »Unter dem Einfluß Pierre Authiés und meiner Mutter hörte ich auf, an die Auferstehung des Leibes zu

glauben. Aber mein Gewissen kam nicht zur Ruhe. In der Kirche hörte ich Predigten über die Auferstehung, und der Priester Guillaume d'Alzinhac, der wie meine Mutter in Lordat wohnte, hatte mich, als ich jung war, gelehrt, daß Männer und Frauen nach dem Tode wieder auferstehen.«

In Montaillou freilich war für die Gemeinde das Verhältnis zum Pfarrer durch dessen widersprüchliche Haltung kompliziert. Pierre Clergue bekannte sich ja zwar im Amt zur orthodoxen Lehre, ließ aber andererseits niemand im Zweifel an seinen heterodoxen Privatansichten und schien somit zynisch sein Priesteramt nur um der ihm dadurch garantiertet! gesellschaftlichen Stellung willen wahrzunehmen (i. 227). Einige katholische Mütter scheinen, wie diejenigen der Vuissane Testanière und des Schäfers Jean Maury, so gut sie verstanden, bemüht gewesen zu sein, ihre Kinder in den katholischen Glaubenswahrheiten zu unterrichten. Doch konnten diese, da ihnen kein sein Amt ernsthaft versehender Priester beistand, gegen den Einfluß der katharischen ›bonshommes‹ wenig ausrichten.

Auch im Sabarthès jedoch prägte die Kirche den Gläubigen die Glaubenswahrheiten nicht allein durch die Predigt der Priester ein. Es gab auch Kirchenlieder – leider erfahren wir dazu keine Einzelheiten (i. 145–146) –, und es gab Bilder, bunte Glasfenster und Statuen. Selbstverständlich ereiferten sich die ›parfaits‹ gegen

den ›Bilderdienst‹ der katholischen Kirche: »Glaubst du, daß diese Holzstücke Wunder tun können?« fragte Bélibaste den Arnaud Sicre verächtlich (ii. 54–55). Und im Gespräch mit ein paar Bauern sagte Pierre Authié (ii. 440): »Erst habt ihr mit euren eigenen Äxten die Heiligenbilder in diesem Götzenhaus [das heißt in der Kirche] geschnitzt; und dann betet ihr sie an!« Bernard Gombert aus Ax-les-Thermes behauptete sogar (ii. 333), daß die Jungfrau nie mehr als ein Stück Holz sei, ohne wirkliche Augen oder Füße oder Ohren oder Mund.

Millenaristische Bewegungen, wie sie sich in anderen Gegenden der Christenheit immer wieder gegen die geistlichen und weltlichen Autoritäten erhoben – stark in der Gewißheit des unmittelbar bevorstehenden Endes der Welt und der Zuversicht auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, und gewöhnlich mit Ausschreitungen gegen die Juden darauf hinarbeitend –, scheinen in der hier betrachteten Landschaft wenig Eindruck gemacht zu haben. In den kleinen Städten und größeren Dörfern wirkten sie anregend – mehr nicht –, auf dem Lande ließ sich niemand von ihnen mitreißen. Bélibaste, der Prophet, prophezeite wohl gelegentlich (im spanischen Exil), daß »Volk gegen Volk, Königreich gegen Königreich sich erheben, und ein Sprößling des Königs von Aragon sein Pferd auf dem Altar zu Rom weiden« würde (ii. 63). Doch Guillemette Maury erkundigte sich daraufhin nur höflich: »Und wann wird das sein?«

Der Einfluß der Pastoureaux, die das Himmelreich zu erlangen glaubten, indem sie überall, wo sie hinkamen, die Juden massakrierten, kam über die Landschaft an der Garonne und die Gegend von Toulouse nicht hinaus. Auch in Pamiers hatten religiöse Enthusiasten wenig übrig für die Juden und betrachteten die Unbelehrbaren mit Mißtrauen. Arnaud Gélis, der im Umgang mit Geistern Erfahrene, war der Meinung, jüdische Geister an ihrem Geruch erkennen zu können – doch in Montaillou, wo es keine Juden gab, wo Juden nahezu unerhört waren (nur einmal hört man von einer getauften Jüdin, die Béatrice de Planissoles mit magischen Rezepten bekannt machte), zerbrach sich auch über die der jüdischen Frage angemessene Lösung niemand den Kopf.

Nicht lange vor der Zeit, über die uns die Protokolle der von Bischof Fournier angestellten Verhöre unterrichten, gingen im ganzen Languedoc und insbesondere auch in der Grafschaft Foix Gerüchte um, die wissen wollten, daß das Jüngste Gericht oder doch mindestens eine das Unterste zu oberst kehrende Revolution dicht bevorstehe. Für die Richtigkeit solcher Prophezeiungen sprachen die damals das Abendland beunruhigenden Tatarennachrichten: »Seht, von Aufgang kommen die Tataren«, sagte der Troubadour Montanhagol. »Wenn ihnen Gott nicht Einhalt gebietet, werden sie alles gleichmachen: die Edelleute, die Geistlichkeit und die Bauern« (Nelli, 1966, S. 245).

Im Jahre 1318 wurde wieder einmal mit dem Ende der Zeiten gerechnet, und auf den Straßen, die aus Pamiers ins Oberland der Grafschaft führten, erörterten die Leute, was sie in dem Fall zu erwarten hätten. »In dem Jahr«, sagte Bertrand Cordier aus Pamiers (i. 60–61), »begegnete ich auf der anderen Seite der Brücke im Kirchspiel von Quié vier Männern aus Tarascon, darunter Arnaud de Savignan. Sie fragten mich: ›Was gibt's Neues in Pamiers?‹

›Sie sagen dort, daß der Antichrist geboren ist. Jeder muß seine Seele besorgen. Das Ende der Welt ist nah‹, sagte ich.

Doch Arnaud de Savignan entgegnete mir: ›Daran glaube ich nicht! Die Welt hat weder Anfang noch Ende …‹«

Als das Inquisitionsgericht den guten Arnaud wegen dieses heterodoxen Glaubens an die Ewigkeit der Welt ins Gefängnis zu schicken Miene machte, verteidigte sich dieser mit dem Hinweis auf seine ungenügende Unterrichtung in der rechten Lehre (i. 167): »Weil ich im Steinbruch arbeite, muß ich immer zu früh aus der Messe fort«, sagte er, »und habe also keine Zeit, mir die Predigt anzuhören.« Tatsächlich war der Glauben an die Ewigkeit der Welt im Sabarthès sehr verbreitet, und Arnaud berief sich auch darauf: »Ich habe von vielen Leuten im Sabarthès gehört, daß die Welt immer existiert hat und immer existieren würde«, sagte er. Jaquette den Carot aus Ax hatte sich gegen eine

andere Bauersfrau in der Mühle ähnlich vernehmen lassen (i. 151–153): »Es gibt keine andere Zeit als unsere«, hatte sie gesagt (»numquam erit alius seculum nisi istud …«).

Wer nicht an das Ende der Welt, das Jüngste Gericht, das Leben nach dem Tode glaubte, war selbstverständlich Prophezeiungen vom nahe bevorstehenden Anbruch des tausendjährigen Reiches nicht sehr aufgeschlossen. Und Zweifel an der Glaubwürdigkeit dessen, was die Priester vom Leben nach dem Tode lehrten, gab es nicht nur in den kleinen Städten wie Ax und Tarascon, die Inquisition stellte solche Zweifel auch auf dem Lande fest. Am häufigsten betrafen solche Zweifel – unter dem Einfluß der katharischen Propaganda – die Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Von Béatrice de Planissoles wollte man in Montaillou gehört haben (i. 309), »daß die Leiber der Menschen wie Spinnenweben vernichtet werden würden, da sie ja Teufelswerk seien.« Das war gut katharisch gedacht und gesprochen. Bei anderen, die sich wegen solcher Zweifel vor dem Inquisitionsgericht zu verantworten hatten, klangen eher vulgärmaterialistische Argumente an: Schließlich gab es Leute, die, wie Guillaume Austatz, der uns als Freidenker schon bekannte ›bayle‹ von Ornolac, ungläubig staunten: »Wie ist es bloß möglich für die Seelen der Toten, eines Tages in dieselben Knochen zurückzukehren, die einst ihre waren«, fragte der (i. 206).

Béatrice de Planissoles, Guillaume Austatz und Arnaud de Savignan waren freilich Angehörige der vergleichsweise besseren Gesellschaft; doch wurden ihre Ansichten vom Leben nach dem Tode auch von Leuten geteilt, die weniger gut gestellt waren als sie. »In Rabat«, bekannte Bernard D'Orte, der in diesem Dorf zu Hause war, »standen wir einst mit Gentile Macarie (Guillaumes Frau) vor deren Haus am Dorfplatz. (Man feierte gerade das Fest der Reinigung der Jungfrau.) Nachdem wir eine Weile miteinander gescherzt hatten, sagte ich zu Gentile, wobei ich meine Daumen vorzeigte: ›Werden wir mit diesem Fleisch und diesen Knochen ins Leben zurückkehren? Das soll doch wohl ein Witz sein! Ich glaube nicht daran!‹«

In Lordat war wie in Montaillou der Einfluß der von den Brüdern Authié gepredigten katharischen Lehre besonders spürbar, es gab also dort besonders viele Leute, die von der Auferstehung des Fleisches nichts wissen wollten. Arnaud Cogul aus Lordat indessen hatte sich einen Kompromiß zwischen orthodoxer und heterodoxer Eschatologie zurechtgemacht. Seines Erachtens war am Jüngsten Tag die Auferstehung des Fleisches zu gewärtigen; doch meinte er, daß es sich nach gehaltenem Jüngsten Gericht wieder auflösen würde (i. 378). Nicht einmal mit dem Enthusiasmus dieses unsicheren Kantonisten konnten also chiliastische Propheten rechnen. Wer nicht mit dogmatischen Argumenten die Auferstehung des Fleisches und mithin die Möglichkeit

eines tausendjährigen Reiches der Gerechten auf Erden geradewegs leugnete, stand solchen Perspektiven wenigstens mißtrauisch oder gleichgültig gegenüber.

In Zusammenhang mit dem weitverbreiteten Unglauben an die Auferstehung des Fleisches stand der ebenfalls verbreitete Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele. Raymond de l'Aire aus Tignac, übrigens ein tüchtiger Landmann, der von früh bis spät unermüdlich seinen Arbeiten auf Feldern und Wiesen nachging, hatte diesbezüglich besonders radikale Bekenntnisse gemacht. Die Seele, meinte er nämlich, sei nur Blut und verschwände deshalb nach dem Tode mit der Leiche; und an die Auferstehung des Fleisches glaubte er auch nicht. Das Paradies war, wenn einer auf Erden glücklich war; die Hölle litt man, wenn es einem hier unten drekkig ging – und fertig. Unter diesen Umständen hatte der fleißige Raimund von der Tenne (denn so hätte er in Deutschland geheißen) für die Priester natürlich keine große Achtung. Der Bischof von Pamiers, pflegte er zu philosophieren, sei wie alle Welt gemacht, »foten e mardan, id est per cohitum hominis et mulieris sicut erant homines facti et nascentur«. Während das aber in der Sache nicht einmal der Bischof selbst bestritten hätte – so unangenehm ihm vielleicht die respektlose Darstellung des Sachverhalts gewesen wäre –, handelte es sich bei der weitergehenden Behauptung des tüchtigen Dreschers, genau so und nicht anders sei es auch bei Christi Geburt zugegangen, allerdings um

eine gotteslästerliche Irrlehre (ii. 118). Freilich leugnete dieser kühne Materialist nicht nur die Jungfrauengeburt, sondern auch die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Konsequenterweise ging er jahrelang nicht zur Kommunion (ii. 130).

Wie andere Bauern zu Tignac machte er zwischen den Seelen von Menschen und Tieren keinen wesentlichen Unterschied, und da er einmal mit einem Gesinnungsgenossen aus Caussou (einem Ort in der Nähe von Montaillou) eine Wiese mähte, fand sich's, daß sie beide glaubten, »Gott und die Jungfrau Maria seien schließlich nichts anderes als diese sichtbare und hörbare Welt« (ii. 129).

Raymond de l'Aire machte überhaupt Tabula rasa, ließ also keine Vorurteile gelten. Gegen Inzest behauptete er (in gewissen Grenzen) nichts zu haben (wie wir schon bei anderer Gelegenheit sahen); da mit dem Tode sowieso alles aus sei, sei schließlich auch Mord keine Sünde (ii. 130). Er hatte ein Verhältnis mit Raymonde, der Schwester seiner Frau Sybille (ii. 132). Wenn er nicht alles tat, wozu er sich berechtigt fühlte, dann weniger weil ihm diesbezüglich das Gewissen schlug als vielmehr aus Sorge um seinen guten Ruf.

Selbst in seinem eigenen Kirchspiel, wo man schon andere Freigeister dieser Art gesehen hatte, erregte Raymond de l'Aire ein gewisses Ärgernis. Man traute ihm nicht über den Weg. Er sei einmal wahnsinnig gewesen, hieß es; und ein Zauberer sei er noch immer. Eines

Tages arbeitete er oberhalb des Dorfes auf dem Felde, pflügte das Feld seiner Geliebten (sie hieß Rodière). Unvorsichtigerweise spannte er zwei schlechtgezähmte junge Stiere oder Ochsen vor seinen Pflug; die bockten und warfen das Joch ab. »Teufel, tu das Joch zurück«, befahl Raymond. Wirklich soll das Machtwort Wunder gewirkt und die Stiere oder Ochsen wieder unterjocht haben. Als junger Mann sei er einmal zwei Monate lang irre gewesen, erinnerte man sich im Dorfe; doch, da er nunmehr schon zwanzig Jahre lang eine vorbildliche Landwirtschaft betrieb, konnte man Geistesgestörtheit für seine Gotteslästerungen wohl nicht verantwortlich machen, wurde dann zu bedenken gegeben.

Jean Jaufre, ein Verwandter Raymonds aus demselben Dorf, verstand die Lehren der katharischen Missionare so, daß er zu der Überzeugung kam, der Teufel habe die gefährlichen Tiere geschaffen (ii. 121). Arnaud Laufre, ebenfalls aus Tignac, war wie er mit katharischem Gedankengut in Berührung gekommen: Ob die Tatsache, daß er bei Gelegenheit die Seele einer Nachbarin mit der einer Raymond de l'Aire gehörigen Sau verglich, als Beweis dafür, daß bei dieser Berührung etwas hängen blieb, gewertet werden darf, muß allerdings als offene Frage stehengelassen werden. (»Inter alia vituperia que dictus Arnaldus dixit dicte mulieri, dixit ei, audiente ipso loquente [nämlich Raymond de l'Aire, der in seinem Geständnis davon spricht] quod ita parum valebat anima ipsius mulieris

sicut anima cuiusdam porcelle que tunc pascebatur; ii. 131.) – Guillemette Vilar, aus Tignac auch sie, traute dem Ablaß nicht (ii. 122).

Ihre Nachbarn Jacques de Alzen und Raymond Philippe zogen gelegentlich in Erwägung, zwei Mörder zu dingen, die's dem Bischof besorgen würden – damit sie endlich Ruhe hätten vor dessen Ansprüchen auf den Zehnten ihrer Lämmer (ii. 122).

Die Vorstellung, daß die Seele aus Blut sei, war auch in Ornolac anzutreffen. Guillemette Benet (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Matrone von Montaillou) sah dies durch die Tatsache bewiesen, daß, sobald man einer Gans den Kopf abhackte, das Blut hervorschoß und mit ihm die Lebensgeister der Geköpften schwanden.[1] Wahlweise konnte allerdings

1 Hier ist an die Lebensgeister, die Leibesseele gedacht, von der in Leviticus 17,11 die Rede ist, wo es (nach Luthers Übersetzung) heißt: »Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch auf den Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden. Denn das Blut ist die Versöhnung, weil das Leben in ihm ist.« M. Spanneut (›Le stoicisme des Peres de l'Eglise, Paris 1957, S. 181–182) erörtert den Platz der Vorstellung einer ›Blut-Seele‹ im Denken von Tertullian und Origines. Texte zum besseren Verständnis dieser Vorstellung einer im Blut gebundenen und wie dieses vergänglichen Seele im Rahmen der Heterodoxien, die während des frühen und hohen Mittelalters im Languedoc im Schwange waren, findet man in Migne, Patrologia latina, Bd. 210, col. 328: Alain de Lille, Contra haereticos, 1,27; und in L. D'Achery, Spicilegium …, Paris, 1666, Bd. 7, S. 341.

nach Meinung dieser dörflichen Philosophen die Seele auch als Wind aufgefaßt werden, denn mit dem letzten Atemzug hauchte der Sterbende ja nicht nur sein Leben, sondern zugleich die Seele aus, die dann noch eine Zeitlang heulend wie eine streunende Katze um die Wohnungen der Lebenden strich, bis sie endlich ›am guten Platz‹ ihre Ruhe fand.

Für Raymond Sicre aus Ascou, der Getreide baute und Vieh hatte, war die Seele in dem Brot, mit dem man sich nährte, und konnte einem also allerdings leider ausgehen wie dieses: Raymond wies darauf hin, als dem Dorfe einmal eine Hungersnot drohte.

Die katharische Propaganda ermutigte solche Zweifel am katholischen Dogma, aber die naturalistischen Überzeugungen, die sich, derart ermutigt, geltend machten, waren auf katharische Belehrung an sich kaum angewiesen. Hier äußerten sich Vorstellungen, von denen die Leute von Montaillou wohl hätten sagen können, daß sie auf ihrem eigenen Mist gewachsen waren. Die katharische Lehre, derzufolge Gott, der gute Gott, für die Schöpfung nicht verantwortlich war, kam dem naiven Naturalismus der Bauern entgegen, die nicht einsahen, warum die Welt nicht schon immer so ihren Gang hätte gegangen sein sollen, wie sie ihn heute ging und zweifellos morgen gehen würde. »Der Teufel ist es und nicht Gott, der die Pflanzen blühen und Frucht tragen läßt«, sagte ein Bewohner von Ax-les-Thermes (i. 283). Doch, obwohl er sich zu dieser Leugnung des

Schöpfers der Terminologie der Katharer bediente, indem er die Schöpfung zwar nicht dem Schöpfer, aber doch dem Teufel zuschrieb, hatte er dabei womöglich nichts anderes im Sinn als Arnaud de Bedeillac, wenn er behauptete (iii. 51, 60): »Die Bäume kommen aus der Natur der Erde und nicht von Gott«, oder als Aycard Boret aus Caussou, der eines kalten Tages, da er mit Freunden am Feuer saß und dem Schneetreiben zusah, behauptete (iii. 346–347): »Das Wetter geht seinen Gang, bringt Kälte und Blumen und Korn hervor; und Gott kann gar nichts dagegen machen.«

Wie wir sahen, äußerten sich Zweifel am Wert der Eucharistie gelegentlich in kindischen Späßen. Ernster stellten sie sich dar für die uns schon flüchtig bekannte Aude Fauré. Aude Fauré wohnte in Merviel, einem ländlichen Kirchspiel der Grafschaft Foix, nördlich des Pas de Labarre, aber nicht weit von der nördlichen Grenze des Sabarthès. Sie war die Ehefrau des Guillaume Fauré, wohlhabend, und hatte zwei Mägde und eine Amme im Haus. In Merviel wurde sie mit ›Madame‹ angeredet, doch verkehrte sie nichtsdestotrotz vertraulich mit ihren bäuerlichen Nachbarinnen, liebte es, mit ihren Mägden zu plaudern, die sie eigens zu diesem Zwecke aufzusuchen pflegten, wenn sie abends von der Arbeit auf dem Felde zurückkamen (ii. 98). Aude Fauré galt als freundliche Dame; den Armen des Dorfes gab sie so reichlich, daß sie für sich selbst sparen mußte (ii. 85).

Ihres Vaters ›ostal‹ stand weiter nördlich in Lafage (auf dem Gebiet des heutigen Departements Aude), und dort war sie aufgewachsen (ii. 92). Wie es in diesem Dorf Brauch war, ging sie erst sehr spät zur ersten Kommunion – als Achtzehn- oder Neunzehnjährige frühestens, jedenfalls erst ein ganzes Jahr nach ihrer Hochzeit.

Die junge Frau hatte hysterische Anfälle, bei denen sie sich die Kleider vom Leibe riß. Sie litt unter Schuldgefühlen, die sie einer Sünde zuschrieb, die sie, ehe sie Ostern zur Kommunion ging, nicht gebeichtet hätte. Und Zwangsvorstellungen stellten sich ein (ii. 94): »Ein paar Frauen«, sagte sie, »erzählten mir, wie eines Nachts eine Frau mitten auf der Straße unseres Dorfs Merviel eine Tochter gebar, ehe sie noch ihr ›ostal‹ erreichen konnte. Und ich mußte dauernd an die Unreinheit denken, die aus den Leibern gebärender Weiber geht; jedesmal, wenn der Priester am Altar die Hostie erhob, mußte ich daran denken, daß auch der Leib Jesu Christi mit dieser Unreinheit besudelt sei … und dann dachte ich, das da sei gar nicht der Leib Christi.«

Als Aude zweiundzwanzig Jahre alt war, glaubte sie noch an Gott, aber nicht an den Gott, der, wie die Priester lehrten, im Altarsakrament enthalten war. »Manchmal bin ich irre«, sagte sie (ii. 101). »Dann kann ich nicht mal zu Gott und der Jungfrau Maria beten.«

Endlich gestand Audre ihre Gedanken ihrem Mann (ii. 83–86): »Sancta Maria, Herr Gemahl! Wie kann es sein, daß ich an unseren Herrn nicht glauben kann? Was ist denn da los? In der Kirche, wenn der Priester den Leib Christi erhebt, kann ich nicht beten, ja nicht einmal hinsehen. Wenn ich's versuche, kommt mir ich weiß nicht was für ein Hindernis [anbegament] vor Augen.«

Doch Guillaume, ihr Mann, zeigte wenig Verständnis für ihre Leiden: »Wie denn, Verdammte«, antwortete er, »bist du überhaupt bei Sinnen, wenn du so redest? … Ah, Ihr seid eine Verlorene! Die Teufel werden Euch mit Leib und Seele hinraffen. Und ich werde Euch verstoßen. Wenn Ihr seid, was Ihr sagt. Wenn Ihr nicht augenblicklich zur Beichte geht.«

In ihrer Not wandte sich Aude Fauré an den Bischof mit der Bitte, ihr eine öffentliche Buße aufzuerlegen. Sie forderte auch den Tadel anderer Frauen heraus, unter denen sich auch ihre Tante Ermengarde Garaudy befand (ii. 88): »Was, Verräterin! Ihr werdet ein ›ostal‹ und ein Dorf mit Häresie besudeln, die sich bisher davon rein gehalten haben. Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht beichtet. Hinaus! Ins Feuer!«

Ein Beichtvater konnte, wie sich dann zeigte, der Armen auch nicht helfen. Endlich aber, als die Frauen ihres Hauses die Hilfe der Heiligen Jungfrau für sie anriefen, wurde sie ihrer Zwangsvorstellungen dennoch ledig.

Unglauben bei Männern zeigte sich als Haß, Spott und Rücksichtslosigkeit gegen die Gebote der guten Sitten, nicht allein aber zumal des Geschlechtslebens. Aude Faurés Krise könnte eher metaphysisch genannt werden, wenn nicht die neurotischen Ursachen ihrer Zwangsvorstellungen so offen zu Tage lägen.

Wirklich dogmatische Ablehnung katholischer Dogmen war nur bei Leuten anzutreffen, die sich auf die Lehren der katharischen Häresie beriefen.[1] Die Grenze freilich, die heterodoxe von orthodoxen Überzeugungen schied, war ziemlich unbestimmt und wurde häufig von den gleichen Leuten mal in dieser, mal in jener Richtung überschritten. Von solchen Leuten hieß es, sie »fischten von beiden Ufern« (ii. 109). Oft spielten persönliche Beziehungen zu Leuten am jeweils anderen Ufer eine entscheidende Rolle dabei. So sagte Pierre Maury (iii. 209): »Ich möchte, was ich verdiene, dazu verwenden, beiden Seiten Gutes zu tun. Denn ich weiß wirklich nicht, welche mehr Recht hat. Obwohl ich tatsächlich mehr dem Glauben der Häretiker anhänge. Ganz einfach deshalb, weil meine Unterhaltung und

1 Obwohl diese Lehren im Sabarthès und namentlich in Montaillou erst nach 1300 durch die Brüder Authié von neuem gepredigt wurden, weisen doch verschiedene Aussagen der Zeugen des Inquisitors darauf hin, daß die Häresie seit dem 13. Jahrhundert in der Gegend heimisch war (siehe dazu namentlich i. 219, 357).

mein Verkehr mit den Häretikern mir wichtiger sind als mein Umgang mit den anderen.«

In Montaillou, im Sabarthès überhaupt, beeindruckte die Leute von den Lehren der Katharer vor allem deren nachdrückliche Versicherung der Schlechtigkeit der Welt und Verwerflichkeit alles Weltlichen. Und in dieser Meinung von der Verwerflichkeit alles Weltlichen kamen die Ketzer ja mit manchen durchaus orthodoxen Eiferern überein: Auch dadurch wurde den Leuten der Übergang von einem zum anderen Glauben erleichtert.

In Montaillou war fast jeder, einschließlich des Pfarrers, wie wir wissen, von den ›bonshommes‹ beeinflußt; und jeder dort war, gelegentlich wenigstens, imstande, an einen Gott, der die guten Geister und einen Teufel, der die Welt des sündigen und sterblichen Fleisches geschaffen hätte, gleichzeitig zu glauben; wie vielleicht zu anderen Zeiten an den Schöpfer des Himmels und der Erden.

Die Schäfer von Montaillou hatten – wenigstens vermittelt die Lektüre der Akten des Inquisitionsgerichts von Pamiers diesen Eindruck – eine gewisse Vorliebe für die Erörterung theologischer Gegenstände. Doch, ohne sich dessen immer bewußt zu sein, wußten jedenfalls die zu den Lehren der Katharer neigenden unter ihnen über die dogmatischen Voraussetzungen ihrer Behauptungen selten ganz genau Bescheid. Hatte wirklich, wie die radikalen Dualisten lehrten, der sa-

tanische Weltschöpfer von Anfang an mit dem guten Gott koexistiert? Oder hatte Gott selbst den Teufel geschaffen (was ja die Kirche ebenfalls lehrte), der dann (und da begann die Ketzerei) in Auflehnung gegen seinen Schöpfer die Welt geschaffen hatte? Liest man die Aussagen der Brüder Maury und einiger anderer Zeugen aus Montaillou, findet man, daß da dieselben Leute bald die, bald jene Meinung vertraten.

Der Katharismus von Montaillou war zunächst eine mythische Geschichte, die man sich abends am Feuer erzählte, die man unermüdlich sich wiederholte – wobei man sie ausschmückte und abwandelte, ohne sie wesentlich zu verändern. Diese Geschichte begann mit dem Sündenfall. Es gelang dem Teufel, ein paar von den guten Geistern, die beim guten Gott im Himmel waren, zu verführen. Die stürzten dann aus dem Himmel und wurden hier unten von ihrem Verführer in Gefäße aus Erde, Leiber von Fleisch, eingekerkert, dem Ton des Vergessens eingebildet (Et tunc fecit eis tunicas, id est corpora de terra oblivionis« iii. 132). Diese gefallenen Seelen waren dauernd von einem sterblichen Leichnam in den anderen unterwegs, mußten ohne Rast und Ruh aus einem zerbrechlichen Gefäß ins andere fahren, in tierische Leiber erst, in Menschenleiber dann, bis, wie Pierre Maury sagte (iii. 220), »die Seele in einen Leib gelangt, aus dem sie erlöst wird, da sie, endlich häretiziert, in den Stand der Gerechtigkeit und Wahrheit versetzt wird. Wenn sie dann ihr letztes Ge-

wand verläßt, kehrt die fragliche Seele in den Himmel zurück. Doch bis sie häretiziert werden, müssen die Geister von einem Gewand zum anderen wandern.« Innerhalb der katharischen Eschatologie spielte hier die Seelenwanderung eine Rolle, die der des Fegefeuers in der katholischen ähnelte.

Alle in den Akten des Inquisitionsgerichts von Pamiers festgehaltenen Zeugnisse lassen darauf schließen, daß in Montaillou die Katharer nicht als Bestreiter und Widersacher des christlichen Glaubens galten, sondern im Gegenteil als die einzig wahren Christen. Die Katholiken betrachtete Guillaume Belot als Pharisäer (i. 473). Und diejenigen, die der Inquisitor Häretiker nannte, nannten ihresgleichen ›boni christiani‹, gute Christen.

Die ›boni christiani‹ oder ›bonshommes‹, guten Leute oder Menschen, des Sabarthès betätigten sich nicht nur als Mittler zwischen den Gläubigen und Gott, als Seelenretter, sondern spielten auch im Rahmen der irdischen Verhältnisse eine nicht unbedeutende Rolle als Vermittler der Gegensätze zwischen ihren Anhängern. Die Gesellschaft, in der sie wirkten, war ja in zahlreiche Gruppen und Grüppchen gespalten und bei Auseinandersetzungen zwischen benachbarten ›domus‹ stets in Gefahr auseinanderzufallen. Die Authiés und ihre weniger gebildeten Brüder niedrigerer Herkunft, Bélibaste und Tavernier, hatten Verbindungen nicht nur bei den einfachen Leuten, sondern auch

beim Bürgertum, sogar beim Adel. Und sie machten diese Verbindungen und ihren Einfluß geltend zur Bestärkung sozialer Werte und Verhinderung gewalttätiger Auseinandersetzungen ohne Einsatz repressiver Gegengewalt. Sie nahmen Eide ab. Und ermahnten zur Achtung vor den Feldern, Weinbergen und dem Weib des Nächsten – bestätigten also das Recht auf Besitz.

Die im Sabarthès praktizierte Moral war eher lax als streng. Die christliche Ethik konnte zwar auf Lippendienst jederzeit rechnen, aber jeder nahm für sich das Recht in Anspruch, davon abzusehen, da er ja glaubte, entweder durch die Beichte auf dem Totenbett oder das häretische ›consolamentum‹ aller Sünden ledig werden zu können. Wenn trotz dieser Überzeugungen auch im Sabarthès nicht Mord und Totschlag allein die Geschäfte zwischen den Menschen regelten, war dies ein Verdienst wohl weniger religiöser Anschauungen als vielmehr der von jeher geltenden Bräuche.

Doch gaben ihre religiösen Anschauungen den Leuten nichtsdestoweniger zu verstehen, daß ihnen zur Vollkommenheit vieles fehlte; und so kompensierten sie die eigene Heillosigkeit mit der Verehrung einiger weniger zuverlässig Heiliger: Auch insofern waren den leichtlebigen Leuten von Montaillou gerade die strengen ›bonshommes‹ willkommen. Mochte auch niemand vollkommen sein, gab es doch die ›parfaits‹.

Jean Chelini hat in seiner ›Histoire religieuse de l'Occident medieval‹ (Paris 1968, S. 253) die dem Katharismus zugrundeliegende Anomie treffend charakterisiert: Der Katharismus, sagt er, lehre eine doppelbödige Moral. Einerseits gestatte er der Mehrzahl eine fast uneingeschränkte Freiheit der Lebensführung und Sitten, andererseits stelle er an den ›parfait‹ oder ›Vollkommenen‹ die strengsten moralischen Ansprüche und geben diesem zugleich die Verantwortung für das Seelenheil der durch solche Ansprüche unbekümmert in den Tag hinein lebenden Gläubigen – deren Seele er durch das am Sterbebett zu veranstaltende ›consolamentum‹ mit Gott zu versöhnen habe. – Was wir in den Protokollen des Inquisitionsgerichts von Pamiers lesen, entspricht dieser Charakteristik überall. »Pierre Clergue hat mir gesagt«, resümierte Béatrice de Planissoles die diesbezüglich von ihrem Pfarrer und Liebhaber erhaltenen Lehren, »daß Männer wie Frauen zeitlebens ganz ungescheut sündigen können und tun, was ihnen gefällt. Vorausgesetzt, daß sie sich am Ende ihres Lebens in die Sekte oder den Glauben der guten Christen aufnehmen lassen. Dann sind sie nämlich erlöst und aller während ihres Lebens begangenen Sünden ledig … dank der Handauflegung dieser besagten guten Christen, die sie auf dem Totenbett empfingen.«

Freilich handelte es sich bei Pierre Clergues' Auslegung der katharischen Ethik um eine grobe Vereinfachung derselben, die kein ›parfait‹ als wahre Lehre hätten gelten lassen. Sie erfreute sich gleichwohl einer so allgemeinen Zustimmung, daß die ›parfaits‹ wiederholt genötigt waren, vor den daraus fließenden Irrtümern zu warnen (i. 386).

Da in der Anomie eine Gesellschaft auf die Dauer nicht lebensfähig wäre, herrschten, wie schon festgestellt, der geschilderten Anschauungen ungeachtet, in Montaillou auch bei Katharern mehr oder weniger geordnete Verhältnisse, und zwar im wesentlichen die gleichen wie bei ihren katholischen Nachbarn.

Praktisch bekannten sich nämlich Katholiken wie Katharer zur gleichen Wertordnung, die sich bei näherem Zusehen nicht als spezifisch religiös begründet erweist. Denn in der Brust des Einzelnen war der Anwalt dieser Wertordnung weniger das Gewissen als die Furcht vor Schande.

Der auch in diesem Punkte dankenswert offenherzige Raymond de l'Aire bekannte das ganz unumwunden (ii. 130):

»Ich gebe viel Almosen«, sagte er. »Aber nicht um Gottes willen, sondern um mich bei meinen Nachbarn in Ansehen zu setzen, um in den Ruf eines guten Mannes zu kommen … Ähnlich beichte ich, nicht weil ich mir sündig vorkomme, sondern um bei meinem Pfarrer und bei meinen Nachbarn in den Ruf eines guten Man-

nes zu kommen. Ich glaube nämlich weder an Sünden noch an Läuterung durch gute Werke. Meines Erachtens ist Blutschande mit der Mutter, Tochter oder Base nicht sündig, nur eben eine Schande. Blutschande mit einer Base zweiten Grades ist nicht mal eine Schande. Gibt es nicht im Sabarthès das Sprichwort …« Und so weiter – dem Leser kommt die Stelle sicherlich schon bekannt vor: »adherens huic credentie propter commune proverbium terre Savartesii: A cosina secunda tot leli afonia.«

Die Berufung auf das Sprichwort läßt erkennen, daß sich die Leute von Montaillou im Zweifelsfalle immer an die heimischen Bräuche hielten. »Der Bischof verlangt den Zehnten von uns nach dem Gesetz«, sagte der ›bayle‹ von Ornolac, Guillaume Austatz (i. 209). »Wir hier im Sabarthès verweigern ihn aber, weil er gegen unseren Brauch ist.«

Daß die Bräuche in Betreff des Intimverkehrs im Sabarthès ziemlich freizügig waren, wie Raymond de l'Aire unter Berufung auf ein Sprichwort versicherte, wird durch eine ganze Reihe anderer in den Protokollen, die uns hier belehren, überlieferter Aussagen bestätigt. Raymond Vayssiere aus Ax-les-Thermes gab an: »Simon Barra hatte zwei Schwestern als Geliebte, eine nach der anderen. Er rühmte sich dessen sogar gegen Pathau Clergue aus Montaillou und mich. Ich sagte zu ihm: ›Das ist eine große Sünde.‹ – ›Nein‹, antwortete er. ›Es ist keine Sünde; aber ich gebe zu, es ist eine Schande.‹«

Doch keineswegs jeder, der sich solcher Taten rühmte, war willens, auch nur so viel zuzugeben. »Guillaume Bayard erzählte mir«, gab Arnaud de Bedeillac zu Protokoll (iii. 155), »daß er mit vier Schwestern geschlafen hätte, je zweien aus verschiedener Familie. Ihre Namen waren Gaude, Blanche, Emersende und Arnaude.

›Wie konnte er nur mit zweimal zwei Schwestern schlafen?‹ fragte ich.

›Hätte ich mit Blutsverwandten von mir geschlafen, wäre das vielleicht eine Schande gewesen‹, erwiderte Bayard. ›Aber mit zwei Schwestern! Das sind doch Kleinigkeiten!‹«

Ein anderes Mal besprachen mehrere Leute beim Feuer (es lag Schnee draußen), daß Raymond de Planissoles hintereinander eine gewisse Guillemette aus Caussou und deren Nichte Gaillarde (die zugleich Raymonds Magd war) als Geliebte hatte.

»Was für eine schreckliche Sünde!« sagte einer.

»Überhaupt nicht! Da ist nichts sündig dran«, versetzte ein anderer.

Liebesabenteuer mit verschiedenen miteinander Blutsverwandten galten demnach zwar einerseits als sittenwidrig, verstießen aber wohl andererseits nicht so sehr gegen die Bräuche, daß man sie als Schande hätte empfinden müssen. Denn seiner Schande rühmte sich keiner, im Gegenteil.

»Manchmal hänge ich meine gelben Kreuze an einen Pflaumenbaum«, bekannte der uns schon bekannte

Steinmetz aus Ax. »Aus Scham [verecundia] vermeide ich so oft wie möglich, sie zu tragen.« Armut, Verlust des Hauses, Besitzverlust überhaupt und insgemein alles, was man heute als sozialen Abstieg bezeichnen würde, galten als Schande, verursachten Scham, Ehrverlust und ›Konfusion‹. »Ich bin ziemlich gering geachtet im Sabarthès wegen meiner Armut«, sagte Arnaud de Bedeillac (iii. 57). »Ich bin verarmt und ganz konfus in meiner Heimat wegen des Fehlers meiner Mutter«, bekannte Arnaud Sicre (ii. 29: »depauperatus … et confusus propter meam matrem … in partibus nostris«).

Bemerkenswert sind solche Äußerungen, insofern sie anzeigen, daß die tatsächliche, schicksalhafte Armut als Schande angesehen wurde von Leuten, die, wie uns unsere Quelle wiederholt versichert, die Armut als Ideal und die freiwillig gewählte Armut durchaus bewunderten.

Alle Werte standen und fielen mit ihrer äußeren Bestätigung. Die geltenden moralischen Prinzipien dienten ausnahmslos der guten Nachbarschaft und beruhten auf der sogenannten goldenen Regel, die in allem Gegenseitigkeit verlangt: do ut des. »Nimm kein Gras von anderer Leute Feldern; wirf auch das Unkraut, das du auf deinem Felde ausreißt, nicht auf die Felder anderer Leute«, hieß es etwa (ii. 107).

Von einem Mann, zumal wenn er der Oberschicht seiner Ortschaft oder Gegend angehörte, erwartete

man nicht nur gute Nachbarschaft, sondern auch Höflichkeit und Umgänglichkeit. Spaße sollte er lieben, in denen sich schlechte Laune Luft macht, und die gute Kameradschaft fördern. Solche Tugenden machten Pons Baille und Guillaume Authié beliebt. Der letztere hatte alles, was einen Mann angenehm machen konnte: eine schöne Frau, Kinder, Reichtum und gute Laune, ein freundliches Wesen (i. 313). Natürlich bedurfte es, um in der Praxis – namentlich jenes eisernen Zeitalters – Erfolg zu haben, gelegentlich anderer Eigenschaften als solcher theoretisch bewunderter Glücksgüter und Tugenden: Pierre Clergue reüssierte nicht durch freundliches Wesen und Höflichkeit, sondern durch Zynismus, Trotz und Brutalität.

War die Gesellschaft des Sabarthès aber gesetzlos oder blühte dort das Verbrechen? Was Diebstahl und andere Eigentumsdelikte angeht, ist festzustellen, daß die Bräuche des ›ostal‹, die gegenseitige Achtung für die Besitzrechte des anderen forderten, dem einen im großen ganzen sehr haltbaren Riegel vorschoben. In der Beichte bekannten sich die Leute zu kleinen Diebstählen von Heu und Früchten. Jean und Pierre Maury wurden gelegentlich von Bélibaste und Pierre Authié getadelt, weil sie sich ein Lamm oder ein paar Schafe, die sich aus einer fremden Herde in ihre verirrten, angeeignet hatten.

Die Jungfrau von Montgauzy wurde gebeten, einen in Ornolac gestohlenen Gegenstand (wahrscheinlich

Geld) wieder herzuschaffen. Wir hören von einem Weber, dem auf einem Markt Stoff gestohlen wurde (i. 156–157). Ab und zu begegnen wir in den Protokollen auch Erwähnungen von Fälschern und Straßenräubern; doch gab es im Sabarthès kaum Straßen und wenig bares Geld. In Montaillou selbst, wo jeder den anderen kannte und Fremde also sofort auffielen, wären Eigentumsdelikte jedenfalls sehr schwierig zu begehen gewesen. Allerdings trauten auch die Nachbarn und Bekannten einander keineswegs vollkommen, und man verschloß manchmal die Türen voreinander auch in Montaillou. Manchem wurde von den Nachbarn oder deren Vieh die Saat zertrampelt. Arme Frauen, die Heu, Holz oder ein Mehlsieb borgten, setzten die Eigentümer dieser Dinge von ihrer Absicht nicht immer in Kenntnis. Doch, von solchen vergleichsweise geringfügigen Vergehen abgesehen, vergriffen sich die Leute von Montaillou nicht am Eigentum ihrer Nachbarn.

Es kam freilich vor, daß die Clergues oder Azémas ein Feld oder eine Herde, die irgendeinem schwächeren Haus gehörten, beschlagnahmten. Aber bei solchen Konfiskationen handelte es sich stets um rechtlich einwandfreie Transaktionen: Sie geschahen namens der Obrigkeit; der ›bayle‹ oder der Kastellan hatten sie verfügt, um häretischen Verfehlungen der Enteigneten zu begegnen – wenn auch leider das Recht, das dabei in Anwendung kam, von der mächtigen Obrigkeit, die es anwendeten, schamlos gebeugt wurde.

Verbrechen gegen die Person, Gewaltverbrechen, namentlich im Verfolg einer Rache, waren schon häufiger. Die Grundherren und vor allem deren Statthalter, die ›bayles‹ ließen sich Gewalttaten gegen die ihrer Jurisdiktion unterstellten Bauern nicht eben selten zuschulden kommen, wenn wir unserer Quelle trauen dürfen – wobei allerdings in Rechnung zu stellen ist, daß die Missetaten, die in Bischof Fourniers Verhören zur Sprache kommen, auf das Konto ganz bestimmter Leute gingen, deren Skrupellosigkeit ihrem Stand und Amt zwar nicht zur Ehre gereichte, doch im wesentlich ihre Privatangelegenheit war.

In Montaillou ließen die Clergues – ›bayle‹ und Pfarrer im Verein – der Mengarde Maurs, die nicht ganz unbegründete Vorwürfe gegen sie erhoben hatte, die Zunge abschneiden, um die Verleumderin zu strafen. Manches spricht dafür, daß sie auch bei der Ermordung Arnaud Liziers die Hand im Spiel hatten. In Junac ließen die Grundherren und Kastellane den Schmied Pierre Marty erwürgen, der in Verdacht stand, sie als Ketzer angezeigt zu haben. Später verstanden sie es jedenfalls, als gute Katholiken zu gelten; es gab niemanden, der ihnen zu widersprechen gewagt hätte. Überhaupt hatten Verräter allen Grund, wenigstens (im Falle die Inquisition im Sinne ihrer Anzeigen befand) die Hinterbliebenen ihrer Opfer zu fürchten. Man liest von einem, der von einer Brücke hinabgeworfen wurde, von einem

anderen, dem das gleiche Schicksal angedroht wurde (ii. 65, 423).

Die Verbrechen der Mächtigen blieben oft ungeahndet. Die Clergues hatten in Montaillou, wie wir sahen, dank ihrer guten Verbindungen zur Inquisition in Carcassonne, jahrelang freies Spiel. Auch die Planissoles, die einen Mord auf dem Gewissen hatten, wurden von keinem irdischen Gericht belangt.

»Raymond de Planissoles«, sagte Raymond Bec aus Caussou zu Aycard Boret, dem Komplizen der Planissoles (iii. 347), »beging eine sehr große Sünde, da er Pierre Plan erwürgte und tötete, den er dann im Garten seines Vaters Pons de Planissoles begrub. Und Raymond hätte diese Sünde nicht noch schlimmer machen sollen durch die Entjungferung Gaillardes, seiner eigenen Magd.«

»Allerdings«, erwiderte darauf Aycard Boret, »ermordeten Raymond und ich diesen Mann und begruben ihn in ungeweihtem Boden. Aber weder Raymond noch ich selbst fürchten damit gesündigt zu haben. Tatsächlich haben wir die ganze Sache dem Ankläger der Grafschaft Foix Guillaume Courtete gestanden und uns mit ihm arrangiert.« Wir wissen von einem anderen Zeugen, daß Courtete käuflich war (iii. 381).

Die Verbrechen der Mächtigen, die vor dem Inquisitionsgericht zu Pamiers zur Sprache kamen, standen größtenteils in irgendeinem Zusammenhang mit den ketzerischen Überzeugungen, zu denen sich die Be-

treffenden irgendwann bekannt–wurden begangen, um die Konsequenzen des Verbrechens der Häresie abzuwenden. Da das Inquisitionsgericht vorzüglich mit diesem Verbrechen befaßt war, gilt das natürlich überhaupt von den meisten Gewalttaten, von denen in seinen Akten die Rede ist.

Schäfer hatten tätliche Auseinandersetzungen miteinander und mit den Bewohnern der Gegenden, durch die ihre Wanderungen sie führten; manchmal kam bei solchen Schlägereien jemand um. Was wir davon erfahren, läßt aber nicht darauf schließen, daß zwischen den Wanderhirten und den seßhaften Bewohnern der Gegenden, die sie durchzogen, ein wesentlicher Antagonismus bestanden hätte.

Man sollte auch aus der Tatsache, daß der eine oder andere mächtige Mann seine Feinde ungestraft beseitigen lassen konnte, nicht schließen, daß es damals als Kavaliersdelikt gegolten hätte, einen Menschen ums Leben zu bringen. Dies galt vielmehr vor allem deshalb als sehr schweres Verbrechen, weil dem heimlich Ermordeten nicht nur die Beerdigung in geweihter Erde, sondern auch die Möglichkeit der Beichte auf dem Totenbett und der Empfang der Sterbesakramente vorenthalten wurde. Damit beraubten die Mörder die Seelen ihrer Opfer der Aussicht auf ewige Ruhe – auf die endliche Erlösung und Zugang zum Paradies. Dementsprechend war es nicht verwunderlich zu finden, daß die Seelen Ermordeter spukten. »Als

Valentin Barra ermordet worden war«, erzählte man in der Mühle von Ax-les-Thermes (i. 151,156), »machte er nachts auf dem Kirchhof von Ax so viel Krach, daß der Pfarrer in der Kirche kein Auge zutun konnte und sich gleichwohl nicht traute, sie zu verlassen.«

Innerhalb einer ganzen Generation fiel unter den zweihundertfünfzig Bewohnern von Montaillou nur ein einziger Mord vor. Morddrohungen waren nicht selten – wenn es aber darum ging, mit solchen Drohungen Ernst zu machen, überwog gewöhnlich doch die Scheu vor der ›ultima ratio‹. Die Gewalttätigkeiten, die Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Familien begleiteten, waren meist mehr symbolisch als körperlich verletzend. In Montaillou herrschten keine korsischen Zustände. Man war mit Messern und Schwertern bewaffnet, doch mit denen drohte man gewöhnlich nur. Es gab gedungene Mörder – doch wer denen Aufträge gab, lief Gefahr, daß sie das Blutgeld kassierten, ohne die versprochene Bluttat zu liefern: dergleichen kam vor. Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, war auch der Widerstand der Bevölkerung gegen die Inquisition passiv, insoweit er sich überhaupt artikulierte.

Vergewaltigungen kamen vor in Montaillou – doch offenbar nicht häufig; nicht zuletzt wohl, weil das Liebesleben der Leute von Montaillou nicht sehr eingeschränkt war. Da man dort überdies, wie wir gehört haben, die Arbeit nicht als heilige Pflicht, sondern als

notwendiges Übel ansah, war die in der ›domus‹ von Montaillou praktizierte Moral tatsächlich sehr verschieden von derjenigen, die sich später unter dem Einfluß protestantischer und katholischer Reformatoren ausbildete. Calvinisten und Jansenisten gleichermaßen lehrten ja die Unterdrückung der süßen Triebe und den Fleiß; während die guten Leute von Montaillou Sinnenlust und Müßiggang in aller Unschuld für gute Sachen hielten.

In Montaillou wie überhaupt im Sabarthès waren sich Katholiken und Katharer einig in einer tiefempfundenen Abneigung gegen den ›reichen Mann‹. Diese Abneigung war unter den damals dort gegebenen Verhältnissen nur natürlich. Es gab kein nennenswertes Wirtschaftswachstum, und Armut war ein Schicksal, das die meisten zu tragen hatten. So war die Verurteilung des Reichtums und der Macht, die Reichtümer verliehen, fast allgemein. Der Pfarrer Clergue verurteilte, in Übereinstimmung mit seinen katharischen Überzeugungen, die Ehe und nannte die bei Hochzeiten beobachteten kirchlichen Zeremonien »bloße weltliche Pracht« (i. 225). Weltliche Macht galt den Katharern wie alles Weltliche als ein Geschenk des Teufels. In einer Fassung des katharischen Mythos vom Sündenfall, die uns das Protokoll der Aussage des Schäfers Jean Maury mitteilt, verspricht der Teufel den guten Geistern, die er verführen will (ii. 490): »Ich

werde euch Frauen geben, die ihr lieben werdet … mit einem Vogel werdet ihr einen anderen fangen, mit einem Tier ein anderes Tier. Manche von euch werde ich zu Königen, Grafen, Kaisern, zu Herren über andere Menschen machen.«

Wie die Katharer, betrachteten aber auch die Katholiken Reichtum und die Freuden, die er gewährte, als Ursachen unvermeidlicher Sünden. »Kommt, Meister Arnaud Teisseire«, ermahnte der Gefängniswärter in Pamiers den unbußfertig in seiner Zelle sterbenden Arzt von Lordat (ii. 219), »Ihr habt in solcher Pracht geschwelgt! Ein so glänzendes Leben geführt! Habt in weltlichen Freuden geschwelgt! Wie könntet Ihr ohne Sünde sein?«

Reichtum war im Oberland der Grafschaft Foix (wie übrigens anderwärts) eine Quelle nicht nur jener weltlichen Freuden, die der Gefängniswärter wahrscheinlich im Sinn hatte, der Freuden der Tafel und der Liebe, sondern auch von Einfluß und Macht. Der reiche Mann hatte Beziehungen, die er spielen lassen konnte, während die arme Allgemeinheit sich gefallen lassen mußte, was auf sie zukam. Als Bernard Clergue nach seiner Verhaftung von seinem Richter wissen wollte, wer gegen ihn ausgesagt hätte, antwortete ihm Bischof Fournier (ii. 302): »Ich soll Euch die Namen derer nennen, die Euch angezeigt haben? Das wäre zu gefährlich für die armen und schwachen Menschen … Denkt nur, Bernard, an Eure Macht und an Euer Wissen, an die

schweren Drohungen, die Ihr gegen etliche von jenen schon gemacht, an die Menge Eurer Freunde.«[1]

In Montaillou freilich wurden nur Bettler – fremde oder einheimische – als wirklich arme Leute angesehen. Als arm, wenn schon nicht bettelarm, galt jemand, dessen Besitz nicht wenigstens ein Haus wert war (vierzig Livres tournois also), jemand, der weder Land noch Saumtiere, noch eine Herde sein eigen nannte und sich nicht auf irgendein Handwerk verstand, solchen Mängeln abzuhelfen. In diesem Sinne arm waren verschiedene Bürger von Montaillou, deren Besitz durch die Inquisition zerstört oder konfisziert worden war. Anerkannt arm dran waren andererseits die jüngeren Söhne kleiner Bauern, die sich als Schäfer oder Tagelonner verdingen, illegitime Töchter, die als

1 Das Protokoll sagt, der Bischof habe gesagt: »quod non erat de consuetudine vel stilo officiiinquisitionis partibus istis quod dentur nomina personarum que deponunt vel confitenturcontra aliquem in crimine heresis propter periculum quod posset yminere personis deponentibus et confitentibus … Periculum etiam manifestum et evidens ymineret personis multis pauperibus et debilibus, qui contra dictum Bernardum deposuerunt, si eidem Bernardo nominarentur, proper potenciam et scientiam tarn ipsius Bernardi qui iam aliquibus personis cominatus est graviter, ex eo quo suspicabatur quod aliquid deposuissent contra eum, et multitudinem amicorum dicti Bernardi, quod habet in locis illis unde sunt pro maiori parte persone quecontra eum deposuerunt.

Mägde Dienst nehmen mußten. Insgesamt fiel wohl ziemlich ein Viertel der Bewohner von Montaillou in die eine oder andere dieser Kategorien.[1]

Allerdings ist dabei zwischen Leuten zu unterscheiden, die in ihren eigenen Augen arm waren, und solchen, die von anderen als arm angesehen wurden.[2] Mancher kleine Bauer in Montaillou hielt sich selbst für arm, aber Almosen wurden gewöhnlich nur Bettlern und Landstreichern gegeben und den Unglücklichen, denen die Inquisition die Existenzgrundlage genommen hatte. Wer, obgleich arm, als Knecht oder Bauer seinen Lebensunterhalt verdienen konnte, hatte keinen Anspruch auf milde Gaben (iii. 356).

Armut war in Montaillou eine Realität, kein Ideal. Und Reichtum wurde Laien weniger übel genommen als Klerikern. Die unfromme Habsucht des Klerus war Gegenstand heftiger Anklagen namentlich seitens der Katharer.

So wurde den Maurys einmal von dem Propheten Bélibaste erläutert (ii. 26, 27, 56): »Der Papst verschlingt das Blut und den Schweiß der Armen. Und der Bischof

1 Siehe hierzu Mollat (1974, Bd. 1, S. 22). Die von Mollat ermittelten Zahlen gelten für die Gebirge der Provence und das ländliche Languedoc. Montaillou besonders betreffend, macht erallerdings keine Angaben.

2 Die nützliche Unterscheidung macht Charles de la Ronciere bei Mollat (1974, Bd. 2 in fine).

und die Priester, die reich und geehrt und üppig sind, machen's nicht anders … Sankt Peter dagegen verließ sein Weib, seine Kinder, seine Felder, Weinberge und Besitztümer, um Christus nachzufolgen.« Bélibaste vergaß auch bei dieser Gelegenheit nicht das angeblich skandalöse Liebesleben der Geistlichkeit anzuprangern (ii. 26): »Die Bischöfe, Priester, Minoriten und Predigerbrüder gehen in die Häuser der reichen jungen und schönen Frauen; erst nehmen sie deren Geld und dann, wenn diese Weiber sich's gefallen lassen, vermischen sie sich auch fleischlich mit ihnen, das alles mit der demütigsten Miene.« Angesichts solcher Verhältnisse kann es nicht Wunder nehmen, daß die Katharer gern die schindende Kirche – die römische – mit der vergebenden Kirche – der katharischen – polemisch verglichen (iii. 123). Gegen Pracht und äußeren Staat der römischen Kirche stellte Bélibaste die Einfachheit, Armut und Innerlichkeit der katharischen Kirche (ii. 53): »Das Herz des Menschen ist die Kirche Gottes, und die äußerliche Kirche ist nichts.«

Das war ganz im Sinne der kleinen Leute von Montaillou gesprochen. Pierre Maury fragte zornig (i. 29–30): »Die Minderbrüder und die Predigerbrüder? Minderbrüder nennen sie sich, Größerbrüder sollten sie heißen. Anstatt die Seelen der Sterbenden zu retten und in den Himmel zu schicken, fressen sie sich nach der Beerdigung bei Gastmählern voll. Und dann gehen sie in Seide. Und glaubt ihr, die bauten ihre

Häuser mit ihrer eigenen Hände Arbeit? Aber nicht doch! Diese Brüder sind böse Wölfe! Sie würden uns gern alle fressen, tot oder lebendig.«

Die Kirche war fetter, als sie tat. Ihr Magen war größer als ihr Herz. Anstatt sich an die Ermahnungen des Evangeliums zu halten und sich evangelischer Armut zu befleißigen, verschlang sie das Geld der Gläubigen. Nicht zuletzt durch den Verkauf von Indulgenzen.

»Eines Tages«, erinnerte sich Pierre Maury (iii. 238), »gab ich einem Sammler für das Hospital von Roncevaux zwölf Pfennig barcelonisch. Als Guillaume Bélibaste das sah, sagte er: ›Pierre, da hast du deine Pfennige zum Fenster hinausgeworfen! Du hättest besser getan, dir etwas Fisch dafür zu kaufen. Der Ablaß des Papstes kostet viel und ist doch nicht viel wert‹«[1]

»Vor zwei Jahren, gegen Pfingsten«, heißt es in der Aussage, die Guillaume de Corneillan aus Lordat im Jahre 1321 zu Protokoll gab, »war ich eben dabei, etwas Leinen (oder war es Flachs?) anzuzetteln für Guillemette Vila, die Frau des Arnaud Cogul aus Lordat. Da kam ein Sammler vorbei. Angeblich hatte er eine Menge Indulgenzen zu vergeben. Als er weg war, sagte Guillemette zu mir: ›Glaubt Ihr, daß ein Mensch Ablaß geben und einen anderen von seinen Sünden

1 Die Katharer in der Grafschaft Foix waren sehr viel unduldsamer in dieser Hinsicht als die Waldenser, die den Wert der Indulgenzen nicht prinzipiell bestritten (ii. 64).

freisprechen kann? Nein, das kann kein Mensch! Das kann nur Gott allein.‹

›Immerhin‹, sagte ich, ›der Papst, die Prälaten, die Priester …‹

›Nein‹, sagte Guillemette. ›Niemand. Nur Gott allein!‹« (ii. 121–122).

Bei einer anderen Gelegenheit tadelte Guillemette Vila den Priester, der in der Kirche Indulgenzen zu herabgesetzten Preisen angeboten hatte (ii. 122). Bélibaste konnte die Ablaßhändler, die mit ihren Waren von Haus zu Haus zogen, den Schäfern, die ihn anhörten, gar nicht verächtlich genug machen. Diese Leute, sagte er, kauften die Indulgenzen zu zehn bis zwanzig Livres tournois (den Preis eines halben Hauses) für zigtausend Tage Fegefeuer in Rom en gros und verdienten an jedem Ablaß für tausend Tage einen Obolus (ii. 24–26).

Wie der Verkauf der Indulgenzen, waren den Bauern auch die ständigen Ansprüche der Priester auf milde Gaben zuwider, namentlich die Sammlungen, die zu hohen Festtagen veranstaltet wurden. Bernard, der Vikar von Ornolac, beklagte, daß die Leute von Ornolac zu Ostern weniger gespendet hätten als gewöhnlich. Guillaume Austatz erklärte diesbezüglich in einer Unterhaltung mit verschiedenen anderen Leuten aus dem Dorf: »Der Priester kann nur eine symbolische Gabe beanspruchen. Es reicht vollkommen, wenn man in der Kollekte eine kleine Münze gibt – damit hat man seine Schuldigkeit getan« (i. 196).

Ein ziemlicher Aufruhr erhob sich, als der Bischof und der Pfarrer einmal eine drei Pfund schwere Osterkerze von den Bauern verlangten. »Wir werden eine machen, die nur ein Viertelpfund wiegt, und zwar aus Talg, nicht aus Wachs«, sagten ein paar besonders trotzige Leute (ii. 312–314). Von dem allgemeinen Widerstand gegen die Forderung des Bischofs nach dem Zehnten war hier ja schon gelegentlich die Rede. »Im vergangenen Jahr«, sagte Jean Jauffre aus Tignac (i. 109), »waren wir im Obergeschoß eines Hauses beim Wein, aßen Mandeln und besprachen den Rechtsstreit zwischen den Klerikern des Erzpriesters des Sabarthès und den Laien der Gegend.

›Ich hoffe bloß, die Priester kriegen nicht, was sie von uns verlangen‹ sagte im Zusammenhang dieser Unterhaltung Arnaud Laufre aus Tignac. ›Wenn nur alle Priester der Welt bei der Schnauze aufgehängt werden könnten !‹«

Wie wir schon sahen, wurden im Sabarthès renitente Verweigerer des Zehnten mit der Exkommunikation bestraft, was als sehr ungerecht empfunden wurde.

Wenig verwunderlich ist, daß Wucherer sehr schlecht angesehen waren. Kapitalistische Akkumulation stand ja noch nicht auf der Tagesordnung. In den Städten des Unterlandes gab es vereinzelte jüdische Geldleiher, deren Geschäfte ihre Kunden – und nicht nur die – in ihren Vorurteilen gegen die Juden bestärkten. Im Sabarthès allerdings nahm man die Dienste

solcher Leute selten in Anspruch, verschwendete infolgedessen auch verhältnismäßig wenig Unwillen auf Wucherer. Guillaume Austatz machte ein paar diskrete Geldgeschäfte in seinem Heimatort, doch hütete er sich vor dergleichen in Ornolac, wo er ›bayle‹ war (i. 192). Aus Montaillou sind uns in den Protokollen solche Transaktionen nicht bezeugt, obgleich sie vermutlich auch dort gelegentlich vorkamen. Der Zehnten, Zehntenschulden und die Exkommunikation solcher Schulden wegen: der Widerwillen der Leute von Montaillou gegen Geldleute rührte hauptsächlich aus solchen Erfahrungen her und war also identisch mit ihrem Antiklerikalismus.

In diesem Zusammenhang ist vielleicht erwähnenswert, daß sich die besiegten Katharer von 1320 nicht nur in der erbitterten Ablehnung der Zehnten-Forderung und des Ablaßhandels mit den siegreichen Reformatoren des 16. Jahrhunderts einig waren; einig waren sich Katharer und Protestanten ja in der Ablehnung der Werkheiligkeit und in dem Glauben an die Rechtfertigung durch den Glauben allein.

So sagte Pierre Maury aus (iii. 202): »An einem Weihnachtsabend predigte Bélibaste, nachdem wir mit dem heiligen Mann gefeiert hatten: ›Die Wassertaufe nützt gar nichts, denn Wasser hat nicht die Kraft, die Seele zu retten. Der Glauben allein rettet die Seele.‹«

Gute Werke waren den guten Leuten von Montaillou genau so verdächtig, wie sich die Werktätigkeit

überhaupt besonderer Wertschätzung bei ihnen nicht erfreute (ii. 130; i. 356).

In dem Widerwillen dieser Bergbauern und Schäfer gegen die Geldforderungen der Kirche äußerte sich nicht zuletzt ein Gefühl der eigenen Ohnmacht gegenüber dem Zugriff einer außerhalb der überschaubaren eigenen dörflichen Welt konstituierten Autorität. Doch auch einfachste Bauern fühlten sich in diesem Widerwillen bestärkt durch den Evangelientext, demzufolge eher ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein reicher Mann in den Himmel kommen würde. So wußte Raymond Roussel und ließ die von ihm begehrte Béatrice de Planissoles wissen (i. 219): »Ein Kamel kann nicht durch ein Nadelöhr gehen; und ein reicher Mann kann nicht erlöst werden. So gibt es also keine Erlösung für die Reichen; und für Könige, Fürsten, Prälaten oder Ordensleute auch nicht.« Die Aussage ist insofern bemerkenswert, als sie aus dem Jahre 1294 datiert, also vor der Missionstätigkeit der Authiés im Sabarthès. Später sagte der Schuster Arnaud Vital zu Vuissane, seiner Angebeteten (i. 457): »Einzig die Armen des Glaubens und der Sekte der guten Christen werden das Himmelreich erlangen.«

Guillaume Austatz, der ›bayle‹ von Ornolac, glaubte, daß die Erlösung durch Armut eine Umkehrung der Gesellschaftsordnung in der anderen Welt zur Folge haben würde (i. 197, 207–208). »Wer in diesem Leben Besitz hat, kann in der anderen Welt nur Übel haben.

Umgekehrt wird's allen, denen es hier böse geht, dort gut gehen.«

Man verspottete die Reichen, die aus Angst, ihren irdischen Reichtum zu verlieren, die ewige Seligkeit verscherzten. »Meister Salacrou aus Bouan«, sagte Sybille Pierre (ii. 425), »war den Häretikern sehr geneigt. Aber jedesmal, wenn er welche im Haus hatte, klagte, ächzte und seufzte er. Er war nämlich reich. Und er fürchtete, seine Schätze zu verlieren.«

Doch, wie gesagt, am verächtlichsten waren reiche Priester. Diese nämlich schlössen durch ihre Habgier nicht nur sich selbst vom Paradies aus, sondern versperrten, da sie, unwürdig wie sie waren, keine Absolution erteilen konnten, auch den Seelen ihrer Pfarrkinder den Weg dorthin. Sybille Pierre hatte die Brüder Authié sagen hören (ii. 404): »Die Priester nehmen den Leuten alles weg. Kaum haben sie Kinder getauft, schon fangen sie an zu stehlen. Sie nehmen die Öllampen und Kerzen mit. Sollen sie die Messe lesen oder sonst auch nur das geringste machen, schon wollen sie Geld dafür haben. Sie leben nicht so, wie sie sollten. Und deshalb ist ihnen die Fähigkeit, sich selbst und anderen Absolution zu erteilen, abhanden gekommen.«

Armut und Erlösung bedingten also einander. Dabei machten sich die armen Leute von Montaillou hinsichtlich der realen Lage, in der sie sich einstweilen, zu Lebzeiten, befanden, keine Illusionen. Pierre Maury,

der das Streben nach Reichtum und Anhäufen von Schätzen so beredt verdammte, erkannte gleichwohl: »Die Armut ist eine Krankheit« (ii. 30). Leute, die durch den Verlust ihres Besitzes in den Augen ihrer Nachbarn heruntergekommen waren, kriegten das besonders empfindlich zu spüren. Der ›depauperatus‹, Verarmte, war noch schlechter dran als der Arme, ›pauper‹.

Hoher Achtung, ja Verehrung erfreute sich indessen der aus freien Stücken zur Armut Entschlossene, der Arme um des Glaubens willen. »In Montaillou sagen die Leute«, sagte Béatrice de Planissoles zu ihrem zweiten Liebhaber, »daß man allen Pilgern und Armen des Glaubens Gutes tun sollte. Mit den Armen des Glaubens aber waren die Häretiker gemeint, die im Dorfe auch die guten Christen genannt wurden.«

Wer ›arm um des Glaubens willen‹ wurde, also ein ›parfait‹, machte ernst mit der Nachfolge Christi. »Wenn ein Mann ein Guter Mann wird, das heißt ein Häretiker«, sagte Bélibaste (ii. 59), »muß er Weib und Kind, Hab und Gut fortschicken. So folgt er der Vorschrift Christi, der wollte, daß man ihm nachfolge.« Natürlich war das Hauptanliegen der Armen um des Glaubens willen die Erlösung – das galt für die ›bonshommes‹ genauso wie für den gewöhnlichen ›croyant‹, der sich auf dem Sterbebett häretizieren ließ, und, zwar spät, aber nicht zu spät, gleichfalls allen weltlichen Gütern – einschließlich der Nahrung – entsagte.

Trotz der mancherlei Unterschiede, die zwischen den Katharern im Gebirge und den Katholiken im Unterland der Grafschaft unstreitig stattfanden, waren sich in dieser Hochachtung der freiwilligen Armut Ketzer und Rechtgläubige, Städter und Landleute einig. Deshalb stand auch das Geben von Almosen in hohem Ansehen. Ob man Almosen einem Bettler oder in Not geratenen Nachbarn oder einem Hospital oder Hospiz gab, das Ziel, das man damit verfolgte, war immer ein geistliches. »An dem Abend«, sagte Pierre Maury (iii. 189), »aßen wir in Guillemette Maurys Haus, da saß auch ein armer Mann mit am Tisch, den Guillemette um der Liebe Gottes willen eingeladen hatte.«

Mildtätigkeit, namentlich testamentarisch verfügte, postume, wurde deshalb nicht selten wegen ihrer mutmaßlichen selbstsüchtigen Beweggründe in ihrem Wert bestritten. Bernard Franca sagte (i. 352): »Vermächtnisse und von Kranken gegebene Almosen sind wertlos, denn die sind nicht aus Liebe, sondern aus Furcht hergegeben. Nur Almosen von Gesunden taugen etwas.« Wahrscheinlich hätten aber auch gesunde Geber von Almosen bei sorgfältiger Gewissensforschung festgestellt, daß nicht einmal ihre Mildtätigkeit gänzlich frei von Eigensucht war. Natürlich bestritten Leute, die an die Unsterblichkeit der Seele nicht glaubten, die Zweckdienlichkeit der zur Errettung derselben als Almosen verausgabten Mittel. »An einem Sonntag im vergangenen Januar saß ich mit meinem Schwie-

gervater, Guillaume de Corneillan dem Älteren, am Feuer«, sagte Guillaume de Corneillan der Jüngere aus Lordat im Verhör (ii. 121). »Da erzählte er mir, daß Bor von Tignac ihm gesagt hätte: ›Die Priester reden Unsinn, wenn sie uns sagen, daß wir zur Errettung von Seelen Almosen geben sollen. All das ist Quark. Wenn der Mensch stirbt, stirbt auch die Seele. Das ist wie beim Vieh. Die Seele ist nur das Blut …‹«

So radikaler Unglauben war aber nicht sehr verbreitet. »Manchmal zweifle ich am Wert der Indulgenzen«, sagte Pierre Maury (iii. 238), »aber an dem Wert der Almosen habe ich nie auch nur im mindesten gezweifelt.« Als Aude Fauré sich in Krämpfen wand und die Heilige Jungfrau anflehte, ihr wieder zum Glauben zu verhelfen, fragte eine Magd, die ihr Leiden mitansah (ii. 98): »Welche Sünde habt Ihr denn bloß begangen, Madame? Eure milden Gaben erhalten doch alle Armen im Dorf!«

Aude Fauré, die Katholikin, gab den Armen im Dorf. Guillemette Maury, eine Ketzerin und weniger wohlhabend als Aude, lud einen armen Wandersmann zum Essen ein. Bei den Katharern von Montaillou galten neben Almosen für die Armen im Dorf – Bettler, arme Freunde und von der Inquisition ruinierte Nachbarn – milde Gaben für die ›Armen um des Glaubens willen‹, die ›bonshommes‹, als die verdienstvollsten. Rixende Cortil aus Ascou nannte den Grund (iii. 307):

»Die Guten Männer können, kraft der Häretizierung, die zu erteilen sie ermächtigt sind, eine Seele geradewegs aus der Leiche ins Königreich des Vaters schicken; gibt man ihnen Almosen, erhält man also großen Lohn dafür, weit größeren, als man erhoffen kann, wenn man anderen Menschen gibt.« Arnaud Vital aus Montaillou fand (i. 457): »Almosen für die Guten Männer, ja. Für die Katholiken, nein.« Auch Alazaïs Guilhabert aus Montaillou fand, daß ein gutes Geschäft machte, wer den ›bons-hommes‹ gab (i. 124). »Die Guten Männer retteten die Seele meines Bruders Guillaume, des Schäfers, der später starb; ich finde es deshalb nur recht und billig – obwohl Mutter anderer Meinung ist –, diesen Männern Almosen zu geben.« In dieser Überzeugung gaben in Montaillou oft die Ärmsten der Armen den ›Armen um des Glaubens willen‹ so reichlich, daß jene tatsächlich vergleichsweise reichlich mit allem versehen waren, was den Gebern fehlte. Alazaïs Maury, die Frau Raymonds (und Mutter Pierre Maurys) versicherte der Kastellanin Béatrice de Planissoles (i. 235–236): »Nur in der Sekte und im Glauben der Guten Leute kann man errettet werden. Ganz gleich welche Sünden man während seines Lebens begangen hat. In dem Augenblick, wo sie einen ›aufnehmen‹, wird man aller Sünden ledig. Almosen sind also sehr viel wert, wenn man damit den Guten Leuten Gutes tut …« Alazaïs und Raymond, ihr Mann, waren damals schon seit einiger Zeit bettelarm, aber das hinderte sie nicht, von dieser

Möglichkeit zu profitieren: »Seht, ich selbst und mein Mann geben trotz der Armut, in der wir uns befinden, den Guten Leuten Almosen. Wir hungern selbst, um ihnen geben zu können. Wir schicken ihnen Mehl, und zwar vom besten.«

Béatrice fragte die arme Frau überrascht, ob die Guten Leute sich denn solche Gaben gefallen ließen? Die antwortete: »Aber gewiß doch.« Die Kastellanin entschloß sich daraufhin, auch ihrerseits zum Unterhalt dieser Guten Leute etwas Mehl beizusteuern. Pierre Maury, der Sohn der frommen Alazaïs, stand seiner Mutter nicht nach. Wir lesen, daß er einmal ein Schaf verkaufte, um den Erlös – sechs Sous tournois – den ›bonshommes‹, die er unterwegs getroffen, geben zu können (ii. 416).

Mancher glaubte deshalb, daß die von den Armen, die sich ihre Armut nicht ausgesucht hatten, so großzügig beschenkten ›Armen um des Glaubens willen‹ am Ende zu beträchtlichem und sogar skandalösem Reichtum kämen.

Guillaume Authié, so hieß es, verwahrte das auf seinen Missionsreisen gesammelte Gold und Silber in einem Kasten, und den öffnete er ab und zu insgeheim und erfreute sich, in Gesellschaft seiner Frau Gaillarde, am Funkeln der auf dessen Grund angehäuften Münzen (ii. 417).

Freilich wurden auch den wirklich Armen, die sich ihre Armut nicht gewählt hätten, hätten sie die Wahl

gehabt, milde Gaben gegeben. Auch von solchen Gaben wußte man, daß sie das Glück und die Wohlfahrt des Gebers beförderten, Segen auf dessen Haus und Hof herabriefen.

Arbeit war natürlich für das Gedeihen von Haus und Hof anerkanntermaßen gleichfalls erforderlich, galt aber nicht als segenspendend. In Montaillou wußte man den Müßiggang zu schätzen und machte sich über die Reichweite des starken Arms keine Illusionen. Man arbeitete, um sein Auskommen zu haben, das war selbstverständlich: Der Bauer, der sein Feld gut bestellte, bewies damit nur, daß er nicht verrückt war (ii. 126).

Wer arbeitete – und insofern deutet sich nichtsdestoweniger auch in Montaillou die Arbeitsethik einer späteren Zeit schon an –, verdiente die Mittel zu verdienstvoller Mildtätigkeit. Mildtätigkeit gegen Leute, die arbeiten konnten, aber galt nicht als verdienstvoll. »Man erwirbt keinen Verdienst, indem man mir Almosen gibt«, sagte Emersende Marty zu Gauzia Clergue, als diese ihr zu Allerheiligen ein Brot brachte (iii. 356). Eine Ausnahme machten da nur Almosen, die den ›bonshommes‹ gegeben wurden. Alazaïs Fauré erklärte, weshalb das so war (i. 424): »Wer immer den Guten Leuten Gutes tut, gibt Almosen von hohem Wert. Denn jene fürchten sich zu arbeiten aus Sorge, dabei gefangengenommen zu werden« (von der Inquisition).

Andererseits wurde es den Guten Leuten, Menschen oder Männern, hoch angerechnet, daß sie, ganz

anders als die verächtlichen römischen Priester, wie jedermann arbeiteten, wenn möglich und nötig. Pierre Maury sagte zu Arnaud Sicre (ii. 29–30): »Glaubt Ihr, die Predigerbrüder hätten sich ihre großen Häuser mit ihrer eigenen Hände Arbeit gebaut? Nein, keineswegs. Aber unsere Herren [die ›bonshommes‹] verdienen selbst ihren Lebensunterhalt.« Vielleicht dachte er dabei daran, daß sich der Prophet Bélibaste als Kammacher sein Brot verdiente. So nahm auch die Tatsache, daß Guillaume Authié, obgleich er im Verborgenen leben und stets vor den Häschern der Inquisition auf der Hut sein mußte, wenn es die Umstände erlaubten, das Schneiderhandwerk ausübte, dem Pfarrer Clergue einen Kittel flickte und ein paar Beinkleider machte, die Leute von Montaillou sehr für ihn ein (i. 315). Bélibaste soll ja seine Mißachtung der katholischen Feiertage geradezu dadurch, daß er an diesen Tagen heimlich arbeitete, ausgedrückt haben (ii. 53). Und Pierre Authié machte einmal gegen Sybille Pierre eine Bemerkung, in der allerdings schon die ›protestantische Ethik‹ anzuklingen scheint (ii. 406): »Wir arbeiten und mühen uns, nicht weil wir anders arm wären, sondern um unsere Seelen zu retten.«[1] Jean Maury wollte während einer der häretischen Phasen

1 »dixit quod … laboraverant multum, non propter aliquam indigenciam quod paterentur, set propter hoc ut salvarent animas suas.«

seines geistlichen Werdeganges nur essen, was er mit seiner Hände Arbeit gewonnen hätte, denn, sagte er (ii. 73): »Gottes Sohn hat gesagt, daß der Mensch sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß.« Guillemette Argelliers aus Montaillou hörte in Raymond Maurys Haus zwei ›parfaits‹ sagen (iii. 95–97): »Die Priester sollten ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen, wie es Gott befiehlt, und sollten nicht, wie sie's tatsächlich tun, von der Arbeit anderer Leute leben. Die Priester, die die Menschen vom Pfad der Erlösung fortjagen, tun das, um gut gekleidet und gut beschuht zu sein, schöne Pferde zu reiten und gut zu essen und zu trinken.« Guillemette war von der derart entlarvten Unwürdigkeit der Priester so abgestoßen, daß sie geneigt war, ihr Seelenheil deren Feinden anzuvertrauen: »Wenn ich nur Gewißheit hätte, daß Ihr es besser könntet als die Priester, würde ich Euch meine Seele retten lassen.«

Verherrlichung der Armut, soweit in Montaillou davon überhaupt die Rede sein kann, geschah nur gegen den Reichtum der Kirche und die Habgier der Priester. Ebenso handelte es sich bei dem Reichtum, den die armen Leute von Montaillou tadelten, fast stets um das nach deren Begriffen unrecht gewonnene Gut der Kirche, die sich an den Gläubigen bereicherte, ohne zu leisten, was sie schuldig war – nämlich die Erlösung der Gläubigen. Mit besonderer Erbitterung wurden im Sabarthès die Bettelorden getadelt, die den Bergbauern

und Schäfern insofern besonders pflichtvergessen zu handeln schienen, als auch sie, die jedes ihrer Glieder zur Armut verpflichteten, den ungerechten Zehnten-Forderungen des Bischofs von Pamiers gegen das arme Bergvolk Nachdruck zu verleihen sich nicht schämten – und sogar selbst Reichtümer aufhäuften.

Die Magie bestimmte zwar nicht, wie anderswo, die Weltanschauung, aber nichtsdestoweniger galten auch in Montaillou magische Praktiken zur Erreichung bestimmter Ziele als sehr nützlich. Magischer Praktiken bedienten sich Kräuterärzte und weise Frauen, diese letzteren namentlich, und keineswegs immer erfolglos. Andererseits scheint es auch im Sabarthès ein paar Zauberer und Hexen gegeben zu haben, die schwarze Magie praktizierten, obwohl diese insgesamt wohl keine wichtige Rolle spielten in der Gegend und der Zeit, über die uns Bischof Fourniers Untersuchungen unterrichten.

Wie wir sahen, gab es in Prades d'Aillon eine weise Frau, Na Ferriera. Leider erfahren wir nichts über die Techniken und Rezepte, die ihr zu Gebote standen (i. 337). Béatrice de Planissoles betonte immerhin (i. 249), daß die magischen Hausmittel, mit denen sie eine getaufte Jüdin bekannt machte, zwar irgendwie übernatürlich wirksam seien, doch nicht als maleficium anzusprechen.

Oder spielte doch dabei der Teufel eine Rolle? Geistliche Ankläger sahen bekanntlich auch in der Wirksamkeit magischer Hausmittelchen, wie sie von Kräuterhexen gegen allerlei Nöte und Leiden ihrer Patienten aufgeboten wurden, nur allzugern den Teufel

am Werk – doch setzte diese Anschauung sich erst zu einer späteren Zeit so durch, daß Kopf und Kragen riskierte, wer die glückbringenden Qualitäten von Nabelschnüren, Menstruationsblut und dergleichen ausprobierte.

Natürlich konnte sich der Teufel im Sabarthès zu Hause fühlen. »Geh zum Teufel!« »Fort mit dir, Teufel!« »Eines Tages wird alles der Teufel holen!« »Sancta Maria, ich sehe den Teufel« – Katharer sahen den Bösen in den Priestern der römischen Kirche verkörpert, Katholiken in den katharischen ›bonshommes‹. Eine Frau, die als gut katharisch gesinnt galt und sich plötzlich als Katholikin gebärdete, mußte (so meinte ihre Familie) vom Teufel besessen sein (›indemoniata‹, oder, in der langue d'oc: ›dyablat‹). Unter dem Einfluß des katharischen Dualismus, der ja alles Irdische dem Teufel zuschrieb, war es leicht, in allem den Teufel zu sehen. »Die Teufel sind unsere Brüder«, sagte einer.

Aber, wie gesagt, die Epoche, in der auch die Praktiken dörflicher Kräuterärzte als Teufelsbeschwörungen aufgefaßt werden sollten, lag zu der uns hier interessierenden Zeit noch in einigermaßen ferner Zukunft.

Immerhin war man auf den Gedanken, die teuflischen Mächte für böse eigene Zwecke zu verwenden, schon gekommen. Aycard Boret aus Caussou wies eine Gevatterin, die seine Behauptung, der Teufel habe seine Hand im Spiel gehabt, als einer seiner Feinde eingekerkert wurde, anzuzweifeln gewagt hatte, scharf

zurück (iii. 348): »Sei still, gute Frau, denn manchmal hat der Teufel mehr Macht als Gott, und ich muß mir helfen, wie ich kann, ob mit Gottes oder Teufels Hilfe.« Aber Aycard Boret war Komplize eines Mörders – einstweilen machte seine Bedenkenlosigkeit keine Schule.

Vergleichsweise belanglos war der Dienst, um welchen Raymond de l'Aire aus Tignac den Teufel ersucht hatte: Er hatte ihn, wie wir lasen, angewiesen, seinen Ochsen, die das Joch abgeworfen hafte, dieses wieder aufzulegen. So wog denn in dem Verfahren gegen ihn dieser Anklagepunkt nicht sonderlich schwer. Seine gotteslästerlich materialistischen Reden waren viel schlimmer.

Teufel gab es zu Anfang des 14. Jahrhunderts im Oberland der Grafschaft Foix mehr als genug, wir sagten es schon. Wenn gleichwohl nur wenig zu lesen ist von Hexen oder Hexenmeistern, die ihre Dienste in Anspruch zu nehmen gewußt hätten, so liegt das offenbar daran, daß es dort und damals nicht leicht war, mit den Teufeln in unmittelbaren Verkehr zu treten. Wie wir sehen werden, konnte nicht einmal der ›Seelenbote‹, der auf den Umgang mit Geistern spezialisiert war, die vielen Dämonen, die gleichfalls mit diesen Geistern umgingen, direkt ansprechen.

Überdies war Magie eine weibliche Spezialität, und in den Bergdörfern des frühen 14. Jahrhunderts bestand der Bildungsabstand zwischen Frauen und

Männern, der sich nach der Einrichtung der Pfarrschulen im Laufe des 16. Jahrhunderts so empfindlich vergrößerte, noch kaum. In den Schulen lernten dann die Knaben die Anfangsgründe der Schriftkultur, während die Mädchen, von dieser ausgeschlossen, sich um so hartnäckiger der Bewahrung der schriftlos überlieferten bäuerlichen Kultur widmeten. Unter diesen Umständen wandelte sich dann ein unbestimmtes Mißtrauen gegen die Weiber leicht in den Verdacht der Hexerei.

In Montaillou und im Sabarthès führten, wie auch woanders, die Wege, die das Dorf der Lebenden mit dem der Toten verbanden, durch das weite Land des Mythos, wo wunderbare Erscheinungen Wunder wirkten. Bischof Fourniers Zeugen redeten ganz sachlich vom Wunderbaren: War es ihnen nicht selbst begegnet, war es ihnen doch glaubwürdig bezeugt von Leuten, denen es begegnet war. Das Wunderbare war ja überdies sowohl durch die Lehre der Kirche als auch durch die Lehren der ›parfaits‹ beglaubigt.

Seltener begegneten Fälle, in denen noch gegenwärtig das Wunderbare Wunder gewirkt hatte. Die Wunder, die die Kirche zuließ, waren im Sabarthès alle Sachen der Vergangenheit. In Foix ereignete sich etwas, das nach einem häretischen Pseudomirakel aussah. Als der Waldenser Raymond de la Côte auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, verzehrten die Flammen die Fesseln seiner Hände, so daß er diese zum Gebet erheben konn-

te. »Das beweist, daß seiner Seele Erlösung und himmlische Gnade zuteil wurde«, sagten die Leute (i. 174).

Aber die Katharer des Sabarthès konnten sich auf Wunder, die sich unmißverständlich zur Bestätigung ihres Glaubens vor ihren Augen ereignet hätten, nicht berufen, abgesehen vielleicht von den seltsamen Lichtern, die während eines ›consolamentum‹ erschienen waren (iii. 241–242, Anm. 490 in fine). Das scheint mir recht bemerkenswert zu sein. Lehnten die katharischen Bauern und ihre ›vollkommenen‹ Lehrer Wunder vielleicht direkt ab, weil sie wollten, daß sich Gott aus der Welt, die sie ja als Werk des Teufels kannten, heraushielte? Indem sie Gott aus der Schöpfung verbannten und ihm nicht gestatteten, sich sozusagen die Finger daran schmutzig zu machen, leugneten sie zugleich die übernatürliche Verursachung natürlicher Phänomene überhaupt, wie es scheint. »Glaubt ihr, daß Stückchen Holz Wunder wirken können?« fragte Bélibaste die Schäfer, seine Jünger (ii. 54–55). Und fuhr fort: »Ich selbst werde Wunder wirken. Aber erst wenn ich in der anderen Welt bin. Nicht in dieser Welt.«

Mythen erfuhren in der Grafschaft Foix (wie anderswo) ihre Bestätigung durch die wiederholende Nacherzählung geeigneter Exempla. Eine solche exemplarische Geschichte, die der Bestätigung des Sakraments der Eucharistie in der Vorstellung von Erzählern und Höhern diente, war die Geschichte der Hostie und des Meßweins, die sich unter den Augen einer ungläubigen

Frau in den Finger eines Kindes und in Blut verwandelten. Sie begegnet uns in den Aussagen der Zeugen des Bischofs Fournier (ii. 84) und fand auch Aufnahme in die ›Legenda Aurea‹ des Jacobus de Voragine, wo sie in der Geschichte des heiligen Gregor steht.

Selbstverständlich wußten auch die ›parfaits‹ zur Bestätigung der von ihnen gelehrten Glaubenswahrheiten auf solche Exempla zu verweisen. Als ›exemplum‹ oder ›istoria‹ qualifizierte Bernard Franca den Mythos von dem Pelikan, der von seinem Flug zur Sonne sich zur Dunkelheit seines Nests wendet – wie Christus sich in den ›Schatten‹ der Fleischlichkeit begab –, um dem seinen Kindern nachstellenden Teufel das Handwerk zu legen (i. 357–358).

Ein anderes beliebtes Exemplum handelte von zwei Guten Männern und einem in einer Schlinge gefangenen Tier: Zwei ›bonshommes‹ gingen durch den Wald und begegneten dort einem in die Falle gegangenen Eichhörnchen – oder, wie eine andere Fassung der Geschichte will – Fasan. Anstatt nun das Tier zu töten, um es zu verkaufen oder zu verspeisen, ließen sie es frei – aus Achtung vor der Menschenseele, die in der Gestalt des gefangenen Tiers vielleicht gefangen war. Dabei versäumten sie aber nicht, den Fallensteller für den ihm derart zugefügten Verlust mit dem Gegenwert des freigelassenen Tiers in barer Münze – die sie neben die leere Falle niederlegten – zu entschädigen (ii. 107; iii. 306). In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts

wurde diese Geschichte überall zwischen Montaillou, Ascou, Caussou und Tignac als zwar erbauliche, aber wahre Geschichte erzählt. Nicht weniger beliebt war die ebenfalls als Tatsachenbericht geltende Geschichte von dem verlorenen Hufeisen.

Naturgemäß kam aber Nachrichten aus dem Totenreich eine besondere Faszination zu. Und, den Protokollen der von Bischof Fournier gemachten Aussagen zufolge, standen solche Nachrichten den Leuten von Montaillou fast reichlich zur Verfügung.

Guillaume Fort, ein Bauer aus Montaillou, sagte aus (i. 447–448): »Früher glaubte ich nicht an die Auferstehung des Fleisches, obwohl ich sie in der Kirche hatte predigen hören. Ich glaube immer noch nicht daran. Denn die Leiche verwest und verwandelt sich in Erde oder Asche. Ich glaube aber an das Fortleben der Seele … die Seelen der Bösen werden in die Felsen und Abgründe getrieben, und die Teufel stürzen diese bösen Seelen von der Höhe der Felsen in die Tiefe der Abgründe.«

»Warum glaubt Ihr das?« fragte ihn der Bischof.

»Weil im Pays d'Aillon und de Sault überall erzählt wird«, sagte Guillaume Fort, »daß Arnaude Rives, eine Frau, die in Belcaire in der Diözese Alet wohnt, sehen kann, wie die Teufel die Seelen der Bösewichter über Felsen und Abgründe führen, um sie von den Felsen hinabzustürzen.

Arnaude sieht diese Seelen mit eigenen Augen! Sie haben Fleisch und Knochen und alle Glieder: Kopf,

Füße, Hände und alles Übrige. So haben sie einen richtigen Leib und werden von den Teufeln von der Höhe herabgestürzt; sie heulen laut, sie leiden. Und dennoch können sie niemals sterben.«

Weiter sagte Guillaume: »Meister Lorenz, der Pfarrer von Belcaire, hat die Frau Arnaude Rives streng getadelt: ›Arnaude, wie könnt Ihr solche Geschichten erzählen?‹

Doch ein Schmied aus Belcaire, Bernard den Alazaïs, hat diesem Pfarrer gesagt: ›Auch ich habe Seelen gesehen, die über Felsen und steile Wege gehen und in die Abgründe gestürzt werden.‹

Daraufhin hat der Pfarrer Arnaude in Ruhe gelassen.«

Guillaume Fort wollte nicht skeptischer sein als der Pfarrer von Belcaire. »Ich«, so beendete er seinen Bericht, »habe geglaubt, daß jene Frau und jener Mann aus Belcaire die Wahrheit reden … Im übrigen wird überall im Pays d'Aillon und de Sault davon geredet.«

Da man derart die Seelen der Toten noch irgendwo in der Nähe wußte, lag der Gedanke nahe, durch ausgewählte Vermittler wenigstens einen gewissen Verkehr mit den Abgeschiedenen wieder aufzunehmen. Diese Spezialisten des Verkehrs der Lebenden mit den Toten wurden ›armaries‹ oder ›Seelenboten‹ genannt.[1]

1 Vergleiche dazu: Nelli (1969) S. 199.

Aussagen solcher Seelenboten aus der Gegend von Montaillou wären für uns natürlich von höchstem Interesse. Indessen hat bedauerlicherweise (insofern nur die Befriedigung unserer Neugier in Frage kommt, obwohl natürlich für die Betreffenden glücklicherweise) der Bischof von Pamiers Seelenboten aus dem Gebirge nicht verhört. Die beiden, von denen Guillaume Fort wußte, wohnten ja außerhalb seiner Diözese und fielen derart nicht unter seine Jurisdiktion. Immerhin haben wir viele Hinweise, noch in den Volksbräuchen der jüngsten Vergangenheit, die darauf schließen lassen, daß in der Tat Geschichten über Totengeister und zu diesen entsandte Geisterboten sich in Montaillou und Umgebung einer allgemeinen und dauerhaften Beliebtheit erfreuten. Und wir haben die Aussage des Arnaud Gélis, der, wenn schon kein Gebirgler, sondern in Pamiers ansässig, jedenfalls ein Seelenbote war und das Reich der Toten nicht nur von Hörensagen kannte. Er hatte den Toten Botschaften der Lebendigen überbracht und den Lebendigen Botschaften der Toten und hatte die andere Welt mit sterblichen Augen geschaut.

Standesunterschiede waren dort, nach seinen Beobachtungen, ebenso streng festgesetzt wie bei den Lebenden, nur umgekehrt: In der anderen Welt mußten sich die hier mächtig gewesenen Herren alles gefallen lassen. »Große und reiche Damen« fuhren zwar auch im Jenseits noch in Kutschen über Berg und Tal, aber statt

der Maultiere waren dort Teufel davor gespannt, die nämlichen, die dann den Seelen der Übeltäter so übel mitspielten, wie Guillaume Fort gehört hatte (i. 544). Die Bosheit der Seele einer anderen reichen Dame hatte Arnaud (wie eine andere Zeugin des Bischofs ihn hatte sagen hören) gleich eingeleuchtet, »quia in brachiis suis cremabatur igne in locis in quibus portaverat cericum« (iii. 548: weil ihr an den Armen dort, wo sie vorher Seide getragen, nun Feuer gebrannt hätte. Seidene Manschetten trugen wohlhabende Damen im Languedoc seit der Einführung der Seidenraupenzucht in den Cevennen im 13. Jahrhundert). Arnaud Gélis war auch in der Schlacht gefallenen Rittern begegnet. Sie waren auf den Gerippen ihrer Streitrösser beritten. Bis zum Nabel gespalten von dem Schwerthieb, der ihn getötet hatte, blutete und litt Einer morgens; am Abend schlossen sich die Wunden und ließen ihm bis zum nächsten Morgen Ruhe. Einem noch von seinem Blut überströmten Ermordeten – wie Pons Malet aus Ax – begegnete zwar niemand gern, doch wußte jeder, daß er, wo gemordet wurde, mit solchen Begegnungen rechnen mußte (i. 131). Ein toter Arzt lungerte noch nach seiner Beerdigung in der Nähe des Aussätzigen-Hospitals herum, in dem er zu Lebzeiten gedient hatte; man sah auch tote Mönche, die sich in ihren Kutten von den weißgewandeten gewöhnlichen Toten unterschieden (i. 134). Geistliche, die zu Lebzeiten reich gewesen waren, waren im Jenseits besonders arm dran: Vier

riesige Höllenhunde piesackten einen Erzdiakon, der zu Lebzeiten mit den Grundrenten der Kirche gehandelt hatte. Auch Bernard, der verstorbene Bischof von Pamiers, fand keine Ruhe im Grabe, hatte er doch zwei seiner treuen Diener an den Bettelstab gebracht.

Wie die Standesunterschiede als solche sah man auch die Altersunterschiede im Jenseits beibehalten. Allerdings waren dort nicht alle Lebensalter vertreten. Kinder unter sieben Jahren (oder nach einem anderen Bericht, unter zwölf Jahren) waren nicht bei den Mengen von Abbildern (von Abbildern kann man hinsichtlich der Erscheinungen der Toten sprechen, weil, wie der Verhörte sagte, »dicti defuncti sunt eiusdem quantitatis, figure, et forme quorum erant dum vivebant« i. 134), denen der Seelenbote im Jenseits begegnete. Dies, weil so junge Kinder unmittelbar nach ihrem Absterben den ›Ort der Ruhe‹ aufsuchten, zu dem der Seelenbote keinen Zutritt hatte. Bei den Abgeschiedenen, die mit ihm verkehrten, aber beobachtete der Berichterstatter über die Sitten und Gebräuche der Toten einen erbitterten Generationskonflikt zwischen den arg bedrückten Alten und den äußerst aggressiven Jungen. Die jungen Toten waren in erdrückender Übermacht (man starb jung damals) und stießen die alten mitleidlos herum; übrigens waren sie so leicht wie Mohnsamen, und der Wind blies sie herum, bis sie von der Masse der anderen Doppel in den Boden getreten wurden (i. 134–135, 532, 543–545).

Wie in dieser, bildeten auch in jener Welt die sehr jungen Männer eine besondere Gruppe (i. 542). Frauen waren noch enger miteinander verbunden, steckten zusammen, manche in Lumpen, manche schwanger, waren auf Rache aus für große und kleine Kränkungen. Es hieß, sie wüßten viel von Lebenden und Toten, und so ließ eine Frau aus Pamiers durch Arnaud Gélis bei ihrer toten Tochter anfragen, ob ihr Sohn Johann, der schon lange nichts mehr hatte von sich hören lassen, noch am Leben sei (i. 538): »Ex quo videtis et vaditis cum mortuis, interrogate dictam filiam meam si est mortuus vel vivus et in quo statu est Johannes Bategani filius meus qui diu est reussit a me, et postea non vidi eum nee scio ubi sit.«

Die Juden waren in der anderen Welt wie in dieser von den Christen abgesondert. Man rief sie Hunde und Schweine. Sie stanken und gingen rückwärts (während sich die übrigen Toten wie Lebendige bewegten). Sie betraten auch niemals die Kirchen, in denen sich die Toten gewöhnlich versammelten. Doch waren einfache Leute wie Arnaud Gélis in der Beurteilung der jenseitigen Aussichten dieser Leute nicht so pessimistisch wie die katholischen Theologen, die die Juden in alle Ewigkeit verdammt und nicht einmal durch die Fürbitte der Heiligen Jungfrau erlösbar glauben: Denn Gélis sagte bei einer Gelegenheit seinen verblichenen Gesprächspartnern: »Eines Tages werden die Juden erlöst sein und die Heiden auch.«

Kündigten sich hier bereits die Totentanz-Visionen eines späteren Zeitalters an? Wenigstens erfahren wir, daß die Toten, wenn sie in die Kirche gingen, einander bei den Händen hielten (i. 535). Doch findet sich in unserer Quelle wenig von der Besessenheit durch Vorstellungen von verwesenden Leichen und Knochenmännern, wie sie für das von der Pest und anderen Plagen gequälte folgende Jahrhundert charakteristisch werden sollten.

Die Seelen der Toten hatten, wie gesagt, Leiber mit allem, was dazugehörte. Abgesehen von entstellenden Wunden, Lumpen und anderen derartigen Kennzeichen, waren diese Leiber sogar schöner als die der Lebenden. Dennoch betonte Gélis, der es wissen mußte (i. 135, 545), daß das Leben der Lebendigen angenehmer sei als das der Toten: »Laßt uns«, sagte er, »essen und trinken, soviel wir können, so lange wir hier sind.«

Die Toten waren empfindlich gegen Kälte und suchten deshalb nachts gern Häuser auf, in denen ein gutes Feuer brannte (i. 128, 139, 537, 545, 548). Speisen nahmen sie nicht zu sich, aber sie tranken gern und guten Wein am liebsten. Nachts leerten sie in den schönsten und saubersten Häusern die Fässer. (Allerdings wollte jemand wissen, daß die Trinkgelage der Toten den Inhalt dieser Fässer nicht um ein Deut minderten.) Dabei hatte Gélis in der Zeit vor der Weinlese an solchen Gelagen teilgenommen, bei denen über hundert Tote sich um die Fässer gedrängt hatten. Er selbst war dabei

übrigens nicht zu kurz gekommen, was ihm vielleicht seinen Spitznamen eintrug – man nannte ihn nämlich ›Flaschner‹.

Die Freuden der Liebe andererseits waren den armen Toten durchaus versagt. Familienleben hatten sie auch kein nennenswertes. Sie hatten keine eigenen Häuser, obgleich sie nicht nur ihre Elternhäuser, sondern auch andere, in denen sie gelebt hatten, häufig besuchten und sich überhaupt einluden, wo sie wollten. Die Tatsache, daß sie bei aller Freizügigkeit nirgends mehr hingehörten, kein ›ostal‹ ihr eigen nennen konnten, gab ihnen das Gefühl, nicht länger zur Gemeinde zu gehören. Dies war auch der Grund, weshalb sie sich vorzüglich in der Kirche versammelten. Die Toten waren bessere Kirchgänger als die Lebendigen.

Der normale Zustand der Toten, die ihren endlichen Ruheort noch nicht erreicht hatten, war rastlose Bewegung und stand auch insofern ganz im Gegensatz zum gewöhnlichen Dasein der fest in ihrer ›domus‹ ansässigen Lebendigen. In ihrer Rastlosigkeit büßten sie ihre Sünden. Am eiligsten hatten es die früheren Wucherer, denn die hatten die meiste Schuld auf sich geladen. Alle, nur die Juden ausgenommen, gingen von einer Kirche zur anderen, obwohl sich jeder am liebsten in der Pfarrkirche seines Heimatorts und in der Nähe des Kirchhofs, auf dem er begraben lag, aufhielt.

Die Toten machten auch Wallfahrten, manche bis nach Compostela zum heiligen Jakob, und zwar mit

der ihnen gewöhnlichen atemberaubenden Geschwindigkeit: Man liest von Toten, die bis nach Santiago nur fünf Tage unterwegs waren; so besuchten sie auch Saint-Gilles, Rocamadour und andere Wallfahrtsorte. Die Lebendigen hatten für die Beleuchtung der Kirche während der nächtlichen Besuche der Toten zu sorgen, und zwar womöglich durch Öllampen, deren Licht, weil es länger und stetiger brannte, den Toten lieber war als Kerzenlicht.

Während ihres nächtlichen Kirchgangs hatten die Toten Gelegenheit zu einer kurzen Ruhepause. Am Morgen, wenn sie aus der Kirche gingen, um einander zu besuchen, fing die Hetze wieder an. Zu dieser Zeit waren sie noch am ehesten ansprechbar, weshalb Arnaud Gélis vorzugsweise morgens mit der Erledigung seiner Aufträge in der anderen Welt beschäftigt war.

»Wenn ihr geht«, warnte er seine lebendigen Zuhörer, »werft nicht unvorsichtig Arme und Beine herum, sondern preßt die Ellbogen an den Körper und tretet mit Bedacht, daß ihr nicht ein Gespenst umwerft. Vergeßt nämlich niemals, daß ihr jederzeit von einer Menge Gespenster umgeben seid, die unsichtbar bleiben für alle Lebendigen außer den Seelenboten.«[1]

Man vermißt bei allen diesen Geschichten jede Erwähnung des Fegefeuers, oder doch fast: Einer der Toten, mit denen Arnaud Gélis zu tun hatte, war

1 i.134–135, 533, 534, 537, 543–545, 547, 548.

nämlich dort gewesen, aber außer unangenehmen Erinnerungen hatte er nichts daraus mitgenommen, und der Aufenthalt daselbst dispensierte ihn von keiner der Pflichten, die die übrigen Toten wahrzunehmen hatten, ehe sie hoffen konnten, endlich Ruhe zu finden.

Diese endliche Seelenruhe, nicht die Hölle, nimmt in Arnauds Betrachtungen die vornehmste Stelle ein. Lag das an dem für gewöhnlich nicht sehr lebhaften Sündenbewußtsein der Leute, die ihn als Boten beschäftigten? Kam denen die Hölle als eine zu harte, zu unwiderrufliche Bestrafung selbst der schwärzesten Missetaten vor? Sicher ist jedenfalls, daß Arnaud Gélis die Hölle nur als unterirdischen Wohnort der Teufel gekannt zu haben scheint, die er über der Erde mit der Abstrafung sündenbeladener Seelen beschäftigt sah. Nicht mehr als von der Hölle wußte er aus eigener Erfahrung vom Himmel; denn, soweit er sehen konnte, lag der jenseits des Jüngsten Gerichts. Bis dahin war der Ort der Toten, wie der Lebendigen, die Erde.

Hier wartete, nach einer gewissen, mit büßenden Wanderungen und Pilgerfahrten verbrachten Zeit, ein zweiter Tod der Toten. Dieser zweite Tod eröffnete ihnen den Zugang zu ihrer letzten Ruhestätte, die sich ebenfalls auf Erden, an einem angenehmen, aber den Lebenden unbekannten Ort befand. Dieser zweite Tod rief nicht, wie der erste, jeden zu seiner bestimmten Zeit ab, sondern stets einen ganzen Jahrgang von armen Seelen auf einmal, und zwar alljährlich zu

Allerheiligen. Das Ereignis wurde, wie Gélis mitteilt, manchmal durch Engel angekündigt. Engel suchten aus den Massen armer Seelen, die sich überall herumtrieben, diejenigen aus, die ihre Buße getan und ihre Schuld beglichen hatten und zum bevorstehenden Termin in den Ruhestand versetzt werden sollten. Die Lebenden hatten die Möglichkeit, den Toten einen Teil der ihnen bis zu diesem Termin gesetzten Frist zu ersparen, indem sie deren hinterbliebene Gläubiger abfanden, in ihrem Namen Almosen gaben und Seelenmessen für sie lesen ließen. Wußten aber die Lebenden, daß sie sich für die Toten freuen mußten, wenn diese endlich Ruhe fanden, so schlug doch damit für sie selbst die Stunde des endgültigen Abschieds von den Verstorbenen; denn waren diese einmal zur Ruhe gekommen, waren sie auch für die Seelenboten nicht mehr zu sprechen. Deshalb bewegten zu Allerseelen widerstreitende Gefühle die Hinterbliebenen.

Manche Seelen, scheint es, wanderten nur kurze Zeit, ehe sie zur Ruhe kamen (i. 129).[1] Während dieser Zeit besuchten manche Seelen an jedem Sonnabend das ›ostal‹, in dem ihre Witwe oder ihr Witwer noch

1 In manchen okzitanischen Texten erscheint das Umherirren der Verstorbenen als Äquivalent des Aufenthalts im Fegefeuer; die nach der Entlassung daraus erlangte Ruhestätte entspricht dieser Vorstellung zufolge dem irdischen Paradies. Der Himmel wird erst nach dem Jüngsten Gericht geöffnet.

immer mit Kindern wohnte. Für solche Besuche galt es deshalb, das Haus und die Schlafstätte des Verstorbenen in guter Ordnung zu halten (i. 137,551). Man fürchtete diese Besuche jedoch nicht, wie es scheint, denn es heißt, daß die Toten die Lebendigen ruhig schlafen ließen, ja deren Schlaf behüteten und überhaupt die Wohlfahrt des Haushalts, dem sie der Tod entrissen hatte, im Auge hatten. Eine verstorbene Mutter äußerte Bedauern, daß sie ihre pflichtvergessene Tochter nicht zur Rückkehr zu ihrem Mann bewegt hatte (i. 131).

Dadurch, daß sie den Toten zur Ruhe verhalfen, beförderten die Lebendigen aber nicht nur deren Wohlfahrt, sondern verkürzten auch ihre Trauerzeit. So ließen sie Seelenmessen auch im eigenen Interesse lesen – von dem der Priester zu schweigen. Gelegentlich beauftragten Tote den Seelenboten Arnaud Gélis ihre lebenden Hinterbliebenen an ihre diesbezüglichen Pflichten zu erinnern; was auch den Priestern am Ort ganz recht gewesen zu sein scheint – bis sich endlich der Bischof von Pamiers für die Sache interessierte (i. 129, 135, 534, 551).

Arnaud Gélis war einigermaßen wohlhabend und wohnte wahrscheinlich unter seinem eigenen Dach (i. 128). Er war nicht übertrieben arbeitsam und saß gern in der Sonne (i. 550). Erst diente er einem Canonicus und wurde schließlich zum Untersakristan befördert. Sein wichtigstes Amt jedoch hatte er von den Toten, denn er war, wie gesagt, unsereinem insofern

verwandt (uns Historikern, meine ich), als er sich als Sprecher der Toten ausgab.

Gelegentlich hatte er mehrere tote Gesprächspartner auf einmal. So, wenn er sich mit einem Toten über dessen Befinden unterhielt und dann dessen hinzukommende, ebenfalls verstorbene Frau nach dem Verbleib ihrer im frühen Kindesalter verstorbenen Neffen befragte – wie es ihm von deren Vater, dem Bruder der Befragten, aufgetragen war (i. 134).

Gélis nahm seine Botenpflichten äußerst ernst, besorgte sie pünktlich und diskret. Indem die Inquisition das volkstümliche Amt des Seelenboten abzuschaffen suchte, ermutigte sie – ohne das natürlich zu wollen – unmittelbare Kontakte zwischen Lebendigen und Toten; denn deren Geister gingen ja überall um.

Auch davon wollte freilich die offizielle Theologie nichts wissen. Sie lehrte vielmehr, daß die Seelen nach dem Tode direkt und pfeilgeschwind an ihren Bestimmungsort gelangten, in die Hölle, ins Fegefeuer oder ins Paradies. Da aber durch diese Lehre den Vorstellungen, die den Gedanken an einen langen Abschied von Verstorbenen in einer der hiesigen noch benachbarten anderen Welt zuließen, gewissermaßen der Boden entzogen wurde, stiftete sie (wiederum ganz entgegen der damit verfolgten Absicht) die Leute dazu an, auf eigene Faust Verhandlungen mit Dämonen anzuknüpfen, um sich trotz allem Gelegenheit zu verschaffen, die zwischen ihnen und den Verstorbenen noch offenge-

bliebenen Fragen zu erledigen: und leistete derart der späteren Entwicklung des Hexenwesens Vorschub.

Gélis ließ sich seine Dienste verhältnismäßig bescheiden vergüten. Dabei waren namentlich die Toten anspruchsvolle Kunden. Hatte er einmal deren Aufträge nicht wunschgemäß ausgeführt, mußte er sich auf eine schlimme Tracht Prügel von ihnen gefaßt machen (i. 136, 544). Dennoch verlangte er von den Lebendigen nicht mehr als hier einen Käse, da eine Mahlzeit, dort ein bißchen Geld – wenig, wenn man bedenkt, daß er mit seinen Diensten ja immer Gefahr lief, das Mißtrauen des Inquisitionsgerichts zu erwecken, das sich am Ende ja tatsächlich mit ihm befaßte (i. 137, 538, 543, 544, 547).

Lange waren allerdings die Beziehungen des Seelenboten zu den Klerikern durchaus harmonisch. Arnaud Gélis ging regelmäßig zum Gottesdienst, und was er bei den Toten hörte, stand gewöhnlich nicht im Widerspruch zu dem, was er von der Kanzel oder in der Sakristei gelernt hatte. Da den Priestern die Seelenmessen, um welche die Toten ihre Witwen durch Arnaud bitten ließen, pünktlich bezahlt werden mußten, waren sie geneigt, im Hinblick auf die eigentlichen Besteller derselben ein Auge zuzudrücken. Und also stellte Arnaud Gélis, von seinen theologisch bedenklichen verstorbenen Kunden einmal abgesehen, hinnieden die längste Zeit alle Welt zufrieden (i. 550).

Wir haben bisher die ›Abbilder‹, denen der Seelenbote auf seinen Botengängen zu den Verstorbenen

begegnete, als ›Seelen‹ oder ›Geister‹ bezeichnet, ohne zwischen diesen Begriffen säuberlich zu unterscheiden. Doch finden wir bei näherem Zusehen, daß in der Vorstellung der Leute von Montaillou der Geist, in dem Sinne, den dieser Begriff für uns hat, wenn wir jemanden geistesgegenwärtig finden, mit der unsterblichen Seele nicht durchaus identisch gedacht wurde. Der Geist konnte einem im Schlaf, von einem Traum entführt, zeitweilig abhanden kommen. Dies jedenfalls lehrte die Geschichte von der Eidechse, die sich in Montaillou großer Beliebtheit erfreute. Pierre Maury hatte sie von Philippe d'Alayrac aus Coustaussa gehört. »Es waren einmal zwei Gläubige [»duo credentes«, sagt das Protokoll, iii. 152, gemeint sind zwei Katharer] am Ufer eines Flusses. Der eine schlief ein, der andere blieb wach; da sah er aus dem Munde des Schläfers so etwas wie eine Eidechse schlüpfen. Plötzlich huschte dieses Ding über eine Rute oder Planke [»per quandam festucam vel plancam«], die von einem Ufer ans andere reichte, über den Fluß. Am anderen Ufer lag der blanke Schädel eines Esels. Und die Eidechse rannte durch dessen Höhlen. Dann kam sie über die Planke zurück und fuhr wieder in den Mund des Schläfers. Dies wiederholte sie ein- oder zweimal. Da der wach gebliebene Kamerad des Schläfers das sah, dachte er dem Tier einen Streich zu spielen. Als die Eidechse eben wieder am jenseitigen Ufer und im Begriff war, in den Eselsschädel zu schlüpfen, nahm er

die Planke fort. Dann kam die Eidechse wieder aus dem Schädel ans Ufer zurück. Aber nun konnte sie nicht mehr über den Fluß, die Brücke war fort! Da begann der Schläfer im Schlafe unruhig sich zu regen, schlug mit allen Gliedern um sich, erwachte jedoch nicht, obwohl der Wachende sich nach Kräften bemühte, ihn zu wecken. Schließlich legte dieser die Planke wieder über den Fluß. Da konnte denn die Eidechse zurückkommen und verschwand wieder im Munde des Schläfers. Alsbald erwachte dieser und erzählte dem Freund, was er soeben noch geträumt hatte. ›Ich träumte‹, sagte er, ›daß ich den Fluß auf einem Brett überquerte; dann ging ich in einen großen Palast mit vielen Türmen und Zimmern, und da ich an den Ort zurückkehren wollte, von dem ich ausgegangen, fand ich das Brett nicht wieder! So konnte ich nicht über den Fluß: schwimmend wäre ich ertrunken. Deshalb habe ich so gestrampelt (et de hoc multus turbatus fuerat), bis die Planke wieder hingelegt ward und ich zurückkehren konnte.‹

Die beiden Gläubigen wunderten sich sehr über dieses Abenteuer, gingen und erzählten es einem guten Christen (bonum christianum, id est hereticum), und der erklärte es ihnen: ›Die Seele‹, sagte er, ›bleibt beim Menschen, solange er lebt, doch der Geist des Menschen geht ein und aus, wie die Eidechse aus dem Mund des Schläfers in den Eselsschädel gegangen war und in den Mund des Schläfers zurück‹, was angesichts

ihrer eigenen Erfahrung, die beiden gerne glauben wollten.«[1]

Jeder Schäfer aus Montaillou konnte den katharischen Mythus vom Sündenfall erzählen und fand immer wieder – im Sabarthès, in Katalonien oder wo er sich sonst aufhielt – Gelegenheiten, ihn zu erzählen (ii. 33–34, 199, 407; ii. 489‹90; iii. 130, 219 und passim). Am Anfang dieser Geschichte stürzten die vom Bösen verführten Geister durch ein Loch aus dem Himmel geradewegs zur Erde. Damit war sie eigentlich schon passiert, aber die Erzähler, die sie an so manchem Abend am Herd oder Lagerfeuer wiederholten, wußten den nackten Tatbestand mit vielen Einzelheiten auszuschmücken. Gott merkte nämlich nicht gleich, was da geschehen war, dann merkte er's, ohne es zunächst zu verstehen, dann verstand er's, wurde zornig und verschloß hastig das Loch mit seinem Fuß. Da war es freilich für viele Geister schon zu spät. Auf der Erde mußten diese die fleischlichen Gewänder anlegen, die der Teufel für sie bereithielt, und sich in die Tyrannei der Weiber schikken. Und damit begann für sie der niedere Teil des Mythenszyklus – die Seelenwanderung. Einigen sollte es

1 Die Erklärung des ›Guten Christen‹ lautet nach dem Protokoll: »quod anima hominis semper manebat in corpore hominis usque ad mortem corporis eius, set Spiritus hominis intrabat et exibat, ut ipsi viderant de dicta sin sola egredientem de ore dicti dormientis intrantem caput dicti asini, et regredientem in ore dormientis.«

nach Inkarnationen in verschiedenen Tieren und Menschen gelingen, an ihren Anfang, in den Himmel zurückzukehren. Wie ja auch hier schon mehrfach erwähnt, stand der Seele eines ›perfectus‹ oder ›credente‹, der rechtzeitig das ›consolamentum‹ empfangen hatte, nach dem Abschied von der Leiblichkeit der Himmel offen. Die Weltgeschichte war nicht ohne höheres Interesse, solange noch läuterungsfähige Seelen auf Erden weilten. Waren aber einmal alle für die Erlösung aus der Fleischlichkeit überhaupt in Frage kommenden Seelen in den Himmel zurückgekehrt, bestand am Fortbestand der Welt ein höheres Interesse nicht länger, und sie konnte der Vernichtung anheimfallen. Dies würde durch die Vermischung der vier Elemente und deren Rückfall ins Chaos geschehen. Dann, sagten die Schäfer von Montaillou (die das von den Brüdern Authié wußten) sollte das Firmament auf die Erde stürzen, Sonne und Mond würden erlöschen, Feuer würde das Meer verzehren und das Meer das Feuer löschen. Ein See von Pech und Schwefel würde die Erde verschlingen: die Hölle.

Gläubige, die noch rechtzeitig vor dem Ende ›getröstet‹ worden waren, würden dann, im Verein mit allen ihnen vorausgegangenen guten Christen aus dem Dorf an jenem Jüngsten Tage tanzen und die Ungläubigen zertreten, »wie die Lämmer im Frühling auf den Wiesen oder im Herbst auf den Stoppelfeldern« (ii. 32).

Worin bestand aber das Glück der Seelen der Gerechten im Paradies? Pierre Authié lehrte (ii. 411):

»Dort wird jede Seele so viel Reichtum und Glück haben wie jeder andere; und alle werden sein wie eine. Und alle Seelen werden einander lieben, als liebten sie die Seelen ihrer Väter und ihrer Kinder.« Auch hier ist offensichtlich das Heilige ein transfigurierter sozialer Wert. Denn Pierre Authié lehrte ja die Gläubigen den Himmel als eine weltumspannende ›domus‹ kennen.

Wir können uns nun fragen, was den Leuten von Montaillou zu der Zeit, in der wir sie hier kennengelernt haben, eigentlich und über die Befriedigung der kreatürlichen Bedürfnisse hinaus wichtig gewesen sei: Worauf es ihnen ankam im Leben.

Die Historiker des mittelalterlichen Bauerntums haben bisher vor allem die Herrschaftsverhältnisse, die feudalen Abhängigkeiten studiert, in denen der Bauernstand sich befand – während des ganzen ›ancien regime‹, genau genommen. Die Beziehungen der Bauern zu ihren Feudalherren waren, betrachtet man die mittelalterliche Gesellschaft als Ganzes, zweifellos sehr wichtig, und es soll auch nicht bestritten werden, daß sie im großen ganzen die Weltanschauung der Bauern entscheidend mitbestimmten. Doch hat uns unsere Quelle gelehrt, daß wenigstens in Montaillou zu Anfang des 14. Jahrhunderts den Bauern die wichtigste Beziehung, in der sie sich sahen, nicht diejenige zu dem Grundherrn war, sondern die zu ihrer ›domus‹, zu ihrem ›ostal‹. Das Haus, als Gebäude und als Verwandtschaftszusammenhang, war die Einheit, mit der die bäuerliche Gesellschaft von Montaillou stand und fiel; nicht, wie in späteren Jahrhunderten, ihr Landbesitz, sondern das Haus war der Gegenstand der tiefsten Ängste und Hoffnungen der Bauern von Montaillou.

Obwohl wir unsere Untersuchung auf die in einem einzigen Dorf – eben in Montaillou – gegebenen Verhältnisse beschränkt haben, scheinen uns deren Ergebnisse zu weitergehenden Folgerungen zu berechtigen. Denn in Montaillou haben wir das Beispiel einer Wirtschaftsform, deren wesentliche Einheit das Haus war, einer Ökonomie also im genauen Wortsinn.

Marx hat von einer frühen Wirtschaftsform gesprochen, die in jedem Haus vollständig gegeben und selbständig realisiert war, einer Wirtschaftsform, in der jedes Haus als selbständige Produktionsstätte aller von seinen Bewohnern gebrauchten Lebensmittel angesehen werden kann. Marx dachte dabei aber an verstreute Einödhöfe, die er, zu Recht oder Unrecht, als die charakteristische Siedlungsform der alten Germanen ansah. Das Problem der Kooperation mit Nachbarn stellte sich natürlich nicht, wo man keine hatte. In Montaillou aber hatte man Nachbarn. Zusammenarbeit zwischen Nachbarn ging, wo sie stattfand, sehr befriedigend vonstatten; und doch blieb sie beschränkt auf mehr oder weniger geringfügige gegenseitige Hilfeleistungen.

Im wesentlichen hielt sich jeder an seine ›domus‹. Daß es dafür gute Gründe wird einem klar, wenn man die vor Bischof Fourniers Tribunal gebrachten Zeugen Revue passieren läßt und sich die Verhältnisse vergegenwärtigt, von denen ihre Aussagen reden. Man erkennt dann, daß diesen Leuten ihr Haus vor allem deshalb das Wichtigste war, weil dort ihre Kraft, ihre

Widerstandskraft gegen die sie von außen bedrängende Welt entsprang.

Ökonomisch gesehen, unterhielt die ›domus‹ mit benachbarten ›domus‹ und anderen ökonomischen Einheiten kaum finanziell vermittelte, nur ›natürliche‹ Beziehungen. Diese zeichneten sich aus durch Gegenseitigkeit und Symmetrie: abgesehen von den Beziehungen der Bauern und Schäfer zur kirchlichen Obrigkeit, denen es, nach Meinung der Bauern, gerade daran in kränkendem Maße fehlte. Im übrigen zeigte die ›domus‹-Wirtschaft eine starke Tendenz zur Selbstgenügsamkeit und Autarkie. Das Fehlen jeder Zusammenarbeit zwischen benachbarten Gemeinden und das geringe Maß an Zusammenarbeit innerhalb der Gemeinde sind wahrhaft erstaunlich. Gemeindesinn, Bürgersinn gar konnten sich unter diesen Umständen kaum ausbilden. Solidarität über die ›domus‹ hinaus wurde am ehesten mit Glaubensgenossen praktiziert: Auf dem Markt verkaufte eine katharische Frau einer katholischen das Korn so teuer wie möglich. »Gefällig bin ich lieber denen, die des Glaubens [das heißt, Häretiker] sind«, sagte sie (ii. 108).

Die in Montaillou zu beobachtende Wirtschaftsform entspricht der von dem russischen Ökonom A. V. Chayanov in seiner ›Theorie der bäuerlichen Wirtschaft‹ beschriebenen.[1] Jede Hauswirtschaft produzierte für

1 A. V. Chayanov, Theory of peasant economy, Homewood, III. 1966.

den eigenen Bedarf, als reiner Familienbetrieb‹ der Arbeitsteilung im wesentlichen nur zwischen Familienangehörigen verschiedenen Geschlechts kannte: Die Frauen kümmerten sich um den Herd, die Küche, den Garten, holten Wasser und Viehfutter; während die Männer, gelegentlich dabei von Mägden unterstützt, bei denen es sich sogar um Lohnarbeiterinnen handeln mochte, die Wiesen, Wälder, Felder und Herden besorgten. Wie es noch im 18. Jahrhundert Rétif de la Bretonne beschrieb (in ›Les Contemporains‹), machten die Frauen alle Arbeit, die im Hause vorfiel, die Männer alles, was außer dem Hause zu tun war. Ein Teil der Erzeugnisse dieser Wirtschaft war allerdings schon für den Markt bestimmt, namentlich die Besitzer von Schafherden erzeugten mehr Käse, Wolle und Fleisch, als sie selbst verbrauchten, auch Geflügel und Eier wurden verkauft, doch in der Hauptsache ging es den Leuten von Montaillou um die mehr oder weniger vollständige Befriedigung ihrer eigenen unmittelbaren Bedürfnisse, nicht um Akkumulation von Mehrwert. Niemand verlangte Überfluß, aber Entbehrungen wußte man gewöhnlich vorzubeugen, und zwar ohne sich dabei mehr anzustrengen als erforderlich. Man arbeitete, um zu leben, nicht umgekehrt. War die Familie groß genug, wurde jeder einzelne selten bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen. Desto mehr gesunde Kinder einer zu ernähren hatte, desto weniger brauchte er zu arbeiten,

sozusagen. Chayanov hat den Tatbestand in die Form eines Gesetzes gebracht.

Da von akkumulierendem Produktionsüberschuß unter diesen Umständen kaum die Rede sein konnte, war in Montaillou kein Markt für Wucherer und dürre Heide für Steuereinnehmer. Da fast alle Leute im Dorf mehr oder weniger arm waren, kam selbst bei den Ärmsten, beim landlosen Proletariat, kaum Unzufriedenheit mit der eigenen Lage auf. Klassenhaß hätte keinen Gegenstand gehabt. Junge Männer verließen das Dorf und die Armut, die dort ihr Los gewesen wäre, und schlossen sich der wandernden Welt der Schäfer an.

Die Schäfer durchbrachen das Zellengefüge der ›domus‹. Als Junggesellen zogen sie ohne Familienanhang, ungebunden auf die Bergweiden oder nach Katalonien, in Gegenden fern der Heimat. Als Lohnarbeiter waren sie von den Banden emanzipiert, die ihre daheimgebliebenen Väter und Brüder an Haus und Äcker fesselten. Rückblickend sieht man sie jetzt unterwegs in die Marktwirtschaft. Freilich bewahrten sie sich dabei nicht zuletzt dank ihrer Bedürfnislosigkeit eine Freiheit, um die Lohnarbeiter späterer Zeiten und anderer Gegenden sie beneidet hätten.

Wie den Schäfern, kam es auch den in ihren Häusern seßhaften Bauern von Montaillou auf den Himmel an, auf den Zugang zu einer der ›domus‹ jenseitigen Welt. Die Wege, auf der sie diese suchten,

brachten sie in Konflikt mit den Behörden; nur deshalb wissen wir ja von ihnen. Sie setzten sich gegen den maßregelnden Zugriff dieser Behörden zur Wehr, so gut sie konnten, ihr Haus und ihren Himmel zu verteidigen.

Der zwischen 1308 und 1325 auf das Dorf ausgeübte Druck ließ später nach und verschwand endlich. 1348 kam der schwarze Tod, mag aber an Montaillou schnell, und ohne allzu tiefe Spuren zu hinterlassen, vorübergegangen sein. Später kamen andere Seuchen und der Durchzug verwüstender Heere. Im Jahre 1390 zählte man nur mehr dreiundzwanzig Feuer in Montaillou; das war kaum noch die Hälfte der zwischen 1300 und 1320 bestehenden Haushalte. Doch trotz dieser Abnahme der Einwohnerzahl infolge von Seuchen, Kriegen und Unterdrückungsmaßnahmen der Inquisition erhielten sich die führenden Familien von Montaillou. Noch 1390 hießen sie Benet, Clergue, Maurs, Ferrier, Baille, Fort, Azéma, Pourcel, Rives, Authié, Argelliers. Nur ein einziger Name könnte neu dazu gekommen sein. Die ›domus‹ hielt also stand. Und so blieb es jahrhundertelang. Noch heute gibt es Clergues in Montaillou. Doch geben heute die Leute von Montaillou ihre Felder in den Bergen auf. Damit ist die Stabilität dieses alten Lebensraums, den weder Unterdrückung noch Krieg oder Krankheit haben zerstören können, zum ersten Mal ernst gefährdet. Die

Probleme der modernen Industriegesellschaft stellen sich heute auch in früher abgelegenen Gegenden.

Die traditionelle Kultur von Montaillou konnte standhalten, weil es ihr nicht um Wachstum, sondern um Selbsterhaltung zu tun war. Innerhalb dieser Kultur kam es für jeden einzelnen einzig auf den Fortbestand seines Hauses auf Erden an und (in der Zeit, die uns hier beschäftigt hat) auf die Rückkehr seiner Seele in den Himmel. Obgleich diese Kultur heute bis auf geringe Reste verschwunden ist, hat sie so doch Bestand in den Akten der von Bischof Fournier durchgeführten Untersuchungen. In den Aussagen der Angeklagten und Zeugen, die da über Jahrhunderte und den Kopf ihres Richters hinweg das Wort an uns richten, spricht (noch durch die entstellende lateinische Übersetzung hindurch vernehmlich) diese Kultur für sich selbst; sehr ansprechend, wie mir scheint.

ANHANG

Verzeichnis der durch Bischof Fourniers Untersuchungen betroffenen Familien in Montaillou

Diese Aufstellung (die an den von Deirdre A. Jennings für die englische Ausgabe von Montaillou kompilierten ›Index of the main families of Montaillou‹ anknüpft) will dem Leser Gelegenheit geben, sich die Verwandtschaftsverhältnisse einzuprägen, in welchen die Einwohner von Montaillou, denen er im Laufe unserer Untersuchung der durch die Verhöre Bischof Fourniers ans Licht gebrachten Tatbestände meist wiederholt und in den verschiedensten Zusammenhängen begegnet, zueinander stehen; und sollte ihm – mit kurzen Hinweisen auf die Zusammenhänge, in denen er es mit dieser oder jener Alazaïs oder Guillemette zu tun hat – die Möglichkeit bieten, sich im Zweifelsfall der Identität der Betreffenden zu vergewissern. Familien sind römisch, in der alphabetischen Reihenfolge der Familiennamen numeriert. Die Familienangehörigen sind durch Buchstaben voneinander unterschieden. Notorische Ketzer sind zusätzlich durch ein Sternchen gekennzeichnet: In der sich an diese Aufstellung anschließenden Namensliste lassen sich alle hier erwähnten Personen identifizieren.

I Die Brüder Authié

Katharische Missionare aus Ax-les-Thermes (Acqs), die im Dezember des Jahres 1299 aus der Lombardei zurückkehrten, um ihre okzitanischen Landsleute von neuem zu der ketzerischen Religion zu bekehren.

(a) Pierre* sein Bruder (b) Guillaume* Pierres Sohn (c) Jacques* und seine Tochter (d) Guillemette.

(a) Pierre* kam dem Familiensinn der Gebirgsbauern entgegen, indem er stets gemeinsam mit seinem Bruder und Sohn predigte und nicht einzelne sondern immer ganze Haushalte für seinen Glauben zu gewinnen suchte. Er war Notar. Guillaume Bélibaste war der letzte seiner Schüler. Pierre wurde am 9. April 1310 als Ketzer verbrannt. Seine Neffen, namens de Rodes, aus Tarascon, zeigten Ketzer bei der Inquisition an.

(b) Guillaume*, verheiratet mit Gaillarde Authié, der Tochter des Arnaud Benet und Nichte des Guillaume Benet aus Montaillou. Gaillardes Geständnis führte wahrscheinlich zu der Verhaftung aller erwachsenen Einwohner von Montaillou im Jahre 1308. Guillaume verkehrte in Montaillou viel im Hause der Belots. Er tanzte auf der Hochzeit der Béatrice de Planissoles und des Berenger de Roquefort. Wie sein Bruder war er Notar. Er häretizierte Raymond Benet. Dem Pfarrer Pierre Clergue lieh er »ein Buch vom Glauben der Ketzer«. Als Ketzer wurde er, wie sein Bruder und Neffe, verbrannt.

(c) Jacques* predigte den Schäfern und beeindruckte namentlich den Schäfer Pierre Maury. Er wurde 1305 von der Inquisition verhaftet und später als Ketzer verbrannt.

(d) Guillemette, verheiratet mit Arnaud Teisseire, der sie prügelte und auch seinen unehelichen Sohn Guillaume zu prügeln pflegte. Wie sein Schwiegervater war Arnaud Notar und fungierte nebenher als Arzt. Er wurde in Pamiers eingekerkert und starb dort.

II und III Die beiden Familien Azéma
Die Mutter Raymonde Azéma war im Dorf als Na Carminagua bekannt. Die Söhne Pierre Azéma und Pons Azéma waren selbst Familienoberhäupter. Alle waren katholisch und mit den ketzerischen Familien verfeindet.

II Die Familie des (a) Pierre, verheiratet mit (b) Guillemette, beider Sohn (c) Raymond und eine nicht namentlich genannte Tochter (d).
(a) Pierre brachte gemeinsam mit Pierre de Gaillac die ketzerischen Neigungen des Pfarrers Pierre Clergue zur Anzeige, was ihm dessen Bruder Bernard Clergue, der Bayle von Montaillou, heimzahlte, indem er seinerseits den Verräter bei der Inquisition von Carcassonne als Ketzer denunzierte. Und daraufhin wurde Pierre eingekerkert – ein unschuldiges Opfer des strengen Gerechtigkeitssinns Bischof Fourniers, wenn man so will, denn er war mit diesem entfernt verwandt und hätte also mit einer besonders wohlwollenden Prüfung seiner Unschuldsbeteuerungen rechnen können, wäre nicht sein hochgestellter Verwandter ein so unnatürlich unbestechlicher Mann gewesen. Er starb im Kerker. (d) Pierres nicht namentlich genannte Tochter wurde von ihrem Vater der Gauzia Clergue als Schwiegertochter angeboten für den Fall, daß Gauzia von der Partei der Clergues zu derjenigen der Azémas überginge.

III Familie des (a) Pons, verheiratet mit (b) Alazaïs, beider Sohn (c) Raymond.
(a) Pons, ein guter Katholik, selbst in der Zeit, da fast ganz Montaillou katharisch war; der einzige Bewohner des Orts, dem Guillaume Authié nicht traute.
(b) Alazaïs* galt als Hausfrau eines bedeutenden Hauses im Ort – man sagte ihr ›Madame‹ –,war aber im Gegensatz zu ihrem Mann den Ketzern geneigt. Zeitweilig Geliebte

des Pfarrers Pierre Clergue. Nach dem Tode ihres Mannes betätigte sie sich selbständig als Käsehändlerin und zog Schweine. Sie leistete den Ketzern gelegentlich Botendienste und verbreitete auch ohne Auftrag interessante Neuigkeiten wie die von den Verhältnissen Béatrice de Planissoles mit dem Pfarrer Pierre Clergue und dessen illegitimem Vetter Pathau Clergue.
(c) Raymond* Haushaltungsvorstand nach dem Tod seines Vaters. Er brachte den ›guten Leuten‹ Essen und hatte den Ehrgeiz, einst selbst zu ihnen zu gehören.

IV Die Familie Baille-Sicre
(a) Arnaud, verheiratet mit (b) Sybille geborene Baille, beider Söhne (c) Bernard und (d) Arnaud.
(a) Arnaud, als Notar in Tarascon ansässig, ein treuer Katholik und Gegner der Katharer, wurde von seiner Frau vor die Tür des von ihr in die Ehe gebrachten Hauses gesetzt.
(b) Sybille*, aus dem Hause der Bailles in Ax-les-Thermes gebürtig, dessen Eigentümerin sie nach dem Tod ihrer Mutter wurde, war nach der Trennung von ihrem Mann Viehzüchterin auf eigene Rechnung. Sie wurde als Ketzerin verbrannt.
(c) Bernard schlief einmal im Hause des Barthélemy Borrel in einem Bett mit dem damals indessen Dienst stehenden Schäfer Pierre Maury.
(d) Arnaud. In der Hoffnung, auf diesem Wege wieder in den Besitz des als Ketzereigentum von den Inquisitoren konfiszierten mütterlichen Hauses zu kommen, diente dieser Arnaud Baille oder Arnaud Sicre der Inquisition als Spitzel. Abgesehen davon war er Schuhmacher. In Katalonien gewann er das Vertrauen der um den letzten ›Vollkommenem, Guillaume Bélibaste, versammelten Ketzer und lockte sie in die Reichweite der Inquisitoren. Als Siebenjährigen hatte ihn die Mutter zur Erziehung seinem Vater geschickt; er führte abwechselnd die Familiennamen beider Eltern.

V Die drei Familien Baille
(1) Die Familie des (a) Vital, verheiratet mit (b) Esclarmonde, beider Sohn (c) Jacques.
(2) Die Familie des (a) Raymond, dessen Frau (b), beider Söhne (c) Pierre, der ein Schäfer war, (d) Jacques, (e) Raymond und (f) Arnaud.
(3) Die Familie des (a) Guillaume, lebte in Montaillou, Abstammung nicht bekannt. Er verdingte sich als Wanderschäfer. Von der Familie eines seiner Dienstherrn der Ketzerei verdächtigt, doch zu Unrecht.

VI Die Familie Bélibaste
(a) Guillaume der Ältere, dessen Söhne (b) Guillaume und (c) Raymond. Auf eine in der Quelle nicht genau bezeichnete Weise gehörte auch (d) Bernard zu dieser Familie.
(a) Guillaume* der Ältere, ein reicher Bauer in Cubières. Er lebte zu einer Zeit mit drei Söhnen und zwei Schwiegertöchtern und deren Kindern in seiner Domus zu Cubières.
(b) Guillaume* der Jüngere, der letzte ›Parfait‹ oder ›Vollkommene‹. Nachdem er einen Schäfer erschlagen hatte, mußte er das Vaterhaus verlassen und wurde erst Schäfer, später ein ›Parfait‹. Zu den gläubigen Anhängern, die er in Katalonien als katharischer ›Prophet‹ um sich versammelte, gehörte namentlich auch der Schäfer Pierre Maury, der ihm nicht einmal übelnahm, daß er ihn kurzfristig mit seiner Geliebten verheiratete – die er als ›Vollkommener‹ eigentlich nicht hätte haben dürfen – um eine Frucht dieser unvollkommenen Verbindung dem auf Vollkommenheit keinen Anspruch erhebenden Pierre zuschreiben zu können. Er wurde zuletzt durch Arnaud Sicre auf das Gebiet der Grafschaft Foix zurückgelockt, von der Inquisition gefaßt und verbrannt.
(c) Raymond*
(d) Bernard* lebte als Viehzüchter in der Gegend von Arques. Er wollte bei einer Gelegenheit den Schäfer Pierre Maury mit

der Tochter seines damaligen Dienstherrn Raymond Pierre verheiraten, einer gewissen Bernadette Pierre.

VII Die Familie Belot

Die Belots waren nach den Clergues die reichste Familie des Dorfes. In Ihrem Haus begannen die Brüder Authié die Leute von Montaillou zu bekehren. Es blieb der Mittelpunkt der dortigen katharischen ›Gemeinde‹: (a) Das Familienoberhaupt (dessen Vorname nicht bekannt ist), verheiratet mit (b) Guillemette, meist die ›Belote‹ genannt, beider Söhne (c) Raymond, (d) Guillaume, (e) Bernard, (f) Arnaud, die Töchter (g) Raymonde und (h) Alazaïs.

(b) Guillemette ›Belote‹* war eine der tonangebenden katharischen Matronen von Montaillou, eng befreundet mit Mengarde Clergue. Sie wurde 1311 auf Betreiben ihres Schwiegersohns, des Bayle Bernard Clergue, von der Inquisition entlassen und wenig später, daheim auf dem Sterbebett häretiziert.

(c) Raymond*, ein Vetter der Raymonde Arsen. Er holte diese als Magd in das Haus Belot,als seine Schwester es nach ihrer Verehelichung mit dem Bayle Bernard Clergue verließ.

(d) Guillaume*, ein Bauer in Montaillou und Patenkind des Guillaume Benet. Er war zeitweilig Schäfer. Auch ihn bedrohte sein Schwager Bernard Clergue bei Gelegenheit mit der Inquisition von Carcassonne.

(e) Bernard*, Ehemann der Guillemette Benet. Er war zeitweilig wegen versuchter Vergewaltigung der Frau Guillaume Authiés im Gefängnis. Vetter und Hauswirt des Arnaud Vital. Er hatte zwei uneheliche Kinder von Vuissane (wie Raymonde Testaniere meist genannt wurde), die wie Raymonde Arsen Magd im Hause Belot war.

(f) Arnaud*, Ehemann der Witwe Raymonde Lizier, die als Ketzerin eingekerkert wurde.

(g) Raymonde, Ehefrau des Bayle von Montaillou, Bernard Clergue, der sie liebte.
(h) Alazaïs, war verheiratet, hatte ein Kind.

VIII Die Familie Benet
Das Haus der Benets war katharisch, die Familie die reichste nach den Clergues und Belots: (a) Guillaume, verheiratet mit (b) Guillemette ›Benete‹, beider Söhne (c) Raymond, (d) Bernard, (e) Pierre und Töchter (f) Alazaïs, (g) Montagne, (h) Esclarmonde, (i) Guillemette.
(a) Guillaume* war ein Bruder des Arnaud Benet aus Ax, des Schwiegervaters von Guillaume Authié, weshalb auch das Haus der Benets in Montaillou um 1300 einer der wichtigsten Stützpunkte der Brüder Authié und ihrer Mission war. Er wurde auf dem Sterbebett von Guillaume Authié häretiziert.
(b)Guillemette ›Benete‹* war eine der einflußreichsten Matronen von Montaillou.
(c) Raymond* wurde wie sein Vater von Guillaume Authié häretiziert.
(d) Bernard* wurde auf Betreiben Pierre Azémas in der Burg von Montaillou eingekerkert und seine beschlagnahmte Herde dem Besitz des Grundherrn zugeschlagen. Als er wieder in Freiheit war, mußte er sich den Lebensunterhalt als Schäfer verdienen. Er wurde noch mehrmals von der Inquisition verhaftet und einmal denunziert von Aussende Roussel, einer Schwägerin seines Bruders Pierre und zeitweiligen Geliebten des Pfarrers Pierre Clergue, der die Denunziation vielleicht anregte.
(e) Pierre, Ehemann der Gaillarde, die wie ihre Schwester Aussende Roussel zeitweilig Geliebte des Pfarrers von Montaillou war.
(f) Alazaïs*, Ehefrau des Barthélemy d'Ax, wurde auf dem Sterbebett von Guillaume Authié häretiziert.

(i) Guillemette, Ehefrau des Bernard Belot, wurde als Ketzerin 1321 zu lebenslangem Kerker in Ketten bei Wasser und Brot verurteilt, nachdem sie dank der ihr von dem Pfarrer Pierre Clergue aus Familienrücksichten gewährten Protektion zwölf Jahre zuvor einer Verurteilung entgangen war.

IX Die Familie Clergue

Die Clergues waren die begütertsten und einflußreichsten Leute in Montaillou: (a) Pons verheiratet mit (b) Mengarde, beider Söhne (c) Guillaume, (d) Bernard, (e) Pierre, (f) Raymond sowie Töchter (g) Esclarmonde und (h) Guillemette.

(a) Pons* war ein katharischer Patriarch, der das zynische Doppelspiel seines Sohnes Pierre, des Pfarrers, mißbilligte. Als er starb, schnitt man ihm vor der Beerdigung Haare und Fingernägel ab, um damit ›das Glück‹ im Hause zu behalten. Er hatte einen Bruder namens Guillaume, dessen illegitimer Sohn Pathau Clergue die zeitweilige Burgherrin Béatrice de Planissoles erst vergewaltigte, dann als Geliebte aushielt, und eine illegitime Tochter Fabrice Clergue, die Pons Rives heiratete.

(b) Mengarde* war die führende katharische Matrone von Montaillou. Sie bekehrte die Witwe Arnaud Vitals (die Raymonde Guilhou hieß) zum Glauben der Häretiker und schickte den von der Inquisition eingezogenen Ketzern Essen ins Gefängnis. Sie wurde von ihrem ihr sehr zugetanen Sohn Pierre, dem Pfarrer, am Fuße des Muttergottesaltars der Kirche bei Montaillou begraben.

(c) Guillaume hatte einen unehelichen Sohn, Arnaud Clergue, der in die Familie Lizier einheiratete. Seine Geliebte war Alazaïs Gonela.

(d) Bernard* war der Bayle von Montaillou. Er beherrschte lange Jahre hindurch gemeinsammit seinem Bruder Pierre, dem Pfarrer, das Dorf. Er liebte seine Frau Raymonde Belot

und sogar seine Schwiegermutter Guillemette ›Belote‹, die er bei Gelegenheit zärtlich entlauste, bei anderer allerdings auch mit der Inquisition bedrohte (1306). Als sie (1311) im Kerker zu Carcassonne auf den Tod erkrankte, bewirkte er jedoch ihre Freilassung und holte sie auf einem Maultier zum Sterben heim ins Dorf, wo er sie häretizieren ließ. Er hatte eine illegitime Tochter Mengarde, die als Magd in seinem Hause arbeitete und Botendienste für die Ketzer leistete bis Raymond Aymeric aus Prades d'Aillon sie zur Frau nahm. Er liebte und verehrte seinen Bruder Pierre, den Pfarrer, ja vergötterte diesen – als die Inquisition den ketzerischen Pfarrer einkerkerte, um ihm den Prozeß zu machen, ließ er nichts unversucht, dessen Freilassung ins Werk zusetzen. Doch blieben die Versuche erfolglos, und man machte ihm den Prozeß. Schon einen Monat nach der Verurteilung zu Haft in Ketten bei Wasser und Brot starb er im Gefängnis.
(e) Pierre* war der Pfarrer von Montaillou und als Vertrauter der Inquisitoren von Carcassonne und heimlicher Ketzer lange Zeit der eigentliche tonangebende Mann im Dorf. Er hatte zahllose Geliebte, namentlich die adlige Béatrice de Planissoles. Nachdem er jahrelang die Macht genossen hatte, andere ins Gefängnis zu bringen oder davor zu bewahren, starb er selber dort.
(f)(g) Raymond bediente sich der Autorität seines Bruders Bernard, des Bayle, den Guillaume Maurs zu verfolgen. Seine Frau Esclarmonde Fort wurde von Alazaïs Fauré (einer geborenen Guilhabert) beschuldigt, bei der Häretizierung des Guillaume Guilhabert anwesend gewesen zu sein; sie war gelegentlich die Geliebte ihres Schwagers Pierre.
(h) Guillemette soll von der häretischen Religion nichts gewußt haben.

X Eine zweite Familie Clergue
(a) Bernard, verheiratet mit (b) Gauzia, beider Söhne (c) Raymond, (d) Pierre (oder wie der vermutlich auf diesen Namen getaufte andere Sohn sonst geheißen haben mag) sowie die Tochter (e) Esclarmonde.
(a) Bernard, der Namensvetter des mächtigen Bayle von Montaillou, war Sohn des Arnaud und der Gauzia Clergue.
(b) Gauzia* war eine geborene Marty. Ihre Mutter, genannt Na Longua, hatte keine besondere Neigung zur Ketzerei. Gauzia war (zeitweilig) die Geliebte des Raymond Ros. Gevatterin Guillaume Benets. Sie verriet ihre katharischen Freunde dem Pfarrer von Prades in der Beichte.
(d) Pierre – wie der Betreffende allerdings nur hieß, wenn er mit dem Pierre Clergue identischwar, der Guillemette Rives heiratete – war einer der »Söhne« Gauzia Clergues, denen, in einem Gespräch mit dieser, Pierre Azéma seine Tochter als Frau in Aussicht stellte für den Fall, daß Gauzia darauf verzichtete, vor der Inquisition ›auszupacken‹.
(e) Esclarmonde, Ehefrau des Adelh in Comus. Sie wurde, als sie auf den Tod erkrankte, nach Montaillou in ihr Elternhaus zurückgebracht, wo der Bayle dafür sorgte, daß sie von Prades Tavernier, einem ›Vollkommenen‹, häretisiert wurde.

XI Die Familie De Planissoles
(a) Philippe, dessen Töchter (b) Béatrice und (c) Gentile.
(a) Philippe, 1266 Zeuge der Verleihung der Stadtrechte an Tarascon sur Ariège, war ein kleiner Edelmann (ein ›chevalier‹, Herr von Caussou) mit Neigungen zur Ketzerei. Er wurde von der Inquisition zum Tragen des gelben Kreuzes verurteilt.
(b) Béatrice war in erster Ehe verheiratet mit Berenger de Roquefort, dem Kastellan von Montaillou, der in jungen

Jahren starb. Sie heiratete in zweiter Ehe Othon de Lagleize und urde 1308 zum zweiten Mal Witwe. Sie war Geliebte erst des Pathau Clergue, dann des Pfarrers von Montaillou Pierre Clergue, schließlich, in schon fortgeschrittenem Alter, des Barthélemy Amilhac, eines jungen Priesters. Ihre vier Töchter hießen Condors, Esclarmonde, Philippa und Ava. Gemeinsam mit ihrem Liebhaber Barthélemy Amilhac wurdesie 1321 von Bischof Fournier vor Gericht gezogen, der 1322 beide aus der Haft entließ, Béatrice jedoch zum Tragen des gelben Kreuzes verurteilte.
(c) Gentile war eine fromme Katholikin, die ihre Schwester zu bewegen wußte, ihre Verbindung zu dem ketzerischen Pfarrer von Montaillou zu beenden.

XII Die Familie Guilhabert
Die Guilhaberts galten als Ketzer: (a) Jean, verheiratet mit (b) Allemande, beider Sohn (c) Guillaume sowie die Töchter (d) Alazaüs, (e) Sybille, (f) Guillemette und (g) Raymonde.
(b) Allemande verkehrte freundschaftlich mit Arnaud Vital, dem zeitweiligen Liebhaber ihrer Tochter Alazaïs.
(c) Guillaume* war ein junger Schäfer. Er wurde, als er, erst fünfzehnjährig, starb, auf dem Sterbebett häretiziert.
(d) Alazaïs* war die Ehefrau des Arnaud Fauré, vorher Geliebte Arnaud Vitals, der sie indie Lehren der Ketzer einweihte. Sie wurde, wie ihre Schwester Raymonde, auch Geliebte des Pfarrers Pierre Clergue.
(f) Guillemette, Ehefrau des Jean Clement in Gebetz, kehrte, als sie krank wurde, ins väterliche Haus zurück.
(g) Raymonde war zuzeiten eine der zahlreichen Geliebten des Pfarrers von Montaillou.

XIII Die Familie Lizier

Die Beziehungen, in denen die namentlich genannten – oder ohne Namensnennung erwähnten – Mitglieder dieser Familie zueinander standen, sind aus den Protokollen nicht deutlich bestimmbar, gelegentlich sogar widersprüchlich bezeichnet: (a) Raymond, (b) Raymonde (eine geborene d'Argelliers), (c) Arnaud, (d) Grazide, (e) Pierre, (f) eine ungenannte weibliche Angehörige dieser Familie, wurde die Frau des Arnaud Clergue, eines unehelichen Vetters des Pfarrers von Montaillou.

(a) Raymond, der Haushaltsvorstand, war ein einfacher Bauer und guter Katholik; er haßte dieKetzer und wurde deshalb ermordet.

(b) Raymonde*, eine geborene d'Argelliers, war Ehefrau des Raymond und bald seine Witwe. Sie wurde verdächtigt, an der Ermordung ihres Mannes beteiligt gewesen zu sein. Drei Jahre nach dessen Tod heiratete sie Arnaud Belot und nannte sich nun Raymonde Belot. Vor dem Inquisitionsgericht sagte sie 1323 als Raymonde Belot aus, wurde als Ketzerin verurteilt undstarb im Gefängnis.

(c) Arnaud, ein Feind der Katharer, wurde ebenfalls ermordet, wobei sowohl der Bayle als auch der Pfarrer die Hand im Spiel gehabt haben sollen. Nach seinem Tod kam die Domus Lizier indie Einflußsphäre der Clergues.

(d) Grazide war vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr Geliebte des Pfarrers von Montaillou, vier Jahre lang mit Einwilligung ihres Ehemannes Pierre Lizier, an welchen sie ihr Geliebter als Sechzehnjährige verheiratet hatte.

(e) Pierre, der wahrscheinlich nicht mehr jung war, als er die sechzehnjährige Grazide heiratete, starb nach vierjähriger Ehe im gleichen Jahr wie die Liebe seiner Frau zum Pfarrer von Montaillou.

(f) Eine ungenannte Lizier wurde die Frau des Arnaud Clergue, eines natürlichen Sohns Guillaume Clergues.

XIV Die Familie Marty

Die Familie war in Junac zu Hause und galt als ketzerisch: (a) Pierre, verheiratet mit (b) Fabrisse, beider Söhne (c) Guillaume, (d) Bernard, (e) Arnaud und Töchter (f) Blanche, (g) Raymonde, (h) Esperte.

(a) Pierre* war ein Schmied, den die Inquisition um seinen Wohlstand brachte.

(b) Fabrisse (keine Angaben über ihre Herkunft).

(d) Bernard war ein armer Schäfer und kein Freund der ›Guten Christen* oder ›Guten Menschen‹, obwohl (oder weil?) die Inquisition seine Familie ruiniert hatte.

(e) Arnaud brauchte einmal dringend Geld, deshalb verkaufte er Schafe und Wolle.

(f) Blanche* entfloh wie ihre Schwester Raymonde Piquier den Häschern der Inquisition nach Spanien, gemeinsam mit Emersende Marty aus Montaillou. In Lerida schloß sie sich eng an Esperte Cervel an und wohnte dort auch mit Esperte und deren Tochter Mathena (der späteren Frau Jean Maurys) unter einem Dach. Wie ihre Schwester gehörte sie zu den Glücklichen, die von der Inquisition verschont blieben.

(g) Raymonde verließ ihren Ehemann Arnaud Piquier (in Tarascon) und ging als Geliebte des katharischen ›Vollkommenen‹ Guillaume Bélibaste nach Spanien. Hier verheiratete sie Bélibaste, allerdings nur kurzfristig, mit dem Schäfer Pierre Maury, weil er seiner Gemeinde von ›Gläubigen‹ nicht die Illusion seiner Vollkommenheit rauben wollte und deshalb für ›den Teufel‹ den Raymonde von ihm im Leib trug, einen Unvollkommenen brauchte, den die Gläubigen dafür verantwortlich halten konnten.

XV und XVI Die beiden Familien Marty

XV Die Familie des (a) Pierre Marty, verheiratet mit (b) Emersende (eine geborene Maury), beider Tochter (c) Jeanne.

(a) Pierre tritt nur einmal, am Morgen eines Allerseelentages um 1300 in Montaillou auf als Empfänger eines Brots zum Besten der abgeschiedenen Seelen seiner Eltern; später in Spanien ist von ihm als dem längst abwesenden Gatten seiner Frau Emersende die Rede.
(b) Emersende* floh vor der Inquisition nach Spanien und lebte dort mit ihrer Tochter Jeanne und ihrem Schwiegersohn Bernard Befayt unter einem Dach, weshalb gelegentlich von ihr als der Emersende Befayt die Rede ist. Gleichwohl war die Symbiose der drei alles andere als harmonisch, da Jeanne, der die Ketzerei widerwärtig war, sich nicht scheute, ihre der Ketzerei ergebene Mutter gelegentlich deshalb zu prügeln. Emersende dagegen, die Katholiken verachtete, erwog mit ihren Glaubensgenossen, die mißratene Tochter aus der Welt schaffen zu lassen: So wurde die Möglichkeit überlegt, sie von einer (passenderweise als ›mala molher‹ = schlechtes Weib bekannten) Brücke in die Tiefe zu stürzen. Emersende war eine Tante des Schäfers Pierre Maury, dessen unstete Lebensweise sie mißbilligte. Obgleich (oder weil?) sie eine eingefleischte Ketzerin war, tadelte sie auch Pierres allzugroße Gefälligkeit gegen den ›Vollkommenen‹ Bélibaste (als der Neffe sich dazu herbeiließ, die Verantwortung für dessen Unvollkommenheit zu übernehmen). Sie machte keinen Hehl aus ihrer Meinung, daß der ketzerische Pfarrer von Montaillou im Kerker am rechten Ort sei. Emersende starb zur gleichen Zeit wie ihre Tochter Jeanne und wie sie an einer Seuche.
(c) Jeanne war die Ehefrau des Bernard Befayt, der zwischen Frau und Schwiegermutter kein leichtes Leben gehabt haben kann. Es ist zu lesen, daß er mitunter die Schwiegermutter mit den Fäusten gegen die Frau verteidigte. Er kam bei einem Unfall im Wald von Benifaxa (er war Holzfäller) ums Leben. Jeanne starb nicht, wie es ihr die Mutter einmal zudachte, durch einen Sturz von der ›mala molher‹, sondern gemeinsam mit der Mutter an einer Seuche.

XVI Die Familie des (a) Bernard Marty (Bruder von Guillaume und Jean), verheiratet mit (b) Guillemette geborene Maury, beider Söhne (c) Arnaud und (d) Jean.
(a) Bernard starb kurz vor dem Winter 1315–1316 in den Bergen von Orta.
(b) Guillemette* ließ sich nach dem Tod ihres Mannes in San Mateo nieder, wo sie einerseits bessere Erwerbsmöglichkeiten, andererseits den geistlichen Zuspruch des ›Vollkommenen‹ Bélibaste fand. Als Vorstand ihres Haushalts in San Mateo und Eigentümerin einer florierenden kleinen Landwirtschaft – sie hatte einen Weinberg und eine Schafherde – legte sie den Namen ihres Mannes ab und nannte sich wieder bei ihrem Vatersnamen Guillemette Maury. Diesen Namen führte (worauf zu achten ist) auch eine ihrer Nichten, deren Bruder bei dem gleichen Namen genannt wurde wie der Tante eigener Bruder, nämlich Pierre Maury. Pierre Maury, ihr Neffe, besuchte sie in Spanien, und sie machte ein Geschäft mit ihm, bei welchem sie ihre Geschäftstüchtigkeit bewies, indem sie den braven Schäfer übervorteilte.
(c) Arnaud* sollte eine (nicht namentlich genannte) Schwester des Spitzels Arnaud Sicre heiraten.
(d) Jean war kein ›Gläubiger‹ und heiratete in San Mateo ein gleichfalls nicht häretisch gesonnenes Mädchen. Obwohl deshalb der ›Vollkommene‹ Guillaume Bélibaste sich weigerte der Hochzeit beizuwohnen, war Jeans häretische Mutter mit der von ihrem Sohn getroffenen Wahl zufrieden. Jean führte den Vaternamen nicht seines Vaters, sondern seiner Mutter, nannte sichalso Jean Maury.

XVII, XVIII und XIX Die Familien Maurs. Die Maurs waren als Ketzer bekannt.
XVII Die Familie des (a) Pierre Maurs, verheiratet mit (b) Mengarde, beider Söhne (c) Arnaud, (d) Guillaume, (e) Raymond, (f) Pierre und die Tochter (g) Guillemette.

(a) (b) Pierre, dessen Haus neben dem seines Bruders Bernard Maurs stand, war ein erbitterter Feind der Clergues, namentlich des trotz seiner ketzerischen Neigungen mit der Inquisition in Carcassonne kooperierenden Pfarrers Pierre Clergue. Der sorgte denn auch dafür, daß, wie Pierre Maurs selbst, auch seine Söhne Guillaume, Arnaud und Pierre in Carcassonne eingekerkert wurden.
(c) Mengarde brachte wiederholt die ketzerischen Neigungen des Pfarrers und Vertrauensmanns der Inquisition am Ort, Pierre Clergue, zur Sprache und wurde mundtot gemacht als die Clergues, der Pfarrer und sein Bruder, der Bayle, bewirkten, daß ihr zur Strafe für üble Nachrede gegen den Pfarrer die Zunge abgeschnitten wurde.
(d) Arnaud war ein Schäfer, der der Inquisition nicht entging.
(e) Guillaume mußte seine Landwirtschaft liegen lassen und als Schäfer ein unstetes und flüchtiges Leben führen, wobei ihn weniger der katharische Glauben als die Hoffnung, sich eines Tages für die erlittene Unbill an den Clergues rächen zu können, beflügelte; in Puigcerda verhaftet, wurde er in Carcassonne eingekerkert.
(f) Raymond schloß sich 1309 in Ax-les-Thermes seinem Bruder Guillaume an und plante gemeinsam mit Jean Benet während der Jahre 1309–1317 zu wiederholten Malen die Ermordung des Pfarrers von Montaillou, ohne allerdings mit diesen Plänen je zum Zuge zu kommen. Vielleicht erkrankte und starb er in Sarreal? Doch könnte es sich hierbei auch um einen von zwei Namensvettern handeln, die bei Bischof Fournier aktenkundig sind.
(g) Pierre. Ein Mann seines Namens (zu lesen ist von vieren, die ihn führten) wurde mit der Zeit die immer wieder scheiternden Mordanschläge auf den Pfarrer von Montaillou leid, und viel spricht dafür, daß es sich um diesen handelte. Er wurde in Carcassonne eingekerkert.

XVIII Die Familie des (a) Raymond Maurs, verheiratet mit (b) Guillemette, beider Söhne (c) Pierre und (d) Bernard.
(a) Raymond. Da sein Sohn Pierre als Vetter des Guillaume Maurs erwähnt ist, des Schäfers (XVII d), der davon träumte, seine Familie an den Clergues zu rächen, wird dieser Raymond wohl ein Bruder der beiden anderen Haushaltungsvorstände seines Familiennamens in Montaillou, nämlich Pierre und Bernards, gewesen sein.

XIX Die Familie des (a) Bernard Maurs, verheiratet mit (b) Guillemette, beider Söhne (c) Raymond, (d) Pierre.
(a) Bernard* lebte mit seiner verwitweten Mutter Guillemette Maurs unter einem Dach und wurde auch mit ihr zusammen von der Inquisition eingekerkert. Er hatte drei Jahre lang den Jean Pellissier als Schäfer in seinem Dienst und dessen Bruder Bernard Pellissier als Ackerknecht (laborator vel arator).
(d) Pierre floh 1308 vor den Häschern der Inquisition nach Katalonien, kehrte jedoch 1327 in die Heimat zurück und heiratete dort eine Tochter Guillaume Authiés.

XX Die Familie Maury
(a) Raymond, verheiratet mit (b) Alazaïs, beider Söhne (c) Guillaume, (d) Pierre, (e) Jean, (f) Arnaud, (g) Raymond, (h) Bernard und Töchter (i) Guillemette und (j) Raymonde.
(a) Raymond*, ein Weber und gläubiger Ketzer, unterwies seine Kinder in der ›wahren Religion‹. Sein Sohn Pierre sprach später davon, daß die Inquisition sein Vaterhaus als Ketzerhaus dreimal hätte zerstören lassen.
(c) Guillaume* war in seiner Jugend Holzhacker und 1324 schon gestorben.
(d) Pierre*, ein Schäfer, der eigentliche Held der Geschichte

von ›Montaillou‹, hielt sich gleichwohl selten dort auf, teils aus Neigung zur Lebensweise der Wanderschäfer, teils aus berechtigter Sorge, daheim von der Inquisition behelligt zu werden, namentlich seitdem er im Jahre 1308 der Verhaftung entgangen war, nur weil das Glück auf seiner Seite gewesen zu sein schien. Er war ein wirklich bekehrter ›Gläubiger‹. Erste Bekanntschaft mit den Lehren der Ketzer vermittelten ihm sein Bruder Guillaume und befreundete Schäfer (die Belots). Wenig später verließ er das Elternhaus – im Jahre 1300 oder 1301. Bei seinem Vetter Raymond Maulen in Arques hatte er Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit dem Glauben der Ketzer zu vertiefen. Im Jahre 1302 – Pierre war etwa 20 Jahre alt – begegnete er im Hause des Raymond Pierre in Arques dem ›Vollkommenen‹ Pierre Authié und wenig später auch dessen Sohn Jacques. Jetzt war er ganz für den Glauben der Ketzer gewonnen. Als Schäfer genoß er bald großes Ansehen bei seinen Dienstherren und Kameraden; er war ein treuer Freund. Verheiratet war er nur ganz kurzfristig, einem Freund zu Gefallen, mit der schwangeren Geliebten des ›Vollkommenen‹ Guillaume Bélibaste nämlich, den er ›mehr als seine Brüder liebte‹. Kurz nach dessen Verhaftung fiel 1324 auch Pierre den Häschern der Inquisition in die Hände und verschwand im Kerker.

(e) Jean war, wie sein Bruder Pierre, ein Schäfer. Er verehelichte sich in Juncosa bei Tarragona mit Mathena Cervel. Obwohl aber seine Frau und seine Schwiegermutter – wie sein Vater und seine Brüder – dem Ketzerglauben anhingen, wollte er sich nie darauf festlegen, ja sträubte sich sehr aufgebracht, als ihn bei einer schweren Krankheit der ›Vollkommene‹ Guillaume Bélibaste häretizieren wollte. Der Verhaftung durch die Inquisition entging er dennoch nicht: auch er verschwand 1324 im Kerker.

(f) Arnaud war 1310–1311 gemeinsam mit seinem Bruder Pierre als Schäfer im Dienst des Raymond Boursier in

Puigcerda, kehrte dann nach Montaillou zurück.
(g) Raymond* wurde als Ketzer eingekerkert.
(i) Guillemette* heiratete achtzehnjährig Bertrand Piquier, einen Zimmermann in Laroque d'Olmes, befand sich aber in dieser Ehe so wenig wohl, daß sie sich sicherlich gern von ihrem Bruder Pierre aus der ehelichen Wohnung entführen und den Bélibastes (alles zuverlässige Ketzer) anvertrauen ließ. Wenig später mußte sie allerdings mit der Inquisition Bekanntschaft machen.
(j) Raymonde heiratete Guillaume Marty (der hier unter dem Personenkennzeichen XIV d verzeichnet ist).

XXI Die Familie Pellissier
Die Pellissiers hielten sich für im großen und ganzen rechtgläubige Leute: (a) Bernard, verheiratet mit (b) Alazaïs, beider Söhne (c) Jean, (d) Raymond, (e) Guillaume, (f) Bernard und (g) Pierre.
(b) Alazaïs wachte mit Brune Pourcel und Rixende Julia am Sterbebett der in articulo mortis häretizierten Na Roqua und machte gemeinsam mit Brune Pourcel deren Leiche zur Bestattung zu recht.
(c) Jean war ein Schäfer seit seinem zwölften Lebensjahr und in seiner Jugend von untadeligem Wandel. Er wollte nur bei Leuten verkehrt haben, die keine Ketzer waren. Er wurde, da er einem ›Vollkommenen‹ (nämlich dem bekannten Bélibaste) milde Gaben hatte zukommen lassen, 1329 nichstdestoweniger zu Kerker verurteilt.
(f) Bernard lebte zeitweilig wie sein Bruder Jean, der Schäfer, im Hause der Maurs als deren Ackerknecht.

XXII Die Familie Pierre in Arques
(a) Raymond, verheiratet mit (b) Sybille, beider Töchter (c) Bernadette, (d) Jacotte, (e) Marquise.
(a) Raymond* war ein wohlhabender Bauer und Herden-

besitzer, von den Authiés, die er sehr bewunderte, für den Glauben der Häretiker gewonnen, zu dem er selbst dann, zusammen mit Bernard Bélibaste, den jungen Schäfer Pierre Maury zu bekehren trachtete. Raymond ließ, als seine kleine Tochter Jacotte erkrankte, diese durch den ›Vollkommenen‹ Prades Tavernier häretizieren, obwohl nach streng katharischer Auffassung einem unmündigen Kind das ›consolamentum‹ gar nichts nützen konnte.
(b) Sybille weigerte sich, ihr Kind nach empfangenem ›consolamentum‹ verhungern zu lassen und zog sich dadurch den Zorn ihres in der Praxis ketzerischer Doktrin wenigstens in diesem Punkte konsequenteren – oder doktrinäreren – Mannes zu, mit dem sie im übrigen sehr glücklich verheiratet war.
(c) Bernadette wurde, als sie erst sechs Jahre alt war, dem Schäfer Pierre Maury von Bernard Bélibaste zu späterer Heirat empfohlen, da bei der Tochter der Pierres Verlaß auf gutkatharische Gesinnung sei.
(d) Jacotte wurde in der Wiege von Prades Tavernier häretiziert.

XXIII Die Familie Rives
(a) Bernard, verheiratet mit (b) Alazaïs, beider Sohn (c) Pons und Töchter (d) Raymonde und (e) Guillemette.
(a) Bernard*. In seinem Haus war der Versammlungsort der Ketzer von Montaillou; es standdurch verborgene Zugänge mit den Häusern des Guillaume Benet und des Raymond Belot in Verbindung.
(b) Alazaïs war die Schwester des ›Vollkommenen‹ Prades Tavernier und somit die Tante von dessen natürlicher Tochter Brune Pourcel.
(c) Pons*. Er spielte in seinem Elternhaus die Rolle des Familienoberhaupts und machte namentlich seiner Mutter das Leben schwer. Doch jagte er, als überzeugter ›Gläubiger‹ und

Verehrer der ›Vollkommenen‹ seine Frau Fabrisse (eine natürliche Tochter des Guillaume Clergue) aus dem Haus, weil diese seinen Glauben angeblich nicht teilte. Fabrisse betätigte sich, verstoßen, als Weinhändlerin im Dorf und drückte beide Augen zu (sozusagen), als Grazide, die Tochter, die sie mit Pons hatte, im zarten Alter sich Pierre Clergue, dem Pfarrervon Montaillou, hingab.
(d) Raymonde entlauste ihre Mutter, wenn nötig. Sie war die Geliebte Arnaud Vitals.
(e) Guillemette*, eine gläubige Ketzerin, hatte das Unglück, in Pierre Clergue (einem Namensvetter des Dorfpfarrers), einen Mann gefunden zu haben, der für die Ketzerei nichts übrighatte.

XXIV Die Familie Tavernier
(a) Prades, dessen natürliche Tochter (b) Brune Pourcel.
(a) Prades*. Er war ein Weber in Prades (daher der Name, bei dem man ihn nannte, er hieß sonst Andreas), doch wurde er seines Handwerks überdrüssig, floh mit Stephanie de Châteauverdun, einer adligen Dame, nach Katalonien und wurde ein ›Vollkommener‹. Die ›Gläubigen‹ ließen ihn auch als solchen gelten, obwohl sie gelegentlich bemängelten, daß er nicht sogelehrt sei wie die Brüder Authié. Seine mangelnde Bildung mag ihn gelegentlich den Wünschen der ›Gläubigen‹ willfähriger gemacht haben, als es sich für einen über die Bedingungen der ›Vollkommenheit‹ wirklich aufgeklärten ›Parfait‹ geschickt hätte: Die Brüder Authié hätten das Ansinnen, einen Säugling zu häretizieren – dem er im Falle der Jacotte Pierre entsprach –, wahrscheinlich zurückgewiesen. Doch scheint er die für ›Vollkommene‹ geltenden Speiseverbote gehorsam beachtet zu haben.
(b) Brune Pourcel war eine abergläubische Frau, die den Clergues als Magd diente. Als dortdas Familienoberhaupt Pons gestorben war, schnitt sie auf Bitten der Hausfrau Men-

garde gemeinsam mit Alazaïs Azéma der Leiche Schnipsel von den Finger- und Zehennägeln sowie ein paar Haarlocken ab, damit nicht mit dem Toten das Glück seines Hauses ins Grab führe. Sie machte sich auch bei der Beerdigung der Na Roqua nützlich.

XXV Mitglieder der Familie Festanière
Diese war eine der wenigen nicht häretischen Familien in Montaillou.
(a) Ein Ehemann, der ungenannt bleibt, hatte (b) Alazaïs zur Frau, beiden wurde der Sohn (c) Prades und die Tochter (d) Raymonde (die sogenannte Vuissane) geboren. (d) Raymonde oder Vuissane war von 1304 bis 1307 als Magd im Hause der Belot und gebar während dieser Zeit dem Bernard Belot zwei Kinder; dennoch wurden ihre Hoffnungen auf eine eheliche Verbindung mit diesem enttäuscht, denn da sie weder wohlhabend noch katharisch war, heiratete der Vater ihrer Kinder statt ihrer die gut katharisch gesinnte und auch übrigens begüterte Guillemette Benet. Vuissane wies, als sie in Bernards Haus lebte, einen Vergewaltigungsversuch seitens des Arnaud Vital entrüstet zurück.

XXVI Die Familie Vital
(a) Arnaud, verheiratet mit (b) Raymonde sowie (c) Raymonde Arsen (geborene Vital), eine Schwester Arnauds.
(a) Arnaud* war Schuhmacher und Flurwächter von Montaillou, ein großer Frauenheld und Ketzer, der die ›Vollkommenen‹ durch die Berge führte und Alazaïs Fauré, Raymonde Rives und Alazaïs Gavela (um nur ein paar zu nennen) verführte. Dennoch scheint er eines natürlichen Todes gestorben zu sein.
(b) Raymonde begegnete ihrem verführerischen Mann im Hause der Belots, wo dieser als Junggeselle wohnte und sie

als Magd diente. Nach, wie bei den Neigungen ihres Mannes zu erwarten, nicht sehr glücklicher Ehe verwitwet, heiratete sie Bernard Guilhou und wurdezeitweilig auch die Geliebte des Pfarrers Pierre Clergue.
(c) Raymonde, Arnaud Vitals Schwester, war eine Base des Raymond Belot, der sie bei derVerheiratung seiner Schwester Raymonde mit Bernard Clergue, dem Bayle von Montaillou, bat, als Magd in seinen Dienst zu treten, welcher Bitte sie entsprach. Sie war Mutter einer unehelichen Tochter, heiratete aber, nachdem sie den Dienst bei den Belots gekündigt hatte, den Prades den Arsen und ließ sich fortan Raymonde Arsen nennen. Wegen ihrer ketzerischen Verbindungen wurde sie 1324 zum Tragen des doppelten gelben Kreuzes verurteilt.

Alphabetisches Register der im Verzeichnis der durch Bischof Fourniers Untersuchungen betroffenen Familien aufgeführten Personen.

Adelh aus Comus X e
Amilhac, Barthélemy XI b
Arsen, Raymonde, siehe Vital, Raymonde
Authié, Gaillarde I b, VII e
  Guillaume I b
  Guillemette I d
  Jacques Ic
  Pierre I a
Aymeric, Raymond IX d
Azéma, namenlose Tochter II (1) b
  Alazaïs III (2) b
  Guillemette II (1) b
  Pierre II (1) a
  Pons III (2) a

Raymond II (1) c
Raymond III (2) c
Raymonde II und III

Baille, Arnaud V (2)
Esclarmonde V (1)
Guillaume V (3)
Jacques V (1)
Jacques V (2)
Pierre V (2)
Raymond V (2)
Raymond V (2)
Vital V (1)
Baille/Sicre, Arnaud der Ältere IV a
Arnaud der Spitzel IV d
Bernard IV c
Sybille geborene Baille IV b
Barthélemy d'Ax VIII f
Befayt, Bernard XV c
Emersende, siehe Marty, Emersende
Jeane, siehe Marty, Jeanne
Bélibaste, Bernard VI d
Guillaume der Ältere VI a
Guillaume der ›Vollkommene‹ VI b
Raymond VI c
Belot (?) der Ältere VII a
Alazaïs VII h
Arnaud VII f
Bernard VII e
Guillaume VII d
Guillemette genannt Belote VII b
Raymond VII c
Raymonde VII g

Benet, Alazaïs VIII f
Bernard VIII d
Esclarmonde VIII h
Gaillarde VIII e
Guillaume VIII a
Guillemette, genannt Benete VIII b
Guillemette VIII i
Montagne VIII g
Pierre VIII e
Raymond VIII c
Borrel, Barthélemy (IV c; XX d)
Boursier, Raymond aus Puigcerda XX f

Cervel, Esperte XIV f
Mathena XIV f, XX e
Clement, Jean XII f
Clergue, Arnaud IX c, XIII f
Arnaud X a
Bernard der Bayle IX d
Bernard X a
Esclarmonde IX g
Esclarmonde X e
Fabrisse siehe Rives, Fabrisse
Gauzia X b
Gauzia X a
Guillaume IX c
Guillaume, Bruder von Pons, IX a; IX e
Guillemette IX h
Mengarde IX b
Mengarde IX d
Pathau eigentlich Raymond III (2) b, IX a, IX e, XI b
Pierre der Pfarrer IX e
Pierre X d
Pons IX a

Raymond IX f
Raymond X c

D'Argelliers, Raymonde siehe Lizier, Raymonde
DeLagleize, Othon XI b
DePlanissoles, Béatrice XI b
Gentile XI c
Philippe XI a
DeRoquefort, Berenger I b, XI b
Den Arsen, Prades XXVI c

Fauré, Alazaïs siehe Guilhabert, Alazaïs Arnaud XII d, XX d
Pierre XII d
Raymonde geborene Clement IX e, XII d

Gavela, Alazaïs XXVI a
Gonela, Alazaïs IX c
Guilhabert, Alazaïs XII d
Allemande XII b
Guillaume XII c
Guillemette XII f
Jean XII a
Raymonde XII g
Sybille XII e
Guilhou, Bernard XXVI b
Raymonde siehe Vital, Raymonde

Lizier Arnaud XIII c
Grazide XIII d Pierre XIII e
Raymond XIII a
Raymonde XIII b

Marty, Arnaud aus Junac XIV e
Arnaud XVI c

Bernard aus Junac XIV d
Bernard XVI a
Blanche aus Junac, XIV f
Emersende geborene Maury aus Montaillou XV b
Guillaume aus Junac XIV c
Guillemette geborene Maury XVI b
Jean XVI *d*
Jeanne aus Montaillou XV c
Pierre aus Montaillou XV a
Raymonde XIV g
Maulen, Raymond XX d
Maurs, Arnaud XVII c
Bernard XVIII d
Bernard XIX a
Guillaume XVII d
Guillemette XVII g
Guillemette XVIII b
Guillemette XIX b
Mengarde XVII b
Pierre XVII a
Pierre XVII f
Pierre XVIII c
Pierre XIX d
Raymond XVII e
Raymond XVIII a
Raymond XIX c
Maury, Alazaïs XX b
Arnaud XX f
Bernard XX h
Guillaume XX c
Guillemette XX i
Jean XX e
Pierre der Schäfer XX d
Raymond Senior XX a

Raymond XX g
Raymonde XX j

Na Carminagua siehe Azéma, Raymonde
Na Longua X b
Na Roqua IX b, XXI b

Pellissier, Alazaïs XXI b
Bernard XXI a
Bernard XXI f
Guillaume XXI e
Jean XXI c
Pierre XXI g
Raymond XXI d
Pierre, Bernadette aus Arques XXII c
Jacotte aus Arques XXII d
Marquise aus Arques XXII e
Raymond aus Arques XII a
Sybille aus Arques XXII b
Piquier, Arnaud XIV g
Bertrand aus Laroque d'Olmes XX i
Guillaume aus Laroque d'Olmes XX i
Raymonde siehe Marty, Raymonde
Pourcel, Brune XXIV b

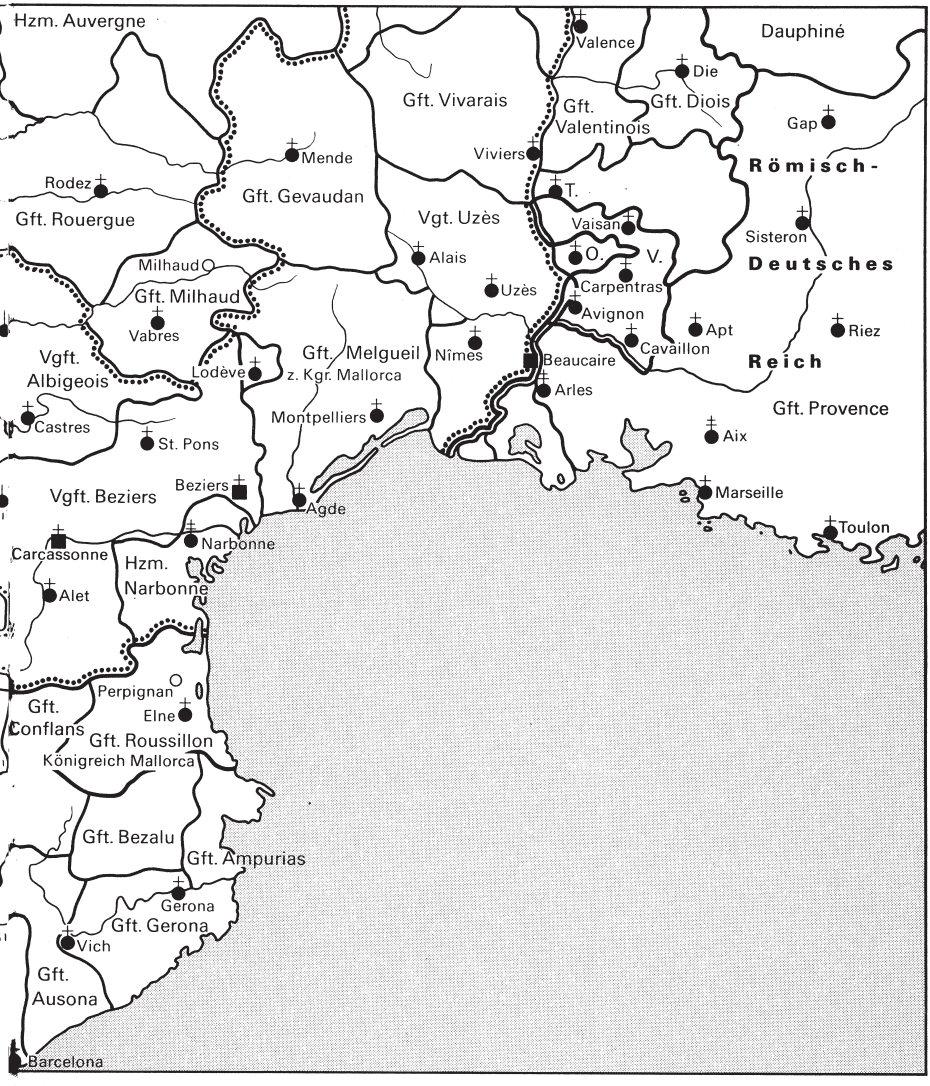
Rives, Alazaïs XXIII b
Bernard XXIII a
Fabrisse siehe Rives, Pons
Grazide siehe Lizier, Grazide
Guillemette XXIII e
Pons XXIII c
Raymonde XXIII d
Roussel, Alissende VIII d und e, IX e

Tavernier, Prades XXIV a
Teisseire, Arnaud I d
  Guillaume I d
Testaniere, Alazaïs XXV b
  Prades XXV c
  Raymonde (Vuissane) XXV d
Vital, Arnaud XXVI a
  Raymonde XXVI b
  Raymonde XXVI c
Vuissane siehe Testanière, Raymonde

Südfrankreich, Anfang des 14. Jahrhunderts

——— Grenzen der Lehnshoheitsgebiete des Römisch-Deutschen Kaisers, des Papstes und der Könige von Frankreich, Aragon, Mallorca (bis 1344 selbständig), Navarra (1285-1328 mit Frankreich verbunden)

– – – – Grenze des französischen Lehen des Königs von England



Grenze der Provinz Languedoc (gebildet 1271)

Grenzen der Grafschaften und Herzogtümer

Sitz eines Erzbischofs

Sitz eines Bischofs

Sitz eines Seneschalls

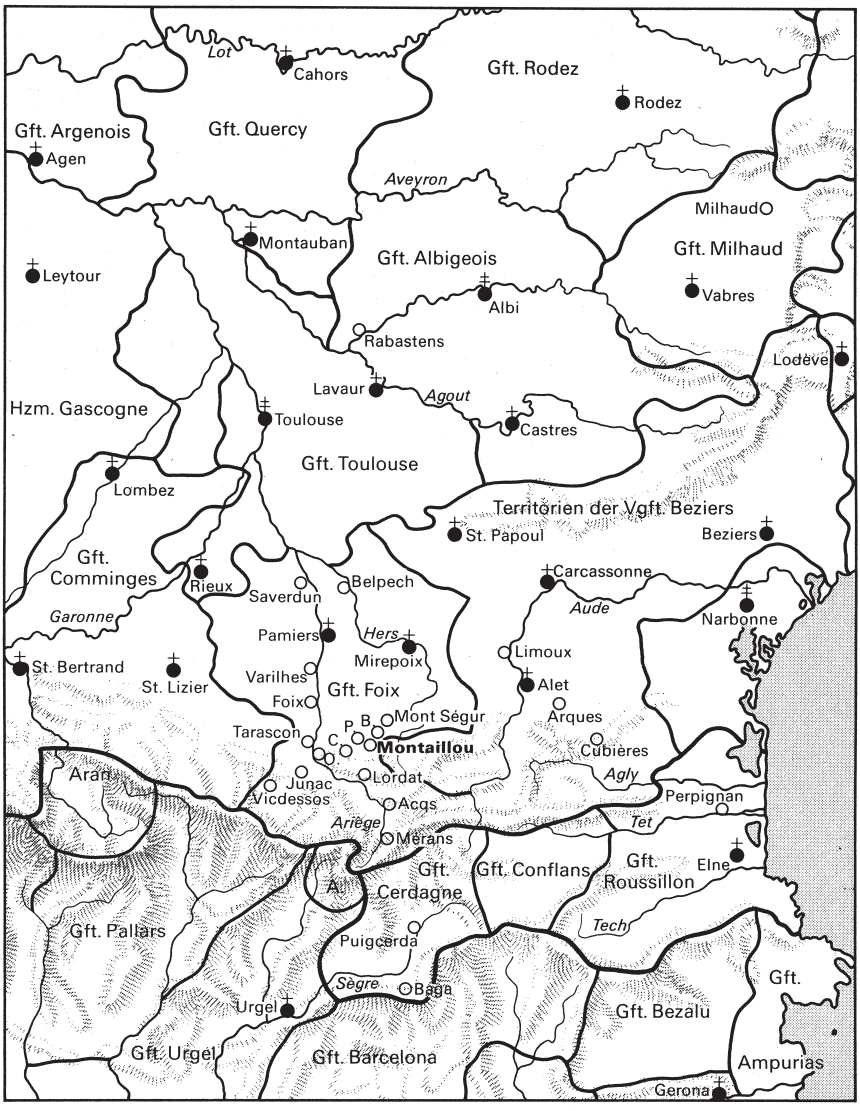
Avignon: Residenz des Papstes 1309-1377

A.: Andorra

O.: Grafschaft und Bistum Orange

T.: Trois-Chateaux (Fanum St. Pauli Tricastinorum)

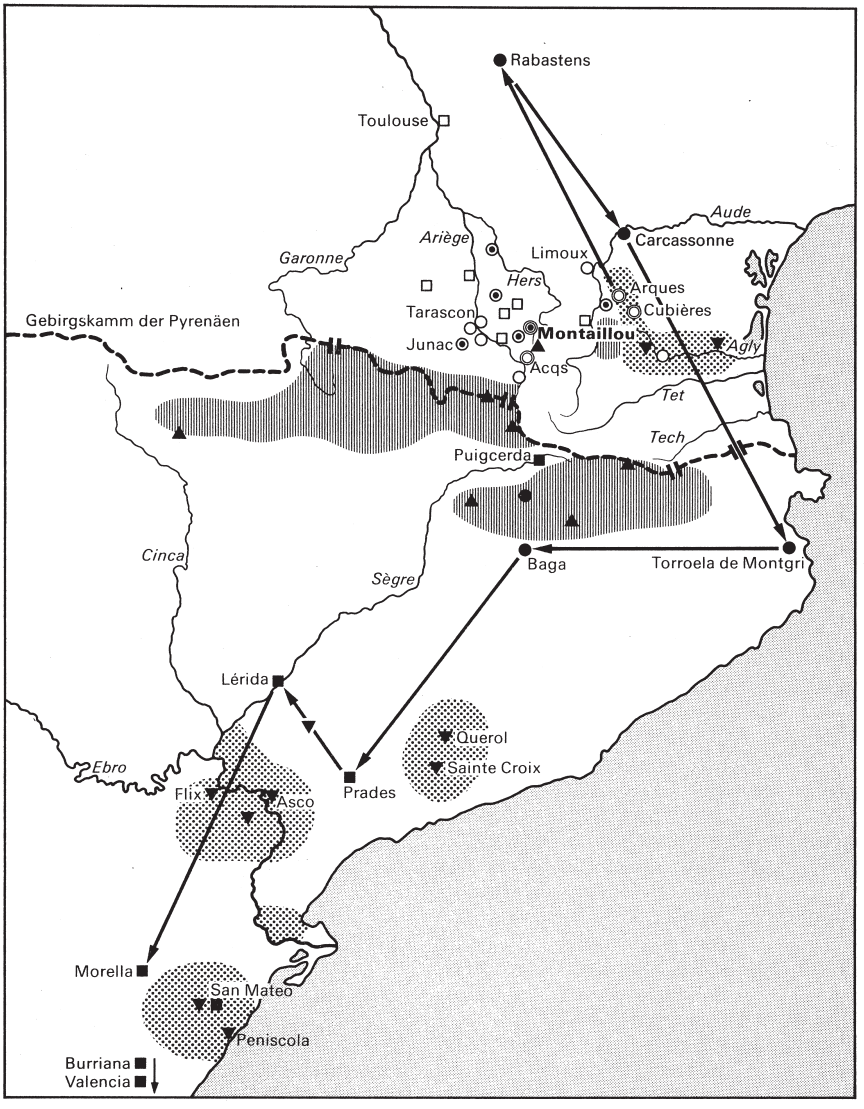
V.: Grafschaft Venaissin (seit 1274 päpstlich)



Montaillou in der Grafschaft Foix und Umgebung

Pamiers: Amtssitz des Jacques Fourniers, Bischof von Pamiers 1317-1326 und von Mirepoix 1326-1334
Acqs.: Ax-les-Thermes

A.: Andorra
B.: Belcaire
C.: Causson
O.: Ornolac
P.: Prades d'Aillon



Spielraum der letzten Katharer: Weidestraßen über die Pyrenäen

Orte, in denen, durch die Vernehmungsprotokolle nachgewiesen, Katharer lebten:

□ wenigstens 1 Katharer ◉ mehr als 5 Katharer

○ mehr als 2 Katharer ◎ mehr als 10 Katharer

◉ Montaillou: mehr als 50 Katharer

‖ Gebirgspässe

■ Orte, in denen aus der Grafschaft Foix geflüchtete Katharer lebten

→ Wanderwege des letzten katharischen ›Vollkommenen‹ Bélibaste

▲ Sommerweiden ▼ Winterweiden

2. Hälfte 13. Jahrhundert: Die Politik der Päpste Gregor X. († 1276) und Nikolaus III. († 1280) wird von der Idee der weltbeherrschenden Kirche geprägt.

1274 König Philipp III. von Frankreich überläßt die Grafschaft Venaissin und Avignon dem Papst.

1281-1285 Papst Martin IV.: Unterstützung der Italienpolitik Karls von Anjou († 1285).

1282 Sizilianische Vesper: Karl von Anjou verliert Sizilien an König Peter III. von Aragon.

1285-1294 Die Päpste Honorius IV. († 1287), Nikolaus IV. († 1292) bemühen sich um die Wiederherstellung der Herrschaft der Anjou über Sizilien.

1294-1303 Papst Bonifatius VIII. Die abendländische Hegemonialpolitik des Papsttums scheitert am Unabhängigkeitsanspruch weltlich-staatlicher Mächte. Im Streit mit Philipp IV., dem Schönen, von Frankreich unterliegt Bonifatius VIII.

1296 Bulle ›Clericis laicos‹: Weltlichen Fürsten wird die Besteuerung der Kirche untersagt.

1302 Bulle ›Unam Sanctam‹: Alle weltliche Macht hat sich dem päpstlichen Primat unterzuordnen.

1303 Philipp IV., der Schöne, erklärt Bonifatius VIII. für abgesetzt.

1303-1304 Papst Benedikt XI.

1305-1315 Papst Clemens V. (Erzbischof von Bordeaux) bleibt nach seiner Wahl in Frankreich.

1306 Aufhebung der von Bonifatius VIII. erlassenen Bullen.

1309 Errichtung der Papstresidenz in Avignon.

1311/12 Konzil zu Vienne.

1316-1334 Papst Johannes XXII.

1334-1342 Papst Benedikt XII. (Jacques Fournier).

Frankreich

1270-1285 König Philipp III., der Kühne; 1384 sein Feldzug gegen Aragon zur Wiedergewinnung Siziliens für seinen Onkel Karl von Anjou (seit 1263/65 König in Süditalien) schlägt fehl.

1285-1314 König Philipp IV., der Schöne; unter seiner Herrschaft Ausbau des Königtums und Begründung der französischen Vormachtstellung in Europa.

1295 Philipp IV. besetzt das englische Aquitanien und schließt mit König John Baliol von Schottland ein Bündnis gegen König Eduard I. von England.

1296-1303 Konflikt mit Papst Bonifatius VIII.

1297 Krieg Philipps IV. gegen das mit England verbündete Flandern.

1298 Vertrag von Montreuil zwischen Frankreich und England, das Aquitanien zurückerhält.

1300-1302 Krieg Philipps IV. um Flandern: das Heer der flandrischen Städte siegt über Philipp IV. in der Schlacht bei Courtrai. 1303 Friede zu Paris mit England.

1307/08 Philipp IV. läßt die Ritter des Templerordens verhaften, die Güter des Ordens beschlagnahmen und veranlaßt den Papst, einen Prozeß gegen den Orden anzustrengen. 1308 Philipps IV. Tochter Isabella heiratet Eduard II. von England († 1327).

1311 Aufhebung des Templerordens.

1314-1316 König Ludwig X.

1316-1322 König Philipp V.

1322-1328 König Karl IV., mit seinem Tod Erlöschen der älteren Linie des Hauses Capet, sein Vetter aus dem Haus Valois wird als Philipp VI. König.

1328 Eduard III. von England erhebt als Enkelsohn Philipps IV. von Frankreich Erbanspruch auf die Krone Frankreichs.

1265-1302 Graf Roger Bernard III. von Foix, verheiratet mit Marguerite de Moncade (Béarn).

1271 Die Gebiete der späteren Provinz Languedoc mit der französischen Krondomäne vereinigt. Einrichtung der Sénéchaussées Béziers, Beaucaire, Carcassonne und Toulouse.

1278 Vertrag zwischen Roger Bernard III. und Bischof Pedro Urggio über das Tal von Andorra.

1284 Roger Bernard III. begleitet König Philipp III. auf seinem Feldzug nach Katalonien gegen König Peter III. von Aragon.

1289 Gründung der Universität Montpellier.

1290 Gaston de Moncade, Vizegraf von Béarn, gestorben.

1290 Vereinigung der Stände der Grafschaften Foix und Bigorre sowie der Vizegrafschaft Béarn.

1290–1295 Streit zwischen Foix und Armagnac um Béarn.

1295 Errichtung des Bistums Pamiers. Aufstand gegen die Inquisition in Carcassonne.

1296 Streit des designierten Bischofs Bernard Saisset von Pamiers mit Graf Roger Bernard III. um grundherrschaftliche Abgaben.

1302-1315 Graf Gaston I. von Foix.

1302 Mitstreiter König Philipps IV. in der Schlacht bei Courtrai.

1302/03 Erneut Streit mit Armagnac um Béarn.

1308 Verurteilung Gastons I. auf Befehl König Philipps IV. wegen der Kriege mit Armagnac.

1312 Gaston I. besucht das Konzil in Lyon.

1312–1343 Graf Gaston II. von Foix.

1317 Einrichtung der Kirchenprovinz Toulouse.

1327 Friedensvertrag zwischen Foix und Armagnac.

2. Hälfte 13. Jahrhundert: Des Reiches Stellung als Vormacht in Europa ist mit dem Sturz der Staufer beendet.

1273-1291 König Rudolf von Habsburg.

1289 Feldzüge um die Franche Comté, die dem Reich erhalten bleibt.

1287 Reichstag zu Würzburg: Erlaß eines allgemeinen Landfriedens.

1288/89 Vergeblicher Versuch König Philipps IV., des Schönen, die Franche Comté dem Reich zu entfremden.

1292-1298 König Adolf von Nassau.

1293 Papst Bonifatius VIII. verbietet dem Reich alle Maßnahmen gegen Frankreich.

1298-1308 Albrecht I. von Habsburg.

1301 Krieg gegen die rheinischen Kurfürsten.

1303 Albrecht I. leistet dem Papst den Vasalleneid.

1306/1310 Die Franche Comté gelangt im Erbgang an Frankreich.

1308-1313 König Heinrich VII. von Luxemburg.

1310-1312 Italienzug Heinrichs VII. und in Rom Krönung 1312 zum Kaiser durch einen Legaten Papst Clemens' V.

1314 Doppelwahl: 1314-1347 König Ludwig der Bayer (von Wittelsbach) 1314-1330 und König Friedrich der Schöne von Habsburg.

1322 Schlacht von Mühldorf: Friedrich der Schöne gefangen, behält den Königstitel.

1324 Konflikt zwischen Ludwig und dem Papst um dessen Approbationsrecht; Bannung des Königs.

1327 Italienzug Ludwigs trotz päpstlichen Banns und

1328 Kaiserkrönung Ludwigs in Rom durch einen Laien im Namen des römischen Volkes.

Die Inhaber der Bischofssitze um Montaillou zwischen 1290 und 1330

Alet (Bistum, Kirchenprovinz Narbonne)
1318-1329 Barthélemy 1333-1340 Guillaume

Béziers (Bistum, Kirchenprovinz Narbonne)
1293–1294 Raimond VI. de Colombiers
1294–1305 Berengar III. de Fredol
1305–1309 Richard Neveu
1309–1312 Berengar IV. de Fredol
1314–1349 Guillaume V. de Fredol

Carcassonne (Bistum, Kirchenprovinz Narbonne)
1291–1298 Pierre III. de la Chapelle
1299–1300 Jean de Chevry
1300–1321 Pierre IV. de Rochefort
1322–1323 Guillaume IV. de Flavecourt
1323 Etienne II.
1324–1330 Pierre IV. Rodier

Mirepoix (Bistum, Kirchenprovinz Toulouse; gegründet 1317, ausgegliedert aus dem Bistum Pamiers)
1318 Raimond d'Atho
1326–1334 Jacques Fournier (siehe auch unter Pamiers, später Papst Benedikt XII.)

Narbonne (Erzbistum)
1290–1311 Gilles Aycelin
1311–1341 Bernard de Fargues

Pamiers (Bistum, Kirchenprovinz Narbonne, seit 1317 Toulouse; gegründet 1295, ausgegliedert aus dem Bistum Toulouse)

1297–1308	Bernard Saisset
1315–1317	Pelfort de Rabastens (siehe auch unter Rieux)
1317–1326	Jacques Fournier (siehe auch unter Mirepoix, später Papst Benedikt XII.)
1326–1347	Dominique Grenier

Rieux (Bistum, Kirchenprovinz Toulouse)

1317–1321	Pelfort de Rabastens (siehe auch unter Pamiers)
1321	Bertrand de Pelfort
1322–1324	Bertrand de Cardaillac
1324–1347	Jean de Tissanderie

St. Papoul (Bistum, Kirchenprovinz Toulouse)

1317	Bertrand de Turre
1319–1329	Raimond de Monstuejols
1329–1347	Guillaume de Cardaillac

Toulouse (Bistum, Kirchenprovinz Narbonne, seit 1317 Erzbistum)

1285–1291	Burcard Dayn
1291	Philippe de Cande
1291–1312	Reginald de Montbason
1312–1323	Geoffroy de la Haye
1323–1335	Etienne de Bourgueil

Urgel (Bistum, Kirchenprovinz Tarragona)

1269–1294	Pedro Urggio
1294–1309	Guilielmo de Moncada
1309–1326	Raimondo Trebaylla
1326–1342	Arnaldo de Lordato

W. Abel, Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa, Hamburg 1974

P. Adam, La Vie paroissiale en France au XIV^e siècle, Paris 1964

V. Alford, Pyrenean Festivals, Calendar customs, music and magic, drama and dance, London 1937

M. T. Andrieu, La Doctrine néo-cathare en haute Ariège, Archéologie du village désérte, Cahier des Annales 27, Paris 1970 Ph. Ariès, Le Temps de Phistoire, Monaco 1954

Ph. Ariès, Geschichte der Kindheit (aus dem Französischen), München und Wien 1975

C. Barrière-Flavy, Dénombrement du comté de Foix sous Louis XIV (1670–1674), etude sur l'organisation de cette province, suivie du texte du dénombrement, Toulouse 1889

C. Barriere-Flavy, Histoire de la ville et de la châtellenie de Saverdun dans l'ancien comté de Foix, Toulouse 1890

C. Barriere-Flavy, La Baronnie de Miglos, étude historique sur une seigneurie du haut comté de Foix, Toulouse 1894

C. Barriere-Flavy, Censier du pays de Foix à la fin du XIV^e siècle, assiette des impôts directs établie selon l'ordonnance de Gaston Phébus en 1385, Toulouse 1898

P. Bec, Les Interférences linguistiques entre gascon et languedocien dans les parlers du Comminges et du Couserans, Paris 1968

N. Belmont, Mythes et croyances dans l'ancienne France, Paris 1973

E. Bennassar, Mentalités … et croyances pyrénéennes, Beitrag zum Sammelband Les Pyrénées, Toulouse 1974

Bernard Gui, Manuel de l'Inquisiteur, Hrsg. G. Mollat, Les classiques de l'histoire de France au moyen âge, Bd. 8–9, Bd. 1, Paris 1926

M. Bloch, La Société Féodale, Paris 1939–1940

M. Bloch, Caracteres originaux de l'histoire rurale française, Paris 1952

M. Bloch, La France sous les derniers Capétiens, 1223–1328, Paris 1964

J. Bordenave und M. Vialelle, La Mentalité religieuse des paysans de l'Albigeois médiéval, Toulouse 1973

A. Borst, Die Katharer, Schriften der Monumenta Germaniae historica 12, Stuttgart 1953

J. B. Bossuet, Histoire des variations des eglises protestantes, in: Œuvres choisies, Bde. 2–3, Paris 1863 [Erstausgabe Paris 1688]

E. de Bourbon, Anecdotes historiques, légendes et apologues, tirés du recueil inedit d'Étienne de Bourbon, dominicain du XIII[e] siècle, hrsg. von A. Lecoy, Paris 1877

P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis (aus dem Französischen), Frankfurt/M. 1979

R. Boutruche, La Crise d'une société, Seigneurs et paysans du Bordelais pendant la guerre de Cent Ans, Paris 1947

R. Boutruche, Seigneurie et féodalité, Bd. 2, Paris 1970 E. Brèhier, Histoire de la philosophie, Bd. 1, Paris 1938

J. Caro Baroja, Die Hexen und ihre Welt (aus dem Spanischen), Stuttgart 1967

M. Castaing-Sicard, Monnaies féodales et circulation monétaire en Languedoc, Toulouse 1961

G. Caster und J. Seguy, Rezensionen des Registers von Jacques Fournier und der Verôffentlichung von J. Duvernoy, in: Annales du Midi 1968, S. 92–94

A. M. Cazenave, Cathares en Sabarthès, Bulletin philologique et historique du Comité des travaux historiques et scientifiques jusqu' à 1610, Paris 1972

A. M. Cazenave, Les Ordres mendiants dans l'Ariège, in: Cahiers de Fanjeaux 8, 1973

A. Chayanov, Theory of peasant economy (aus dem Russischen), Homewooe, Illinois 1966

J. Chelini, Histoire religieuse de l'Occident médiéval, Paris 1968

M. Chevalier, La Vie humaine dans les Pyrénées ariégeoises, Paris 1956

L. Clédat, Nouveau Testament, traduit au XIII^e siècle en langue provençale, suivi d'un rituel cathare, Paris 1887

N. Cohn, Das Ringen um das Tausendjährige Reich, Revolutionärer Messianismus im Mittelalter und sein Fortleben in den modernen totalitären Bewegungen (aus dem Englischen), München 1961

P. Coste, Vie pastorale en Provence au XIV^e siècle, Études rurales, April 1972, Paris 1972

P. Defontaines, L'Homme et sa maison, Paris 1972

M. Delcor, Les Vierges romanes de Cerdagne et Confient, Barcelona 1970

C. De vie und J. Vaissette, Histoire générale de Languedoc, Bd. 9 und 10, Toulouse 1886

I. von Dôllinger, Beitràge zur Sektengeschichte des Mittelalters, Bd. 1–2, Miinchen 1890

A. Dondaine, Un traité néo-manichéen du XIII^e siècle, le ›Liber de duobus principiis‹, suivi d'un fragment de rituel cathare, Rom 1939

A. Dondaine, Les actes du concile albigeois de Saint-Félix de Caraman, in: Studi e Testi 125 (Miscellanea G. Mercati, Bd. 5), Rom, Vatican 1946

A. Dondaine, Le registre de J. Fournier, à propos d'une édition récente, in: Revue de l'histoire des religions, Oktober 1970 [Rezension]

Y. Dossat, Les Crises de l'Inquisition toulousaine au XIVe siècle, Bordeaux 1959

C. Douais, Les Albigeois, Leur origine, Action de l'Église au XIIIe siècle, Paris 1879

C. Douais, Bernardus Guidonis, Practica inquisitionis haereticae pravitatis, Paris 1886

C. Douais, Documents pour servir à l'histoire de l'Inquisition dans le Languedoc, Bd. 1–2, Paris 1900

G. Duby, Fondements d'un nouvel humanisme, 1280–1440, Genf und Paris 1966

G. Duby, Hommes et structures du Moyen Âge, Paris und Den Haag 1973

H. Duclos, Histoire des Ariégeois, Paris 1885–1887

A. de Dufau de Maluquer, Le pays de Foix sous Gaston Phoebus, Rôle des feux du comté de Foix en 1390, Bulletin de la société des sciences, lettres et arts de Pau 2, 28, 1898–1899, Foix 1901

J. Duvernoy, siehe J. Fournier

J. Duvernoy, La noblesse du comté de Foix au début du XIVe siècle, 1961

J. Duvernoy, Inquisition à Pamiers, Toulouse 1966

J. Duvernoy, Nourriture en Languedoc à l'époque cathare, Carcassonne 1970

J. Duvernoy, Pierre Authié, in: Cahiers d'études cathares, Herbst 1970

J. Duvernoy, Le Catharisme: La Religion des Cathares, Toulouse 1976

R. W. Emery, Heresy and Inquisition in Narbonne, New York 1941

Ermengaudus, Tractatus contra haereticos, in: Migne, Patrologia latina, Bd. 204, Spalte 1235–1272

A. Fliche und V. Martin, Histoire de l'Église, Bd. 10: C. Thouzellier und Y. Azais, La Chrétienté romane, Paris 1949/1950, Bd. 12: G. Le Bras, Institutions ecclésiastiques de la chrétienté médiévale, Paris 1959/1960, Bd. 13: Le Mouvement doctrinal du IXe au XlVe siècle, Paris 1951, Bd. 14, Tl. 1–2:

E. Delaruelle, E.-R. Labande und P. Ourliac, L'Eglise au temps du Grand Schisme et de la crise conciliaire (1378–1449), Paris 1962 und 1964 [Ober eine Zeitspanne von 1198 bis 1449; die Beitràge von C. Thouzellier in Bd. 10 und É. Delaruelle in Bd. 14 waren fur uns àutëerst wertvoll]

R. Foreville, Les statuts synodaux et le renouveau pastoral du XIII^e siècle dans le Midi de la France, in: Cahiers de Fanjeaux 6, 1971

R. Fossier, La Terre et les hommes en Picardie jusqu'à la fin du XIII^e siècle, Paris und Löwen 1968

R. Fossier, Histoire sociale de l'Occident médiéval, Paris 1970

J. Fournier, Le Registre d'Inquisition de Jacques Fournier, évèque de Pamiers (1318–1325), Manuskript Vat. Lat. 4030, hrsg. von J. Duvernoy, Bd. 1–3, Toulouse 1965

G. Fourquin, Histoire économique de l'Occident médiéval, Paris 1969

G. Fourquin, Seigneurie et féodalité au Moyen Âge, Paris 1970

G. Fourquin, Le Paysan d'Occident au Moyen Âge, Paris 1972

H. Gaussen, Végétation de la moitié orientale des Pyrénées, Toulouse 1926

L. Génicot, Le XIII^e siècle européen, Paris 1968

F. Giraud, Hérésie et société paysanne à Montaillou, Dissertation der Universitât von Paris-VII, 1971

J. Glénisson u.a., Histoire de la France, 1300–1450, Paris

1971

A. Gouron, Les Métiers en Languedoc au Moyen Âge, Genf 1958

E. Griffe, Le Languedoc cathare de 1140 à 1229, Bd. 1–3, Paris 1969–1973

H. Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und iiber die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik, Historische Studien 267, Berlin 1935

B. Guenée, L'Occident aux XIVe et XVe siècles, Paris 1971

B. Guillemain, La Politique bénéficiale de Benoît XII, Paris 1952

B. Guillemain, La Cour pontificale d'Avignon, Paris 1962

J. Guiraud, Histoire de l'Inquisition au Moyen Âge, Bd. 1–2, Paris 1935–1938

J. Haller, Das Papsttum, Idee und Wirklichkeit, 2. Aufl., Bd. 1–3, Stuttgart 1950–52

J. Heers, L'Occident aux XIVe et XVe siècles, aspects économiques et sociaux, Paris 1963

J. Heers, Le Clan familial au Moyen Âge, Paris 1974

C. J. von Hefele und H. Leclercq, Histoire des conciles d'après les documents originaux, Bd. 5, Teil 2, Paris 1913

E. Holmes, The Albigensian or Catharist Heresy, A Story and a Study, London 1925

P. Imbart de La Tour, Les Origines religieuses de la France, Les paroisses rurales du IVe au XIe siècle, Paris 1900

K. Jacob, Studien iiber Papst Benedikt XIL, Berlin 1910

A. Jeanroy und A. Vignaux, Voyage au purgatoire de Saint Patrice, Bibliothèque méridionale 8, Toulouse 1903 [Texte-

dition]

C. Joisten, Contes populaires de l'Ariège, Paris 1965

A. Latreille, É. Delaruelle und J.-R. Palanque, Histoire du catholicisme en France, Bd. 2, Paris 1963

M. Lazar, Amour courtois et Fin'Amors, Paris 1964

H. Ch. Lea, Geschichte der Inquisition im Mittelalter (aus dem Englischen), Bd. 1–3, Bonn 1905–1913

E. Leach, Anthropological aspects of language: animal categories and verbal abuse, in: New directions in the Study of language, hrsg. von E. Lenneberg, Cambridge (USA) 1966

J. Le Goff, La civilisation médiévale, Paris 1964 Le Registre d'Inquisition de Jacques Fournier, siehe J. Fournier

É. Le Roy Ladurie, Les Paysans de Languedoc, Paris 1966

É. Le Roy Ladurie, Le Territoire de l'historien, Paris 1973

Liber sententiarum inquisitionis Tolosanae 1305–1323, hrsg. Ph. van Limborch, in: Historia Inquisitionis, Amsterdam 1692

Alanus von Lille, in: Migne, Patrologia latina, Bd. 210, Paris 1855

R. Manselli, L'Eresia del male, Neapel 1963

G. Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio, Florenz 1759–1798

T. Manteuffel, Naissance d'une hérésie, les adeptes de la pauvreté volontaire au Moyen Âge (aus dem Polnischen), Paris 1970

E. Martin-Chabot, Chanson de la Croisade, Bd. 1: chanson de Guillaume de Tudèle, Bd. 2: poème de l'auteur anonyme, Paris 1931 und 1957 [Textedition]

Ch. Molinier, L'Inquisition dans le Midi de la France au XIII^{e} et au XIV^{e} siècle, Toulouse 1880

Ch. Molinier, Études sur quelques manuscrits des biblio-

thèques d'Italie, concernant l'Inquisition et les croyances hérétiques du XII^e au XVII^e siècle, Archives des missions scientifiques et littéraires 13, Paris 1887 [S. 89–151: Analyse des Registers von Fournier]

Ch. Molinier, L'endura, coutume religieuse des derniers sectaires albigeois, in: Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux 3, 1881

M. Mollat, Études sur l'histoire de la pauvreté, Paris 1974

Moneta Cremonensis, Adversus Catharos et Valdenses libri quinque, Hrsg. Th. A. Ricchini, Rom 1743

A. Moulis, L'Ariège et ses châteaux, Toulouse 1964 A. Moulis, Visage d'Ariège, Verniolle 1964 A. Moulis, Vieux sanctuaires ariégeois, Verniolle 1967–1972

A. Moulis, Traditions et coutumes de mon terroir: comté de Foix et vicomté de Couserans, Verniolle 1972

A. Moulis, Vie et mort d'une maison en montagne, Verniolle 1974

P. Moulis, Le Pays de Sault, Narbonne 1958

R. Nelli, Le Languedoc, le comté de Foix et le Roussillon, Paris 1958

R. Nelli, L'Érotique des troubadours, Toulouse 1963

F. Pasquier, Servage … au comté de Foix, XI^e–XVI^e siècles, in: Bulletin périodique de la Société ariégeoise des Sciences, Lettres et Arts, Bd. 15, 67, Foix 1907

É. Perroy, La Vie religieuse au XIII^e siècle, Paris 1960

Petrus Vallium Sarnaii monachus, Hystoria Albigensis, Hrsg. P. Guébin und É. Lyon, Bd. 1–3, Paris 1926–1939

N. Peyrat, Histoire des Albigeois, Les Albigeois et l'Inquisition, Bd. 1–3, Paris 1870–1872

B. Pierry, Montaillou d'après Jacques Fournier, Magisterarbeit der Universitàt Toulouse 1969J.

P. Piniès, Note sur le livre de magie, in: Aspects des collectivités rurales en domaine occitan, étude anthropologique en pays de Sault, hrsg. von D. Fabre und J. Lacroix, Bd. 1, 1972

G. Platon, Du droit de la famille dans ses rapports avec le régime des biens en droit andorran, in: Bulletin des sciences économiques et sociales du Comité des travaux historiques et scientifiques, 1902, Paris 1903

J. Poumarède, Les Successions dans le sud-ouest de la France au Moyen Âge, Paris 1972 J. Poux Lettres de Philippe le Bel pour le Sabarthès, in: Bulletin philologique et historique du Comité des travaux historiques et scientifiques, 1900, Paris 1901 [Textedition]

A. Rébelliau, Bossuet, historien du Protestantisme, Etude sur l'Histoire des Variations et sur la controverse entre les Protestants et les Catholiques au 17e siècle, 3. Aufl., Paris 1908

R. Redfield, The Little Community, Chicago 1962

R. Redfield, Peasant Society and Culture, Chicago 1962

U. Robert, Les signes d'infamie …, hérétiques, cagots …, Mémoires de la Société nationale des antiquaires de France 49, Paris 1889

St. Runciman, The Médiéval Manichee, A Study of the Christian Dualist Heresy, Cambridge 1947

Ch. Schmidt, Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois, Bd. 1–2, Paris und Genf 1849

J. Schneider u. a., Les Structures sociales de l'Aquitaine, du Languedoc et de l'Espagne au premier âge féodal, Paris 1969

G. Schnûrer, Kirche und Kultur im Mittelalter, Bd. 2, 2. Auflage, Paderborn 1929

Ecbertus Schonaugiensis, Sermones XIII contra Catharos, in: Migne, Patrologia latina, Bd. 195, Spalte 11–102, Paris

H. Sôderberg, La religion des Cathares, Étude sur le gnosticisme de la basse antiquité et du Moyen Âge, Uppsala 1949

J. F. Soulet, La Vie quotidienne dans les Pyrénées sous l'Ancien Régime, du XVI^e au XVIII^e siècle, Paris 1974

C. Thouzellier, Une somme anticathare, le » Liber contra Manicheos« de Durand de Huesca, Löwen 1964 [Texteditionl

C. Thouzellier, Catharisme et valdéisme en Languedoc à la fin du XII^e et au début du XIII^e siècle, Paris 1965

C. Thouzellier, Livre des deux principes, Paris 1973 [Textedition]

V. Verlaque, Jean XXII, Paris 1883

M. Vicaire, Saint Dominique, la vie apostolique, Paris 1965

J. M. Vidal, Une secte … à Pamiers en 1320, in: Annales de Saint-Louis-des-Français 3, 3, April 1899

J. M. Vidal, Origines de la province ecclés. de Toulouse, in: Annales du Midi, 15, 1903

J. M. Vidal, Le Tribunal d'inquisition de Pamiers, Toulouse 1906 [Grundlegend; Auszug aus den Annales de Saint-Louis-des-Français à Moscou 8–10, 1904–1905]

J. M. Vidal, Les derniers ministres de l'Albigéisme en Languedoc. Leurs doctrines, in: Revue des questions historiques, N.S. 35, 1906

J. M. Vidal, Doctrine et morale des derniers ministres albigeois, in: Revue des questions historiques, N.S. 41, 1909 und 42, 1909

J. M. Vidal, Note sur la parenté de Jacques Fournier – Benoît XII, Foix 1929

J. M. Vidal, Histoire des évêques de Pamiers, 1312–1467, in: Castillon, Bulletin historique du diocèse de Pamiers 1932

W. L. Wakefield, Heresy, crusade and inquisition in southern France, 1100–1250, London 1974

Ph. Wolff, Commerce et marchands de Toulouse, Paris 1954

Y. Yver, Essai de géographie coutumière, Paris 1966
A. Zink, Azereix, Paris 1969